

Wandel und Anpassung in der Geschichte Estlands 16.–20. Jahrhundert

Change and Adaption in Estonian History 16th–20th Century



Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Herausgegeben vom
Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –

in Verbindung mit
Andres Kasekamp (Tartu), Nikolaus Katzer (Moskau),
Claudia Kraft (Erfurt), Ilgvars Misāns (Riga),
David J. Smith (Glasgow), Darius Staliūnas (Vilnius),
Robert Traba (Berlin) und Elena Zubkova (Moskau)

Wandel und Anpassung in der Geschichte
Estlands 16.–20. Jahrhundert /
Change and Adaptation in Estonian History
16th–20th Century

Wissenschaftlich verantwortlich:
Karsten Brüggemann, Tallinn

22. Jahrgang 2013
Lüneburg 2014

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e.V. (IKGN)
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 40 05 90
Telefax (0 41 31) 40 05 95 9
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
<http://www.ikgn.de>

Umschlagabbildung: „Vana raekoda - Altes Rathaus“ aus dem Leporello „Tallinn-Eesti III“. Fotograf unbekannt; Quelle: Nordost-Institut, Bestand: Postkartensammlung, Sign. 1-Rev-Ser-2.

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Nordost-Institut nicht möglich, die Inhaber aller Bildrechte zu ermitteln. Wir bitten die Rechteinhaber sich mit dem Nordost-Institut in Verbindung zu setzen.

Redaktion:

Anja Wilhelmi, Andreas Lawaty

Die Beiträge der Zeitschrift „Nordost-Archiv“ werden im Double-Blind-Peer-Review-Verfahren begutachtet. Das „Nordost-Archiv“ ist eine referierte Zeitschrift.

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.

Preis pro Heft € 17,50, Jahresabonnement € 15,00 zuzüglich Versandkosten.

Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf, Mindestlaufzeit 2 Jahre. Das jeweilige Abonnement kann bis zum 30. September des laufenden Jahres gekündigt werden. Die Kündigung bedarf der Schriftform (per Brief oder Fax).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprache, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS

Satz: flo & flo, Thorn, Polen

Herstellung: Stahringer: Satz.GmbH, Grünberg

ISSN 0029-1595

**Wandel und Anpassung in der Geschichte
Estlands 16.–20. Jahrhundert /
Change and Adaptation in Estonian History
16th–20th Century**

| | |
|---|-----|
| Editorial: | |
| Karsten Brüggemann (Tallinn) | 9 |
| Abhandlungen | |
| Priit Raudkivi (Tallinn): Tracing Social Change. The Case of Old Livonia | 15 |
| Inna Põltsam-Jürjo (Tallinn): Die estländische Kleinstadt Neu-Pernau unter polnischer Herrschaft und zur Zeit der Gegenreformation (1582–1617) | 37 |
| Aivar Põldvee (Tallinn): Die langsame Reformation: Luthertum, Schrifttum und die ethnischen Bauern im 16.–17. Jahrhundert | 56 |
| Karsten Brüggemann (Tallinn): Ein Fall von „Verschmelzung“ mit Russland? Zur nationalen Frage in der Orthodoxen Kirche der Ostseeprovinzen im späten Zarenreich | 89 |
| Väino Sirk (Tallinn): Radikalisierung und Ethnisierung: Bildungspolitische Strategien der Esten und Deutschbalten in Reaktion auf die Reformen unter Alexander III. (Mitte der 1880er Jahre bis 1914) | 112 |
| Toomas Karjahärm (Tallinn): Gewalt in Estland im Jahr 1905. Ursachen und Erscheinungsformen | 140 |
| Aivar Jürgenson (Tallinn): Vaterlandsliebe und rollende Steine. Die öffentliche Rezeption der Auswanderung in Estland (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts) | 175 |
| Magnus Ilmjärv (Tallinn): Die tschechoslowakische Krise und die baltischen Staaten | 198 |
| Maie Pihlamägi (Tallinn): Administrative Shakeup in Industry and Construction: The 1957–1965 “Sovharkhoz” Reform in the Estonian SSR | 237 |
| Forschungsbericht | |
| Ulrike Plath (Tallinn): Baltische Nahrungsgeschichte. Ein Forschungsbericht | 263 |

Rezensionen

| | |
|---|-----|
| Cornelius Hasselblatt: Estnische Literatur in deutscher Übersetzung. Eine Rezeptionsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert (Ulrike Plath) | 271 |
| Heinrich Detering, Torsten Hoffmann u.a. (Hrsg.): Nationalepen zwischen Fakten und Fiktionen. Beiträge zum komparatistischen Symposium 6.–8. Mai 2010 Tartu (Jürgen Joachimsthaler) | 274 |
| Gunnar Prause, Urve Venesaar (Hrsg.): University-Business Cooperation Tallinn 2011 (Stefan Ewert) | 278 |
| Heike Müns: Adeliges Privatleben vom Kaiserreich bis zur Revolution 1918. Die Tagebücher und Memoiren des Oldenburger Kammerherrn und Generalintendanten von Radetzky-Mikulcz und seiner Familie (Riga – Berlin – Oldenburg) (Anja Wilhelmi) | 280 |
| Ilse von zur Mühlen (Hrsg.): Glanz und Elend. Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung des Ostpreußischen Landesmuseums und der Carl-Schirren-Gesellschaft e.V. (1. Dezember 2012 bis 14. April 2013) (Anja Wilhelmi) | 282 |
| Ewa Szymani (Hrsg.): Deutsche und Polen in der Aufklärung und in der Romantik. Verweigerung eines Transfers? (Hans-Jürgen Bömelburg) | 286 |
| Kaspars Zellis: Ilūziju un baiļu mašīnērja. Propaganda nacistu okupētajā Latvijā: vara, mediji un sabiedrība (1941–1945) [Die Maschinerie der Illusionen und Ängste. Propaganda im nationalsozialistisch besetzten Lettland: Macht, Medien und Gesellschaft (1941–1945)] (Tilman Plath) | 289 |
| Viktor Krieger: Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft. Historische Schlüsselerfahrungen und kollektives Gedächtnis (Wilhelm Mensing) | 292 |
| Peter Haslinger (Hrsg.): Schutzvereine in Ostmitteleuropa. Vereinswesen, Sprachkonflikte und Dynamiken nationaler Mobilisierung 1860–1939 (Stefan Thierfelder) | 295 |
| Svetlana Korzun: Heinrich von Huyssen (1666–1739). Prinzenenerzieher, Diplomat und Publizist in den Diensten Zar Peters I., des Großen (Alla Keuten) | 300 |
| Rudolf A. Mark: Krieg an fernen Fronten. Die Deutschen in Zentralasien und am Hindukusch 1914–1924 (Harald Potempa) | 302 |
| Julia Eichenberg: Kämpfen für Frieden und Fürsorge. Polnische Veteranen des Ersten Weltkriegs und ihre internationalen Kontakte, 1918–1939 (Martin Kohlrausch) ... | 304 |
| Arno Menzel-Reuters, Klaus Neitmann (Hrsg.): Preussen und Livland im Zeichen der Reformation (Norbert Angermann) | 307 |

| | |
|---|-----|
| Jörg Hackmann (Hrsg.): Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge / Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regional Features and the European Context (Rüdiger Ritter) | 310 |
| Vladas Sirutavičius, Darius Staliūnas u.a. (Hrsg.): Lietuvos Žydai. Istorinė Studija [Die Juden Litauens. Eine historische Studie] (Joachim Tauber) | 312 |
| Ēriks Jēkabsons, Valters Ščerbinskis (Hrsg.): Apvērsums. 1934. gada 15. maija notikumi pētījumos un avotos [Der Umsturz. Die Ereignisse des 15. Mai 1934 in Forschungen und Quellen] (Ron Hellfritsch) | 314 |
| Timo Vihavainen, Andrei N. Saharov (Hrsg.): Suomi ja Venäjä 1808–1809. Suomalais-venäläisissä historianutkijoiden symposiumeissa Moskovassa vuonna 2007 ja Haminassa vuonna 2009 pidetyt esitelmät [Finnland und Russland 1808–1809. Die auf den finnisch-russischen Historikersymposien in Moskau 2007 und in Hamina 2009 gehaltenen Vorträge] (Frank Neemann) | 317 |
| Matthias Stadelmann: Großfürst Konstantin Nikolaevič. Der persönliche Faktor und die Kultur des Wandels in der russischen Autokratie (Rudolf A. Mark) | 325 |
| Andreas Fülberth: Riga. Kleine Geschichte der Stadt (Detlef Henning) | 328 |
| Wojciech Kriegseisen: Die Protestanten in Polen-Litauen (1696–1763) (Kolja Lichy) | 330 |
| Matthias Asche, Werner Buchholz u.a. (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Tl.4 (Klaus Neitmann) | 332 |
| Thomas Lange: Zwischen Reformation und Untergang Alt-Livlands. Der Rigaer Erzbischof Wilhelm von Brandenburg im Beziehungsgeflecht der livländischen Konföderation und ihrer Nachbarländer (Madis Maasing) | 335 |
| Die Autoren der Abhandlungen | 341 |

EDITORIAL

Die vorliegende Ausgabe des Nordost-Archivs dokumentiert die Ergebnisse eines sechsjährigen Forschungsprojekts des Historischen Instituts der Universität Tallinn, das die Wissenschaftsförderung der Republik Estland unter dem Titel „Kohanemine modernusega: Eesti ühiskonna vastus poliitilistele, sotsiaalsetele, majanduslikele ja kultuurilistele väljakutsetele transformatsiooni aegadel (16.–20. sajand) – Adapting to modernity: The Estonian society’s response to political, social, economic and cultural challenges in times of transformation (16th–20th centuries)“ von 2009 bis 2014 unterstützt hat.¹ Es ist müßig, sich an dieser Stelle über die Förderungsbedingungen auszulassen, die im Bereich der Geisteswissenschaften in Estland nahezu ausschließlich durch staatliche Geldzuweisungen geschaffen werden. Da es keine langfristige institutionelle finanzielle Unterstützung gibt, weder von staatlicher noch von universitärer Seite, bedeutet Projektförderung zugleich Erhaltung von wissenschaftspolitisch erwünschten Instituten. Dass es dabei oft nicht auf die einzigartige Qualität eines Projektantrags, sondern ebenso auf die wissenschaftsstrategische Bedeutung – gesetzt den Fall, es gibt eine solche Strategie – eines Instituts ankommt, ist wohl eine notwendige Konsequenz dieser Ausgangslage. Allerdings heißt dies auch, dass nicht etwa das Projektthema die Auswahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bestimmt, sondern die persönlichen Kompetenzen der Kollegen eines Instituts in ein gemeinsames Oberthema einfließen. Dass solch ein *umbrella*-Projekt nicht notwendigerweise qualitativ hinter thematisch enger gebündelten Kooperationen zurückstehen muss, soll die Zusammenstellung der für diese Ausgabe des Nordost-Archivs verfassten Texte demonstrieren.

Hieraus ergibt sich auch die ungewöhnlich weite zeitliche Ausrichtung des in dieser Einführung vorgestellten Projekts: Da die Abteilung für Geschichte des Tallinner Historischen Instituts auch im Interesse der universitären Lehre neben den eigenen Abteilungen für Archäologie und Kunstgeschichte die „ganze“ Geschichte der Region abzudecken bestrebt ist, reicht auch das individuelle Forschungsinteresse vom ausgehenden Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert.

Die politischen Veränderungen in Osteuropa am Ende des 20. Jahrhunderts haben unter der Rubrik der „Transformationsstudien“ eine wissenschaftliche Reaktion produziert, deren Resultate ihr Augenmerk nicht mehr so sehr auf die *longue durée* von historischen Phänomenen und Strukturen legen, sondern den Umbruch, den plötzlichen Wechsel politisch-sozialer Rahmenbedingungen thematisieren.² Dadurch eröffnet sich der Blick auf historische Veränderungen, welche auf einem gegebenen Territorium im Kontext einer vergleichenden diachronen Geschichte untersucht werden können. Die im Rahmen einer synchronen Transformationsgeschichte der letzten Jahrzehnte herausgehobene Rolle der baltischen Staaten als einzige ehemalige Sowjetrepubliken, die heute der NATO und der EU angehören,³ ist

1 Die Förderung auch dieses Beitrags läuft unter der Projektnummer SF 0130038s09.

2 Wolfgang Merkel: Systemtransformation. Eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung, Opladen 1999; David Lane (Hrsg.): The Legacy of State Socialism and the Future of Transformation, Lanham 2002.

3 David J. Smith (Hrsg.): The Baltic States and their Region. New Europe or Old?, Amsterdam 2005; Richard M. Mole: The Baltic States From the Soviet Union to the European Union. Identity,

nur das jüngste Kennzeichen radikaler Veränderungen in diesem Raum, welcher schon seit dem Mittelalter kontinuierlich Schauplatz historischer Prozesse des politischen, sozialen und kulturellen Wandels gewesen ist. In einer Welt nach diversen „turns“ scheint die klassische Vorstellung einer kontinuierlichen Modernisierung menschlicher Gemeinschaften gegenüber den außerordentlich beständigen kulturellen Traditionen und der Bedeutung überkommener Werte nicht mehr in Einklang zu bringen zu sein. Die historische Entwicklung bestimmter Gesellschaften wie der in der Region der heutigen baltischen Staaten kann nur vor dem Hintergrund eines komplexen Rasters von Herausforderungen und Antworten auf Wandlungsprozesse verstanden werden, die selten linear verlaufen.⁴

Die historischen Gesellschaften auf dem Gebiet, das üblicherweise als „Estland“ bezeichnet wird – ein Terminus, der in der Vergangenheit territorial keineswegs einheitlich war –, haben zahlreiche Veränderungen in ihren politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen erlebt. Die diversen sozialen und/oder ethnischen Gruppen nutzten im Laufe der Zeit unterschiedliche Strategien, um sich an veränderte Umstände anzupassen. Im 20. Jahrhundert allein gab es drei als revolutionär zu bezeichnende Umbrüche: a) die politische Etablierung von Nationalstaaten 1918/20, die zugleich einen entscheidenden Wandel der sozialen und wirtschaftlichen Rahmen, aber auch der kulturellen Praktiken nach sich zog; b) die sowjetische Okkupation und schließlich Annexion im Sommer 1941, welche erneut einen sich über Jahre hinziehenden, oft von Gewalt begleiteten Adaptionsprozess an die sowjetische Ordnung bedeuteten; c) die osteuropäische Wende infolge der Implosion der Sowjetunion, die zwar eine oft proklamierte Rückkehr zur „Normalität“ bedeutete,⁵ aber doch erhebliche Umbrüche im Leben der Länder und ihrer Bevölkerungen nach sich zog. Wenn man dann noch in Betracht zieht, dass allein der Wandel der Jahre 1988 bis 1991 weitgehend gewaltlos ablief, ist eine weitere Komponente des Problems der Transformation benannt – Gewalt als historische Begleiterin weitgreifender, oftmals revolutionärer Umgestaltungsprozesse, die sich, zumindest an der Oberfläche der politisch-sozialen Strukturen, in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum abspielten.

In der Geschichte hat es aber nicht nur solche abrupten Veränderungen gegeben, die ja selbst schon einen meist weitaus länger währenden kulturellen Adaptionsvorgang auslösten – man denke nur an den raschen Sieg der Reformation in den baltischen Hansestädten, deren Einwurzelung unter der Lokalbevölkerung eher in Jahrhunderten als in Dezennien zu messen sein dürfte. Zu diesen längerfristigen Veränderungen gehören Phänomene wie die Industrialisierung der Region oder der Prozess der zeitlich weitgehend parallel verlaufenden Ethnisierung der Aushandlung politischer Optionen unter den diversen nationalen Gruppen. In ihrer eindrucksvollen Monografie hat Heide W. Whelan z.B. den langwierigen Prozess des „Adapting to Modernity“ des deutschbaltischen Adels analysiert. Dabei identifizierte die Autorin wirtschaftliche, soziale und politische Herausforderungen der Modernisierung im 19. Jahrhundert, auf die der Adel mit diversen Selbsterhaltungsstrategien reagierte, um

Discourse and Power in the Post-Communist Transition of Estonia, Latvia and Lithuania, London u.a. 2012.

4 Ronald Inglehart, Christian Welzel: *Modernization, Cultural Change, and Democracy. The Human Development Sequence*, Cambridge 2005.

5 Zu dieser „Normalität“ siehe Daina Stukuls Eglitis: *Imagining the Nation. History, Modernity, and Revolution in Latvia*, University Park, PA 2002.

seinen sozialen Status zu sichern.⁶ Notwendigerweise verlangt jede Transformationsperiode andere Strategien seitens der verschiedenen Segmente der Bevölkerung, seien es Bauern oder Adlige, Kaufleute oder *literati*, Esten bzw. Letten oder Deutsche, Frauen oder Männer. Eine nähere Analyse dieser individuellen Anpassungsstrategien kann zu einem breiteren Verständnis der Gesellschaft Estlands im Laufe ihrer Entwicklung über die Jahrhunderte führen.

Es sei an dieser Stelle nur kurz auf die in den einzelnen Artikeln angesprochenen Perioden des Wandels eingegangen. Zunächst ist es Priit Raudkivi ein Anliegen, die Reaktion der livländischen Mächte zwischen der Einführung der Reformation in den Städten und dem Ausbruch des Livländischen Krieges 1558 in einen näheren Zusammenhang zu stellen. Seiner Ansicht nach hätte eine adäquate Reaktion der katholischen Mächte auf die Reformation die lokalen Kräfteverhältnisse unabhängiger von der päpstlichen Kurie gestalten können. Die Rhetorik des Ordens, in der Livland als christlicher Vorposten gegenüber Russland erschien, war Raudkivi zufolge in erster Linie eine Strategie der Bewahrung des *Status quo*, die auch dem – wahrscheinlich utopischen – Zweck diene, das Reich an sich zu binden. So habe sich infolge der Reformation unter den livländischen Lokalmächten ein Zustand des gegenseitigen Misstrauens herausgebildet, welcher keinen Raum mehr ließ, um geschlossen gegen Ivan IV. aufzutreten.

Inna Pölsam-Jürjo untersucht die Reaktion lokaler Faktoren in der Kleinstadt Neu-Pernau auf die nach Beendigung des Livländischen Krieges begonnene polnische Herrschaft und die von dieser zumindest ideell eingeleiteten Gegenreformation. Letztlich hielt sich der offizielle Rekatholisierungsdruck jedoch in Maßen, weshalb in der Stadt sogar eine neue protestantische Kirche errichtet werden konnte. Allerdings bleibt der Autorin zufolge ein erhebliches Maß an individueller religiöser Intoleranz zu konstatieren, weshalb z.B. die Lage des katholischen Klerus in Neu-Pernau nicht beneidenswert war. Gerade jedoch die wirtschaftlichen Aktivitäten der Bürger sieht Pölsam-Jürjo als wesentliches Anzeichen für deren erfolgreiche Anpassung an die Realitäten unter der neuen Herrschaft.

Einen weiteren Einblick in die – langfristigen – Folgen der Reformation bieten die Ausführungen von Aivar Pöldvee. Unter dem sprechenden Titel „Langsame Reformation“ beschreibt er den Jahrhunderte währenden Prozess der Lutheranisierung der lokalen Bevölkerung, der nicht zuletzt durch die erheblich verzögerte Adaption der Pastoren, die erst ab der Mitte des 17. Jahrhunderts mehrheitlich in der Lage waren, in den Sprachen ihrer „Schäfchen“ zu predigen, behindert wurde. Erst zu dieser Zeit wurde auch der Schriftsprache eine volkstümlichere Form gegeben, durch die die Alphabetisierung der estnischen bäuerlichen Bevölkerung erleichtert wurde. Erst als der Glaube auch von Esten, oftmals außerhalb des Rahmens der offiziellen Kirche, gepredigt wurde, verbesserten sich auch die Voraussetzungen für die Annahme der Lehren Luthers unter der Lokalbevölkerung.

Gute 200 Jahre später wurde Bildung zu einem wesentlichen Faktor der Auseinandersetzung mit einer aus St. Petersburg vorgeschriebenen Schulreform, mit der sich Väino Sirk auseinandersetzt. Führen die maßgeblichen lokalen Persönlichkeiten und Institutionen zunächst eine Strategie der Anpassung und des passiven Widerstands gegen die Reformen, erwuchs sich daraus infolge der Revolution von 1905/06 eine scharfe Konfrontation mit der

6 Heide W. Whelan: *Adapting to Modernity: Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*, Köln u.a. 1999.

Regierung. Auch wenn zeitgleich die generellen estnischen und deutschbaltischen Ziele für eine Autonomie des Gouvernements Estland unter dem Einfluss des Nationalismus kaum mehr als vereinbar erscheinen konnten, blieb doch stets ein gemeinsamer Nenner in den jeweiligen Visionen für ein zukünftiges Bildungssystem. Ob eine konstruktivere russländische Nationalitätenpolitik hier einen Raum für Aushandlungen im lokalen Rahmen hätte schaffen können, muss jedoch Spekulation bleiben.

Mit der Frage, inwieweit sich die Orthodoxe Kirche, die seit der Konversionsbewegung in den 1840er Jahren auch in den Ostseeprovinzen zu einem lokalen Faktor geworden war, an die Bedingungen der Region anzupassen bereit war, untersucht Karsten Brüggemann. Ihm zufolge war es eine Mischung aus verschiedener Faktoren – das gestiegene Bewusstsein für den imperialen Auftrag der Staatskirche im russischen orthodoxen Klerus, die erheblichen Unterschiede im sozialen Profil der orthodoxen Priester im Vergleich zu den (studierten) lutherischen Pastoren, aber nicht zuletzt auch das wachsende Empfinden der eigenen kulturellen Herkunft unter den orthodoxen Priestern estnischer und lettischer Herkunft – die am Ende der Herrschaft Alexanders II. zu ethnisch grundierten Konflikten innerhalb der lokalen Orthodoxie führte. Nachdem die „orthodoxe Offensive“ der späten 1880er und 1890er Jahre unter Alexander III. – repräsentative Kirchenneubauten, Klostergründungen, erhebliche Investitionen in die baltische Orthodoxie etc. – keineswegs zu einer weiteren Verbreitung des „Zarenglaubens“ geführt hatte, lassen sich aus offiziellen Verlautbarungen der Kirche zu Beginn des 20. Jahrhunderts einige Zugeständnisse an die lokalen Bedingungen herauslesen, die jedoch nicht unbedingt maßgeblich für das Verhalten individueller Amtsträger waren.

Auch Toomas Karjahärm hat den weiteren imperialen Rahmen im Blick, wenn er sich mit den Umwälzungen der Revolution von 1905/06 beschäftigt. Dabei widmet er der Rolle der Gewaltanwendung auf beiden Seiten die notwendige Aufmerksamkeit, um die Probleme deutlich zu machen, welche die Anpassung an die postrevolutionäre Phase bei Esten und Letten auf der einen sowie den Deutschen und der Staatsmacht auf der anderen Seite mit sich brachte. Dass selbst die gemäßigten estnischen Politiker bereit waren, im Herbst 1905 zumindest von einem passivem Widerstand gegen das Imperium zu sprechen, zeigt nicht nur den massiven Vertrauensverlust, mit dem die Autokratie umzugehen hatte, sondern auch, dass Gewalt kein Monopol der radikalen Kräfte war. Gewalt als Strategie, Veränderungen zu erreichen, auch das macht der Autor deutlich, führte in diesem Fall jedoch nur zu noch mehr Gewalt von Seiten des Staates. Aber auch das war kein isoliertes Problem der Ostseeprovinzen, sondern trug reichsweit zum Niedergang der Herrschaft Nikolajs II. bei.

Aivar Jürgenson widmet sich dem Phänomen der massenhaften Auswanderung aus Estland in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dabei untersucht er anhand der Presse den Prozess der allmählich zunehmenden Akzeptanz der Auswanderung in der Gesellschaft. Die Konzentration auf das sich wandelnde Verständnis von „Heimat“ bietet ihm die Möglichkeit, eine konservative Position zu identifizieren, welche kollektive Traditionen und die Frage der Identität in den Vordergrund stellte und Auswanderung als Verrat an dieser Heimat ablehnte. Eine liberalere Position, die sich allmählich herausbildete, argumentierte demgegenüber, dass die Menschen von den Bindungen an ihre Heimat frei würden, sobald diese Heimat ihrerseits ihre Verpflichtungen nicht mehr erfüllte, also einer selbstbestimmten Entwicklung im Wege stand. Nur diese Sichtweise hielt Auswanderung für eine akzeptable Strategie, um unter den Herausforderungen des ökonomischen Wandels in einem erweiterten, imperialen territorialen Rahmen zu bestehen.

Die Außenpolitik der baltischen Staaten in den Monaten der Tschechoslowakischen Krise 1938, das Thema des Beitrags von Maguns Ilmjärv, spiegelt einen wichtigen Anpassungsprozess an die kontinentaleuropäischen Veränderungen während der Phase des britischen und französischen *appeasement*: In ihrem Verlauf wandten sich die ostmitteleuropäischen Kleinstaaten von der Idee der kollektiven Sicherheit und den vermeintlichen Garantien des Völkerbund-Systems ab und entschieden sich für eine Neutralitätspolitik, mit der sie letztlich jedoch die Chance verspielten, im Ernstfall Unterstützung von außen zu erhalten. Anhand umfangreicher Archivalien aus diversen Ländern – zumeist diplomatischer Schriftverkehr – vermag der Autor die außenpolitischen Zwänge und innenpolitischen Strategien herauszuarbeiten, die in solch eine selbstisolierende Haltung zur internationalen Lage mündeten.

Schließlich beschreibt Maie Pihlamägi die Herausforderungen der Destalinisierung auf wirtschaftspolitischem Gebiet, indem sie sich mit der Einführung des Volkswirtschaftsrats (*sovnarchoz*) in der Estnischen SSR und der angestrebten Dezentralisierung der Industrieverwaltung seit 1957 beschäftigt. Dabei geht es ihr um die Maßnahmen, mit denen das auf den Produktionszweigen basierende Prinzip der Produktionssteuerung durch das territoriale Prinzip ersetzt wurde. Dass derartige Veränderungen in der Verwaltungsstruktur nicht zwangsläufig alle notwendigen Anpassungen im Bereich der Produktion und der für Letztere maßgeblichen Investitionspolitik nach sich zogen, ist wohl typisch für die strukturelle Behäbigkeit einer Planwirtschaft. Dass schon bald, und erst recht nach der Beendigung der Reform 1965, immer mehr zentralisierende Maßnahmen umgesetzt wurden, dürfte in dieser Hinsicht dem Charakter des sowjetischen Wirtschaftsmodells entsprechen.

Die Aufnahme eines Forschungsberichts zur baltischen Nahrungsgeschichte von Ulrike Plath, die als Stiftungsprofessorin für deutsche Geschichte und Kultur in der baltischen Region ebenfalls am Historischen Institut der Universität Tallinn arbeitet, liefert ein weiteres Zeugnis der Vielfalt der Beschäftigung mit der Vergangenheit an dieser Institution ab. Da zudem das Nordost-Institut in Lüneburg im Einvernehmen mit der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien administrativ die Betreuung dieser Professur übernommen hat, gibt es einen weiteren Grund dafür, Tallinner Forschungsergebnisse in der Lüneburger Zeitschrift zu dokumentieren.

Für die Ermöglichung dieser Publikation sind die Autorinnen und Autoren dieses Heftes namentlich Joachim Tauber, dem Direktor des Nordost-Instituts, sehr dankbar. Für die redaktionelle Betreuung dieser Nummer des „Nordost-Archivs“ war Anja Wilhelmi zuständig, der an dieser Stelle ebenfalls herzlich für ihre professionelle Kooperation gedankt sei.

Die Idee für diese „estnische“ Ausgabe des Nordost-Archivs ist jedoch untrennbar mit Konrad Maier (1958–2013) verbunden. Aufgrund seines unerwarteten Todes vor mittlerweile einem guten Jahr kann er leider dieses Heft nicht mehr in den Händen halten. Wir können nur hoffen, dass es ihm gefallen hätte.

Karsten Brüggemann, Tallinn

ABHANDLUNGEN

Tracing Social Change. The Case of Old Livonia

by Priit Raudkivi

When, in 1944, Estonia was plunged into yet another regime upheaval and embarked on a thorough reorganisation of all aspects of society, it became imperative to find historical justification for the country's incorporation into the Soviet Union. Estonian historians were entrusted with the task of setting local history on the "right" methodological tracks within the general framework of so-called historical materialism. A few words of explanation for those uninitiated in historical materialism as a social theory. This conception of society was an extension of the class struggle theory conceived by Karl Marx and Friedrich Engels, which was preached by the leading figures of the socialist camp (Vladimir Lenin, Josef Stalin et.al.), among others; in the USSR, the final documents of various Communist Party forums would provide further methodological adjustments. Social progress is driven by class struggle; based on the ownership of the means of production and the character of proprietary relations, social development can be divided into phases, or social formations. Such was the framework into which the history of Estonia was squeezed during the Soviet occupation. The work on the new periodisation of the history of Estonia was time-consuming, and culminated in 1952 with the publication of "History of the ESSR".¹ The two objectives prescribed by the communist ideology had been achieved: 1) the history of Estonia had been transformed into the history of class struggle; 2) the dominant motif running through all the periods was the positive role of the incomparable Russian nation in local history.²

Why bring up a 60-year-old discourse with next to no scientific value and very little relevance outside the Estonian culture and research community? I believe, for one, that there is always something to be learned from even the most bizarre historical writing. The first lesson learned is that any historian striving to serve *Clio* to the best of their ability must be free of existential fear. The team behind "History of the ESSR" did not comprise hard-core, orthodox, blinkered communists raised in a socialist environment. Among the authors were people who had matured into academic researchers during Estonia's brief independence period and who were thus fully aware of the true meaning of ideologically unfettered historiography. The second lesson is provided by the narrative itself: the pre-determined social scheme was filled with historical material, but this was done selectively, strictly supporting the concept of historical materialism. The third lesson is the abuse of Marxism. The past was portrayed as being at the mercy of a mysterious, seemingly universal force (class struggle), traces of which were seen in each and any act of social

1 Gustav Naan (ed.): Eesti NSV ajalugu (kõige vanemast ajast tänapäevani) [History of the Estonian SSR (From ancient times to the present day)], Tallinn 1952.

2 See the M.A. thesis by Helen Lausmaa-Saar: Ajalooteadus Nõukogude Eestis 1944–1952 [History writing in Soviet Estonia 1944–1952], Tallinn 2012.

communication. The fourth conclusion is broader and concerns the science of history in general. I believe namely that the ideologised interpretation of history, forced into a vulgar sociological mould, generated, and even today still generates (after all, we must know our ideological legacy!) – a reluctance, especially on the part of critically-minded historians, to use the resources of social sciences in history. This holds true not only for Estonia, but also for nations that have never felt direct ideological pressure.³ Much depends on the nature of the individual researcher, of course. However, history and social sciences have always been intertwined. Social scientists cannot do without historians, because the eggs they use for their social science omelette are laid by the historians, to quote the British sociologist Ronald P. Dore.⁴ Social scientists draw generalisations about social development based on the materials fed to them by historians. For example, they contemplate the concepts or analytical categories, such as social power or state, employed by historians in their texts. Social scientists also create new categories (such as social vulnerability, social capital,⁵ social stress, etc.), which enrich, through the concrete historical context in which they are placed, the scientific perception of the past. Besides, in my opinion, a good historical text should be measured by the sociologising generalisations drawn in the concluding remarks.

Looking at the texts produced by historians, we see that they inevitably make “forays” into other disciplines. Every historian is a psychologist, albeit mostly self-taught. Scientific psychology and the science of history have not yet become friends, despite the oft-expressed need for such friendship.⁶ A historian is “an engineer of human souls” only by intuition. Mostly, however, historians are unable to convincingly get under the skin of the people of the past, because in search of behavioural motives and causal relations they would rely on personal models of behaviour. Michel Foucault introduced the concept of *episteme* meaning the historical *a priori* that grounds knowledge and its discourses and thus represents

3 Peter Burke: *History and Social Theory*, Cambridge 2009, p. 2.

4 *Ibidem*, pp. 141-142.

5 The core of the social capital theory is the notion that societal networks have their intrinsic value. According to Pierre Bourdieu and Loïc Wacquant the social capital is the sum of resources, actual or virtual, that accrue to an individual or a group by virtue of possessing a durable network of more or less institutionalized relationships of mutual acquaintance and recognition. See John Scott (ed.): *Sociology. The Key Concepts*, London etc. 2006, pp. 152-155. Most generally, social capital includes three constituent parts, i.e. the communication network, norms, and trust. Putting these elements together, social capital is complexly conceptualized as the network of associations, activities, or relations that bind people together as a community via certain norms and psychological capacities, notably trust, which are essential for civil society and productive of future collective action or goods, as are other forms of capital. See James Farr: *Social Capital: A Conceptual History*, in: *Political Theory* 32 (2004), pp. 6-33, here p. 9.

6 Sidney Ratner: *The Historian's Approach to Psychology*, in: *Journal of the History of Ideas* 2 (1941), pp. 95-109; Jean Leclercq: *Modern Psychology and the Interpretation of Medieval Texts*, in: *Speculum* 48 (1973), pp. 476-490; Bernard Bailyn: *The Challenge of Modern Historiography*, in: *The American Historical Review* 87 (1982), pp. 1-24. It is worth mentioning great historians, e.g. Karl Lamprecht, who regard history as applied social psychology. Robert S. Woodworth, an American psychologist argued back in 1931, that an entire pleiad of overseas psychologists had studied sensations, memory, and many other questions, but not human motivation. Robert S. Woodworth: *Contemporary Schools of Psychology*, New York 1931, pp. 192 f.

the condition of their possibility within a particular epoch.⁷ What if we could elaborate on this notion and say that *episteme* has certain sub-forms depending on the positions of socio-political forces in various associations? The exploitation of the captured psychological idiosyncrasies of the past in daily research is even more complicated, however. Nonetheless, I would refrain from labelling “psychohistory” an exciting phenomenon. For example, I believe that Erik Erikson’s classic book “Young Man Luther” makes extremely interesting reading, but despite the many truthful nuances, it would be too risky to apply the methods of psychoanalysis in so-called mainstream historiography. In other words: conventional science of history cannot afford the luxury of using analytical categories of questionable social truth as categories of differentiation. On the level of social facts, at least, the researcher has to be firmly grounded in the real world. A completely separate problem, of course, is how to untangle a social fact and give it credibility. At the risk of not sounding very scientific, I maintain that a historian must inevitably use his or her imagination to understand social processes. In other words, every historical fact is a result of certain social processes, and it is the researcher’s task to crack them open. It is a matter of choice whether to borrow analytical instruments from a clearly formulated social theory, or to trust one’s own judgement. A historian must understand that in potential historiographic discussions, the debate may reach the level of concept semantics, i.e. a need may arise to explain the contents of the concept used in a narrative. More often than not, however, historians do not concern themselves with semantics. I subscribe to Paul Veyne’s opinion that the actual essence of concepts is only revealed during research⁸ and that concepts will never become fully finalised. Using historiographic legacy without occasionally paying attention to semantic problems, on the other hand, may lead to historiography falling into a decades-old rut.

This article aims to discuss the reasons why, in the first half of the 16th century, the society of Old Livonia failed to find the resources to avoid rapid collapse in the initial phase of the Livonian wars that broke out in 1558. It is a generally acknowledged fact that local wealth collapsed like a house of cards in the so-called Russian-Livonian War.⁹ Yet, operating with the notion of Old Livonia, are we able to pinpoint the core of internal relations within this complicated phenomenon? Even Livonia’s disintegration – individual social factions appealed to external powers long before the start of the war in 1558 – indicates that separatist sentiments, attitudes that ignored or repudiated the interests of the whole, outweighed the sense of unity. These sentiments, however, hardly emerged overnight. Perhaps, when we use the concept of Old Livonia as an analytical category, we expect the local society to have possessed qualities it never had. *Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte* can provide the principal framework for an analysis of social life. However, various regions of Old Livonia

7 Lisa Downing: *The Cambridge Introduction to Michel Foucault*, Cambridge 2008, pp. 9 f., 39 f., 42-46.

8 Paul Veyne: *Kas kreeklased uskusid oma müüte? Essee konstitueerivast kujutlusvõimest [Did the Greeks believe in Their Myths? An Essay on the Constitutive Imagination]*, Tallinn 2006, pp. 205 f.

9 Hans Kruus: *Vene-Liivi sõda (1558–1561) [Russian-Livonian War (1558–1561)]*, Tartu 1924. My purpose was not to analyze the extensive historiography of Livonian wars, where various methodologies have been used in attempts to determine the reasons for the failure of Livonian statehood. Undoubtedly this is an interesting question which deserves additional historiographical analyses.

were subjected to different powers and, in situations that presumed communication across the territorial borders, may have adopted disparate rules and behavioural strategies.

Seeking an answer as to why Livonia disintegrated so fast leads to the question of social change, which should in fact be one of the main targets of the science of history. Diversity in power relations also means diversity in the preconditions for social change in different domains. Social sciences use various definitions for social change, such as growth, evolution, downfall, decadence, etc. These presume changes in the internal development of one or another phenomenon. However, it is equally common to look for outside impulses, in which case the notions borrowing, diffusion, imitation, etc. are used. A social change can also be driven by certain factors that do not manifest themselves through written sources,¹⁰ for example the endurance of environmental conditions that either damage or destroy the resources necessary for a community's survival.¹¹

Over 350 years Livonian society inevitably had to undergo certain modifications. The problem, however, is the direction of this change. Was it just individual socio-political forces that were subject to change, leading to a general transformation, or is this too much to expect from Livonia? I am going to work here from a fairly long-standing hypothesis that a better understanding of the local domestic political context requires a closer look at the specific composition of Livonian society. I postulate that the key to understanding the behavioural strategies of individual social and political forces in the Livonian domestic political arena may well lie outside the local historical context. Livonia was territorially homogeneous, unlike its neighbours to the east and south. Its internal structure, however, reveals a much more varied picture. At least in the earlier Baltic German historiography, Livonia's territorial homogeneity was cemented by an ethnic category (German and the so-called German type development) and its importance. Next, I will postulate that by using the ethnic category as an analytical instrument, historiography has been too attached to the consensual perception which stresses the unity of Livonia.¹² I then pitch the ethnic category against the thesis that the socio-political structure was an open one, the principal discerning feature of which was that post-conquest – and with the exception of part of the vassaldom – society did not start reproducing itself locally. However, as far as the second estate was concerned, Livonia was open to newcomers for the entire duration of its existence. The only estate that reproduced itself locally was the peasantry. I would like to expand on the thesis of openness using the concept of a quasi-colonialism of the local socio-political structure.¹³ Historiography has traditionally perceived Old Livonia as a wave of *Ostsiedlung*,

10 See Baiylin, *The Challenge* (see note 6), pp. 9 f.

11 See Ted Steinberg: *Down to Earth: Nature, History and Power in History*, in: *American Historical Review* 107 (2002), pp. 798-820.

12 Priit Raudkivi: *Vana-Liivimaa maapäev. Ühe keskaegse struktuuri kujunemislugu* [The Old Livonian Diet. The formation of a medieval institution], Tallinn 2007, pp. 108-111.

13 The terms "colony" and "colonization" should be used with caution. The author does not use these terms in the modern sense, where the foundation of colonies serves the interest of the metropolis or mother country. See Robert Bartlett: *The Making of Europe: Conquest, Colonization and Cultural Change, 950–1350*, Princeton 1993, pp. 306 f. In the case of Livonia, the mother country of a number of social-political forces – the Hanseatic League and German Order – remains exclusive. In Livonia the constellation of different colonial powers, in the opinion of the author of

or German eastern colonisation, and earlier historiography in particular has described the territory with the term “German colony”. Generally, however, this refers to a new ethnic element emerging beside the indigenous peoples who spoke the Baltic and Finnic languages. There appear to be a multitude of reasons for a historiographic revision which would more explicitly explain the German colonial movement, since the current Livonian discourse only dates back to the turn of 20th century. The revision clearly needs to be substantial.¹⁴ I will therefore postulate that quasi-colonialism, a constant influx of fresh influences from outside Livonia was the pervading motif of the local socio-political structure as long as the country existed. The colonisation of Livonia was distinct in several respects. First, in terms of social segregation it was not a colonisation in a full sense. It is a well-known fact that unlike in the *Ordensstaat* (the Prussia-based state of the Teutonic Order) to which medieval Livonia is often compared, no German peasants came to Livonia. A second and very important aspect is that for some social and political structures that established themselves in Livonia, the territory represented a mere scene for economic and political ambitions. By these I mean the Teutonic Order and the Hanseatic League. Their existence would not have been in jeopardy, had the Livonian mission failed for some reason. For the Teutonic Order and the Hanseatic League, Livonia was nothing more than an extended playground, albeit with obligatory partnership relations. Both institutions had their own specific interests with respect to their main goals. And last, but not least, as a power factor the Teutonic Order was integrated into an already established framework: in Livonia, the Teutonic Order did not have the same power as in Prussia – with the exception of perhaps the Bishopric of Courland which was established on the basis of the Order’s military might. The constant struggle for authority between the Order and the episcopal power, which reached a new level in the mid-13th century with the creation of an archbishopric for the Prussian and Livonian churches,¹⁵ characterised Livonia’s internal relations throughout the existence of the local statehood.

The Livonian branch of the Teutonic Order was part of a brotherhood which functioned according to stringent rules and whose main duty was to fight against non-believers and schismatics. Such groups with explicitly defined tasks can be extremely strong due to their

this article, gave rise to a completely unique communication network, which has no counterpart at least in the impact outreach of German culture.

- 14 See Priit Raudkivi: Saksa migratsioonist Liivimaale keskajal. Kriitilisi märkmeid [The German migration to Livonia. Some critical remarks], in: *Acta Historica Tallinnensia* (2011), Vol. 17, pp. 16-36. In the article, I have contested some older Baltic-German historiography standpoints, where, according to the respective author, the toponym “Germany” and the ethnonym “German” in the context of the Middle Ages have been abused. In the second half of the 19th century and also in the 20th century, Baltic-German historiographers have used both terms in a contemporary sense, being strongly influenced by the unification euphoria and rhetorics of Germany in 1871. I have argued in previous discussions: Did the brothers of the order and high clergy exert any other identities in addition to what was dictated to them through their membership in these catholic structures? Or in other words: can we talk about a German sense of national identity? I am inclined to believe that the identity which derived from the catholic framework was the most decisive, also in internal Livonian reciprocal communication.
- 15 The formation of an archbishopric for both Prussia and Livonia was a complicated political intrigue lasting from 1246 to 1255, which resulted in the subjection of the churches of Prussia and Livonia (except the chair of the Bishop of Tallinn) to the new archbishop. See Raudkivi, *Vana-Liivimaa maapäev* (see note 12), pp. 33 ff.

strict functionality. However, this strength has its limits, and these groups may descend into an existential or legitimacy crisis if their main functions are restricted and become contested in the course of social progress. As a rule, they are not prepared for self-modification or a flexible response to social change – for a multitude of reasons. Applying Niklas Luhmann's system theory, the Order should be defined as a self-referencing system (*selbstreferentielle Systeme*).¹⁶ Such systems tend to operate independently from other systems, following their own rules of behaviour. The above-mentioned quasi-colonialism becomes evident in the Order's reproduction mechanism,¹⁷ and shows the Order as a system that, without exception, adheres to its own code of behaviour. It is important to note that the status of a full knight, or knight-brother (*Ritterbruder*) remained off-limits for the sons of the vassal families and burgesses of Livonia. Thus, we can say that the Order was a closed system and its communication with local partners in anything other than the existence of the Order as a corporation, non-constructive. Naturally, this affected internal communication within Livonia.

The Hanseatic League was clearly an equally self-referencing institution and, for the following reasons, its role can also be viewed as quasi-colonial. The Hanseatic towns in Livonia were members of the League, their existence was based on the east-west trade, and the functioning of the whole system depended on the merchants' communication networks. Riga, Reval (Tallinn) and Dorpat (Tartu) – these three influential Hanseatic towns were interested in Livonia as a separate, homogeneous structure only insofar as it served the purpose of their existentialist function. Merchants who constituted the leading social stratum in the Hanseatic towns of Livonia, viewed themselves rather as Hanseatic merchants in Livonia than as Livonians. Membership of the Hanseatic League – essentially a state without an official capital or territory – was the dominant aspect of the social identity of a Hanseatic merchant.¹⁸ Merchants comprised the cities' elites and communicated with their local partners, carefully protecting their own interests. In many senses, the Hanseatic League was reminiscent of a state: it was able to wage wars, influence elections, and participate in international agreements. An important landmark for the Hanseatic League was the first major Hanseatic Diet in 1356, which co-ordinated the activities of Hanseatic towns. However, the Livonian cities' assembly or urban Diet (*Städtetag*) as an institution co-ordinating the activities of local towns must have been established even earlier – probably as early as 1350.¹⁹

16 Niklas Luhmann: *Sotsiaalsed süsteemid [Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie]*, Tartu 2009, pp. 469 f.

17 Hartmut Boockmann: *Herkunft und Einsatzgebiet. Beobachtungen am Beispiel des Deutschen Ordens*, in: Zenon Hubert Nowak (ed.): *Ritterorden und Region – politische, soziale und wirtschaftliche Verbindungen im Mittelalter*, Toruń 1995, pp. 7-19. The regional recruitment dynamics of knight brothers of the Livonian branch of the Teutonic Order are well documented, both geographically and temporally, in the study by Lutz Fenske and Klaus Militzer: *Ritterbrüder im Livländischen Zweig des Deutschen Ordens*, Köln et.al. 1993; See also Sonja Neitmann: *Von Grafschaft Mark nach Livland. Ritterbrüder aus Westfalen im livländischen Deutschen Orden*, Köln et.al. 1993.

18 Hendrik Spruyt: *The Sovereign State and Its Competitors: An Analysis of Systems Change*, Princeton 1994, pp. 122 f. The Hanse has been compared to a guild whose members were imposed to clear prescriptions and prohibitions, but at the same time also guaranteed with common suretyship. See Ruth Schmidt-Wiegand: *Hanse und Gilde. Genossenschaftliche Organisationsformen im Bereich der Hanse und Bezeichnungen*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 100 (1982), pp. 21-40.

19 See Wilhelm Greiffenhagen: *Die alt-livländischen Ständetage*, in: *Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv-*

Similarly, the bishop's authority in Livonia may qualify as quasi-colonial. How is this to be understood? My argument is based on the example of the Bishopric of Dorpat and builds on Tõnis Lukas' prosopographic study of the composition of the Cathedral Chapter of Dorpat.²⁰ A total of 295 canons (capitulars) who held capitular office between 1224 and 1558 have been identified; 184 (62%) of them were born locally. A steady growth in the number of canons with a Livonian background can be observed from the establishment of the bishopric until its collapse. Foreign-born capitulars came predominantly from Central and Northern Germany or Prussia, and were mostly sons of burghers. Lukas, however, notes that the papal curia also exercised its right of reservation, shaping the cathedral chapter according to its own preferences. It is unclear, though, which traditions, which ties between people or institutions can explain the rush of high-ranking clergymen from various regions of Germany to the Bishopric of Dorpat. And what is equally important: Did the increasing number of Livonian-born members in the cathedral chapter help this institution turn its face towards Livonia? Could the Livonian capitulars even have had an identity other than that of a high-ranking clergyman? Let us not forget that an individual of high rank could strongly influence the domestic political climate of Livonia. Take, for instance, Bishop of Dorpat, Dietrich Damerow, at the end of the 14th century,²¹ or Archbishop of Riga, Johannes VI Ambundii, a few decades later.²² Both bishops lacked earlier ties with Livonia, yet skilfully exploited the social capital they had accumulated to assert themselves in their rivalry with the Order. So what was their social capital built on? Both Damerow and Ambundii were, so to speak, men of the world. The former had been private secretary to Emperor Charles IV and had forged useful ties all over Europe, all the way to British royalty. Archbishop Ambundii was respected and highly valued by the papal curia as well as the Emperor. Without doubt, these contacts served as strong social capital which both men attempted to use in the domestic political context. Damerow's confrontation with the Order pushed the country to the brink of a civil war, and had a broad international dimension. Compared to Damerow, Ambundii's actions were more balanced and seemingly served the interests of Livonia as a whole. However, this had nothing to do with Livonian patriotism – if this concept can be used at all in the context of medieval Europe. A clergyman appointed Archbishop of Riga at the Emperor's request, as was the case with Ambundii, could only act within the framework of the position that bound him to Livonia. His primary concern was the restoration of the Archbishop's authority as the primate of Livonia as well as of Prussia in response to the

und Kurlands 1 (1872), H. 4, pp. 347-363. This was the point at which Hanseatic towns in Livonia began to forcefully coordinate their activities. In 1350–1404, the towns held 55 assemblies. This calculation is based on Oskar Stavenhagen (ed.): *Akten und Rezesse der livländischen Ständetage*, Bd. 1 (1304–1460), 1. Lfg., Riga 1907.

- 20 Tõnis Lukas: *Tartu toomhärard 1224–1558* [The Canons of Tartu Bishopric 1224–1558], Tartu 1998. Unfortunately, due either to language barriers or a lack of information, the study by Tõnis Lukas has been prevented from reaching international scientific circles.
- 21 Bernard Jähnig: *Zur Persönlichkeit des Dorpater Bischofs Dietrich Damerow*, in: *Beiträge zur Geschichte Westpreußens* 6 (1980), pp. 6-24.
- 22 Bernard Jähnig: *Die Rigische Sache zur Zeit des Erzbischofs Johannes Ambundii (1418–1424)*, in: Udo Arnold (ed.): *Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift zum 90. Geburtstag von Althochmeister P. Dr. Marian Tumlér O.T. am 21. Oktober 1977*, Marburg 1978, pp. 84-105. It is worth noting that the local Diet of the towns came into being earlier than that of the Hanse as a whole.

steps taken by the Order. The latter had come very close to establishing control over the whole of Livonia by incorporating the archbishopric into the Order. However, these powerful moves by the bishops were no more than episodic. This illustrates the role of the external factor in local relations; even a seemingly strong social capital was insufficient to initiate a social change. Damerow and Ambundii's actions were not sustainable and there was no guarantee that their successors would have a similar charisma or comparable social capital. Besides, we should not forget that the Archbishop of Riga and the bishops of Ösel-Wiek and Dorpat also acted as landlords. How did this practice affect the development of vassalhood? Firstly, the *landfremd*²³ bishop-landlord may not have interfered with his subjects' lives at all, seeing that adapting oneself to the established habitus was inevitably time-consuming. Of course, much depended on how many years (life or tenure) the bishop-landlord was given. On the other hand, rash and self-conscious interference with the vassals' lives would alienate them from the suzerain. Any new bishop was a potential source of instability for the liegemen. As regards trust (an element of social capital), it can be concluded that vassals could never trust their new liege lord. Quasi-colonialism is thus clearly manifest among bishops and capitulars. As long as the papal curia exercised its right to appoint high clergy, Livonia was susceptible to external influences. Such a practice clearly affected the development of the second estate.

While quasi-colonialism makes full sense in the Livonian context, it actually makes it more complicated to pinpoint the "nerve of social life" in Livonia as a whole. As discussed above, Livonia was uniform in character. The interpretation of Livonian statehood, however, is somewhat problematic. The issue was discussed extensively by Pärtel Piirimäe in his analysis of the perceptions of Livonian statehood.²⁴ Piirimäe argues that the statehood of Old Livonia was dominated by territorial structures and territorial identity. The horizontal integration and uniform social identity of the estates were too weak to place the statehood of Old Livonia on a new foundation and forge a homogeneous state.²⁵ This conclusion about the final years of Old Livonia's political structure is based on the configuration and functions of the Old Livonian Diet (*Landtag*) during the period 1494–1535, and possibly identifies the reason for the rapid disintegration of Livonia in the initial phase of the Livonian wars. Though substantial, Piirimäe's theory fails to comprehensively answer the question, and the problem remains: Why did a homogeneous state never become a reality, and why did the social strata, or estates, fail to shape a common identity on the horizontal level?

23 The adjective *landfremd* describes how union partners of towns and vassals designated the Order in the framework of the Prussian Union established in 1440, to characterise the relation of the brothers of the Order to the land where they acted. In other words, Prussian towns and vassals did not consider the members of the Order, unlike themselves, to be genuinely tied up with the land. In my opinion, this term quite remarkably describes the nature of the Order; it offers food for thought and is useful when analysing the internal political relations of Livonia. This adjective is equally relevant when characterising the Episcopal institution, or at least the bishops who arrived in Livonia from outside the country.

24 Pärtel Piirimäe: Liivimaa maapäev Wolter von Plettenbergi ajal (1494–1535) [The Livonian Diet during the reign of Wolter von Plettenberg (1494–1535)], in: *Ajalooline Ajakiri* (2008), 1/2 (123/124), pp. 45-88. See the German version published as *Staatenbund oder Ständestaat? Der livländische Landtag im Zeitalter Wolters von Plettenberg (1494–1535)*, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2013), pp. 40-80.

25 Piirimäe, Liivimaa maapäev (see note 24), p. 85.

There are a multitude of state formation theories, and the question is, in fact, which social formation qualifies as a state. Leaving aside the various definitions of state, from John Locke to Talcott Parsons and Franz Oppenheimer, let me postulate that the key characteristic in this respect is the existence of a central government. It is territorial centralisation that provides the state with the capacity to establish itself autonomously, to quote one of the most eminent experts on social power, the Neo-Weberian Michael Mann, who uses the phrase “autonomous power of the state”.²⁶ An alternative term that could be used here is the ability to self-regulate. However, two heatedly debated problems immediately come to mind: What is a social structure as such, and how does social power function within it? I will base my argument on a simple suggestion that social structure should be treated as a framework around social life. Social life, in turn, requires trust between the people within the framework. Thus defined, social structure is the opposite of chaos and disorganisation. Within the framework of a social structure people behave according to certain norms, generally called culture. Culture includes certain elements which underlie social behaviour and which are followed in mutual communication. A distinction must be made between social values and norms. Social values are moral principles of behaviour, while social norms are concrete instructions, the rationale behind certain behavioural restrictions. Social structure is always characterised by hierarchy and interest groups, whose members’ targeted behaviour challenges mutual trust; in other words, behavioural norms are in constant change, prompting, in turn, changes in social structures.²⁷ Introducing the category of social power warrants the question: How was the power divided in Old Livonia, and where did its sources lie? Michael Mann’s discourse on social power²⁸ provides a good basis on which to discuss the elements of social power in the context of Old Livonia.

In Western societies the process of state formation was slow and characterised by the immaturity of the power instruments. Explaining the functioning mechanism of state power, Mann divides it into four “overlapping and intersecting sociospatial networks of power”: a) ideological, b) economic, c) military, and d) political. Ideological power might be defined as representing the behaviour principles of an individual or a group established in society as a universal language of communication among its members. In the context of medieval Europe this is identified as Christian faith which is clustered around the papal curia and prescribes the generally accepted norms of behaviour. Economic power is perceived as a set of rules enforced by an individual or a group with the aim of controlling production and distribution. The primary task of military power is territorial defence, and if necessary, offensives beyond the borders. However, military power must also be able to clamp down on members of the public to ensure observation of the ideological, economic and political norms within society. The primary function of political power is territorial regulation, the ability to keep the social order together within a certain territory. The collaboration of these four networks creates an entity with features that allow it to be classified as a state. A comparison of medieval and modern statehood reveals a major difference between the degrees of

26 Michael Mann: The autonomous power of the state: its origins, mechanisms and results, in: *Archives européennes de sociologie* 25 (1984), pp. 185-213.

27 Scott (ed.): *Sociology* (see note 5), pp. 157-160.

28 Michael Mann: *The Sources of Social Power, Vol. I: A History of Power from the Beginning to 1760 A.D.*, Cambridge et.al. 1986.

integration and bureaucratisation of these four networks. In medieval Europe there were no autochthonous states in which all four networks emerged and evolved without any external impulses. In Mann's opinion, the ideological and military powers are sociospatially transcendent. Let it be said that the centre of ideological power may be located geographically far from its areas of influence, but its instructions serve as guidelines for locations, or are exported as the only true and correct set of rules and regulations. Ideological power has the ability to supervise compliance with the rules and assess the performance of the executors, thus affecting the behaviour of rivalling parties. Ideological power is able to mobilise the agents of economic, political and military power. The density of the mutually supportive economic and political network is probably paramount for the proper functioning of a state: the denser the power network, the stronger the state. In a pioneering move, Mann introduced the geographic factor as a marker in assessing the quality (maturity or immaturity) of a medieval state.²⁹

As regards Livonia, there can be no doubt that the most important source of ideological power was Latin Christianity with its code of behaviour dictated by the papal curia. Catholicism gave legitimacy to the Livonian crusades, and the resulting political structures fell under the influence of the papal curia – as proved by the cases of Damerow and Ambundii described above. The decisions made by the papal curia when appointing the high clergy of Livonia were not, however, limited to the religious sphere. The bishops were also entrusted with political power – albeit to a somewhat obscure extent in Livonia. The Archbishop of Riga, for example, could be excused for believing that his authority went beyond that of a mere Riga primate and extended over the whole territory of Livonia. After all, much depended on the Archbishop's person and the backing his goals received in and outside of Livonia. In other words, it was all about the span of the political power field. The Archbishop's institution had the obligation and the right to operate within the competence of ideological power, i.e. the religious sphere, using the instruments of political power – but that was all. The bishop's authority did not extend to the economic or military domains (elements of social power) throughout Livonia; in these two spheres, bishops were merely able to exercise their landlord's rights within their landed property. Thus, we can postulate that the Archbishop was unable to lay claim to the central power in Livonia.

As regards political power in Livonia, the situation was more complicated, though paradoxically also straightforward. The only local force that possessed a more or less explicit plan for the political governance of the whole of Livonia was the Livonian branch of the Teutonic Order. Earlier Baltic German historiography has interpreted this as an attempt by the Order to govern the state.³⁰ Although this interpretation has been dismissed as too modern,³¹ I believe there is some truth in it. The Order aspired to establish protective sovereignty (*Schutzherrschaft*) over the bishoprics with the methods they understood well.

29 Ibidem, pp. 22-28; See also Michael Mann: Putting the Weberian state in its social, geopolitical and militaristic context: a response to Patrick O'Brian, in: *Journal of Historical Sociology* 19 (2006), pp. 364-373.

30 Oskar Stavenhagen: Der Kampf des Deutschen Ordens um den livländischen Einheitsstaat im 14. Jahrhundert, in: *Baltische Monatsschrift* 53 (1902), pp. 145-149, 209-228.

31 Bernhard Jähnig: Der Kampf des Deutschen Ordens um die Schutzherrschaft über die livländischen Bistümer. Ritterorden und Kirche im Mittelalter, in: Zenon Hubert Nowak (ed.): *Ritterorden und Kirche im Mittelalter*, Toruń 1997, pp. 97-111, here p. 97.

This political struggle, the struggle over the archbishopric in particular, can be perceived as the crux of Livonia's domestic political history.³² The Order failed to spread a protective umbrella over Livonia, however, and its ambition to become the sole military power in the land was thwarted. Concurrently, the non-existence of a political power centre forestalled the concentration of economic power. After all, a state is defined by its having a territory, and taxation of this territory proves crucial in organising and bolstering territorial defence. The introduction of a common taxation also implies the spreading of informational capital, as well as cultural unification. The consolidating effect of culture has an impact on mental structures and assists in the formation of a common identity.³³ However, even if the Order had successfully assumed the function of a protective shield over the bishoprics of Livonia, this would only have represented one of the central government's tasks.

The above characteristics describe but a few of the principal domestic political forces operating in Livonia. It was in fact a diverse group and for several of its members, the impulses for change came from outside the local context. Such a constellation of political and economic forces hardly inspired optimism for a consensus on domestic political issues. Yet, historiography agrees that the 1420s witnessed the emergence of an all-Livonian Diet (*Landtag*) as a nerve centre of local political life. The Latvian historian Ilgvars Misāns describes the Diet as follows:

“Wenn damit auch die Bedeutung des Landtages geringer war, so bot er doch den verschiedenen politischen Kräften Livlands die Möglichkeit, ihre Interessen in Einklang zu bringen und sich über gemeinsame politische und ökonomische Maßnahmen zu verständigen. Folglich ist es gerade dem Landtag zu verdanken, daß wir über Livland als einen einheitlichen politischen Organismus sprechen können.”³⁴

I fully subscribe to Misāns' opinion: the Diet's chief shortcoming was the non-existence of an executive arm. Nevertheless, an array of questions regarding the formation, functioning and role of this institution remain unanswered. Yet, I contend that all of these can be subsumed in one central issue: By dealing with the Diet as an analytical category in Livonia's internal policy, are we not exaggerating its importance, ascribing to it qualities that it did not possess? Used in a narrative, phrases such as: “the Diet decided”, “the Diet was unable to solve the problem either” communicate excessive expectations of this institution, measured on a scale comparable with that of modern parliamentary bodies. In other words, the actual social weight of the Diet remains obscure. Furthermore, it is not clear whether its decisions in fact led to social changes in Livonia at all.

In the interpretation of the role of Diets, it seems, the role of the second and third estates is somewhat overrated. For a Diet to take place, the presence of the top two domestic political players – the Master of the Livonian branch of the Teutonic Order and the Archbishop –

32 Ibidem, pp. 97-111.

33 Pierre Bourdieu: *Parktilised põhjused: Teoteooriast* [Practical Reason: On the Theory of Action], Tallinn 2003, p. 128.

34 Ilgvars Misāns: *Wolter von Plettenberg und der livländische Landtag*, in: Norbert Angermann, Ilgvars Misāns (eds.): *Wolter von Plettenberg und das mittelalterliche Livland*, Lüneburg 2001, pp. 55-71, here p. 55.

at the negotiating table was imperative. Once an agreement was reached, the Diet could proceed. However, the sociological schemes that purportedly prove the relevance of the second and third estates in the genesis of the Diet, are far from convincing. Jan Kostrzak has attributed the formation of this institution to the mutual accommodation of Livonian estates, claiming that the congregations of estates in the 14th century cumulatively led to the emergence of the Diet as a governing body, which structure and procedural principles finalised in 1435.³⁵ Years ago, the author of the present article partly contested this interpretation, pointing out that the 14th century saw a variety of Diets with different purposes and convening mechanisms which were hardly in a position to lead to a smooth qualitative shift in the mutual relations of the estates. Let me put it this way: it is highly problematic to stress the importance of the second and third estates in the genesis of the Diet.³⁶ Pärtel Piirimäe's study of the Livonian Diet during the reign of Wolter von Plettenberg indicates the application of the so-called "king's mechanism": estates were summoned to the Diet through the mediation of the landlord.³⁷ It is, rather, the political factor that needs to be stressed, as is explicitly expressed in the analysis of the Diets of the early 15th century. Archbishop of Riga, Ambundii, had strong social capital,³⁸ which enabled him to bring Order principals, bishops, vassals as well as representatives of towns to the negotiating table – action that can be well interpreted as an attempt to take the reins of political life in Livonia. However, the practice of regular consultations collapsed when Ambundii died. The Diets were discontinued, and the confrontation between the Order and the episcopal power reached a new and acute phase when, in 1428, the Order arranged the murder of a delegation of clergymen on their way to the papal curia to complain about the brutality of Teutonic knights.³⁹ This allows a few significant conclusions to be made. Firstly, from the Order's perspective, co-operation with Ambundii was a temporary concession to the bishop's power rather than a long-term commitment. The idea of sharing power was not compatible with the knights' perception of Livonia, and is further proof that the Order was a self-referencing system, as per Niklas Luhmann's definition. Another important conclusion can be drawn regarding the involvement of Livonian towns during the period under discussion. For the Hanseatic cities the short-lived "accord" between the Archbishop and the Order was an unpleasant surprise rather than a perceived need for more coherent domestic communication. Symptomatically, parallel to the Diet, Livonian towns held their own conventions, discussing the strategies of joint action against potential trespasses by the Order and the bishops.⁴⁰ This, too, may qualify as self-referencing.

35 Jan Kostrzak: *Die Ständeprobleme in Altlivland im 15. Jahrhundert*, in: Hartmut Boockmann (ed.): *Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern*, München 1992, pp. 151-158.

36 Raudkivi, *Vana-Liivimaa maapäev* (see note 12), pp. 44-70.

37 Piirimäe, *Liivimaa maapäev* (see note 24), pp. 56 f.

38 See Jähnig, *Die Rigische Sache* (see note 22), pp. 84 f.

39 Friedrich Amelung: *Baltische Culturstudien: Aus den vier Jahrhunderten der Ordenszeit, 1184–1561*, 1. Halbbd., Dorpat 1884, pp. 142 f.

40 Leonid Arbusow jun. (ed.): *Akten und Rezesse der livländischen Ständetage*, Bd. 1 (1304–1460), 3. Lfg. (1417–1424), 4. Lfg. (1424–1450), Riga 1926, 1928, no 271 f., 292-302, 307-310, 330, 332, 339, 349-351, 415.

It is also symptomatic that the Order sought and found partners while under existential threat, as evidenced by the background to the 1435 Livonian Confederation.⁴¹ The crushing defeat that the Order suffered at the hands of the Lithuanians in the Battle of Swienta on 1 September unleashed significant developments. The confrontation within the Order between Rhinelanders and Westphalians, the former representing the pro-Prussian camp, and the latter seeking greater autonomy for the Livonian Order, was manifested in the outcome of the battle which claimed the lives of the Livonian Master and seven high-ranking Order functionaries (*Ordensgebietiger*), all of them Rhinelanders. There is evidence of little or no consensus among the leaders of the Livonian Order with respect to the campaign against the Lithuanians. Elections of the new Master gave the Westphalians a chance to reinforce their position and shake off the Prussian dictate.

The resolutions adopted at the 1435 Walk (Valga) Diet are summed up in five documents. One way or another, these resolutions touched Livonia's domestic political nerve, creating the prerequisite for broader social change. The Order agreed that the archbishopric's high clergy could keep their Augustinian habits (i.e. continue living by the rules of the Order of St. Augustine) for all eternity, which essentially meant that the Order would abandon its policy of incorporating the archbishopric.⁴² Secondly, the Archbishop and the Order agreed to postpone the question of the territorial ownership of Riga (one of the biggest bones of contention throughout the history of Livonia) for twelve years.⁴³ Unmistakably the most important document was "eiine fruntliche eytracht," or confederate agreement that was signed on 4 December 1435 and had a six-year guarantee. The signatories undertook to comply with the following principles: disagreements between the signing parties were to be settled peacefully with the assistance of impartial arbitrators; envoys of the agreement partners were to be allowed free and unimpeded passage and correspondence; seigneurs were to settle conflicts with their subordinates in accordance with the relevant laws; none of the signatories were to be involved in military conflicts (partake in wars) outside Old Livonia without the consent of the partners to the agreement (those who violated this clause were to be deprived of the support of the other partners); in the case of an enemy assault, the partners were to commit themselves to jointly organise local defence; privileges and rights of the partners to this agreement were to be mutually honoured and respected.⁴⁴

However, caution must be exercised in assessing the confederate agreement, so as not to overrate it as a definitive watershed in the state formation process. The question to be answered first is who benefited most. "Eiine fruntliche eytracht" certainly served the interests of the Livonian Order (speaking of its confrontation with external partners rather than the internal conflict between Rhinelanders and Westphalians). After the defeat in the Battle of Swienta the Order was no longer able to offer military protection to Livonia.

41 One possible assessment of the confederation is given by Priit Raudkivi: *Miejsce konfederacji z Walk (Valga) (grudzień 1435 – grudzień 1441) w inflanckiej wspólnocie politycznej* [The Place of Walk Confederation (December 1435 – December 1441) in Livonian Statehood], in: *Zapiski Historyczne* 54 (1989), No. 1, pp. 7-25.

42 Arbusow jun. (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 40), 1, 4, no 415. The document is sealed by the Bishops of Curonia, Dorpat and Ösel-Wiek – the high clergy. Neither the second nor the third estate had anything to do with this document.

43 Ibidem.

44 Ibidem.

In 1397, the Livonian branch of the Order had waived the right to wield power over the subjects of Livonian churches during territorial defence efforts and campaigns outside Livonia's borders.⁴⁵ In other words, the Order had offered exclusive military protection to the whole of Livonia. The confederate agreement provided for a combined effort of military forces all over the country for the purpose of defending the territory. However, this was merely a pledge to be honoured for the following six years. No trace of organisational activity can be detected which would indicate a definite or projected shift in matters of territorial defence (compulsory defence tax, etc.). Nor did any other provision come with a long-term guarantee, except for the indefinite right to wear Augustinian robes that was granted to the Riga Cathedral Chapter. It is thus obvious that all the partners viewed the confederate agreement as transient, and that for many domestic political issues a reversal was to be expected at the latest after the six years had passed.

However, the communication between Livonia's domestic forces during the six-year period suggests that the central problem was the in-house rivalry of the Rhinelanders and Westphalians regarding the filling of the *Ordensgebietiger* positions.⁴⁶ The Westphalians used the Diet to their own ends, embarking on a complicated political intrigue in which the individual confederation partners held different attitudes towards the Master issue.⁴⁷ That the Westphalians eventually prevailed over the Rhinelanders did not result in the Order's greater acceptance of its partners. The Order had simply reached a new phase in its evolution. As an institution the Diet failed to rise to a new level during the six-year time frame of the confederate agreement. Furthermore, I have not been able to detect any indication of a major breakthrough in the development of estates or in political realities, as suggested by historiographers.

The following provides support for this position. Allowing the Riga Cathedral Chapter to live by the Augustinians' rules was too major a concession on the part of the Order. The triumph of the Westphalians over the Rhinelanders did not tone down the Order's ambitions. The conflict escalated further in 1451. Even though the relevant accord had been endorsed at the 1436 Council of Basel, the Order managed to enforce an arrangement that stipulated that the Archbishop and capitulars must belong to the Order. Compared to the incorporation policy of the late 14th century, the new submission principles were less rigid (e.g. the Order would abandon the visitation rights and guarantee free election of capitulars), but the Order and the archbishopric's higher clergy were nonetheless closely bound to the good will of the knight-brothers. Symptomatically, the newly minted partners burned all the earlier documents relating to incorporation in the late 14th century, as well as the agreement bilaterally signed in Walk on 4 December.⁴⁸ In 1452 the Kirchholm agreement was concluded, placing the city of Riga under two feudal seigneurs, the Order and the Archbishop.⁴⁹ The two leading forces thus solved the "ownership" of Riga – or

45 Stavenhagen (ed.): *Akten und Rezesse* (see note 19), 1, 1, p. 115, no 1.

46 See Carl August Lückcrath: *Paul von Rusdorf, Hochmeister des deutschen Ordens 1422–1441*, Bad Godesberg 1969, pp. 174–183.

47 Arbusow jun. (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 40), 1, 4, no 432, 440, 444, 453. See also Raudkivi, *Vana-Liivimaa maapäev* (see note 12), pp. 97–108.

48 Arbusow jun. (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 40), 1, 5 (1450–1454), Riga 1929, no 536 f.

49 *Ibidem*, no 551–554.

so they thought – which had been postponed by 12 years in 1435. In fact, the Kirchholm agreement created new tensions. Both the Order and the Archbishop perceived Riga as an object of their contract, ignoring its rights as a possible subject. The issue was, naturally, beyond the competence of the Livonian Diet.

The author has been unable to trace any evidence of a social change or increased mutual trust in the Livonian domestic communication between 1441, the end of the Walk confederation, and 1452. Even though no research is available on the Diet as the principal forum of communication in Livonia during this period, the problems discussed at the 1472 Diet speak volumes. Echoing the 1435 Diet and the issues debated there, an agreement with restricted duration was concluded, with partners pledging ten-year adherence to its provisions. In fact, the commitments made by the partners provide a fairly adequate idea of communication between the domestic forces in Livonia. The 1472 agreement emanated from the struggle between the Order and Archbishop Silvester Stodewescher over the supremacy of Riga and subordination issues regarding the Archbishop and knight-brothers.⁵⁰ It is reasonable to suggest that if partners pledged to abstain from certain activities for the next ten years, these activities must have been on the agenda for some time before the agreement was reached. The practice of unauthorised retaliation (*Selbsthilfe*) was to be abandoned; landlords were to abstain from violence towards their subjects; Cathedral Chapter elections were to be free; war was not to be waged outside Livonia without the partners' approval; joint territorial defence was to be organised against enemy invasion; freedoms, rights and privileges were to be mutually honoured.⁵¹ The covenant is declarative and indicative of tense confrontation between landlords and their subjects. The document also suggests that the Order brethren had interfered with the Cathedral Chapter elections in a bid to install their minions. The provision regarding joint territorial defence was also little more than declarative, and no information is available of any concrete plan of action.

Whereas the published documents of the Livonian estates' assemblies (*Ständetage*) allow an insight into the communication among Livonia's political forces up until 1472, no printed sources are available in a compact form until 1494. However, there are records covering the incumbency of the Master of the Order Wolter von Plettenberg (1494–1535), and these have been thoroughly researched by Ilgvars Misāns and Pärtel Piirimäe.⁵² No less importantly, Plettenberg, also dubbed the greatest Master of the Livonian Order of all times, has earned a special place in historiography.

Plettenberg's tenure was without doubt one of the most interesting periods of transition in the history of Livonia, the Baltic Sea region, and Europe. Livonia was facing an increasing threat from Russia, which in turn intensified the general social stress. Secondly, a few years after the outset of the Reformation in Germany (1517), the Prussian territory of the Teutonic Order was secularised in 1525 and turned into a duchy; this represented a major challenge for the Livonian branch. Thus a whole complex of closely interlaced problems emerged sparking a diversity of responses from the individual social forces of Livonia.

50 Gert Kroeger: *Erzbischof Silvester Stodewescher und sein Kampf mit dem Orden um die Herrschaft über Riga*, in: *Mitteilungen aus der livländischen Geschichte* 24 (1930), pp. 147-280.

51 Albert Bauer (ed.): *Akten und Rezesse der livländischen Ständetage*, Bd. 2 (1460–1494), 2. Lfg. (1467–1472), Riga 1938, no 156.

52 See Misāns, Wolter von Plettenberg (see note 34) and Piirimäe, *Liivimaa maapäev* (see note 24).

By the time Wolter von Plettenberg assumed office, it was not clear what role the Diet played in Livonia, or what hopes the new Master of the Order could place in this institution. Plettenberg had had a long career in Livonia, and was well versed in the local relations. However, could the highest officer of a religious military order make compromises with a domestic partner without jeopardising the Order's whole existence? It was obvious that the Order had fallen into a legitimacy crisis⁵³ which had been present since the late 14th century, or the formation of the Polish-Lithuanian Commonwealth. Another question is how the Livonian branch itself perceived this legitimacy crisis, and how its partners saw it. Presumably, Plettenberg understood the realities better than any earlier Livonian Master. He faced a dire need to increase the brotherhood's social capital through personal trust.

In 1495 Plettenberg and Archbishop Michael Hildebrand summoned a Diet in Walk to discuss various defence and domestic issues. One of the key issues was the Russian threat. The *Rezess* lists Livonian prelates before the Order delegates, which suggests that Plettenberg had not assumed command and that the two principal political forces were demonstrating mutual respect.⁵⁴ It should also be mentioned that the Riga, Reval and Dorpat municipal delegates to the Diet had prepared an account of the imprisonment and further fate of Livonian merchants in Russia,⁵⁵ indicating that the Diet had certain social weight in the eyes of the cities as an institution on which they could rely in time of need. Plettenberg's personal authority and social standing seem to have been high, as were the expectations of his diplomatic skills in the above-mentioned conflict with Russia. In 1496/97 several separate gatherings were held in Wenden (Võnnu) with Plettenberg in attendance.⁵⁶ It can therefore be concluded that, even as the most representative local forum, the Diet lacked sufficient authority among Livonian merchants, or it was not considered competent to solve problems – unlike the Master of the Order.

The key issue on the agenda of the 1498 Walk Diet summoned by the Master and the Archbishop was countrywide preparation to counter the threat of Russian invasion.⁵⁷ Both were able to reach an accord on a war tax to be exacted from the vassals; however, it remains unclear whether the strategy was indeed put into effect, as the Russian invasion did not take place. The cities' representatives protested against the proposed defence tax. Their first argument was that they had no authority to endorse the agreement; secondly, their correspondence reveals the intent to hire mercenaries to deal with the Russian threat.⁵⁸ This response, symptomatic as it is, indicates beyond doubt that for the cities, Hanseatic interests dominated over those of Livonia.

53 Matthias Asche, Magnus v. Hirschheydt etc.: Legitimationsdefizite, Bedrohungspotenziale und Bewältigungsstrategien der europäischen Ritterorden in der Krisenzeit der 1520er Jahre – Fallbeispiele und allgemeine Reflexionen, in: *Ordines militares. Yearbook for the Study of the Military Orders* 14 (2011), pp. 259-302, here pp. 274 f.

54 Leonid Arbusow (ed.), *Akten und Rezesse der livländischen Ständetage*, Bd. 3 (1494–1535), Riga 1910, no 2 f.

55 *Ibidem*, no 3.

56 *Ibidem*, no 5-7.

57 *Ibidem*, no 10, §18. See Misāns, Wolter von Plettenberg (see note 34), pp. 59 f.

58 Misāns, Wolter von Plettenberg (see note 34), p. 60.

Ilgvars Misāns postulates that the armed conflict with Russia (which began in 1502) pushed Livonia to the brink of collapse because of the weak sense of unity.⁵⁹ Indeed, discussions (predominantly concerning the Russian threat and defence measures) at the Diets suggest that the political forces in Livonia were far from reaching consensus.⁶⁰ That the threat was undeniably serious becomes evident from the pessimistic, despondent address of the Riga Archbishop to the 1502 Diet: Livonians can only pray for God to spare them from the Russians, that plague sent by Him.⁶¹

Until Plettenberg's victory over the Russians at the Battle of Smolin in September 1502, no sign of social consolidation can be detected in Livonia's domestic policy. An attempt to trace social change reveals that communication under the Russian threat is indicative of deep encapsulation and a penchant for safeguarding private interests rather than a growing sense of unity. Plettenberg's efforts to counteract the Russian threat were thwarted by his lack of sufficient social capital and inability to convince partners of the effectiveness of the suggested measures. Even so, the idea of an all-Livonian defence tax can be interpreted as an attempt at consistency in the use of military force – at least, from the power sociology perspective.⁶²

The victory at the Battle of Smolin, a small miracle in itself, markedly boosted Plettenberg's authority in Livonia. At the Wolmar (Valmiera) Diet of January 1503 the Master relied on the tactics of personal influence to reach his goals. Ahead of the main session, Plettenberg summoned the cities' delegates to explain to them why the Diet had been convened in the first place, and to castigate those who had failed to demonstrate enough support in the war with Russia. He was especially displeased with the Bishop of Dorpat for his reluctance to sign the proposed peace treaty.⁶³ At the Diet held in Wenden in May 1503, however, Plettenberg was unable to persuade the cities to accept his plans on the Russian issue. The delegates demanded that these problems be discussed in the presence of all the delegates, instead of being resolved in private negotiations between the Order and the cities.⁶⁴

Plettenberg continued his efforts to spread information about the Russian threat and court the support of the cities, having obviously reached the conclusion that defending Livonia's borders would be hopeless without the cities' backing. In the meantime, he showed great interest in trading issues that the cities were very keen on. Under Plettenberg's direction, the Diet had become the principal venue for discussions on Livonia's domestic and foreign problems.⁶⁵ Several historiographers have pointed out that the Archbishop of Riga, Michael Hildebrand, otherwise an equally high-ranking dignitary, paled in comparison to Plettenberg.⁶⁶ In fact there were no major disagreements between the Archbishop and the Master of the Order. Hildebrand was always supportive of Plettenberg, and the fact that

59 Ibidem.

60 Ibidem, no 12 f., 15.

61 Ibidem, no 20.

62 Bourdieu, *Praktilised pōhjused* (see note 33), pp. 125 f.

63 Arbusow (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 54), 3, no 21, §8-17.

64 Ibidem, no 23, §8-10.

65 Ibidem, no 28 f., 35.

66 Misāns, *Wolter von Plettenberg* (see note 34), p. 62; Leonid Arbusow jun.: *Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland*, Leipzig 1921, p. 116.

before his death he seems to have disappeared from the scene, should not be understood as Plettenberg's victory: he was simply a very old man who died at the age of 76, a very advanced age considering the period he lived in.

When Jasper Linde was Archbishop, Plettenberg retained his position as the prolocutor for Livonia – at least at the 1512 Wolmar Diet.⁶⁷ However, there are indications that the new Archbishop later improved his standing.

Turning to new themes, the Diet began to discuss religious issues placed on the agenda by the Archbishop: the shortage of priests, the poor grasp of Christian doctrine among non-Germans, the need for an educational establishment for clergymen. An attempt was made to remedy the shortage of priests by inviting clerics from outside Livonia (enduring quasi-colonialism!). This serves as proof that in certain walks of life Livonia was short of human resources. The urgency for a school to “produce” clergymen was acknowledged, yet no actions followed. The cities were satisfied with the way the spiritual issues were being solved, and insisted that the problems had nothing to do with them.⁶⁸

However, the early Reformation year of 1522 saw a remarkable attempt which, had it succeeded, could have initiated social change in Livonia: a ten-year alliance of the cities and the second estate to jointly safeguard their rights against any violation. Its most significant clause was a ban on external interference in the appointment of clergymen.⁶⁹ This principle, had it been enforced, would have shaken the foundations of Livonia to the core. For the Order and the bishops, compliance with this provision would have meant losing a significant amount of political power and much slacker ties with the papal curia. However, this proposal, which was put forth by the cities and vassals, was probably not inspired by a perceived need to remove the source of Livonia's internal instability, i.e. susceptibility to external influences. Unsurprisingly, the Order and the bishops never approved this plan.⁷⁰ At the next Diet in Wolmar in January 1523, Plettenberg failed in his attempt to call the cities to order by approaching the municipal delegates individually. Interestingly, there is no evidence of a vassal delegation attending this Diet.⁷¹ Two years later, however, the cities and vassals reconfirmed their alliance and suggested placing the issue of the Evangelical faith on the Diet's agenda⁷² – in a bid to spark a major social change in Livonia. I postulate that what happened at the 1525 Wolmar Diet should be considered a litmus test of the ability of Livonian social forces to adapt. A straightforward challenge to the authority of the Order and the Archbishop, it could have sealed the fate of the country. After all, the attitude towards the Evangelical faith (acceptance or rejection) was not only about religion. It was also about trust in further domestic communication.

The response of Livonia's Catholic camp was far from unanimous. Archbishop Blankenfeld, himself a staunch Catholic, was not at all convinced that it was necessary to discuss this problem. Plettenberg, on the other hand, accepted the challenge and summoned the Diet. The composition of this Diet speaks for itself. The most striking fact is the absence of the three major Hanseatic towns. A comparison of two lists – the vassals attending the

67 Arbusow (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 54), 3, no 53.

68 *Ibidem*, no 53, §30, 57, §45.

69 *Ibidem*, no 136.

70 *Ibidem*, no 135, §48.

71 *Ibidem*, no 138.

72 *Ibidem*, no 151, §16.

Diet and those who signed the 1522 alliance agreement – gives reason to doubt whether they indeed represented the same viewpoint. At any rate, the 1525 Diet seems to have followed a path prescribed by the Catholics, and culminated with a declaration postponing the discussion of religious matters by three years.⁷³ In the light of this decision, the alliance of cities and vassals had disintegrated.

The Catholics had thus been able to debilitate Livonia's Protestant camp; however, something happened that same year that fundamentally challenged the Livonian branch of the Teutonic Order: secularisation of the Order's Prussian territories. Though not unexpected, this event radically changed the socio-political configuration on the eastern shore of the Baltic Sea.⁷⁴ However, whether or not to opt for the Prussian way was a question to which an explicit answer was required. Let us not forget that the Order's position in Prussia differed from its standing in Livonia. The secularisation of the Prussian branch of the Order thoroughly upset Prussian statehood, whereas the Livonian branch did not have full authority over the land, and its secularisation would have affected only part of Livonia and some relationships among local partners. Ultimately, the decision lay with the top tier of the Livonian branch of the Teutonic Order, and the principles that underlay their rejection of 26 January 1525 are still largely a matter of debate. Juhan Kreem postulates that the Master of the Order served the interests of his peers from the lower nobility.⁷⁵ If so, Plettenberg catered to the interests of the Order as a closed corporation, viewing Livonia as a quasi-colonial structure which guaranteed the German lower nobility their livelihood. If secularisation had occurred, the knight-brothers would have entered the social environment occupied by the local second estate, and become integrated into Livonian society. This would have meant a restructuring of power relations in the whole of Livonia, although where power centres would have emerged, and whether society would have become more integrated, is a matter of speculation. It is, however, undeniable that the influential members of the local Order took a negative stand on the threats contained in secularisation.⁷⁶ This essentially suggests that under Plettenberg the Order was still striving to become the leading political force in Livonia.

What sort of aftermath did the principal domestic political forces in Livonia expect possible secularisation to have? Their conjectures were probably quite different from the long-term scheme sketched above. The Order was led by a skilled politician, Livonian Master Plettenberg, whose potential power monopoly was a source of controversial feelings. Norbert Angermann has pointed out that the controversy was potentially big enough to cause civil war and the intervention of external forces.⁷⁷ Besides, by 1526 Plettenberg had gathered solid political capital from manoeuvring between Catholicism and the Evangelical church: by allowing the cities to practice the Evangelical faith, he obtained the backing of Riga and

73 Arbusow (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 54) 3, no 208, §8.

74 Klemens Wieser (ed.): *Nordosteuropa und der Deutsche Orden. Kurzregesten I (bis 1561)*, Bad Godesberg 1969, no 389.

75 Juhan Kreem: *Der Deutsche Orden und die Reformation in Livland*, in: Johannes A. Mol, Klaus Militzer etc. (eds.): *The Military Orders and the Reformation. Choices, State Building, and the Weight of Tradition*, Hilversum 2006, pp. 43-57.

76 Asche, v. Hirschheydt etc., *Legitimationsdefizite* (see note 53), p. 280.

77 Norbert Angermann: *Wolter von Plettenberg. Der größte Ordensmeister Livlands*, Bonn 1985, p. 11.

Reval, while signalling to the Catholics that the Order was not going to give up the old faith. This put the Livonian bishops and Plettenberg in the same boat. Led by Archbishop Blankenfeld, all the Livonian bishops pledged allegiance to Plettenberg.⁷⁸ The Master of the Order was thus very close to becoming an autocratic ruler. However, adherence to Catholicism was always risky in Livonia: the accumulated political capital could easily evaporate if the source of its legitimacy was located outside Livonia – as discussed earlier in this article. Archbishop Blankenfeld, who died in 1527, was succeeded by Thomas Schöning. The new Archbishop had a different idea of Livonia's power relations, which did not include the Archbishop's allegiance to the Master of the Order or Riga's subjugation to the Order alone (as had been the case since 1525). To assert himself next to Plettenberg, he needed support from the centres of ideological power: the Emperor or the Pope. Again we see the familiar scheme in which the local power relations depended on the social capital gathered outside Livonia. In 1529, Margrave Wilhelm, the brother of Duke Albrecht of Prussia, was appointed Archbishop's coadjutor, and the Riga primate managed to obtain episcopal regalia from the pope for a considerable amount of money.⁷⁹ At the 1530 Wolmar Diet the bishops were again detached from the Order and Riga's joint dependence on the Archbishop and the Master of the Order was restored.⁸⁰

Plettenberg's rise to the status of a "Reichsfürst" in 1530 and his subsequent reorientation towards the Empire further complicated Livonia's domestic political communication. After all, Livonia's attachment to the Empire had never been strong enough to substantiate a systematic use of the Emperor's ideological power as an argument in local power struggles. The Livonian branch of the Order held on to the Emperor's authority for pragmatic reasons, even after Plettenberg's reign, in expectation of material support against the Russian threat – but to no avail.

*

In conclusion it may be said that the constellation of socio-political forces operating in Livonia discouraged the formation of power centres and the development of a unified code of behaviour for the whole of Livonia. The reasons for this are many, but chief among them is compartmentalisation on many levels. The basic antagonism seen in the goals of the individual domestic forces had its roots in the earliest phase of the local statehood. Significantly, it was two internationally based socio-political structures – the Hanseatic League and the Teutonic Order – that were forced into a dialogue in the local political arena. Both, however, only looked after their own existential needs. Neither of these was a product of the local social development, and their reproduction process followed their own specific rules. Any co-ordinated action could only stem from explicit common interests – although these were predominantly of fleetingly topical nature.

78 Arbusow (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 54), 3, no 238 f.

79 A meticulous historiographical analysis is given by Madis Maasing: *Saare-Lääne ja koadjuutori-vaenused: keskaegse Liivimaa viimased kodusõjad* [The Feud of Ösel-Wiek and the Coadjutor's Feud: the last civil wars in Medieval Livonia], in: *Ajalooline Ajakiri* (2010), 2 (132), pp. 115-151.

80 Arbusow (ed.), *Akten und Rezesse* (see note 54), 3, no 281, §43-48.

The susceptibility of Livonia's social structure to external influences is vividly displayed in the practice of appointing high functionaries of the bishopric, i.e. the topmost elements of statehood. The nomination of Catholic bishops could be described as a random game which followed rules established in the mid-13th century. The principal factors that shaped this process were, firstly, the papal provisions, and secondly, the ambition of the Teutonic Order to subject the episcopal power to its control by exerting influence on the main source of ideological power, i.e. the papal curia. This practice lent unpredictability to domestic communication on two levels: firstly, in the communication between the bishop-landlord and his subjects, and secondly, on the all-Livonian scale. Before the Reformation, papal authority as the main source of ideological power also supplied political capital to the Livonian bishop-landlords. How the latter used this capital to shape internal relations, however, depended on the personal traits of the individual bishops and their ability to adjust themselves to the local power games. After all, there was no guarantee that a Livonian native who possessed a clearer picture of the local relationships would assume the seat of a bishop. Let me stress again: the bishop's power was not sustainable.

The response of Livonia's socio-political forces to the challenges presented by the Reformation showed a potential for making the local power relations more coherent and Livonia-centred, and for detachment from the papal curia. Unlike the Hanseatic towns, Livonia's Catholic camp – the Order and the bishops – did not accept this challenge. The fear of change was particularly evident in the Livonian branch of the Order, which tried to justify the *status quo* with the rhetoric of resisting the Russian threat as a Christian outpost, while holding on to another source of universal power, the Empire, in the hope that this would bring help. This, however, was playing the wrong card. Livonia's internal relations during the period from the first contacts with the influences of the Reformation until the start of the Livonian War were characterised by increasing isolation, a deepening confidence crisis, and a search for individual solutions.

Zusammenfassung

Als soziale und politische Struktur brach Alt-Livland in den ersten Jahren des Livländischen Krieges (1558–1583) auseinander. Vorausgegangen war diesem Zerfall das Bestreben einzelner gesellschaftlicher Kräfte, sich angesichts drohender existenzieller Sorgen mehr auf die Hilfe aus dem Ausland zu verlassen, als Ressourcen zur Konsolidierung in Livland selbst zu finden.

Ausgehend von Niklas Luhmanns Systemtheorie werden die Aktivitäten der führenden Hansestädte (Riga, Reval und Dorpat) und des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens in Alt-Livland beleuchtet. Sowohl die Mitglieder der Hanse in Livland als auch der Orden waren Teile größerer Systeme, deren Zentren nicht in Livland lagen und deren politisches Verständnis nicht aus Livland stammte. Besonderheiten des Livländischen Ordens und der Hanse waren, dass beide gesellschaftlichen Systeme ihre Reihen nicht aus dem Land selbst ergänzten. Neben den „quasikolonialen“ Systemen Orden und Hanse existierte der geistliche Stand, insbesondere die höheren Geistlichen – der Rigaer Erzbischof sowie die Bischöfe von Dorpat und Ösel-Wiek. Da gegenseitiges Vertrauen der in Livland etablierten gesellschaftlichen Systeme sich kaum entwickelt hatte, war der Integrations-

prozess zu einer einheitlichen Zentralmacht mehr als problematisch. Vom Standpunkt des neo-weberianischen Staatsbegriffs aus betrachtet konnte keine der Parteien sämtliche notwendigen Herrschaftselemente – ideologische, militärische, wirtschaftliche und politische Macht – an sich ziehen, um dadurch Anspruch auf die Zentralmacht zu erheben. Auch der livländische Landtag, der zwar über ein gewisses gesellschaftliches Gewicht im Leben des Landes verfügte, erfüllte vor allem eine beratende Funktion. Obzwar die Reformation den Boden für einen breiten gesellschaftlichen Wandel bereitete, blieb diese Möglichkeit ungenutzt. So versperrte die konservative Politik von Orden und Bischöfen den Weg hin zu einem kohärenteren Staatswesen.

Die estländische Kleinstadt Neu-Pernau unter polnischer Herrschaft und zur Zeit der Gegenreformation (1582–1617)

von Inna Pöltsum-Jürjo

Historiografie und Quellen

Die so genannte Polenzeit und die Gegenreformation nehmen in der Geschichte Estlands einen relativ kurzen Zeitabschnitt ein, der, von einer kleinen Unterbrechung abgesehen, von 1561/62 bis 1625–1629 währte. Während dieser Zeit war ganz Süd-Estland mit den Städten Pernau (Pärnu), Fellin (Viljandi) und Dorpat (Tartu) unter polnischer Herrschaft. Die kurze Phase der Gegenreformation in Livland wurde sowohl in der deutschbaltischen als auch in der estnischen Geschichtsschreibung thematisiert, dazu erschienen verschiedene Abhandlungen, Einzeldarstellungen und Quellenpublikationen.¹ In der älteren deutschbaltischen Historiografie wurde die Gegenreformation in Livland meistens in düsteren Farben gemalt, denn sie wurde als eine „harte“ Zeit in der Lokalgeschichte angesehen.² Die deutschbaltischen Historiker stellten in ihren Abhandlungen die „gute schwedische Zeit“ der „schlechten polnischen Zeit“ entgegen.³ Im Vergleich zur protestantischen schwedischen Herrschaft bedeuteten die polnische Herrschaft und die Rekatholisierungsversuche in der deutschbaltischen Geschichtsschreibung etwas Negatives. Dieselbe Einstellung zur Polenzeit tritt bereits in frühneuzeitlichen Chroniken zu Tage, z.B. in den Chroniken von Balthasar Russow oder Christian Kelch.⁴ Die für die frühneuzeitlichen Chroniken charakteristische Bewertung der Polenzeit in Livland wurde von der frühen deutschbaltischen Historiografie übernommen. Dabei fanden Apologeten der Gegenreformation und der Rekatholisierung (wie z.B. Dionysius Fabricius und Antonio Possevino)⁵ bei den deutschbaltischen Historikern weniger

- 1 Eine Übersicht über die Publikationen und Darstellungen findet sich bei Nikolai Treumuth, Otto Liiv (Hrsg.): *Polonica im Estnischen Staatlichen Zentralarchiv*, Tartu 1931, S. 33-39.
- 2 Siehe z.B. Paul Schneider: *Aus polnischer Zeit*, in: *Sitzungsberichte der Altertumforschenden Gesellschaft zu Pernau* (1908), Bd. 5, S. 75-89, hier S. 76 f.: „Die polnische Zeit war erfüllt von Kriegen und Unruhen, desgleichen von einer fortlaufenden Kette von Rechtsbrüchen und Vergewaltigungen, deswegen war der Hass gegen die Polen als Räuber und Landverderber nicht bloss bei den Deutschen, sondern auch den einheimischen Bauern in dem Grade gross geworden, dass die Polen sich in Lebensgefahr befanden, wenn sie sich einzeln aufs Land wagten.“
- 3 Ausführlicher dazu Juhan Vasar: „Halb“ poola ja „hea“ rootsi-aeg [Die „schlechte“ polnische und die „gute“ schwedische Zeit], in: *Olion* (1930), H. 8, S. 2-7.
- 4 Balthasar Russow: *Chronica der Prouintz Lyffland*, in: *Scriptores Rerum Livonicarum. Sammlung der wichtigsten Chronisten und Geschichtsdenkmale von Liv-, Ehst- und Kurland*, Bd. II, Riga u.a. 1848, S. 1-195, hier S. 154: „[...] besunder hebben noch thor tydt schyr nicht anders, also gefangene Lüde vnder den Palen wanen, vnde mannigerley spyt vnd spot ock van den Jesuiten vnde Papisten lyden vnde düliden möten, welckere sick in alle Stede vnde Flecken henin gedruget, vnde grote glysnerye vnde vngegründede dinge, wedder de apentlike Gödtlike Warheit vnde er eigen geweten den simpeln Lüden vorgegeuen hebben.“
- 5 Dionysius Fabricius: *Liivimaa ajaloo lühiülevaade. Livonicae historiae compendiosa series* [Kurze Übersicht über die Geschichte Livlands], Tallinn 2010; Antonio Possevino: *Kiri Mantova hertsoginnale / Lettera alla Duchessa di Mantova*, Rom 1973.

Aufmerksamkeit. Bis heute werden ihre Werke in der historischen Forschung kaum benutzt bzw. zitiert.

Die estnische Geschichtsschreibung übernahm zunächst die Position der deutschbaltischen Historiografie zur polnischen Herrschaft. Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre kamen kritische Stellungnahmen hinzu, in denen von „tendenziösen Darstellungen der polnischen Zeit“ in der deutschbaltischen Geschichtsschreibung die Rede war, wobei die vermeintlich falschen Voraussetzungen der Untersuchungen bemängelt wurden.⁶ Erstmals wurde ernsthaft angeregt, diese Zeit in der Geschichte Estlands gründlicher zu untersuchen: So erschien 1931 eine von Nikolai Treumuth und Otto Liiv verfasste Übersicht über die Quellen zur Geschichte der polnisch-estnischen Beziehungen.⁷ Warum ausgerechnet polnisches Material aus den Archiven Estlands zur Herausgabe gewählt wurde, wurde damit begründet, „dass das polnische Zeitalter in unserer Geschichtsforschung eine recht unzulängliche und teilweise unrichtige Wiedergabe gefunden hat.“⁸ In der sowjetischen Zeit wurde die Polenzeit als Forschungsperiode in der estnischen Geschichtsschreibung kaum weiter untersucht; das wichtigste Ereignis dieser Zeit war die „Entdeckung“ der Quellen zur Geschichte Estlands bzw. Livlands in den Archiven und Bibliotheken Polens.⁹ In der Nachkriegszeit erschien dann die Monografie des kürzlich verstorbenen Exilhistorikers Vello Helk, bei der es sich um die bis heute umfassendste und auf breitester Quellengrundlage beruhende Darstellung der Gegenreformation in Estland handelt.¹⁰ Aus ihr geht deutlich hervor, dass die Gegenreformation tiefe Spuren in der Kulturgeschichte Estlands hinterließ, da gerade in dieser Zeit die erste höhere Lehranstalt – ein Jesuitenkolleg sowie ein Seminar – in Dorpat gegründet wurde; ebenso wichtig war die Veröffentlichung estnischsprachiger Druckschriften. Auch in Riga wurde während der polnischen Herrschaft ein Kolleg gegründet. Von großer Bedeutung ist die Tatsache, dass das älteste erhaltene gedruckte Buch in lettischer Sprache von Jesuiten übersetzt und veröffentlicht wurde (1585).¹¹ So wurde die Gegenreformation in Livland in der bisherigen Geschichtsschreibung am gründlichsten unter bildungs- und sprachgeschichtlichen Aspekten betrachtet.¹²

6 Treumuth, Liiv (Hrsg.), *Polonica* (wie Anm. 1), S. 37 f.

7 Vgl. ebenda.

8 Ebenda, S. 8.

9 Vgl. z.B. Enn Tarvel: *Estonica't Poola arhiivides ja raamatukogudes* [*Estonica* in den polnischen Archiven und Bibliotheken], in: Eesti NSV Teaduste Akadeemia Toimetised. Ühiskonnateadused 21 (1972), Nr. 2, S. 152-163. Vgl. ders.: Der Haken. Die Grundlagen der Landnutzung und der Besteuerung in Estland im 13.–19. Jahrhundert, Tallinn 1983.

10 Vello Helk: *Die Jesuiten in Dorpat (1583–1625). Ein Vorposten der Gegenreformation in Nordosteuropa*, Odense 1977; ergänzte Ausgabe auf Estnisch: Vello Helk: *Jesuiidid Tartus* [Die Jesuiten in Dorpat], Tartu 2003. Vgl. Jüri Kivimäe: *Vastureformatsiooni algus Liivimaal ja Tartu jesuiitide kolleegiumi rajamine* [Der Beginn der Gegenreformation in Livland und die Gründung des Jesuitenkollegs in Dorpat], in: Helmut Piirimäe (Hrsg.): *Ajaloolaseid töid* [Historische Arbeiten], Bd. V, Tartu 1974, S. 28-56.

11 Pēteris Vanags: *Die Literatur der Letten im Zeichen von Reformation und Konfessionalisierung*, in: Matthias Asche, Werner Buchholz u.a. (Hrsg.): *Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721*, Tl. 1, Münster 2009, S. 263-307, hier S. 266 f., 302 f.

12 Siehe z.B. Helk, *Die Jesuiten* (wie Anm. 10); Hellmuth Weiss: *Ein estnisches Sprachdenkmal aus der Zeit der Gegenreformation*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 12 (1963), S. 688-699.

In verschiedenen älteren und neueren Gesamtdarstellungen lässt sich ein Überblick über die polnische Zeit in Livland finden. Von den estländischen Städten, die unter polnischer Herrschaft standen, ist die Geschichte Dorpats zu dieser Zeit am besten untersucht;¹³ über Pernau ist dagegen relativ wenig bekannt. Bereits in den Jahren 1899 bis 1903 veröffentlichte Theodor Czernay seine kommentierte Quellenpublikation „Fabianus Quadrantinus und die Gegenreformation in Pernau“, in der er die Tätigkeit des katholischen Priesters Quadrantinus in Neu-Pernau beleuchtet.¹⁴ Paul Schneider referiert in seiner Publikation „Aus polnischer Zeit“ einige Ratsprotokolle aus der Polenzeit.¹⁵ Einen skizzenhaften Einblick in die Gegenreformation in Pernau ermöglichen auch mehrere Gesamtdarstellungen über die Geschichte der Stadt und des Landkreises.¹⁶

Die vorhandenen Quellen erlauben eine detaillierte Untersuchung der Polenzeit in Pernau, weil gerade aus dieser Zeit die Protokollbücher des Rats, die die städtischen Strukturen beleuchten, erhalten sind. Das älteste Protokollbuch des Pernauer Rats wurde am 1. Februar 1583 angelegt.¹⁷ Leider enden die Eintragungen schon einige Monate später, und es beginnt eine vierjährige Pause, in der keine Notizen gemacht wurden. Mit großer Wahrscheinlichkeit lässt sich diese Lücke im Protokollbuch durch das Fehlen eines Stadtsekretärs erklären. Erst 1587 wurde der *magister* und *studiosus* Stephanus Teuthorn vom Rat als Stadtsekretär im Amt bestätigt.¹⁸ Doch blieb auch dieser Sekretär nicht lange im Dienst, und bereits Anfang 1588 wurde ein neuer Mann eingestellt: der Schullehrer Heinricus Schele aus Lübeck. Die Kriegsjahre brachten wieder eine Vakanz des Sekretariats mit sich und damit eine große Lücke im Ratsprotokoll von 1602 bis 1615.¹⁹

Zusätzliche Informationen, die die Ratsprotokolle ergänzen, bietet das Brüderbuch der Großen Gilde, das 1588 angelegt wurde.²⁰ Aus der Zeit der polnischen Herrschaft sind zudem noch einige Briefe des Pernauer Rats an den Revaler Rat im Stadtarchiv Tallinn (Reval) erhalten.²¹

In dem vorliegenden Aufsatz wird der Versuch unternommen, einen Einblick in die kirchlichen Verhältnisse und in das tägliche Leben der Stadt Neu-Pernau unter polnischer Herrschaft und während der Rekatholisierung zu geben. Anhand von ausgewählten Bei-

13 Siehe z.B. Titus Christiani: Uebersicht der Gegenreformation in Dorpat, Dorpat 1883; Helk, Die Jesuiten (wie Anm. 10); Margus Laidre: Dorpat 1558–1708. Linn väe ja vaenu vahel [Dorpat 1558–1708. Die Stadt zwischen Gewalt und Zwietracht], Tallinn 2008.

14 Theodor Czernay: Fabianus Quadrantinus und die Gegenreformation in Pernau. Fünfzehn Briefe des Fabianus Quadrantinus an den Bischof von Ermeland, in: Sitzungsberichte der Altertumforschenden Gesellschaft zu Pernau 1901, Bd. 2, S. 128–148, I-XXXIX.

15 Schneider, Aus polnischer Zeit (wie Anm. 2), S. 89–95.

16 August Ferdinand Tammekann (Hrsg.): Pärnumaa. Maateaduslik, tulunduslik ja ajalooline kirjeldus [Pärnumaa. Geografische, wirtschaftliche und geschichtliche Beschreibung], Tartu 1930; Aldur Vunk (Hrsg.): Pärnumaa. Loodus, aeg, inimene [Pärnumaa. Natur, Zeit, Mensch], Bd. 2, Tallinn 2010.

17 Eesti Ajalooarhiiv [Estonisches Historisches Archiv, im Folgenden: EAA], Best. 1000 (Pernaucher Magistrat), Verz. 1, Nr. 711: Protokolle 1583–1602.

18 Ebenda, Bl. 20v.

19 Ein weiteres Protokollbuch umfasst auch die Polenzeit in Pernau: EAA, 1000/1/712: Protokolle 1615–1625.

20 Siehe das Alte Brüderbuch im Bestand der Großen Gilde zu Pernau, in: EAA, 5100/1/92.

21 Korrespondenz von Pernau an Reval 1505–1598 im Bestand des Revaler Magistrats, in: Tallinna Linnarhiiv (Revaler Stadtarchiv, im Folgenden: TLA), Best. 230, Verz. 1, B. D. 5 I b.

spielen wird untersucht, wie die Angehörigen unterschiedlicher Konfessionen im selben Stadtraum miteinander lebten und in welchem Maße diese Koexistenz Widersprüche und Kompromisse, Gegensätze und Zusammenarbeit beinhaltete. Grundsätzlich geht es damit um die Anpassungsstrategien der Einwohner von Neu-Pernau an die Umstände und neuen Anforderungen unter der Fremdherrschaft.

Die „polnische Partei“ in Pernau vor 1582

Die vom Deutschen Orden 1265 gegründete Stadt Neu-Pernau fiel 1582 bereits zum dritten Mal unter polnische Herrschaft. Zum ersten Mal war dies 1561 geschehen, als der polnische König Sigismund II. August die alten Privilegien von Neu-Pernau bestätigte. Sigismund garantierte der ganzen Einwohnerschaft Livlands freie Religionsausübung nach dem Augsburger Bekenntnis. An den Verhandlungen über die Unterwerfung Livlands, die 1561 im Reichstag in Wilno (Vilnius) geführt wurden, beteiligten sich als Gesandte der Stadt Neu-Pernau der Bürgermeister Nicolaus Barenfeldt und der Gemeindevertreter Stephanus Vetter. Vetter war einer der Anführer der so genannten polnischen Partei in Neu-Pernau und erhielt von Sigismund mehrere Lehen, u.a. 1571 das Fellinsche Steinhaus in Pernau.²² Für seinen diplomatischen Dienst in Polen überließ die Kaufmannskompanie von Neu-Pernau Vetter 1562 einen Keller.²³ Im selben Jahr wurde er auch zum Ratsherrn gewählt. Beide Männer, Barenfeldt und Vetter, hatten eine juristische Ausbildung genossen und verfügten über Erfahrungen mit Kanzleibürokratie und Verwaltungsapparat.²⁴ Barenfeldt war früher Sekretär des Ordensmeisters gewesen, Vetter hatte in Diensten des wiekischen Stiftvogts gestanden, war zudem als kaiserlicher Notar tätig gewesen und hatte sich schon früher in die „große“ Politik eingemischt. So ließ der Ordenskomtur von Pernau 1559 Zeugen verhören, da Vetter auf der Gildestube landesverräterische Reden gehalten habe, in denen er sich als Anhänger Dänemarks bekannt habe.²⁵

Bereits im Frühling 1562 eroberten die Schweden Neu-Pernau. Obwohl Erik XIV. mit der Bestätigung der Privilegien Anklang bei den Bürgern zu finden versuchte, bevorzugten die Bürgerschaft und der ortsansässige Adel die polnische Herrschaft. Der Bürgermeister von Neu-Pernau, Heise Vegesack, vermittelte eine heimliche Vereinbarung zwischen den Hofleuten, die im Dienst Polens standen, und der Pernauschen Garnison, die aus livländischen Landsknechten bestand. Tatsächlich war Vegesack der Urheber der berüchtigten Überrumpelung der Stadt am Montag nach Quasimodogeniti 1565. Heinrich Laakmann vermutet, dass Vegesack sich der polnischen Partei zuwandte, weil die Schweden ihm einige Güter entzogen hatten.²⁶ Sigismund August belehnte Vegesack tatsächlich noch im selben

22 Heinrich Laakmann: Die Pernauer Ratslinie, in: Sitzungsberichte der Altertumforschenden Gesellschaft zu Pernau 1914–1925, Bd. 8, Pernau 1926, S. 80–142, hier S. 105.

23 Inna Pölsam, Aldur Vunk (Hrsg.): Pärnu linna ajaloo allikad 13.–16. sajandini. Quellen zur Geschichte der Stadt Pernau 13.–16. Jahrhundert, Pärnu 2001, S. 309.

24 Vgl. Inna Pölsam: Die Laufbahn und Tätigkeit der Vasallen und Beamten des Bistums Ösel-Wiek in Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Ülla Paras (Hrsg.): Saare-Lääne piiskopkond. Bistum Ösel-Wiek, Haapsalu 2004, S. 275–287, hier S. 280–282.

25 Laakmann, Die Pernauer Ratslinie (wie Anm. 22), S. 105.

26 Ebenda, S. 104.

Jahr mit Landbesitz in Paicus (Paikuse) und Ritenorm (Rütavere).²⁷ Vegesacks Handeln muss indes nicht zwangsläufig als berechnend und selbstsüchtig gewertet werden, denkbar wäre auch politisches Kalkül als Motivation.

1565, in der Nacht von Quasimodogeniti, fand im Haus des Ratsherrn Claus Zinte das vielfach tradierte Gelage statt, auf dem sich die Hofleute des Schlüssels der Stadtpforte bemächtigten, um ihren Kampfgenossen Eintritt in die Stadt zu gewähren. Unter den Schweden in Neu-Pernau wurde ein großes Blutbad angerichtet; nur Deutsche blieben davon verschont. Sicher war auch der Ratsherr Zinte einer der Anhänger der polnischen Partei in Pernau, obwohl der Revaler lutherische Pastor und Chronist Balthasar Russow behauptet, dass Zinte „van disser böuerye nichts wuste“.²⁸ Zinte unterstützte die Polen mit Geldvorschüssen und erhielt dafür schon 1565 von Sigismund das nach ihm benannte Landgut Zintenhof (Sindi).²⁹

Zwischen 1565 und 1575 waren die Hofleute die eigentlichen Herren von Neu-Pernau. Während dieser Zeit entwickelte sich Pernau zu einem Ort für schwedenfeindliche Proteste. Diese Situation währte bis zur Eroberung der Stadt durch russische Truppen 1575. Erstaunlicherweise gelang es den Hofleuten, in dieser komplizierten politischen Situation ihre Machtposition in Neu-Pernau zu bewahren. Anschaulich charakterisiert Russow die Verwaltung der Hofleute in Pernau: „Denn de Parnowsschen Hauelüde, also se de Parnow dem Könige tho Schweden affhendich gemacket, vnde er eigen Regiment vnder des Königes van Polen namen dar angefangen, vnde de Parnowsschen Lande vnde Güder vnder sick gedelet hadden, daruan se geschlömet vnde gedömet hebben ane sorge.“³⁰

Die Tatsache, dass sich Neu-Pernau während des Livländischen Krieges für Polen stark gemacht hatte, wirkte sich möglicherweise positiv auf das Verhalten des polnischen Königs gegenüber der Stadt aus. Es war aber keineswegs die Nähe zur Konfession, die die Elite der Pernauer Bürgerschaft bewog, die polnische Herrschaft zu unterstützen. Es handelte sich um rein politisches Taktieren, da gerade die Hofleute und einige andere, den Schweden gegenüber feindlich eingestellten Gruppen die Selbstständigkeit Livlands anstrebten und in Polen einen Verfechter des livländischen Einheitsgedankens sahen.³¹ Im Falle Neu-Pernaus verfügte die städtische Elite schon zur Ordenszeit über enge Beziehungen zum lokalen Adel; die Angehörigen bekannter einheimischer Vasallengeschlechter fungierten als Mitglieder des städtischen Rats und einige Bürger besaßen Land und Gesinde im Hinterland der

27 Friedrich Baron Stackelberg: Der Landbesitz im Kreise Pernau zur Ordenszeit, in: Sitzungsberichte (wie Anm. 22), S. 143-282, hier S. 163, 173.

28 Russow, Chronica (wie Anm. 4), S. 71.

29 Laakmann, Die Pernauer Ratslinie (wie Anm. 22), S. 132.

30 Russow, Chronica (wie Anm. 4), S. 73. Vgl. die Einstellung gegenüber den Hofleuten in der deutschbaltischen Geschichtsschreibung: Heinz v.z. Mühlen: Livland von der Christianisierung bis zum Ende seiner Selbstständigkeit (etwa 1180–1561), in: Gert v. Pistohlkors (Hrsg.): Baltische Länder, Berlin 1994, S. 26-172, hier S. 172: „Es herrschte sogar ein eigenartiger Widerspruch zwischen Moderne und Mittelalter, auch zwischen den Mitteln der frühneuzeitlichen Kriegführung und dem Rittertum, das bis zum Untergang der livländischen Konföderation erhalten blieb und bis dahin nicht einmal Verfallserscheinungen wie das in Deutschland verbreitete Raubrittertum gezeitigt hat. Erst nach dem Untergang Livlands sollten die sogenannten Hofleute eine späte Parallele zu den Raubrittern in Deutschland bilden.“

31 Heinz v.z. Mühlen: Das Ostbaltikum unter Herrschaft und Einfluß der Nachbarmächte (1561–1710/1795), in: v. Pistohlkors (Hrsg.), Baltische Länder (wie Anm. 30), S. 174-264, hier S. 180.

Stadt.³² So übten die Vasallen schon vor dem Livländischen Krieg einen gewissen Einfluss auf die Stadtverwaltung aus.

Der Rat und die Verwaltung der Stadt

1582 fiel Neu-Pernau zum dritten Mal in polnische Hand. Die polnische Herrschaft währte bis zum Jahre 1617 – mit einer siebenjährigen Unterbrechung von 1602 bis 1609. Der polnische König Stephan Báthory erteilte am 7. Dezember 1582 ein Privileg, mit dem er die bestehenden Rechte der Stadt bestätigte und diese sogar erweiterte.³³ In diesem Privileg gab sich Báthory als Neugründer der Stadt zu erkennen. Tatsächlich begann sich Neu-Pernau unter polnischer Herrschaft bald zu erholen, und es gelang der Stadt, die Zerstörungen zu überwinden, die der Krieg und die russische Herrschaft mit sich gebracht hatten. Der katholische Priester Fabianus Quadrantinus nennt 1582 die Verwüstung der Stadt „unglaublich“.³⁴ Noch 1584, als Kardinal Georg Radzivil im Zusammenhang mit der Kirchenvisitation Neu-Pernau besuchte, beschrieb ein Mitglied seiner Gefolgschaft Neu-Pernau als eine Stadt, „die am Baltischen Meere liegt und früher sehr berühmt war, jezt aber zum größtenteils zerstört und verlassen ist.“³⁵

1582 nahm der Rat von Neu-Pernau seine Arbeit wieder auf. Er bestand anfangs aus den fünf Ratsherren,³⁶ die die russische Eroberung überlebt hatten. Diese Ratsherren waren zwischen 1569 und 1575 gewählt worden. 1583 wurde Warner Bartscher zum Bürgermeister erkoren, und ein Jahr später war der Rat mit sechs Ratsherrn und zwei Bürgermeistern wieder vollzählig. So blieb die aus der Ordenszeit bekannte Verfassung der Stadt weiterhin bestehen. Laakmann zufolge veränderten erst die wiederholten Belagerungen und die Pest während des schwedisch-polnischen Kriegs den Bestand der Ratsfamilien von Neu-Pernau nachhaltig.³⁷

In Riga und Dorpat entstanden Ende der 1580er und Anfang der 1590er Jahre scharfe Konflikte zwischen Rat und Gilden. Im Zusammenhang mit der Kalenderreform waren in Riga Unruhen aufgeflammt, die sich 1585 gegen den Rat und die gemäßigte Kirchenleitung richteten.³⁸ Dem Rat stand eine oppositionelle Partei aus Angehörigen beider Gilden gegen-

32 Inna Pöltsum-Jürjo: Neu-Pernau und sein ländliches Hinterland am Anfang der Frühen Neuzeit, in: Jürgen Heyde (Hrsg.): Das Leben auf dem Lande im Baltikum, Lüneburg 2012, S. 153-173, hier S. 163-166.

33 Siehe EAA, 1000/1-24: Urkunde (1589) des Polnischen Königs Sigismund III. betreffend die Bestätigung des seitens des Königs Stephan im Jahre 1582 gegebenen Privilegiums.

34 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. 135, X. Vgl. EAA, 5100/192, Bl. 1: „Vnd nach dem dieser stadt manschop vast alle zum theil erschossen vnd erschlagen, also das auch nicht vber 50 gesunder vnd vnbescheidigter man vbrig, vnd auch gar keine entsetzung irgenswo verhanden.“

35 Carl Eduard Napiersky: Catholische Kirchenvisitation in Livland im Jahre 1583 oder 1584, in: Friedrich Georg v. Bunge (Hrsg.): Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Curlands, Dorpat 1842, S. 326-334, hier S. 327.

36 Pöltsum, Vunk (Hrsg.), Pärnu linna ajaloo allikad (wie Anm. 23), S. 135.

37 Laakmann, Die Pernauer Ratslinie (wie Anm. 22), S. 137. Nach der Pest von 1603 überlebten von den Bürgern nur der Bürgermeister, sechs Mitglieder der Großen und drei der Kleinen Gilde. Heinrich Laakmann: Zur älteren Geschichte der Grossen Gilde in Pernau, in: Sitzungsberichte (wie Anm. 22), S. 45-58, hier S. 55.

38 V.z. Mühlen, Das Ostbaltikum (wie Anm. 31), S. 185 f. Vgl. Enn Tarvel: Kirche und Bürgerschaft

über. Gleichzeitig setzte sich der junge Advokat Martin Giese als Führer der Bürgerschaft durch, dem der Sieg der Opposition und ihr fast fünf Jahre währender Einfluss zu verdanken war. Giese wollte dem Rat einen Vertrag aufzwingen, um ihn zum Werkzeug der Gilden zu machen. Erst 1589 wurde ihm und seinen Mitstreitern der Prozess gemacht, in dessen Folge er und zwei weitere Auführer hingerichtet wurden.³⁹ Die Rats Herrschaft wurde durch den „Severinschen Vertrag“ restituiert, mit dem die Macht der Gilden, d.h. ihr Mitspracherecht in städtischen Angelegenheiten, stark beschnitten wurde. Seitdem dominierten im Rigaer Rat Sympathisanten Polens. Als Fortsetzung der rigischen Ereignisse brachen 1590 Streitigkeiten zwischen Rat und Gilden in Dorpat aus. Sigismund hatte den Stadtrat als einzige Selbstverwaltungsinstitution anerkannt und dadurch den Gilden die Beratung bei Selbstverwaltungsfragen untersagt.⁴⁰ Die unter der Führung des Ältermanns der Großen Gilde, Hans Karthausen, entstandene Opposition gegen diese Vorschrift fand durch dessen Gefangennahme und Hinrichtung in Riga 1593 ein Ende. In Dorpat wurde anschließend zwischen Rat und Gilden ein Vertrag geschlossen, in welchem u.a. der Ältermann das Recht erhielt, die Stadtrechnungen zu kontrollieren.

Die erhaltenen Quellen geben keine Auskunft über die Streitigkeiten zwischen Rat und Gilden in Neu-Pernau. Offensichtlich gab es eine solche Konfrontation auch nicht.⁴¹ Immerhin ermöglichte der Rat der Kaufmannsgilde, unter seiner Aufsicht an den für die Stadt wichtigen Entscheidungen teilzunehmen. Laut dem Schragen der Großen Gilde aus dem Jahre 1588 sollten neben dem Ältermann noch vier Älteste den Rat in Selbstverwaltungsfragen beraten. Bei Notwendigkeit sollte die gesamte Bruderschaft auf Anforderung des Rats zur Beratung ins Rathaus kommen.⁴² Die Handwerker Gilde hatte kein Mitspracherecht in städtischen Angelegenheiten. Ein Grund, warum es nicht zu Konfrontationen zwischen Gilden und Rat kam, war die geringe Größe der Stadt. Die Elite der Bürgerschaft setzte sich aus einem engen und geschlossenen Personenkreis zusammen, durch den der Rat und die Kaufmannsgilde fest miteinander verbunden waren. Von Bedeutung ist zudem die Tatsache, dass sich der Stadtrat von Neu-Pernau auch in der polnischen Zeit nur aus Ratsherren deutscher Herkunft zusammensetzte. In Dorpat dagegen wollten die Bürger bereits 1583 auch Polen in den Rat wählen.⁴³ In Riga war der Rat polnisch gesinnt.⁴⁴ In Dorpat gab es unter den Ratsherren auch Katholiken,⁴⁵ in Neu-Pernau nicht. Hier versuchten Rat und Bürgerschaft an den alten Privilegien und Traditionen festzuhalten.

in den baltischen Städten im 16. und 17. Jahrhundert, in: Asche, Buchholz (Hrsg.), Die baltischen Lande (wie Anm. 11), Tl. 3, Münster 2011, S. 17-100, hier S. 63 f.

39 V.z. Mühlen, Das Ostbaltikum (wie Anm. 31), S. 186.

40 Treumuth, Liiv (Hrsg.), Polonica (wie Anm. 1), S. 30 f.

41 Ein scharfer Konflikt zwischen dem Rat und den Gilden brach in Pernau erst unter schwedischer Herrschaft aus. Siehe Paul Schneider: Erhebung der Pernauschen Bürgerschaft gegen den Rat im Jahre 1618, in: Sitzungsberichte der Altertumforschenden Gesellschaft zu Pernau 1904, Bd. 3, S. 17-39.

42 EAA, 5100/1/ 92, Bl. 3v: „Es sollen auch nebenst dem alterman 4 eltesten gekoren werden, die sollen midt dem alterman zu rathause ghen, wen sie ein ehrbar rath fordren last, doch wen es notigk sollen die gantze brudershafte mitgehen.“

43 Laidre, Dorpat (wie Anm. 13), S. 191.

44 V.z. Mühlen, Das Ostbaltikum (wie Anm. 31), S. 185.

45 Laidre, Dorpat (wie Anm. 13), S. 199.

Dennoch sind in Neu-Pernau zur Polenzeit soziale Spannungen nachweisbar: Die armen Stadtbewohner, darunter die so genannten Undeutschen verhielten sich gegenüber der Stadtverwaltung auflehnd. Aus einer Eintragung im Protokollbuch vom 8. November 1591 geht hervor, dass einige Träger wegen ihres Ungehorsams („etzliche dreger, die sich ghar muthwillig anstellten“) im Stadtgefängnis mit Rutenschlägen bestraft wurden.⁴⁶ Der Grund für diese Strafe blieb ungenannt. Vermutlich waren die Träger mit einzelnen Ratsverordnungen über ihre Arbeitsbelastung und ihren Lohn unzufrieden. 1597 brach ein Konflikt zwischen der Großen Gilde und den „undeutschen“ Fuhrleuten („vndeütschenn forleüde“) aus.⁴⁷ Die Stadtbürger beschwerten sich beim Rat über Letztere, die alle in der Vorstadt lebten und keinerlei Bürgerpflichten erfüllen mussten, durch deren Tätigkeit aber die Bürger-nahrung („burgenahrung“), d.h. das bürgerliche Gewerbe, „nicht weinig“ gemindert wurde. Daraufhin wurde beschlossen, dass zukünftig nur vier Fuhrleute mit zwei Wagen neben den Bürgern ihren Dienst in der Stadt verrichten sollten.

Die Gilden in Neu-Pernau

Seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehörte Neu-Pernau urkundlich nachweisbar zu den livländischen Hansestädten. Während des Mittelalters entwickelte sich die Stadt zu einem wichtigen Ausfuhrhafen für einheimische Landwirtschaftsprodukte. Spätestens im 15. Jahrhundert wurde in Neu-Pernau eine Kaufmannskompanie gegründet.⁴⁸ Als die Russen 1575 die Stadt eroberten, wurde die Tätigkeit der Gilde unterbrochen und ein großer Teil ihres Vermögens einschließlich des Archivs vernichtet. Im 1588 eingerichteten Brüderbuch wurde der Schragen der Gilde niedergeschrieben, der von acht Brüdern, die die Kriegswirren überlebt hatten, neu zusammengestellt wurde.⁴⁹ Offensichtlich wurden diese Statuten nach dem Vorbild des mittelalterlichen Schragen verfasst, obwohl der neue Schragen fast keine Vorschriften enthielt, die die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben betrafen. Es wurde nur verboten, gotteslästerliche Reden zu führen.⁵⁰ Außerdem musste jedes Gildemitglied an der Bestattungszeremonie eines verstorbenen Gildebruders teilnehmen.⁵¹ Es handelte sich wohl um eine zeitgemäße Erneuerung, denn im Mittelalter war die Beteiligung an kirchlichen Handlungen und Prozessionen für die Gilde von großer Bedeutung und wurde aus diesem Grund gewöhnlich über Statuten reguliert. Es gibt keine Aufzeichnungen über die konfessionelle Zugehörigkeit der Gildebrüder. Da jedoch die Mehrheit der Brüder deutscher Herkunft war, waren neben Lutheranern wohl – wenn überhaupt – nur einige wenige Vertreter anderer Konfessionen vertreten. Die Statuten der Kaufmannsgilde von Neu-Pernau wurden auf jeden Fall so verfasst, dass die konfessionelle Zugehörigkeit bei der Aufnahme eines neuen Mitglieds keine entscheidende Rolle spielte. Im neuen Schragen

46 EAA, 1000/1/711, Bl. 74.

47 Ebenda, Bl. 229v, 230.

48 Inna Pölsam-Jürjo: Liivimaa väikelinn Uus-Pärnu 16. sajandi teisel poolel [Die livländische Kleinstadt Neu-Pernau in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Tallinn 2009, S. 223-234.

49 EAA, 5100/1/92, Bl. 1-8.

50 Ebenda, Bl. 6, § 26.

51 Ebenda, Bl. 7v, § 36: „Und da einer verstorben, sollen sie alle das leich zu grabe volgen, bei poen 5 m(ark)punt wachs.“

ist der Einfluss der Kirche auf das Zusammenwirken in der Organisation kaum spürbar. Hier zeigt sich, in welchem Maße sich die Kaufleute an die neue konfessionelle Situation in der Stadt anzupassen suchten.

Erstaunlicherweise sollten laut dem Schragen der Großen Gilde die Strafen fast ausnahmslos in Wachs einkassiert werden. Diese Strafen reichten von einigen Pfund bis zu einem Schiffspfund Wachs (ca. 166 kg). Vor der Reformation verbrauchte die Kaufmannskompanie viel Wachs für die Kerzen in der Kirche, da vor dem Altar der Kompanie jeden Tag Kerzen brannten. Wofür dieses Strafwachs in späteren Jahren benutzt wurde, lässt sich nur vermuten.

1582 war die Zahl der Gildemitglieder noch sehr klein, stieg aber von Jahr zu Jahr an. Laut Brüderbuch wurden 1588 zehn neue Mitglieder aufgenommen.⁵² 1592 waren bereits 32 Brüder verzeichnet. Laakmann zufolge wurden in den Jahren von 1588 bis 1600 insgesamt 136 Neubrüder aufgenommen.⁵³ Unter den Gildebrüdern findet sich eine große Anzahl schon aus der Ordenszeit in Neu-Pernau bekannter Namen wieder. Die meisten Gildebrüder waren Kaufleute, es gab aber auch einige Edelleute, Schulmeister und lübische Schiffer als Mitglieder. Die Namen lassen vermuten, dass in dieser Zeit nur drei oder vier Polen der Bruderschaft angehörten.⁵⁴ Ihre konfessionelle Zugehörigkeit bleibt unbekannt, schließlich waren nicht alle Polen zwangsläufig Katholiken. So gab es in den livländischen Städten unter den Neubürgern, die führende Positionen inne hatten, auch eine große Zahl von so genannten polnischen Deutschen, die sich zum Augsburgener Bekenntnis bekannten und dabei blieben, obwohl sie polnisch gesinnt waren. Auf diese Menschen konnte sich der polnische König kaum mehr verlassen als auf fremde Kolonisten, bei denen nicht vorhersehbar war, wie sie sich mit den Verhältnissen arrangieren würden. Ebenso gab es unter den Polen zahlreiche Calvinisten, die sogar als hohe Staatsbeamte fungierten.⁵⁵

Die erste schriftliche Überlieferung über eine Handwerker Gilde in Neu-Pernau stammt aus dem Jahre 1588: Im Protokollbuch ist vermerkt, dass am 13. Februar eine Versammlung der Handwerker Gilde stattfand.⁵⁶ Wann die Kleine Gilde in Pernau gegründet wurde, ist nicht bekannt, wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Im Vergleich zur Großen Gilde übte die Kleine Gilde kaum Einfluss auf die Stadtverwaltung aus. Wie in der Ordenszeit wurde die Verwaltung der Stadt auch in der Polenzeit von der Kaufmannschaft getragen, und die städtische Politik orientierte sich an den Interessen der Kaufleute.

Wie sehr der Stadtrat die Kaufmannschaft stützte, lässt sich an der Auflösung der Nachbarstadt Alt-Pernau ablesen, die von Neu-Pernau als störende Rivalin angesehen wurde. 1582 war die ehemalige Bischofsstadt Alt-Pernau, die am rechten Ufer des Pernau-Flusses lag, noch eine ansehnliche Siedlung gewesen. In der Polenzeit ging Neu-Pernau systematisch gegen die alte Stadt vor, indem es gegen das Handels- und Braurecht der Alt-Pernauer Bürger protestierte. Zur Begründung hieß es, die Bürger von Neu-Pernau seien durch die

52 Ebenda, Bl. 8-8v: „In demselbigen jahre im nouember seindt der Grossen Gilde bruder geworden Hanß Potthoff, Trocklus Klocke, Heinrich Daßow, Hans Ecke, Heinrich Kleye, Heinrich Kloß, Heinricus Schele, Claws Ecke, Hans Oldendorff, Ewert Feldthausen.“

53 Heinrich Laakmann: Geschichte der Stadt Pernau in der Deutsch-Ordenszeit (bis 1558), Marburg 1956, S. 196.

54 Laakmann, Zur älteren Geschichte der Grossen Gilde (wie Anm. 37), S. 53.

55 Tarvel, Kirche (wie Anm. 38), S. 54-58.

56 EAA, 1000/1/711, Bl. 23v.

Rechte benachteiligt.⁵⁷ Obwohl sich Alt-Pernau auf ein königliches Privileg von 1589 stützte, entschied eine polnische Kommission 1599, dass Alt-Pernau zu stark zerstört sei. Die Bürger der Stadt mussten innerhalb von fünf Jahren nach Neu-Pernau umziehen.⁵⁸ Noch während dieser Frist brach der Krieg zwischen Polen und Schweden aus, und Alt-Pernau wurde nunmehr tatsächlich völlig vernichtet. Der Wiederaufbau von Alt-Pernau wurde 1607 von Karl IX. und 1611 von Sigismund III. verboten.⁵⁹

Katholische Kirche und Gemeinde

Im Sommer 1582 wurde Fabianus Quadrantinus als katholischer Priester und Seelsorger in Pernau eingeführt. In seinen Briefen an den Bischof von Ermland kommt die schwierige Lage des katholischen Klerus, der seit 1582 in den Städten des lettischsprachigen Siedlungsgebiets und im südlichen Estland wirkte, deutlich zum Ausdruck.⁶⁰ Quadrantinus war einer der drei katholischen Geistlichen (neben ihm noch Ertmann Tolgsdorff und Andreas Krüger), die der ermländische Bischof Martin Kromer 1582 zur Unterstützung der Rekatolisierung Livlands entsandt hatte.⁶¹

In Pernau gelang es Quadrantinus, die Übergabe der Pfarrkirche zu St. Nikolai an die katholische Gemeinde durchzusetzen. Ferner sollte die Bürgerschaft ihn als ihren legitimen Seelsorger anerkennen.⁶² In seinen Briefen an den Bischof von Ermland teilte er mit, dass es anfangs auch mehrere Deutsche in Pernau gegeben habe, die die katholischen Gottesdienste besuchten. Quadrantinus wurde von den deutschen Stadtbewohnern sogar ein aus drei Punkten bestehender Vorschlag gemacht: Erstens sollte er zur deutschen Gemeinde in deutscher Sprache und vom Hauptgottesdienst getrennt predigen; zweitens sollte es der Gemeinde freistehen, beim Gottesdienst ihr altgewohntes Gesangbuch zu gebrauchen, und drittens schließlich sollte es ihrem bisherigen Prediger gestattet sein, von Zeit zu Zeit die Kanzel zu besteigen.⁶³ In den beiden ersten Punkten war Quadrantinus wohl bereit, der Bürgerschaft entgegen zu kommen, den dritten Punkt aber lehnte er ab. Dennoch gelang es ihm nicht, während seiner ersten Monate in Pernau die Lutheraner aus der Stadtkirche zu verdrängen. In seinem Brief vom Juli 1582 berichtete er, dass die lutherische Gemeinde in der Stadtkirche frühmorgens ihre Gottesdienste halte, weil sich der Sekretär von Stephan Báthory, Dymitr Solikowski, gegen Quadrantinus' Willen ausgesprochen habe, den lutheri-

57 Tammekann (Hrsg.), Pärnumaa (wie Anm. 16), S. 720.

58 Treumuth, Liiv (Hrsg.), Polonica (wie Anm. 1), S. 125.

59 Tammekann (Hrsg.), Pärnumaa (wie Anm. 16), S. 720; siehe EAA, 1000/1/48: Urkunde des polnischen Königs Sigismund III. betreffend das Verbot Alt-Pernau aufzubauen.

60 Siehe Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. I-XXXIX; ders.: Elf weitere Actenstücke aus dem Bischöflichen Archiv zu Frauenburg, in: Sitzungsberichte (wie Anm. 41), S. 203-239; Marian Biskup: Materjale Rootsi raamatukogudes Poola vastureformatsiooni algusest Liivimaal 1580-ndatel aastatel [Materialien aus schwedischen Bibliotheken zum Anfang der polnischen Gegenreformation in Livland in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts], in: Eesti NSV Teaduste Akadeemia Toimetised. Ühiskonnateadused 20 (1971), Nr. 2, S. 157-173.

61 Nikolai Treumuth: Vastureformatsiooni esimene aasta Eestis (1582) [Das erste Jahr der Gegenreformation in Estland (1582)], in: Ajalooline ajakiri (1932), Nr. 11, S. 36-44.

62 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. 136.

63 Ebenda, S. 137.

schen Prediger aus der Stadt zu entfernen.⁶⁴ Erst das Privileg des Königs vom 7. Dezember 1582 gestattete den Lutheranern die freie Ausübung ihrer Religion und versprach ihnen ein eigenes Gebäude, während alle anderen Kirchen den Katholiken zufallen sollten.⁶⁵ Fortan benutzte die lutherische Gemeinde für ihre Gottesdienste eine orthodoxe Kirche, die unter russischer Herrschaft in Pernau gebaut worden war.⁶⁶

Die katholische Gemeinde Pernaus setzte sich mehrheitlich aus den Angehörigen der polnischen Garnison zusammen, da Quadrantinus bei den Deutschen keine Anerkennung fand. Wie er dem Bischof von Ermland schrieb, blieben die Deutschen *circa fidem reprobis*.⁶⁷ Mehr Erfolg hatte er bei den Esten, die er von Anfang an für den Katholizismus zurückzugewinnen suchte. In seinem Brief vom 22. Juli 1582 schilderte er seine erste Expedition mit einem Dolmetscher aus Pernau in ein benachbartes estnisches Dorf.⁶⁸ Da Quadrantinus sehr schnell Estnisch gelernt hatte, konnte er bei Esten Anklang finden. Ostern 1585 soll er mehr als tausend Esten in seiner Kirche versammelt haben.⁶⁹

Im Bericht der Kirchenvisitation von 1584 wird Quadrantinus folgendermaßen charakterisiert: „Er ist ein sehr würdiger Mann, weil er ausser seiner wissenschaftlichen Bildung noch von exemplarischem Lebenswandel, bescheiden und allgemein beliebt ist.“⁷⁰ Weitere Überlieferungen – gerade in Zusammenhang mit der Einführung des neuen Kalenders – zeigen ihn als einen kompromisslosen und harten Geistlichen. In seinem Brief an Bischof Kromer vom 11. Dezember 1584 hieß es, der Bürgermeister von Neu-Pernau habe verboten, die Mandate des Königs und des Kardinals über die Einführung des neuen Kalenders öffentlich auszuhängen. Quadrantinus bewog Kommandant Liesnowolski dazu, durch seine Leute die Mandate an die Türen des Rathauses anschlagen zu lassen. Beide Erlasse fanden sich jedoch am nächsten Morgen zerfetzt und in den Kot getreten.⁷¹ Empört meldete Quadrantinus den Vorfall dem Kardinal und verfasste sogar einen Bericht an den König, in dem er die Bestrafung der Pernauer Bürger verlangte. Doch die erwarteten Sanktionen gegen die Bürgerschaft Neu-Pernaus blieben aus, und der „Kalenderstreit“ nahm ein friedliches Ende. Das Weihnachtsfest wurde von Katholiken und Lutheranern an demselben Tag gefeiert.

Kurz vor Quadrantinus' Entlassung aus der Stadt 1587 und seinem Eintritt in den Jesuitenorden brach ein weiterer Konflikt mit der Bürgerschaft Neu-Pernaus aus. Er betraf die Schule. Rat und Bürgerschaft wollten das alte und stark beschädigte Schulgebäude wieder aufbauen, doch trat Quadrantinus diesem Plan energisch entgegen. Vermutlich sah er dieses Gebäude als Eigentum der Pfarrkirche an und wollte andere Rechtsverhältnisse nicht anerkennen. Während der Bauarbeiten versuchte Quadrantinus sogar, den Kommandanten zur gewaltsamen Einnahme des Hauses zu zwingen. Der Rat protestierte gegen Quadrantinus' Verfahren in einem lateinischsprachigen Brief⁷² – vermutlich mit Erfolg. Es stellt sich jedoch die Frage, warum dieses alte verfallene Gebäude für Quadrantinus so wichtig war.

64 Biskup, Materjale (wie Anm. 60), S. 161 f.

65 EAA, 1000/1/24.

66 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. 140; siehe auch EAA, 1000/1/711, Bl. 334.

67 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. XXX.

68 Biskup, Materjale (wie Anm. 60), S. 161, 165.

69 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. 142, XXII-XXX.

70 Napiersky, Catholische Kirchenvisitation (wie Anm. 35), S. 327.

71 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. 141, XXII-XXVI.

72 EAA, Best. 1000, Verz. 1, Nr. 711, Bl. 14v-15, 380-380v.

Es ist leider nicht überliefert, ob Quadrantinus selbst als Lehrer in Pernau tätig war. Im Herbst 1585 bekam er 30 Exemplare eines estnischsprachigen Katechismus.⁷³ Für wen und zu welchem Zweck genau diese Druckschriften gedacht waren, ist nicht bekannt. Wollte er diese eventuell in diesem Gebäude für den eigenen Unterricht benutzen?

Quadrantinus verließ die Stadt 1588. Seine Nachfolger – Georg Copius, Grabowski (vermutl. 1594), Jacobus Voscobius (vermutl. 1613) – führten keine weiteren Auseinandersetzungen mit den Lutheranern.⁷⁴ Seine Tätigkeit in Pernau zeigt deutlich, dass die polnische Regierung die katholischen Priester und ihre Rekatholisierungsversuche in Livland kaum unterstützte. Dem polnischen Regiment war die Wahrung des „Hausfriedens“ wichtiger als die Stärkung der katholischen Kirche. Offensichtlich sollten in der wichtigen Grenzfestung Neu-Pernau die Beziehungen zu den Stadtbürgern nicht durch übermäßige Gewaltmaßnahmen beeinträchtigt werden.

Hervorzuheben ist auch die schlechte materielle Lage von Quadrantinus. Trotz dessen Proteste verfügte der lutherische Pastor weiterhin über eine Amtswohnung und die kirchlichen Einnahmen, während er selbst ohne Existenzmittel in ärmlichen Verhältnissen leben musste. In seinen Briefen schilderte er seine wachsende Not und seine Entbehrungen in Bezug auf Kleidung, Nahrung und Wohnung.⁷⁵ Erst 1586 wurden für die Pernausche Pfarre 26 polnische Haken mit mehr als 20 Personen als Gesinde zugeteilt. Von diesem Land sollten sieben Haken an die Kirche von Alt-Pernau abgegeben werden, sobald diese einen eigenen Pfarrer erhielt.⁷⁶ Unklar ist, wo dieses Land lag, doch waren die früheren Domherrngüter von Alt-Pernau sicher Teil dieser Dotation.⁷⁷

Indes fand die Gegenreformation sogar bei den deutschen Bürgern Neu-Pernaus Anklang. So ist im Rigaer Jesuitenkolleg für die Zeit von 1606 bis 1614 ein Johannes Strubingius nachweisbar,⁷⁸ bei dem es sich vermutlich um den Sohn von Hans Struwing handelt, eines Bürgers von Neu-Pernau.⁷⁹ Johannes Strubingius wurde 1590 im Braunsberger Seminar aufgenommen und zwei Jahre später in Königsberg (Kaliningrad) immatrikuliert (Parnoviensis Livonus).⁸⁰ Er unterrichtete, war Minister und studierte privat sowohl Logik als auch Moraltheologie, so dass er die Priesterweihe empfangen konnte.

Ein Vermerk im Protokoll lässt vermuten, dass 1590 in Neu-Pernau auch einige Jesuiten lebten, da ein „Jesuiters hauß“ bzw. eine „Jesuiters behaußung“ erwähnt wird.⁸¹ Es handelt sich jedoch um den einzigen Nachweis über Jesuiten in Pernau, so dass auch die Umstände, die sie in die Stadt führte, unbekannt bleiben. 1586 nahm die Bürgerschaft in Riga die Jakobikirche wieder in ihren Besitz und vertrieb die Jesuiten aus der Stadt.⁸² Vielleicht stand das „Jesuiters hauß“ in Pernau in irgendeinem Zusammenhang mit der Vertreibung

73 Helk, *Die Jesuiten* (wie Anm. 10), S. 65.

74 Czernay, *Fabianus* (wie Anm. 14), S. 148.

75 Ebenda, S. 139, XIV-XIX.

76 Ebenda, S. 142.

77 Ebenda.

78 Roderich Baron Freytag v. Loringhoven: *Pernaue auf auswärtigen Universitäten*, in: *Sitzungsberichte* (wie Anm. 22), S. 61-79, hier S. 75.

79 Hans Struwing kommt 1567 als Vormund im Stadtbuch von Neu-Pernau zum Vorschein, siehe Pölsam, Vunk (Hrsg.), *Pärnu linna ajaloo allikad* (wie Anm. 23), S. 257.

80 Helk, *Die Jesuiten* (wie Anm. 10), S. 252 f.

81 EAA, Best. 1000/1/711, Bl. 61v.

82 V.z. Mühlen, *Das Ostbaltikum* (wie Anm. 31), S. 186.

der Jesuiten aus Riga? Oder handelte es sich eher um eine Herberge bzw. einen Sitz für die Jesuiten, die in der Umgebung ihre Missionsarbeit betrieben? Dem Protokollbuch zufolge hielt sich ein Träger namens Symon Kyrp auf der Flucht vor seinen Strafverfolgern und in der Hoffnung auf Asyl im „Jesuiters hauß“ auf. Das Haus wurde durchsucht, doch wurde der Verbrecher nicht gefunden.

Die lutherische Gemeinde

Der lutherische Glaube war für die meisten deutschen Bürger Neu-Pernaus ein wichtiger Bestandteil ihrer Identität. Durch das königliche Privileg wurde den Stadtbürgern die freie Religionsausübung nach dem Augsburger Bekenntnis garantiert, doch hatte die lutherische Gemeinde seit Dezember 1582 keine eigene Kirche mehr, da die Stadtkirche St. Nikolai an die Katholiken übergeben worden war. So wurde der Bau einer neuen evangelischen Kirche zu einer dringenden Aufgabe der Gemeinde. Laut Protokollbuch wurde am 12. August 1590 mit dem Bau begonnen.⁸³ Die neue Kirche wurde dem Heiligen Johannes geweiht und entstand an der Stelle eines Bürgerhauses, das der König der Stadt überlassen hatte. Für die Zeit des Kirchenbaus ist ein Kriminalfall im Protokollbuch festgehalten worden: Der Schneider Hans Ebell wurde ein paar Wochen nach Baubeginn vor Gericht gestellt, da er von einem Polen Ziegelsteine gekauft hatte, die dieser von der Baustelle der Kirche gestohlen hatte („von vnserm kirchen gebew hette gestolen“).⁸⁴

Aus dem Eintrag vom 7. August 1593 geht hervor, dass die Bauarbeiten so weit fortgeschritten waren, dass im Neubau Gottesdienste abgehalten werden konnten. Da ein eigenes Kirchengebäude für die lutherische Gemeinde von großer Bedeutung war, ist es umso bemerkenswerter, dass im 16. und 17. Jahrhundert im estnisch besiedelten Raum nur wenige neue Kirchen errichtet wurden, auch wenn bisweilen dringender Bedarf bestand. Die Kirche in Neu-Pernau war die erste evangelische Kirche, die in dieser Zeit auf estnischem Gebiet gebaut wurde.⁸⁵ Im lettischen Teil Livlands und in Kurland wurden neue evangelische Kirchen durchaus gebaut, u.a. die St. Trinitatiskirche in Mitau (Jelgava) und der Anbau der St. Johanniskirche in Riga.⁸⁶ Im Norden des estnischsprachigen Siedlungsgebiets, im schwedischen Herrschaftsbereich, wurde dagegen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wenig in den Bau neuer Kirchen investiert.⁸⁷

83 EAA, 1000/1/ 711, Bl. 60v: „im namen der heiligen dreifaltigkeit erstlich angefangen van den meurlenten an vnserer kirch zubauwen vnd daran der erster stein von ihnen gelegt worden, der almechtiger Gott gebe, daß solch heiligwerk zu erbreiterung seines Hern wortes vnd namens vnd zu vnser vnd vnser nachkommen seelen heill vnd seligkeit gereichen vnd vollendet werde muge.“

84 Ebenda, Bl. 60.

85 Krista Kodres: Kirchliche Kunst in den von Esten bewohnten Gebieten, in: Asche, Buchholz (Hrsg.), Die baltischen Lande (wie Anm. 11), Tl. 2, Münster 2010, S. 41-67, hier S. 53.

86 Ojārs Spārītis: Kirchliche Kunst und Architektur in den lettischsprachigen Regionen der baltischen Lande im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung, in: Asche, Buchholz (Hrsg.), Die baltischen Lande (wie Anm. 11), Tl. 2, Münster 2010, S. 103-130, hier S. 117-126.

87 Aleksander Loit: Reformation und Konfessionalisierung in den ländlichen Gebieten der baltischen Lande von ca. 1500 bis zum Ende der schwedischen Herrschaft, in: Asche, Buchholz (Hrsg.), Die baltischen Lande (wie Anm. 11), Tl. 1, S. 49-217, hier S. 172 f. Vgl. Krista Kodres (Hrsg.): Eesti

Über die evangelischen Geistlichen in Pernau ist wenig bekannt. Andreas Hermanni, der seit 1566 als Pastor in Neu-Pernau agierte, war 1582 vermutlich noch im Amt. Im Bericht der Kirchenvisitation von 1584 heißt es über den evangelischen Geistlichen in Pernau: „Die Bürger unterhalten dem ungeachtet noch einen Prediger, einen sehr alten Mann, der ihnen in einer kleinen Kirche, die früher dem Moskowiter gehört hat, predigt. Dieser Geistliche wurde zum Kardinal gerufen und ernstlich ermahnt, dass er in seinen Grenzen bleiben solle. Auch glaube ich, dass er es thun wird aus Furcht vor dem Kommandanten, welcher katholisch und sehr eifrig ist.“⁸⁸ Fabianus Quadrantinus nannte den evangelischen Prediger *filius diaboli*.⁸⁹ Spätestens seit 1588 war Simon Blankenhagen Prediger, doch ist es wohl möglich, dass er schon früher, vielleicht sogar bereits 1582 im Amt war. Sein gleichnamiger Sohn, der in Greifswald und Rostock studiert hatte, fungierte offensichtlich seit 1610 als „der vndeutschen Seelsorger undt Pastor“ in Pernau und war seit 1617 als Pastor in der estnischen evangelischen Gemeinde zu Reval tätig.⁹⁰

Quadrantinus hatte in Neu-Pernau besonders großen Einfluss auf die estnischsprachige Bevölkerung, doch scheint es, dass dieser Erfolg der Kirche nach seinem Abschied schnell verging. Immerhin versuchte die katholische Kirche, die estnische und lettische Bevölkerung in Livland noch stärker an sich zu binden. So wurde ein Verbot des Königs, den „Undeutschen“ auf den königlichen Domänen lutherisch zu predigen (1589), mit der Zeit auf die übrigen Bauern und zuletzt auch auf die städtischen „Undeutschen“ ausgedehnt. Nachdem die polnische Herrschaft in Livland 1609 vollständig wiederhergestellt worden war, begann der Bischof von Wenden (Cēsis) seine Missionstätigkeit unter der estnisch- und lettischsprachigen Bevölkerung zu intensivieren. Bis zu dieser Zeit dürfte der Druck von Seiten der katholischen Kirche auf die „Undeutschen“ kaum bemerkenswert gewesen sein. Zumindest scheint dies für Pernau zu gelten. Dafür spricht u.a. die Tatsache, dass es 1593 nach langer Unterbrechung mit Laurenzius Jacobi wieder einen „undeutschen“ evangelischen Prediger in Pernau gab.⁹¹ Die in einigen Veröffentlichungen anzutreffende Behauptung, derselbe Laurenzius Jacobi habe zuvor als Lehrer in Pernau gewirkt, ist zweifelhaft, da 1591 nachweislich Jacobus Moller und spätestens seit 1595 Urbanus Kunther das Lehramt innehatten.⁹² Überliefert ist hingegen, dass in den 1590er Jahren in Pernau tatsächlich ein „vndeutsche pastor“ agierte – so ist es jedenfalls einer Notiz von 1596 im Protokollbuch zu entnehmen.⁹³ Ob es sich um Laurenzius Jacobi handelte, ist nicht zu klären. Als 1613 der Archidiakon von Wenden, Johann Tecnon, eine Kirchenvisitation in Livland durchführte, erklärte ihm der Pernauer lutherische Geistliche, Chodkiewicz (vermutl. Jan Karol Chodkiewicz, seit 1603 Statthalter von Livland) habe um die Erlaubnis gebeten, das Dienstvolk zu unterweisen.⁹⁴ Tecnon beharrte aber darauf, dass alle Bauern

kunsti ajalugu 1520–1770 [Geschichte der estländischen Kunst 1520–1770], Bd. 2, Tallinn 2005, S. 306-310.

88 Napiersky, Catholische Kirchenvisitation (wie Anm. 35), S. 327.

89 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. 138, IX.

90 TLA, Best. 230, Verz. 1, Bn 14: Schreiben der Pastoren zu Pernau 1617–1783, Bl. 2.

91 Czernay, Fabianus (wie Anm. 14), S. 148.

92 EAA, 1000/1/711, Bl. 75, 140.

93 Ebenda, Bl. 248v.

94 Tarvel, Kirche (wie Anm. 38), S. 67.

im Pernauer Distrikt verpflichtet seien, die katholische Messe zu besuchen. Wenn aber ein Dienstbote – egal ob deutsch- oder estnischsprachig – Lutheraner sei, könne er bei seiner Konfession bleiben. Doch sollte der Bürgermeister den lutherischen Geistlichen verbieten, auf Estnisch zu predigen, und der Unterstarost sollte diejenigen estnischsprachigen Einwohner bestrafen, welche die lutherische Kirche (*templum haereticum*) besuchten.⁹⁵

Dass dieselbe Konfession Deutsche und „Undeutsche“ einander nicht zwangsläufig näher brachte, zeigt eine Begebenheit aus Dorpat: Der Pastor der estnischen lutherischen Gemeinde an der St. Johanniskirche in Dorpat, Bartholomäus Gilden (1611–1616), berichtete verbittert von der fehlenden Unterstützung der dortigen Deutschen gegenüber den evangelischen Esten und den Ansprüchen der Katholiken. Sie hätten selbst bei seiner Vertreibung durch die Polen 1616 nicht protestiert.⁹⁶

Die Rekatholisierungsversuche in Livland wurden im Laufe der Zeit immer stärker. Obwohl Stephan Báthory eng mit der katholischen Kirche verbunden war und deren Bestrebungen bei der Durchführung der Gegenreformation in Livland unterstützte, sprach er sich für eine friedvolle Haltung in Glaubensfragen aus. Die polnische Regierung wollte in Livland keine gewaltsame Politik in Fragen der Religionsausübung und -zugehörigkeit führen; sie versuchte, Konflikte mit der örtlichen Bevölkerung zu vermeiden. Doch wurde der Druck der Rekatholisierung in Livland während der Regierungszeit König Sigismunds III. stärker und die Gegenwehr der Protestanten heftiger.

Die Beziehungen innerhalb der lutherischen Gemeinde

Die Beziehungen innerhalb der lutherischen Gemeinde Neu-Pernaus verdienen besondere Aufmerksamkeit. Dass sich die Lutheraner gegenüber den Katholiken und Calvinisten intolerant zeigten, überrascht kaum, dagegen fallen die Spannungen innerhalb der Gemeinde der Lutheraner umso stärker ins Gewicht. Denn auch der Widerstand gegen die Rekatholisierungsversuche vermochte die Gemeinde nicht ausreichend zu einen. Die Lutheraner selbst agierten innerhalb ihrer Gemeinde mit Intoleranz, Härte und Unnachgiebigkeit.

Sittlichkeit, Tugendhaftigkeit und Moral galten als die höchsten und wichtigsten Werte in der evangelischen Gemeinde Neu-Pernaus. Zuwiderhandlungen wurden auf das Strengste verfolgt. Großes Interesse zeigte der Rat bezüglich der Sittlichkeit von Frauen. Den Anlass hierzu mag vielleicht die Präsenz der polnischen Garnison in der Stadt gegeben haben. Einem Eintrag von 1589 zufolge wurde die Schwester „der Bulderingeschen“ der „öffentlichen Hurerei“ bezichtigt, außerdem sei sie mit unbedecktem Haupt herumgelaufen. Der Rat ließ der „Bulderingeschen“ durch den Stadtdiener Clawes Hidden den Befehl zukommen, dass sie diese Hure „döcken“ solle.⁹⁷ Ein großer Skandal brach 1592 aus („ein schantbares vnd beinahe vnerhortes geschrei“), als der Kleinschmiedgeselle Matz v. Wittenborgk, ein ge-

95 Ebenda, S. 68.

96 Hans Kruus (Hrsg.): *Eesti ajaloo lugemik* [Lesebuch zur estnischen Geschichte], Bd. 2, Tartu 1926, S. 53 f.

97 EAA, 1000/1/711, Bl. 45v.; „döcken“, wohl „doken“ (mndrdt.) – ein Kopftuch umlegen. In Reval z.B. bemühte man sich im Spätmittelalter die Prostituierten zu verpflichten, sich mit einer weißen Kopfbedeckung kenntlich zu machen.

bürtiger Mecklenburger, des anstandswidrigen Umgangs mit der 14-jährigen Tochter seines Meisters Hinrich v. Zelle beschuldigt wurde.⁹⁸ Dabei wurde das Mädchen von Verwandten und anderen ehrlichen Frauen mit Rutenschlägen verhört. Zur Strafe sollte der Geselle die Stadt verlassen und der Vater das Mädchen zeitweilig außerhalb der Stadt unterbringen. 1599 wurde die Anklage wegen außerehelicher Sexualbeziehungen gegen eine Witwe namens Catharina Flindt geführt. Um die Schuld der Witwe nachweisen zu können, wurden mehrere Zeugen vom Rat verhört, wobei auch auf pikante Einzelheiten eingegangen wurde.⁹⁹ Leider geht aus den Quellen nicht hervor, wie das Verfahren endete. Großes Aufsehen erregte 1598 ein Gerichtsprozess wegen außerehelicher Beziehungen eines Ratsherrn. Der Prozess ist als der erste dokumentierte Ehescheidungsprozess in Neu-Pernau einzustufen. Für Rotger Wegkman, den betroffenen Ratsherrn, blieb der Prozess nicht folgenlos, denn er wurde des Ehebruchs verurteilt und aus dem Rat ausgeschlossen.¹⁰⁰ Diese Beispiele lesen sich nicht nur als pikante und spannende Geschichten, sondern sind als Zeugnisse einer zunehmend rigider werdenden sozialen Kontrollpolitik zu werden, die in eine immer genauere Regelung der Privatsphäre ausartete. Dies ist zweifellos eine Entwicklung, die auch mit der Etablierung des Protestantismus in Zusammenhang zu bringen ist.

Mehrere Belege aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeugen dagegen, dass die oben geschilderten Fälle damals wohl keinen Resonanzboden in der Stadt gefunden hätten.¹⁰¹ Grundsätzlich war in dieser Zeit die Einstellung von Rat und Stadtgemeinde zu außerehelichen Sexualbeziehungen von Toleranz geprägt. Dies änderte sich erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als auch in Neu-Pernau eine Verschärfung der Sexualmoral sichtbar wurde.

Anhand der Ratsprotokolle lassen sich erbitterte Auseinandersetzungen, Beschimpfungen, Verleumdungen und Handgreiflichkeiten nachzeichnen. Zum Beispiel wurde 1595 ein Schullehrer beschuldigt, seine Schüler zu hart bestraft und eine Bürgersfrau, die ihn dafür ermahnt hatte, beschimpft zu haben.¹⁰² Folgenschwerer wurde es, als 1597 die Mutter eines ehrwürdigen Bürgers wegen Hexerei angeklagt wurde und ihr die Verbrennung drohte.¹⁰³

98 EAA, 1000/1/711, Bl. 83-84v.

99 Ebenda, Bl. 336v, 337: „2. Auch gesehnn das er Cordt Friëß seine mänliche lüste zu etzlichen mahleinn midt Catharina Flindt gepflogenn? [...] 4. Auch zufragenn: Ob sie auch gesehenn, das sie Catharina Flindt vnd Cordt Friëß midt einn ander alleine in der badstüben gebadet?“

100 EAA, 1000/1/711, Bl. 263v: „Es solte sich aber der Wechmahn des radtstuels inn der kirchen; so wol seiner stelle alhie inn der radtsstuben endhaldtenn.“

101 Inna Pöltsam: Die soziale Stellung der Frauen zu Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Bernhart Jähmig, Klaus Militzer (Hrsg.): Aus der Geschichte Alt-Livlands. Festschrift für Heinz v.z. Mühlen zum 90. Geburtstag, Münster 2004, S. 307-329, hier S. 316-322.

102 EAA, 1000/1/711, Bl. 139v, 140: „Der schulmeister aber sie ferner mit ausdrücklihen vnd durren worttenn achterfolget vnnnd geschprachenn: ‚Du los vorlogenn stuck weibes.‘ Auch ferner, wie sie schon hinwegk gegangen, die kleinschen gefraget vnd dieselben formalia gebrauchett, ist das los vorlogenn stuck weibs wegkelauffen. Sie komme nur wieder, ich will ihr einen gueten trost lesen.“

103 Ebenda, Bl. 218v-220v, siehe Bl. 218p: „Worauff beclagter Podthoff iegen Clawes Eskesche herausgefahreinn inn beiseinn des Johim Sembschgerbersche hausfrawe, sie die Hanns Eckesche magk ihre mudter, die aldtë zeüberinne inn rensteinn vnnnd darnach auffß fewr werffen laßen, wie sie woll verdienet hadt.“

Die Sache wurde ein Jahr später – offensichtlich durch Vermittlung „ehrbarer“ Männer – jedoch beigelegt.¹⁰⁴ Beleidigungen konnten leicht zu großen Exzessen, sogar zu Mord führen.¹⁰⁵ Eine derart angespannte Lage innerhalb der lutherischen Gemeinde war nicht nur für Neu-Pernau charakteristisch. Immerhin kamen in der Neu-Pernauer lutherischen Gemeinde keine derart radikalen Tendenzen zum Vorschein wie in Riga, wo der Advokat Gise als Anführer der Opposition den Rat zwang, der Verurteilung und öffentlichen Hinrichtung der früheren Ratsmitglieder Tastius und Welling zuzustimmen. Letztere waren wegen Übertragung der Kirchen an die Katholiken im Sommer 1586 des Verrats an der lutherischen Sache angeklagt worden.¹⁰⁶

Bemerkenswerte Schlüsse lassen sich des Weiteren aus dem angespannten Verhältnis der evangelischen Gemeinde Neu-Pernaus zu ihrem Seelsorger ziehen. So soll laut Ratsprotokoll von 1588 der Prediger sogar von der Kanzel aus den Rat und die Gemeinde ermahnt und beschimpft haben.¹⁰⁷ Als Grund wurden seine erbärmliche materielle Lage und seine schlechten Lebensbedingungen genannt. Der Rat und die Große Gilde versprachen, alles zu tun, um seine Forderungen so gut wie möglich zu erfüllen.¹⁰⁸ Auch der „undeutsche“ Prediger von Neu-Pernau war schlecht versorgt und musste Schulden machen.¹⁰⁹

Ein Beispiel für das intolerante Verhalten der evangelischen Gemeinde gegenüber anderen Konfessionen stellt ein Streit von 1589 mit einem Holländer dar: Der Calvinist Wilhelm v. Sande starb in der Stadt und wurde mit Erlaubnis der Gemeinde auf dem Kirchhof beerdigt.¹¹⁰ Seine Witwe bat darauf um Erlaubnis, ihrem verstorbenen Mann einen Grabstein errichten zu dürfen. Der Stadtrat verweigerte ihr diese Bitte. Der Schlosshauptmann Mathias Kalborsky zeigte sich in dieser Situation toleranter als Stadtrat und Gemeinde und trat für den Holländer ein.¹¹¹ In Livland kam die Unnachgiebigkeit unter den Lutheranern generell stärker zur Erscheinung als bei den Katholiken. Die Lutheraner lehnten Toleranz ab, die Jesuiten dagegen versuchten, sich sowohl mit Schismatikern als auch mit Protestanten zu arrangieren. Sich an diese religiöse Duldsamkeit anzupassen, fiel den Lutheranern offensichtlich besonders schwer. Nach der Eroberung Rigas und Livlands Anfang der 1620er

104 Ebenda, Bl. 308v-309.

105 Vgl. z.B. ebenda, Bl. 154v-155. Sebastian oder Bosch Osthoff, gebürtig aus der Umgebung von Münster, war Geselle beim Pernauschen Schuhmeister Jacob Wittkoff. 1595 tötete er seinen Meister „beym trunke in beysein anderer schuester gesellen mehr“ mit dem Dolch, weil Wittkopff ihn beschimpft hatte.

106 V.z. Mühlen, Das Ostbaltikum (wie Anm. 31), S. 186.

107 EAA, 1000/1/711, Bl. 35-35v.

108 Ebenda, Bl. 35v: „[...] vnd begeret ein erbar rath vnd vnd gemeine nicht anders, mit ihrem hern pastorn vnd seelsorger alß in aller liebe vnd fruntschafft zusein vnd zu leben, sein auch nicht anders hinwieder von dem hern pastorn begerende vnd erwarten, achten auch derowegen gantz vnnotig, die vnd dergleichen sachen auff der cantzell zu *repetieren* oder zuvermelden. [...] auch ferner ein erbar rath vnd gemeine keinen zweiffell, daß sich der her pastor woll ohne ihr erinnerung des backens vnd brauwendes zuverkauffende oder zuvorzopffende, vnd sonst burgerlicher narunge woll enthalten werde, nachdem es des hern pastorn hochdragendem amte vngenieß, vnd ehr auch sonste von einem erbarn rathe vnd der gemeine mith einer ehrlichen besoldung iherlich versorget worde.“

109 Ebenda, Bl. 248v-249.

110 Ebenda, Bl. 39-40; vgl. Schneider, Aus polnischer Zeit (wie Anm. 2), S. 78-81.

111 EAA, 1000/1/71, Bl. 40.

Jahre erklärte Gustav II. Adolf das Luthertum zur einzig erlaubten Konfession, woraufhin alle katholischen Geistlichen ausgewiesen wurden und die Messe bei Androhung drakonischer Strafen verboten wurde. So einte die protestantische Bürgerschaft von Neu-Pernau mit den Schweden nicht nur der lutherische Glaube, sondern auch ihr intolerantes Verhalten gegenüber anderen Konfessionen.

Zum Schluss

Die polnischen Könige garantierten in Livland die freie Religionsausübung nach dem Augsburger Bekenntnis. Während dieser so genannten Polenzeit lebten Lutheraner und Katholiken sowie Vertreter anderer Konfessionen innerhalb eines konfessionellen Spannungsfeldes in Neu-Pernau. Besonders in den Jahren von 1582 bis 1588, als Fabianus Quadrantinus Priester in Neu-Pernau war, gab es offene Gegensätze und Kontroversen zwischen Katholiken und Lutheranern. Es scheint jedoch, dass die polnische Regierung in Religions-sachen keine gewaltsame Auseinandersetzung befürwortete und Konflikte mit den Stadtbürgern zu vermeiden suchte. So war ein Rekatholisierungsdruck in Pernau kaum zu spüren. In den Jahren von 1590 bis 1593 konnte sogar eine neue evangelische Kirche gebaut werden, die die erste war, die in dieser Zeit auf estnischem Gebiet errichtet wurde. Die gute Entwicklung des Handels und Handwerks ist als ein Beleg dafür anzusehen, wie erfolgreich die Einwohner der Stadt es verstanden, sich auf Veränderungen in der politischen Situation einzustellen.

Zu betonen bleibt, dass Lutheraner sowohl gegenüber Katholiken und Calvinisten als auch untereinander einige Intoleranz zeigten. Weder die Gegenreformation noch die Rekatholisierungsversuche vermochten die evangelische Gemeinde zu einen. In der Geschichtsschreibung wird zumeist die schwierige Lage der Lutheraner in der Zeit der Gegenreformation betont; vergessen wird, dass auch die Lage des katholischen Klerus keineswegs günstig war: Der Widerstand der protestantischen deutschen Bevölkerung sowie die eigene materielle Armut erschwerten das Leben und das Wirken der katholischen Geistlichen. Anhand der genannten Faktoren lässt sich festhalten, dass das politische Kalkül der polnischen Könige bei der Durchführung der Gegenreformation in Livland weitaus gewichtiger war als etwa ihre religiösen Absichten.

Summary

This essay provides an insight into the clerical conditions and religious life as well as into the daily life of the citizens of Uus-Pärnu (New Pernau) under Polish rule and at the time of the Counter-Reformation. The Polish king guaranteed the citizens of Uus-Pärnu the right to follow the Lutheran faith and the use of old privileges and bylaws. During the so-called Polish era Lutherans, Catholics and members of other confessions lived side by side in the town. This essay attempts to delineate and analyse how such coexistence was characterized by conflicts, compromises and co-operation. The Polish king tolerated Lutheranism, and, in fact, did not promote the Catholic Counter-Reformation in Livonia very fervently. Nor were the Catholic clergy able to weaken the dominant position of the Lutheran Church

and Lutherans in Uus-Pärnu. Polish rule had no intention to use any violence against the citizens. On the contrary, the Polish authorities attempted to avoid conflicts in everyday life, and for this reason the pressure of recatholization and Counter-Reformation was not especially strong in Uus-Pärnu. It can be said that for the Polish king political goals always remained more important than religious issues.

Sprachliche Überarbeitung von Urmas Oolup und Karsten Brüggemann, Tallinn

Die langsame Reformation: Luthertum, Schrifttum und die estnischen Bauern im 16.–17. Jahrhundert

von Aivar Pöldvee

Die Reformation erreichte die Städte Altlivlands schon in den 1520er Jahren, und wie überall brachte sie nicht nur evangelische Ideen, sondern auch religiösen Radikalismus und Bilderstürme. Neben der Reform der christlichen Lebensordnung und der Kirchenorganisation war die protestantische Reformation aber auch ein großes Bildungsprojekt, zu dessen Hauptzielen zählte, dass ein Gemeindemitglied in der Lage sein sollte, die Heilige Schrift lesen und somit mit Gott kommunizieren zu können.¹ Deshalb stellt – versteht man die Reformation als Prozess – die volkssprachliche Bibelausgabe eine wichtigen Zäsur dar: Die Bibelübersetzung von Martin Luther erschien 1534, die schwedischsprachige so genannte Gustav-Wasa-Bibel 1541, das finnischsprachige Neue Testament 1548; eine vollständige estnischsprachige Bibelausgabe wurde jedoch erst sehr viel später, im Jahr 1739, gedruckt. Die Reformation führte auch aus Sicht der Esten zu großen Veränderungen bezogen auf Religion, Bildung und Kultur. Dabei handelte es sich um einen Prozess, der über mehr als zwei Jahrhunderte andauerte und daher kaum als schnell bezeichnet werden kann. Der in der Überschrift des vorliegenden Artikels verwendete Ausdruck „langsame Reformation“ ist der englischen Debatte zur Reformationsforschung entliehen.² In dieser Abhandlung ist er jedoch als ein Bild zu verstehen, in welchem sich die langsame und mit Rückschlägen verlaufene Umsetzung der neuen Glaubensgebote sowie das weitgehend oberflächliche Bekenntnis zur Reformation in den ländlichen Gegenden spiegelt.

Die Mehrheit der Bevölkerung lebte auf dem Land, sie machte im 17. Jahrhundert schätzungsweise mehr als 90% der Einwohner des heutigen estnischen Gebietes aus.³ Obwohl die Christianisierung Livlands bereits im 13. Jahrhundert stattgefunden hatte, waren die gesellschaftlichen Verhältnisse kolonial geprägt und die leibeigenen Bauern waren vom Adel und auch von den Geistlichen durch eine tiefe ständische Kluft getrennt. Aus diesem Grund traten sowohl für die lutherische als auch für die katholische Konfessionalisierung ähnliche Probleme auf wie bei der Missionierung in der Neuen Welt oder, um einen näheren Vergleich zu ziehen, in Lappland. Adam Olearius, der in den 1630er Jahren Estland und Livland besucht hatte, erwähnte, dass die Bauern sich daran erinnerten, wie die Deutschen ihren Vorfahren das Land wegnahmen und sie zu Sklaven machten. In diesem Zusammen-

1 Zur Reformation als Bildungsprojekt siehe: Gerald Strauss: *Luther's House of Learning: Indocination of the Young in the German Reformation*, Baltimore 1978.

2 Siehe Christopher Haigh: *Some Aspects of the Recent Historiography of the English Reformation*, in: Wolfgang J. Mommsen, Peter Alter u.a. (Hrsg.): *Stadtbürgertum und Adel in der Reformation. Studien zur Sozialgeschichte der Reformation in England und Deutschland*, Stuttgart 1979, S. 88-106.

3 Heldur Palli: *Eesti rahvastiku ajalugu aastani 1712* [Geschichte der estnischen Bevölkerung bis zum Jahr 1712], Tallinn 1996, S. 59 f.

hang hielt Olearius es für notwendig, ein altes, und aus seiner Sicht nach wie vor aktuelles Lied niederzuschreiben:

„Ick bin ein Lifflandisch Bur /
 Min Levend wertd my sur /
 [...]
 Ick geve dem Pastor de Pflicht /
 Vnd weth van Gott und sin Worde nicht.“⁴

Der Standpunkt, dass die Reformation in Livland in den Städten und auf dem Land in unterschiedlichem Tempo verlief, wobei sie auf dem Land erst während der schwedischen Herrschaft Einzug hielt, ist seit langem bekannt und muss nicht bestritten werden.⁵ Aleksander Loit betrachtet die Reformation in den schwedischen Ostseeprovinzen als einen Prozess mit zwei ungleichen Geschwindigkeiten, der im Laufe des 17. Jahrhunderts abgeschlossen, aber erst 1686 mit Inkraftsetzung des Kirchengesetzes eine einheitliche rechtliche Grundlage erhielt: „Mit vollem Recht kann hier von zwei qualitativ deutlich unterschiedenen kirchlichen Anpassungsprozessen gesprochen werden. Die kleine deutschsprachige Bevölkerungsminderheit übernahm schnell und relativ konfliktfrei die lutherische Lehre, während die Evangelisation der einheimischen Bauernschaft sehr lange Zeit dauerte und zunächst nur an der Oberfläche wirkte.“⁶ Auch Jürgen Beyer ist zu dem Schluss gekommen, dass Ende des 17. Jahrhunderts das Programm der lutherischen Orthodoxie erfolgreich verwirklicht worden sei.⁷ Von einer umfassenderen religiösen Aktivität der bäuerlichen Bevölkerung und von ihrem tiefgreifenderen Bekenntnis zu christlichen Werten (dem „Erwachen“) kann man erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Herrnhuter Brüdergemeine sprechen. Dies ist der Zeitpunkt, an dem die Christianisierung der Esten abgeschlossen wurde.⁸ Dabei muss, ohne das Thema an dieser Stelle weiter auszuführen, betont werden,

4 [Adam Olearius:] Vermehrte Neue Beschreibung Der Muskowitischen und Persischen Reyse So durch gelegenheit einer Holsteinischen Gesandtschaft an den Russischen Zaar und König in Persien geschehen [...], Schleswig 1656, S. 105-114. Siehe auch Ed[uard] Laugaste: Ühe Liivimaad käsitleva alamsaksakeelse laulu ajaloo [Über die Geschichte eines niederdeutschen Liedes über Livland] („Ick bin een Lieffländisch Buer“), in: Ders. (Hrsg.): Ajaloo-keeteaduskonna töid 43 (1956), S. 136-151.

5 Zur Reformation in der estnischen und lettischen Historiografie siehe Juhan Kreem: Die Reformation im Spiegel der estnischen Geschichtswissenschaft, in: Matthias Asche, Werner Buchholz u.a. (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung: Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Tl. 4, Münster 2012, S. 99-121; Valda Kļava: Die livländische Reformation im Spiegel der lettischen Geschichtswissenschaft, in: Ebenda, S. 123-146.

6 Aleksander Loit: Reformation und Konfessionalisierung in den ländlichen Gebieten der baltischen Lande von ca. 1500 bis zum Ende der schwedischen Herrschaft, in: Asche, Buchholz u.a. (Hrsg.), Die baltischen Lande (wie Anm. 5), Tl. 1, Münster 2009, S. 49-215, hier S. 54, 68, 194 (Zitat).

7 Jürgen Beyer: Strategien zur Hebung der Frömmigkeit in Est- und Livland (1621–1710). Konfessionalisierung und Pietismus, in: Fred van Lieburg (Hrsg.): Confessionalism and Pietism. Religious Reform in Early Modern Europe, Mainz 2006, S. 111-128.

8 Mati Laur, Sulev Vahre (Hrsg.): Eesti ajalugu IV. Põhjasõjast pärsisorjuse kaotamiseni [Estnische Geschichte IV. Vom Großen Nordischen Krieg bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft], Tartu 2003, S. 237.

dass die staatlich gesteuerte und von der lutherischen Orthodoxie ausgehende, schwedische Kirchenpolitik mehrere Intentionen verfolgte. Auf der einen Seite ging es ihr um die Verwirklichung von religiösen Zielen und Bildungsbestrebungen, auf der anderen Seite strebte sie die Konsolidierung des Konglomeratstaats Schweden an.

In der internationalen Reformationsforschung tauchte die Frage von der langsamen und oberflächlichen Reformation erstmals in den 1970er Jahren auf. Gerald Strauss zeigte, dass die Reformation auch in den deutschen lutherischen Gegenden auf einen umfassenden passiven Widerstand gestossen, die Kenntnis der neuen Lehre noch am Anfang des 17. Jahrhunderts dürftig gewesen und das Volk gegenüber dem lutherischen Gottesdienst apathisch geblieben sei.⁹ Strauss' Untersuchung stieß auf Kritik, führte aber gleichzeitig zu weiteren Forschungen, in denen den ländlichen Gebieten mehr Aufmerksamkeit als bisher geschenkt wurde. Ein gutes Beispiel dafür ist die Arbeit von C. Scott Dixon, in der die Anpassung an die Reformation in drei deutschen Kirchspielen in einer Nahaufnahme untersucht wurde: Die in den Gemeinden erfolgte Indoktrination betrachtet Dixon als einen Prozess der Akkulturation.¹⁰ Das Gesamtbild, das sich in seiner Analyse bezüglich Glaubens- und Bildungsfragen der bäuerlichen Bevölkerung am Ende des 16. Jahrhunderts darstellt, entspricht in groben Zügen den Verhältnissen in Estland und Livland 100 Jahre später. Andere Aspekte bei der Untersuchung der kulturellen Einflüsse der Reformation stellen das Lesevermögen und die Kommunikation dar: Es ist von der „Kulturrevolution der Reformation“ gesprochen worden (Rolf Engelsing u.a.) oder auch von der Alphabetisierung als einer Form der Kulturrevolution (Michael Gieseke). Noch allgemeiner ist festgehalten worden, dass der mündliche Kulturtypus durch den schriftlichen abgelöst wurde (Walter J. Ong), wozu die Reformation wesentlich beitragen habe.¹¹

In der schwedischen Historiografie herrschte lange Zeit der Standpunkt vor, dass sich das Luthertum am Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert endgültig festgesetzt habe. Göran Malmstedts Untersuchung (2002) über die religiöse Mentalität der bäuerlichen Bevölkerung im 17. Jahrhundert zeigt, dass dies aber auf der Ebene des Alltagslebens bei weitem nicht der Fall war. Unter den Bauern, deren Anteil an der schwedischen Bevölkerung etwa bei 95% lag, hielten sich alte religiöse Überzeugungen, katholische Sitten und Aberglaube. So habe es u.a. Probleme mit der Disziplin beim Kirchgang gegeben und Pastoren hätten ihre Aufgaben oft nicht bewältigen können.¹² Malmstedts Monografie bringt das Bild von der systematischen lutherischen Indoktrination der Schweden und von ihrem bemerkenswert ho-

9 Gerald Strauss: Success and Failure in the German Reformation, in: Past & Present 67 (1975), S. 30-63.

10 C. Scott Dixon: The Reformation and Rural Society. The Parishes of Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, 1528–1603, Cambridge 1996.

11 Rolf Engelsing: Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft, Stuttgart 1973, S. 39 f.; Michael Gieseke: Alphabetisierung als Kulturrevolution. Leben und Werk V. Ickelsamers (ca. 1500 – ca. 1547), in: Ders. (Hrsg.): Sinnenwandel. Sprachwandel. Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft, Frankfurt a.M. 1998, S. 122-185; Walter J. Ong: Orality and Literacy: The Technologizing of the Word, London u.a. 1982.

12 Göran Malmstedt: Bondetro och kyrkoro. Religiös mentalitet i stormaktstidens Sverige [Bauernglaube und Kirchenfrieden. Religiöse Mentalität im Schweden der Großmachtzeit], Lund 2002.

hen Niveau der Lesefähigkeit vor dem gesamteuropäischen Hintergrund ins Gleichgewicht. Schwedens erfolgreiche Alphabetisierungskampagne im 17. Jahrhundert ist überwiegend im Kontext der Vertiefung des lutherischen Bekenntnisses und der staatlichen Konsolidierung betrachtet worden.¹³ Außerdem ist versucht worden, eine „Modernisierung“ als neuen Aspekt hinzuzufügen, die ihrerseits der Disziplinierung und Militarisierung der Gesellschaft diene.¹⁴

Die Provinzen Estland und Livland (einschließlich der Insel Ösel [Saaremaa], die im vorliegenden Artikel nicht behandelt wird)¹⁵ sind wegen ihrer ambivalenten Stellung für die Forschung interessant: Es handelte sich um eine Kreuzungsstelle politischer und konfessioneller Interessen. Zwar waren die beiden Provinzen staatlich an Schweden angegliedert (1561 und 1629), doch wurden enge historische und kulturelle Verbindungen mit deutschen Gebieten aufrecht erhalten. Die Tatsache, dass sich die Reformation in den ländlichen Gebieten nur langsam verbreitete, ist mit den langwierigen Kriegen, die dem Zerfall des mittelalterlichen Livlands folgten,¹⁶ sowie mit der Tätigkeit der Jesuiten auf den polnisch beherrschten livländischen Gebieten erklärt worden.¹⁷ Ergänzend wurde die Gleichgültigkeit des Adels in Kirchenangelegenheiten sowie die mangelnde Bildung und konservative Haltung der überwiegend leibeigenen Bauern herangezogen.¹⁸ Christoph Schmidt hat seiner Monografie, die die verwickelte und an Rückschlägen reiche Entwicklung der Reformation in Osteuropa (darunter in Livland) behandelt, den treffenden Titel „Auf Felsen gesät“ gegeben.¹⁹ Wenn auch die durch die bäuerliche Lebensordnung und Denkweise verursachte Trägheit in Deutschland, Polen-Litauen, Schweden und in den schwedischen Ostseeprovin-

- 13 Egil Johansson: Literacy Campaigns in Sweden, in: Robert F. Arnove, Harvey J. Graff (Hrsg.): National Literacy Campaigns. Historical and Comparative Perspectives, New York, N.Y. 1987, S. 65-98; Daniel Lindmark: Reading, Writing, and Schooling. Swedish Practices of Education and Literacy, 1650–1880, Umeå 2004.
- 14 Thomas Götselius: The Vivid Alphabet: Media and Mass Literacy in the Early Modern Military State, in: Historical Studies in Education 19 (2007), Nr. 2, S. 53-81.
- 15 Auf dem zur schwedischen Provinz Livland gehörenden lettischen Gebiet verliefen die entsprechenden Prozesse ähnlich. Sie unterschieden sich nur in Nuancen und führten allgemein zu den gleichen Ergebnissen. Der Fokus und Umfang des vorliegenden Artikels ermöglichten es nicht, lettisches Material vergleichend mit einzubeziehen.
- 16 Diese Periode ist sogar als der Hundertjährige Krieg Livlands bezeichnet worden: Margus Laidre: Saja-aastane sõda (1558–1660/61) Eestis ja rahvastiku suurus 16.–18. sajandil [Der Hundertjährige Krieg (1558–1660/61) in Estland und die Größe der Bevölkerung im 16.–18. Jahrhundert], in: Akadeemia 12 (2000), S. 931-956; ders.: Der Hundertjährige Krieg (1558–1660/61) in Estland, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 1 (2006), S. 68-81.
- 17 Vello Helk: Die Jesuiten in Dorpat 1583–1625. Ein Vorposten der Gegenreformation in Nordosteuropa, Odense 1977.
- 18 Sulev Vahtre: Kirik, aadel ja talurahvas Eestimaal XVI sajandi lõpul [Kirche, Adel und Bauern in Estland am Ende des 16. Jahrhunderts], in: Jüri Kivimäe (Hrsg.): Religiooni ja ateismi ajaloo Eestis, 3. Artiklite kogumik [Über die Geschichte der Religion und des Atheismus in Estland, 3. Sammelband], Tallinn 1987, S. 92-123; Juhan Kakk: Heidnische Glaubensvorstellungen, Zauberei und religiöser Eifer in Estland um 1700, in: Zeitschrift für Ostforschung 34 (1985), S. 22-35.
- 19 Christoph Schmidt: Auf Felsen gesät. Die Reformation in Polen und Livland, Göttingen 2000, S. 232 f. Laut Schmidt habe sich die Durchführung der Reformation als Buchreligion in den estnischen und lettischen Dörfern als außergewöhnlich schwer erwiesen.

zen grundsätzlich ähnlich ausgeprägt war, so wurden auf dem estnischen (und ebenso auf dem lettischen) Gebiet die religiösen Umgestaltungen durch das Sprachproblem ernsthaft behindert. Dies bezog sich nicht nur auf die ständische Segregation, sondern praktische Auswirkungen zeigten sich auch bei fehlenden notwendigen Übersetzungen. Der Propst und Chronist von Fellin (Viljandi), der Katholik Dionysius Fabricius, klagte zu Beginn des 17. Jahrhunderts über die Bauern: „Ihre Sprache ist so arm, dass es in ihr unmöglich ist, einen beliebigen höheren Begriff wie Tugend, Ehrlichkeit, Treue und vieles andere äußerst Notwendige, das sich schwerlich in ihre Sprache übersetzen lässt, auszudrücken.“²⁰

Die vorliegende Untersuchung behandelt die Reformation als einen zeitlich langen Prozess, dies vor allem unter dem sozialhistorischen Aspekt der Sprache. Dabei liegt der Fokus auf den während der lutherischen Indoktrination aufgekommenen, durch die Sprache bedingten Problemen und den sich daraus ergebenden Lösungsstrategien. Dieser Ansatz ist durch die Arbeiten von Peter Burke und anderen Historikern²¹ hervorgehoben und durch die Bemühungen von Linguisten und Literatur- und Kulturhistorikern bekräftigt worden, die die Entwicklung und die Rolle der Sprachen in der frühneuzeitlichen Gesellschaft, darunter in Schweden und in seinen Provinzen, zu erklären versuchten.²² Der zeitliche Rahmen der Untersuchung deckt sich mit der von Tiit Hennoste entworfenen „Sozioperiode“ der estnischen Sprache, die vom 16./17. Jahrhundert bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts dauerte. Hennoste beschreibt diese Periode wie folgt: In der Gesellschaft gewinnt das lutherische Kulturmodell die Oberhand; Estnisch bleibt die unterste Sprache in der Sprachenhierarchie; es wird das erste schriftliche Register der estnischen Sprache geschaffen, ein zum großen Teil übersetztes, geistliches Register, das aktiv nur von den Deutschen erstellt und benutzt wird; von den Esten wird dieses Register nur passiv und entfernt zur Kenntnis genommen; die estnische nationale Kultur ist mündlich und die Esten selbst sind Analphabeten.²³

Somit wird im Folgenden versucht, die Standpunkte der Historiker und der Sprachforscher zu verbinden sowie die Forschungsergebnisse der letzten Jahre zusammenzufassen. Es werden miteinander eng verbundene Themen – wie die Kenntnis der estnischen Sprache unter den Pastoren, das kirchliche Schrifttum und die Bibelübersetzung, die Vermittlung der Lesefähigkeit unter der bäuerlichen Bevölkerung sowie die Entwicklung der estnischen Schriftsprache als Kirchensprache – einer näheren Betrachtung unterzogen.

20 Dionysius Fabricius: Liivimaa ajaloo lühiülevaade [Kurzer Überblick der livländischen Geschichte], Tartu 2010, S. 61-63. Zu diesem Text aus dem frühen 17. Jahrhundert siehe Sulev Vahre: Dionysius Fabriciuse Liivimaa kroonika [Die livländische Chronik von Dionysius Fabricius], in: Ajalooline Ajakiri (2007), H. 1 (119), S. 3-21.

21 Peter Burke: Languages and Communities in Early Modern Europe, Cambridge 2004; ders., Roy Porter (Hrsg.): The Social History of Language, Cambridge 1987.

22 Kristiina Ross, Pēteris Vanags (Hrsg.): Common Roots of the Latvian and Estonian Literary Languages, Frankfurt a.M. u.a. 2008; Bo Andersson, Raimo Raag (Hrsg.): Från Nyens skans till Nya Sverige. Språken i det Svenska Riket under 1600-talet [Von Nyenschaz zu Neuschweden. Sprachen im Schwedischen Reich im 17. Jahrhundert], Stockholm 2012.

23 Tiit Hennoste: Eesti keele sozioperioodid. Üldpilt [Die Sozioperioden der estnischen Sprache. Ein Gesamtbild], in: Mati Ereht, Meeli Sedrik u.a. (Hrsg.): Pühendusteos Huno Rätsepale 28.12.1997 [Festschrift für Huno Rätsep 28.12.1997], Tartu 1997, S. 45-66, hier S. 51 f.

Die Estnischkenntnisse der Pastoren

Eine der größten Veränderungen, die die Reformation mit sich brachte, war der volkssprachliche Gottesdienst, in dessen Mittelpunkt die muttersprachliche Predigt anstelle der ursprünglich lateinischen Liturgie stand. Im Gegensatz zu Deutschland oder Schweden existierte in Livland eine sprachliche Kluft zwischen Pastor und Gemeinde. Für den Geistlichen bedeutete der Gottesdienst, dass er von Latein zu einer anderen Fremdsprache wechseln musste. Ohne Kenntnisse der Volkssprache kam auch die katholische Kirche nicht zurecht; Tiina Kala zufolge sank sogar die Position der estnischen Sprache im Kirchenleben unmittelbar nach der Reformation, und die ethnische sowie die sprachliche Segregation vertieften sich.²⁴ Dennoch stellte die Glaubenserneuerung durch die Reformation, deren wichtigstes Medium das Wort war, die Sprachkenntnisse der Geistlichen mehr noch als bisher auf die Probe. Um die Situation zu verbessern, gab es theoretisch drei Möglichkeiten: Diejenigen Pastoren, die von Geburt her Estnisch konnten, auszubilden und ins Amt zu setzen, Estnischunterricht für die Pastoratskandidaten zu organisieren oder die Beherrschung der lokalen Sprache bei den Pastoren zu verbessern und schärfer zu kontrollieren.

Die erste Möglichkeit war aus sozialen Gründen nur in äußerst begrenztem Maß umsetzbar und kam nur in größeren Städten in Frage – auf estnisch besiedeltem Gebiet nur in Reval (Tallinn) und Dorpat (Tartu) –, in denen einzelne Esten die Chance hatten, die für das Amt eines Geistlichen vorgesehene Ausbildung zu erhalten. Beispielsweise wurde 1552 in Reval eine Institution gegründet, die den Unterricht von armen, hauptsächlich estnischen Jungen an der Lateinschule unterstützte. Neben der Betreuung war ein Ziel dieser Institution, lutherische Pastoren und Lehrer zu gewinnen, die die städtische Unterschicht in ihrer Muttersprache unterrichten und für sie predigen konnten.²⁵ Bereits 1546 war ein estnischer Junge namens Hans Susi (Sussy) von dem estnischen Prediger der Heiliggeistkirche, Reinhold Beseler, in seine Obhut gekommen worden. Susi trieb die Übersetzung der Perikopen und Kirchenlieder ins Estnische voran, starb jedoch schon früh, 1549, an der Pest.²⁶ Der Unterricht fand, wie es damals üblich war, auf Deutsch oder Latein statt, während das Estnische auf das Erlernen des Katechismus beschränkt blieb. Obwohl die Überlieferung zu den „armen Schuljungen“ schlecht ist, kann doch zusammenfassend gesagt werden, dass mithilfe dieser Institution junge Männer estnischer Herkunft auf den Kirchendienst nicht nur für Reval, sondern auch für manche Gemeinden auf dem Land vorbereitet wurden. Es ist

24 Siehe Tiina Kala: *Languages in a Medieval North European City. An Example from Medieval Tallinn*, in: Outi Merisalo (Hrsg.): *Frontiers in the Middle Ages*, Louvain-la-Neuve 2006, S. 585-603, hier S. 601-603. Zum gesellschaftlichen Stand der estnischen Sprache vom 13. bis zum 16. Jahrhundert siehe Anti Selart: *Non-German Literacy in Medieval Livonia*, in: Marco Mostert, Anna Adamska (Hrsg.): *Uses of the Written Word in Medieval Towns: Medieval Urban Literacy II*, Turnhout 2014, S. 37-63.

25 Kaja Altof: *Vaesed koolipoisid Tallinnas XVI sajandi teisel poolel* [Arme Schuljungen in Tallinn in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts], in: Kivimäe (Hrsg.), *Religiooni ja ateismi ajaloost* (wie Anm. 18), S. 57-91; dies.: *Tallinna „vaeste koolipoiste“ õppekirjandus XVI sajandi teisel poolel* [Schulmaterialien der Tallinner „armen Schuljungen“ in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts], in: Keel ja Kirjandus (1986), H. 1, S. 35-38.

26 Paul Johansen, Heinz v.z. Mühlen: *Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval*, Köln u.a. 1973, S. 353-360.

vermutet worden, dass die Übersetzungen von Susi und anderen Absolventen eine Grundlage für spätere estnischsprachige geistliche Texte gewesen seien.²⁷ Die Unterstützung für die „armen Schuljungen“ wurde bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts fortgesetzt.

Nach der Festigung der schwedischen Herrschaft wurde im Jahr 1584 Christian Agricola, der Sohn des finnischen Reformators Mikael Agricola, zum estländischen Bischof ernannt. Die dem Bischof 1586 erteilte Instruktion trug den Titel: „*INSTRVCTIO* welcher gestalt in desser Prouintz Leifflandt der Kirchenn *Reformation* vnde folgendes eine *General Visitation*, Jerlich hirauff gehalten sölle werden.“²⁸ Agricola wollte das Recht zur Ordination und Einsetzung der Pastoren auf den Bischof beschränkt wissen. In den dazwischenliegenden unruhigen Zeiten hatten die lokalen adeligen Kirchenpatrone und das Geistliche Ministerium der Stadt Reval die Pastoren für die ländlichen Gemeinden im Amt bestätigt. Jetzt musste der Kandidat zuerst vor dem Bischof erscheinen. Dieser prüfte den konfessionellen Hintergrund, die Sprachkenntnisse und die Lebensführung. Außer der Revaler Domschule, die vom Staat unterhalten wurde, wollte Agricola Partikularschulen in Narva und Hapsal (Haapsalu) eröffnen, die erste u.a. für russische und „heidnische“ Kinder, die zweite neben deutschen und schwedischen auch für estnische Jungen, bei denen eine Begabung erkannt wurde.²⁹ Als Agricola plötzlich im Februar des Jahres 1586 starb, gelang es lange Zeit nicht, einen gleichwertigen Ersatz für ihn zu finden.

Die Vorbereitung der estnischstämmigen Pastoren erwies sich in der Praxis als Misserfolg, weil in einer Gesellschaft mit einer deutschsprachigen Elite die soziale Grundlage dafür fehlte: In den ländlichen Gemeinden, in denen der Gottesdienst sowohl auf Estnisch als auch auf Deutsch, in den schwedisch besiedelten küstennahen Kirchspielen auch auf Schwedisch erfolgen musste,³⁰ lag die Entscheidungsgewalt in Kirchenangelegenheiten wegen des Patronatsrechts beim Adel. Den wenigen Esten, denen es gelang, die für das Pastorenamt notwendige Ausbildung zu erhalten, erfuhren auf ihrem sozialen Aufstieg auch eine rasche Germanisierung, d.h. eine Assimilierung an die deutsche Oberschicht, so dass für das 17. Jahrhundert kein Geistlicher eindeutig estnischer Herkunft zu bestimmen ist. Aus Livland sind nur zwei lutherische Geistliche lettischer Abstammung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und einer aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannt.³¹ Das höchste Amt, das Esten im Kirchendienst erreichen konnten, war das des Küsters. Dank der Sprachverwandtschaft erlangten sowohl in Estland als auch in Livland viele Finnen, unter ihnen auch Männer bäuerlicher Herkunft, das Amt des Pastors. Da die Bauern in Finnland und Schweden persönlich frei waren, kamen in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts

27 Uku Masing: Hans Susi 1551. a. tõlkest [Über eine Übersetzung von Hans Susi aus dem Jahr 1551], in: Anti Lääts (Hrsg.): Uku Maasing: Eesti vanema kirjakeele lood [Beiträge zur älteren estnischen Schriftsprache], Tartu 1999, S. 7-23.

28 Riksarkivet [Reichsarchiv, im Folgenden: RA], Stockholm, Livonica II: 617.

29 Vahre, Kirik (wie Anm. 18), S. 97-104; Kari Tarkiainen: Christian Agricola ja Ruotsin kirkkopoliitikka Vironmaalla 1583–1586 [Christian Agricola und die schwedische Kirchenpolitik in Estland 1583–1586], in: Suomen Kirkkohistoriallisen Seuran vuosikirja 97 (2007), S. 44-72.

30 Siehe Aivar Põldvee: Esten, Schweden und Deutsche im Kirchspiel St. Matthias und Kreuz im 17. Jahrhundert, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 2 (2007), S. 57-70.

31 Arvo Tering: Eesti-, liivi- ja kuramaalased Euroopa ülikoolides 1561–1798 [Estländer, Livländer und Kurländer an europäischen Universitäten 1561–1798], Tartu 2008, S. 96 f., 107; ders.: Die Seereisen baltischer Studenten in die Universitätsstädte Nord- und Westeuropas im 17. und 18. Jahrhundert, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 103-131.

dermaßen viele Finnen in der Hoffnung auf Eintritt in den Kirchen- oder Schuldienst über den Finnischen Meerbusen (unter ihnen auch gering gebildete Glückssucher), dass sowohl der Bischof von Åbo (Turku), Isaak Rothovius, als auch der estländische Bischof Joachim Jhering Gegenmaßnahmen ergriffen.³² Im Allgemeinen wurde die lutherische Kirche in Estland und Livland zu einer Herrenkirche, in der der Pastor im Sinne der Gutsherren wirkte. In Schweden und Finnland standen die Geistlichen ihren Gemeindemitgliedern erheblich näher, verfügten aber nur über eine weitaus geringere Autorität als die hoch gebildeten Pastoren z.B. in Deutschland. Dieser Umstand ist als ein wichtiger Faktor angesehen worden, der das schnellere Fortschreiten des lutherischen Unterrichts in Schweden verhindert habe. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte nur etwa die Hälfte der schwedischen Pastoren an einer Universität studiert.³³ In Estland und Livland nahm die Entwicklung wieder eine andere Richtung: Immer öfter wählten die Söhne der ansässigen Deutschen nach ihrem Studium an deutschen Universitäten das Amt des Pastors, während der Ausbruch des 30-jährigen Kriegs die Einwanderung von Gebildeten aus Deutschland verstärkte, darunter auch den von gelehrten Theologen. Infolgedessen wurde der geistliche Stand im Laufe des 17. Jahrhunderts zunehmend deutsch geprägt.

Ernsthaftere Anstrengungen zur Verbesserung und Umgestaltung des estländischen und livländischen Kirchenlebens wurden erst in den 1620er Jahren unternommen, während der Regierungszeit Gustavs II. Adolf: 1627 wurde der Bischof von Västerås, Johannes Rudbeckius, zur Inspektion und Durchführung von Reformen nach Estland geschickt. Das Bild, das sich ihm darbot, war niederschmetternd, so dass er sich gezwungen sah, mit „harter Hand“ durchzugreifen, um die Pastoren auf dem Land zu disziplinieren. Alle Pastoren mussten Probepredigten halten, woraufhin die unfähigen oder – aufgrund ihrer Lebensführung – ungeeigneten ihres Amtes enthoben wurden; den Langhaarigen wurden die Haare geschnitten, und wer sich weigerte, wurde in den Karzer gesteckt. Rudbeckius ernannte sechs Pröpste, verlangte Visitationen und einmal jährlich die Abhaltung einer Synode. Der Bischof machte sich Sorgen, dass es in der ganzen Provinz keine Schule für die Ausbildung der Pastoren gab, weshalb auf Deutsche und Finnen, die des Estnischen nicht mächtig waren, zurückgegriffen werden musste.³⁴ Die unifizierende Politik der schwedischen lutherischen Kirche erreichte Livland 60 Jahre später als Estland. Riga, das unter polnischer Herrschaft stand, fiel 1621 an Schweden, Dorpat 1625. 1622 ernannte König Gustav II. Adolf den Rigaer Oberpastor Hermann Samson zum livländischen Superintendenten, 1633 wurde das Oberkonsistorium mit Sitz in Dorpat gegründet. Livland teilte sich sprachlich in ein lettisches und ein estnisches Gebiet, bei Letzterem kam der Dorpater Dialekt (auch als

32 Fredrik Westling: Mõned lisandused Tallinna doomkooli ajaloole [Einige Ergänzungen zur Geschichte der Domschule zu Reval], in: *Ajalooline Ajakiri* (1923), H. 1-3, S. 1-11, 55-66, 99-104; Arno Rafael Cederberg: Suomalainen aines Baltian kirkon ja koulun palveluksessa vuoden 1561:n jälkeen [Schweden im baltischen Kirch- und Schuldienst nach 1561], in: *Suomen Sukututkimusseuran Vuosikirja XXI* (1937), S. 110-149.

33 Malmstedt, Bondetro och kyrkoro (wie Anm. 12), S. 74 f., 170 f. Zur finnischen Geistlichkeit siehe Gunnar Suolahti: *Finlands prästerskap på 1600- och 1700-talen* [Finnlands Klerus im 17. und 18. Jahrhundert], Helsingfors 1927.

34 Alvin Isberg: *Kyrkoförvaltningsproblem i Estland 1561–1700* [Kirchenverwaltungsprobleme in Estland 1561–1700], Uppsala 1970, S. 59-87; RA, *Livonica II*: 621 (*Acta Generalis Visitationis Esthoniae-Livoniae-Ingriae* 1627).

südeestnische Sprache oder Dörptestnisch bezeichnet) erschwerend hinzu. Dies machte die Besetzung der Pastorenstellen noch schwieriger. Reichskanzler Axel Oxenstierna bemerkte 1629 bissig, dass manche der livländischen Pastoren nicht einmal als Stallknechte taugten. Superintendent Samson klagte im selben Jahr, dass viele livländische Bauern immer noch „goldene Träume“ von der Wiederkehr der polnischen Zeit hätten.³⁵

Die Eröffnung des Gymnasiums in Reval 1631 und der Universität in Dorpat im Jahr darauf schufen die Voraussetzungen für eine bessere Ausbildung der Geistlichkeit. Obwohl bei der schon 1630 erfolgten Gründung des Dorpater Gymnasiums, das als Vorgänger der Universität fungiert hatte, der Unterricht auch auf Estnisch, Lettisch und „Ingermanländisch“ erlaubt wurde, wurden in der Praxis die lokalen Sprachen weder in den Gymnasien noch in der Universität unterrichtet. An der Dorpater Universität studierte während der schwedischen Zeit nur ein ethnischer Lette, während über estnische Studenten keine Informationen vorliegen.³⁶ Aber da bei allen Ämtern, bei denen die Kommunikation mit der bäuerlichen Bevölkerung und Sprachkenntnisse daher entscheidend waren, darunter auch das Amt des Pastors, musste die lokale Sprache selbstständig angeeignet werden. Das Revaler Gymnasium und die Dorpater Universität spielten dennoch eine wichtige Rolle bei der Entwicklung der estnischen Sprache: Hier lernten und studierten zukünftige Sprachkundler, aus der Mitte der Lehrer und Absolventen tauchten die ersten Autoren von estnischsprachigen Gelegenheitsgedichten auf. Damit eröffnete sich ein für die estnische Sprache zuvor unbekannter Verwendungsbereich. Als programmatisch kann ein Text bezeichnet werden, der für die Rhetoriktradition und den Sprachpatriotismus seiner Zeit typisch war. Die Rede ist von dem ersten estnischsprachigen Gedicht, verfasst von Reiner Brockmann (1609–1649), Professor für griechische Sprache am Revaler Gymnasium: „Carmen Alexandrinum Esthonicum ad leges Opitij poëticas compositum“ angesehen werden. In einem beigefügten deutschsprachigen Gedicht „Lectori Carminis Esthonicici“ heißt es:

„Andre mögn ein anders treiben; /
 Ich hab wollen Estnisch schreiben. /
 [...] /
 Estnisch man in Kirchen höret /
 Da Gott selber Estnisch Lehret [...].“³⁷

35 Alvin Isberg: Livlands kyrkostyrelse 1622–1695. Reformsträvanden, åsiktsbrytningar och kompetensvister i teori och praxis [Livlands Kirchenverwaltung 1622–1695. Reformbestrebungen, Meinungsgegensätze und Kompetenzstreitigkeiten in Theorie und Praxis], Stockholm 1968, S. 19–56; Johan Köpp: Kirik ja rahvas. Sugemeid eesti rahva vaimse palge kujunemise teelt [Kirche und Volk. Entwicklungslinien des Geisteslebens des estnischen Volkes], Stockholm 1959, S. 86 f.

36 Helmut Piirimäe (Hrsg.): Tartu Ülikooli ajalugu 1632–1982. I, 1632–1798 [Geschichte der Tartuer Universität 1632–1982. I, 1632–1798], Tallinn 1982, S. 258–267.

37 Endel Priidel (Hrsg.): Reiner Brockmann. Teosed [Reiner Brockmann. Werke], Tartu 2000, S. 92–97. Siehe auch Marju Lepajõe: Reiner Brockmann: Ich hab’ wollen Estnisch schreiben, in: Jahrbuch der Akademischen Gesellschaft für Deutschbaltische Kultur in Tartu (Dorpat) 1 (1996), S. 45–52; Katre Kaju: Keelevalikust Tartu Academia Gustaviana aegses pulmaluules (1632–1656) [Über die Sprachwahl in der Hochzeitslyrik aus der Zeit der Academia Gustaviana in Dorpat (1632–1656)], in: Enn Küng (Hrsg.): Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16/17. sajandil. II [Entwicklungsperspektiven der Ostseeprovinzen unter der Großmacht Schweden im 16./17. Jahrhundert. II.], Tartu 2006, S. 50–100.

Für die Beschreibung, Erforschung und Unterrichtung der estnischen Sprache schuf der aus Reval stammende Geistliche Heinrich Stahl (etwa 1600–1657) die Grundlage. In seine Geburtszeit fiel die Ablösung der mittelniederdeutschen Sprache durch das Hochdeutsche im deutschsprachigen baltischen Sprachraum. Stahls sprachliche Begabung ist auf die Mehrsprachigkeit (Deutsch, Schwedisch, Estnisch, Finnisch) in Reval sowie durch das Studium an den Universitäten von Rostock, Wittenberg und Greifswald zurück zu führen. Mit der estnischen Sprache kam er erst ab 1623 als Pastor in Jerwen (Järvamaa) und Wierland (Virumaa) näher in Berührung.³⁸ Im Jahr 1632 veröffentlichte er den Kleinen Katechismus von Martin Luther als ersten Teil eines Kirchenhandbuchs auf Nordestnisch bzw. Reval-estnisch. In der Einleitung wurden bekanntlich die ersten Erläuterungen zur Aussprache der estnischen Sprache festgehalten („Kurtze Erinnerungen zur *pronunciation* und Außrede dienstlich“). Ihr fünfter Punkt lautet wie folgt: „Sonst wird die übung der beste meister der außrede sein.“³⁹ Da der Katechismus zum Vorlesen gedacht war, folgten die Ausspracheregeln der deutschen Sprache. Auf diese Weise sollte der vorgelesene Text für die Ohren der Esten verständlich klingen, selbst wenn die Sprachkenntnisse des deutschen Vorlesers gering waren. Stahls Kirchenhandbuch erschien in vier Teilen von 1632 bis 1638. Stahl verfasste ebenso die erste Grammatik, die zum Erlernen der nordestnischen Sprache vorgesehen war, und das deutsch-estnische Wörterbuch „Anführung zu der Esthnischen Sprach“ (1637). Die Grammatik beruhte auf den Vorbildern der lateinischen und deutschen Sprache. Mit ihr wurde die Schriftweise normiert, die von der zu diesem Zeitpunkt entstandenen deutschen Orthografie herrührte und für das nächste halbe Jahrhundert maßgebend blieb. Da damals eine vereinheitlichte Sprachvariante fehlte, bat Stahl im Vorwort des Buches um Entschuldigung, „in Betrachtung / das allhie in Ehtland vielerley Dialecti, vnd das demnach also fort nicht alles vnrecht / das an diesem oder jenem orte anders geredet wird. Ich bin dessen versichert / das ich den Bawren gnugsame acht auff jhr Maul gegeben / vnd nichtiges gesetzt / was nicht von jhnen gewiß gebraucht wird“.⁴⁰

Wenn sich auch im Nachhinein Stahls Orthografie nicht durchsetzen konnte, entsprach sie doch in den 1630er Jahren den Bedürfnissen der Sprachschüler, die (mehrheitlich) einen deutschen Hintergrund hatten.

Die erste Grammatik der süd-estnischen Sprache samt dem deutsch-lateinisch-estnischen Wörterbuch „*Observationes grammaticae circa linguam Esthonicam*“ verfasste 1648 Johannes Gutsclaff (?–1657).⁴¹ Dieser stammte aus Hinterpommern, hatte an den Universitäten von Greifswald, Leipzig und Dorpat studiert und wurde 1641 Pastor von Urbs (Urvaste).

38 Siehe Piret Lotman: Heinrich Stahli pastoraalne tegevus Rootsi Läänemere provintside 17. sajandi esimesel poolel [Heinrich Stahls Tätigkeit als Pastor in den schwedischen Ostseeprovinzen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts], Tartu 2010; Raimo Raag: Henricus Stahell: Geistlicher und Sprachkodifizierer in Estland, in: Klaus Garber, Martin Klöcker (Hrsg.): Kulturgeschichte der baltischen Länder in der Frühen Neuzeit. Mit einem Ausblick in die Moderne, Tübingen 2003, S. 337–362.

39 [Heinrich Stahl:] Hand und Hauszbuch für die Pfarherren, und Hauszväter Ehtnischen Fürstenthumbs Erster Theil Darinnen der kleine Catechismus D. Martini Lutheri [...], Riga 1632.

40 [Heinrich Stahl:] Anführung zu der Esthnischen Sprach [...], Reval 1637; Nachdr. Tartu 2000, S.:(v–vj).

41 Marju Lepajõe (Hrsg.): Johannes Gutsclaff, *Observationes grammaticae circa linguam esthonicam*. = *Grammatilisi vaatlusi eesti keelest* [Beobachtungen zur Grammatik des Estnischen] (1648); Nachdr. Tartu 1998.

Mit der estnischen Sprache wurde er wahrscheinlich das erste Mal im Jahr 1639 in Dorpat konfrontiert. Er bildete sich im Amt des Pastors so erfolgreich weiter, dass er eine Grammatik verfassen konnte und sich an die Übersetzung der Bibel machte.⁴² Die Grammatiken von Stahl und Gutsclaff bildeten den Grundstock für die linguistische Beschreibung der estnischen Sprache und vereinfachten die Aneignung der Volkssprache für die Geistlichen erheblich. Dennoch blieben die Sprachkenntnisse der Pastoren im Allgemeinen ziemlich dürftig und vom Niveau her uneinheitlich, wie es 1660 der Pastor von Goldenbeck (Kullamaa), Heinrich Göseken, beschreibt:

„Zwar hat man vor diesem einen so liederlichen Gebrauch gehabt / das man *Pastores vociret, ordiniret und confirmiret*, die wenig (auch wol gar nichts) von dieser Sprache verstanden / sondern ihre Predigen aus denen *Concepten* / so sie von andern geliehen / und abgeschrieben / denen Einfältigen Bauers-Leuten fürgelesen / und haben oft selber nicht verstanden / was sie gelesen / und dannenhero solche dinge ihnen fürgehalten / die sich auff solche Gemeine ganz und gar nicht gereimet haben / und solches haben sie getrieben biß in ihre Grube / oder da sie ja nach vielen Jahren die Sprache in etwas gefasset / so sind sie den Weg alles Fleisches gängen / und andere wieder an deren Stelle kommen / die abermahl Amt mit lesen wieder angefangen / da es die *Antecessoren* gelassen.“⁴³

Da ein organisierter Sprachunterricht fehlte, musste die Sprache selbstständig erlernt werden, was besonders schwer für Zugereiste war. Diejenigen, die eine Pastorenstelle suchten, nutzten die Gelegenheit, als Hauslehrer auf den Gutshöfen zu arbeiten. Auf diese Weise lernten sie die Sprache nicht nur aus den Büchern, sondern auch in der direkten Kommunikation (wie verschiedene Beamte, Händler, Gutsherren, Gutsverwalter und andere, die die estnische Sprache für die Ausführung ihrer Arbeit benötigten). Im Laufe der Zeit wurden die Anforderungen an die Kandidaten und die Kontrolle der Sprachkenntnisse der Pastoren jedoch strenger.⁴⁴

Das kirchliche Schrifttum und die Übersetzung der Bibel

Wenn man das Luthertum als eine Buchreligion begreift, ist im estnischen Sprachraum eine klare Umbruchphase zu erkennen, die in den 1630er Jahren ihren Anfang nahm. Seit 1525 waren im Laufe von 100 Jahren neun verschiedene estnischsprachige Druckerzeugnisse erschienen, von denen die zwei frühesten Bücher konfisziert wurden und vier katholischen

42 Lea Kõiv: Johannes Gutsclaff pastorina Urvastes [Johannes Gutsclaff als Pastor in Urvaste], in: Küng (Hrsg.), *Läänemere provintside arenguperspektiivid* (wie Anm. 37), S. 200-234.

43 Anna-Liisa Värri Haarmann (Hrsg.): Heinrich Göseken: *Manuductio ad linguam Oesthonicam*. Einführung zur Öhstnischen Sprache (1660); Nachdr. Hamburg 1977.

44 Siehe Helmut Piirimäe: The Use of the Estonian Language during the Swedish Rule, in: Alexander Loit, ders. (Hrsg.): *Die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 16.–18. Jahrhundert*, Stockholm 1993, S. 367-382; Raimo Raag: *Estniska* [Estnisch], in: Andersson, Raag (Hrsg.), *Från Nyens skans till Nya Sverige* (wie Anm. 22), S. 222-248; siehe auch Pēteris Vanags: *Lettiska* [Lettisch], in: Ebenda, S. 260-280.

Inhalts waren. Damit sind aus dem ersten Jahrhundert der Reformation nicht mehr als lediglich drei lutherische Katechismen bekannt. Von 1630 bis 1725 jedoch erschienen mehr als 100 estnischsprachige Druckerzeugnisse,⁴⁵ wobei die ersten estnischsprachigen Bücher in Deutschland gedruckt wurden. In Riga gab es eine Druckerei seit 1588; 1632 nahm die Druckerei der Dorpater Universität ihre Arbeit auf; zwei Jahre später folgte die Druckerei am Revaler Gymnasium. In Reval wurde schließlich auch die Mehrzahl der estnischsprachigen Bücher gedruckt, bis 1675 mit der königlichen Druckerei in Riga eine Konkurrenz entstand. Die meisten estnischsprachigen geistlichen Bücher wurden aus dem Deutschen übersetzt; bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts erschienen sie mit einem deutschsprachigen Paralleltext.

Die zielstrebige und konsequente Erneuerung des estnischen Kirchenlebens begann im Jahr 1638, als der Pastor und Propst von Nyköping Joachim Jhering (?–1657) zum Bischof ernannt wurde. Nach dem Vorbild des schwedischen Domkapitels stellte Jhering ein Konsistorium zusammen, das ausschließlich aus Geistlichen (*consistorium purum*) bestand und den Adel bei der Entscheidung von Kirchenangelegenheiten nicht berücksichtigte.⁴⁶ Einmal im Jahr, im Januar oder Februar, wurde in Reval auf dem Domberg der allgemeine Kirchenrat, die Synode, einberufen. Bereits vor der Ankunft in Reval legte Jhering der Regierung den Vorschlag vor, aus der kümmerlichen Domschule nach dem Vorbild der schwedischen Kathedralschulen eine Trivialschule zu machen, auf der auch die Ausbildung von Pastoren gewährleistet werden könnte. Dafür wurde ein Lektor für Theologie eingesetzt und es gab die Absicht, das Collegium Theologicum mit 12 Stipendiaten sowie das Gymnasium aus der Unterstadt auf den Domberg umzusiedeln. Aber schon 1643 dämmte der Staat die Ambitionen der Domschule ein und schaffte auch die Stelle des Lektors für Theologie ab.⁴⁷ Den größten Kummer verursachte Jhering aber die während der Visitationen in den ländlichen Kirchen bekannt gewordene Tatsache, dass die bäuerliche Bevölkerung nur wenig über den christlichen Glauben wusste: „Grobe Vnwißheit“ herrsche über den christlichen Glauben und über Gott (). An vielen Bauern „klebet noch schädlicher Sauerteig, von heidnischen Reusischen [d.h. russischen; A. P.] vnd Bäßtlichen Jrrthumben, vnd Aberglauben“, so dass viele die Hauptelemente des christlichen Glaubens nicht kannten, nicht einmal das Vaterunser, ganz abgesehen von den Erläuterungen des Katechismus. Zudem gab es Widerstand dagegen, den Kindern das Lesen mithilfe des ABC-Buches beizubringen. Dem Bischof zufolge wurde diese Situation verursacht durch

- (1) „die Verhinderung einer vollkommenen Kirchen *reformation*“ durch die Kriege,
- (2) den Mangel an tüchtigen, die estnische Sprache sprechenden Pastoren,
- (3) das Fehlen von notwendigen estnischsprachigen Büchern,

45 Endel Annus (Hrsg.): Eestikeelne raamat 1525–1850 [Estnischsprachige Bücher 1525–1850], Tallinn 2000; Jüri Kivimäe: Kes lugesid ja kasutasid eestikeelset trükitud raamatut XVI sajandil [Wer las und benutzte estnischsprachige gedruckte Bücher im 16. Jahrhundert], in: Eerik Teder (Hrsg.): Raamat on... Eesti bibliofilia ja raamatuajaloo almanahh I [Ein Buch ist... Almanach zur estnischen Bibliophilie und Buchgeschichte I], Tallinn 2000, S. 59–67.

46 Jherings Politik verursachte einen Konflikt zwischen dem Bischof und der Ritterschaft. Beispielsweise war der Bischof 1644 während seiner Visitationsreise gezwungen, von den Bauern Pferde zu leihen, weil die Adligen ihn ignorierten.

47 Isberg, Kyrkoförvaltningsproblem i Estland (wie Anm. 34), S. 95–97; Westling, Möned lisandused (wie Anm. 32).

- (4) das Fehlen von Küstern und Kaplänen, die die Kinder anhand des ABCs und anderer Bücher unterrichteten sowie
- (5) den Geiz beim Kauf der Bücher, darunter der ABC-Bücher, und die fehlende Nutzung der kostenlos verteilten Bücher.

Beanstandet wurde das Fehlen von estnischsprachigen Büchern: die Bibel, ein Katechismus in kleinem Format, ein Gebetbuch, ein Buch mit den Evangelien und ein rhythmisch gesetztes Gesangbuch.⁴⁸ Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Bischof der Katechisation, eine entsprechende Anleitung wurde im Jahr 1645 fertig gestellt.⁴⁹

Bischof Jhering bekam für die geplante Bibelübersetzung die Genehmigung der schwedischen Regierung und machte 1641 der Synode den Vorschlag, mit der Übersetzung des Neuen Testaments zu beginnen. Die Arbeit wurde zwischen den Pastoren aufgeteilt, die sich dazu verpflichteten, den Text noch zum Johannistag desselben Jahres dem Konsistorium vorzulegen. Obwohl die Übersetzung sich hinzog, konnte Jhering im Sommer des Jahres 1643 melden, dass die Arbeit nur noch überprüft und veröffentlicht werden müsse. Anfang 1642 hatte Jhering auch bei der Estländischen Ritterschaft um Unterstützung für die Herausgabe der Bibel angefragt, jedoch erfolglos. Der Adel beteiligte sich auch später nicht an ähnlichen Projekten, weil er die Bauern als nicht reif genug für das Lesen von Büchern hielt. Da es an Geld mangelte, mussten die für die Übersetzung ausgewählten Pastoren die Übersetzungs- und Redaktionsarbeiten neben ihren alltäglichen Pflichten erledigen, wozu sie gelegentlich in Reval Versammlungen abhielten. Diese Form der Arbeitsorganisation erwies sich jedoch als ineffektiv und letztlich verlief die Übersetzungsarbeit im Sande. Auch der Tod des Hauptredakteures, des bereits erwähnten Pastors von St. Katharinen (Kadrina), Brockmann, war 1647 ein Rückschlag.⁵⁰ Neben der von der Kirchenobrigkeit initiierten gemeinsamen Tätigkeit gab es auch Geistliche, die die Übersetzungsarbeit aus eigenem Antrieb übernahmen. Einer von ihnen war der Pastor von Urbs, Johannes Gutsclaff, der die Absicht hatte, die ganze Bibel aus den Ursprachen ins Dörptestnische zu übersetzen. Im Jahr 1648 wandte er sich, um Unterstützung bittend, an den schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna; im Vorwort seiner Grammatik äußerte er den Wunsch, einen Teil des 1. Buches Mose im Probedruck herauszugeben.⁵¹ Ein weiterer Bibelübersetzer aus eigener Initiative war Heinrich Göseken, der eine revalestnische Übersetzung des Neuen Testaments veröffentlichte und sich dabei wahrscheinlich auf seine in den 1640er Jahren begonnenen

48 RA, Livonica II: 641 (Summarisches Verzeichnuß [...], etwa 1642).

49 Siehe Ralph Tuchtenhagen: *Inquisitio privata. Katechisation unter der estnischsprachigen Bevölkerung der schwedischen Ostseeprovinzen vor der Einführung der Volksschule*, in: Norbert Angermann, Michael Garleff u.a. (Hrsg.): *Ostseeprovinzen, Baltische Staaten und das Nationale. Festschrift für Gert v. Pistohlkors zum 70. Geburtstag*, Münster 2005, S. 41-67. Allerdings basiert diese Abhandlung auf veralteter Literatur.

50 Gustav Oskar Friedrich Westling: *Vorarbeiten zu der ehstnischen Uebersetzung des Neuen Testaments 1715. Eine kirchengeschichtliche Studie*, in: *Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland*, Bd. 49, Dorpat 1893, S. 433-454, 518-537, hier S. 434-437; Johan Köpp: *Kirik ja rahvas. Sugemeid eesti rahva vaimse palge kujunemise teel [Kirche und Volk. Entwicklungslinien des Geisteslebens des estnischen Volkes]*, Stockholm 1959, S. 61 f.

51 Maeve Leivo, Ahti Lohk u.a. (Hrsg.): *Johannes Gutsclaffi piiblitõlge 1647–1657 [Johann Gutsclaffs Bibelübersetzung 1647–1657]*, Tallinn 2013; Lepajõe (Hrsg.), *Johannes Gutsclaff (wie Anm. 41)*, S. 21, 28; Westling, *Vorarbeiten (wie Anm. 50)*, S. 433-474.

Arbeiten sowie auf Gutsclaffs Übersetzung stützte. Göseken und Gutsclaff trafen sich im Jahr 1656 auf der Flucht vor dem Krieg in Reval, wo Jhering ihnen den Vorschlag machte, gemeinsam zu arbeiten, damit die Übersetzung in beiden Sprachen gedruckt werden könne. Nach dem Tod Gutsclaffs und Jherings 1857 blieb aber auch diese Arbeit unvollendet.⁵²

Der aus Hannover stammende Heinrich Göseken (1612–1681), der in Rostock und Königsberg studiert hatte, traf 1637 Reval ein. Er erlernte selbstständig die estnische Sprache und wurde als Pastor von Goldenbeck einer der verdienstvollsten Vorbereiter der estnischsprachigen Kirchenliteratur. Göseken arbeitete sowohl beim Erlernen der Sprache als auch bei der Übersetzungsarbeit zielstrebig und systematisch. Er heftete in Stahls Grammatik und in die deutschsprachige Bibel weiße Blätter und schrieb seine Beobachtungen, die Übersetzungsversionen und den Wortschatz auf, den er mit großem Fleiß mithilfe der Bauern sammelte. Als in Reval 1659 eine Neuauflage der Grammatik von Stahl herausgegeben werden sollte, überredete Göseken den Drucker, stattdessen seine Arbeit zu veröffentlichen. Im folgenden Jahr erschien dann auch Gösekens aus einer Grammatik und einem umfangreichen deutsch-(lateinisch-)estnischen Wörterbuch bestehende „Manuctio ad Linguam Oesthonicam“. Zudem legte Göseken viele Beobachtungen, Verbesserungsvorschläge und Empfehlungen zur Änderung der Orthografie vor, aber da die Rechtschreibung von Stahl allgemein gebräuchlich geworden war, verwendete auch Göseken sie weiterhin. Nicht nur Geistliche, sondern auch „ein Weltlicher, ein Häußlicher, ein Kauffman, ein Handwercksmann, ein Reisender, ein Haußwirth“ konnte seiner Ansicht nach seine Grammatik benutzen, weswegen er dem Wortschatz und der Phraseologie der estnischen Sprache große Aufmerksamkeit widmete und bei der Abfassung des Wörterbuchs Comenius’ „Janua linguarum reserata“ als Vorbild verwendete.⁵³

Neben der unvollendeten Bibelübersetzung erwies sich das neue Gesangbuch, das in der zweiten Auflage des Kirchenhandbuchs in Revalestnisch erschien, als ein erfolgreiches Projekt. Die Psalmen des Gesangbuchs (144 Lieder von 13 Übersetzern) – von Heinrich Stahl initiiert und im Jahr 1637 herausgegeben – konnten nicht gesungen werden, weil es sich um reine Prosaübersetzungen handelte. Jhering stellte 1645 eine Kommission zusammen, um eine neue Ausgabe gereimter Lieder in silbischem Verssystem zu verfassen. Bei der Vorbereitung stützte man sich auf die Regeln von Martin Opitz und auf die Impulse, die von dem Dichter Paul Fleming ausgingen, der sich in Reval aufgehalten hatte, sowie auf die Erfahrungen, welche die beliebte Beschäftigung mit der estnischsprachigen Gelegenheitsdichtung bot.⁵⁴ Das im Jahr 1656 erschienene „Neu Ehstnisches Gesangbuch“ bestand aus 241 Psalmen in den Übersetzungen von u.a. Georg Salemann, Reiner Brockmann, Martin Gilaeus und Heinrich Göseken aus der deutschen, schwedischen und finnischen

52 Kai Tafenau: Heinrich Gösekeni käsikirja kohast 17. sajandi eesti piiblitõlke traditsioonis [Über die Stellung von Heinrich Gösekens Manuskript in der Tradition der estnischen Bibelübersetzung des 17. Jahrhunderts], in: Emakeele Seltsi aastaraamat 55 (2010), S. 176–200.

53 Valve-Liivi Kingisepp, Kristel Ress u.a.: Heinrich Gösekeni grammatika ja sõnaraamat 350 [Heinrich Gösekens Grammatik und Wörterbuch 350], Tartu 2010; Kai Tafenau: Heinrich Gösekeni sõnaraamatu seni märkamata eeskujud [Das bisher übersehene Vorbild des Wörterbuchs von Heinrich Göseken], in: Keel ja Kirjandus (2011), H. 6, S. 425–439.

54 Zu den Impulsen des Revaler literarischen Lebens siehe Martin Klöker: Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1600–1657). Institutionen der Gelehrsamkeit und Genese städtischer Gelegenheitsdichtung, Tl. 1–2, Tübingen 2005.

Sprache.⁵⁵ Auf Lettisch erschien ein Gesangbuch mit vergleichbarem Niveau übrigens erst 1685;⁵⁶ in demselben Jahr wurde auch das erste Gesangbuch im Dorpater Estnisch gedruckt. Nachdem die Folgen des Russisch-Schwedischen Kriegs und die Pest im Jahr 1657 überwunden worden waren, wurde die Übersetzung der Bibel wieder in Angriff genommen. In Livland wurde 1664 auf Vorschlag des Superintendenten Johannes Gezelius (Amtszeit 1660–1664) entschieden, dass zehn Pastoren mit einer lettischsprachigen Probeübersetzung beginnen sollten. In demselben Jahr klagte Gezelius in einem Brief an den König, dass die vielen, sich untereinander stark unterscheidenden Dialekte im Estnischen („fast mänge Dialecti medh stoor ätskilnad“) Übersetzungen in diese Sprache erschwerten. Bald verließ Gezelius Livland, und die von ihm angeregte Übersetzungsarbeit brach ab.⁵⁷ Nun versuchten der (gleichnamige) Sohn des bereits erwähnten Rainer Brockmann, Reiner Broockmann in Lais (Laiuse) und Andreas Virginius in Camby (Kambja) – also in zwei verschiedenen Dialektgebieten – eigenhändig, die Heilige Schrift zu übersetzen, aber ihre Arbeit kam über handschriftliche Aufzeichnungen nicht hinaus. In Estland beantragte Bischof Johann Jacob Pfeiff (Amtszeit 1665–1676) im Jahr 1666 Geld vom König, um die Übersetzung des Neuen Testaments zu drucken. Er bekam eine positive Antwort. Die Abfassung der Übersetzung unternahm der Pastor von Hagers (Hageri), Christoph Blume, der angeblich das ganze Neue Testament und den größten Teil des Alten Testaments fertiggestellt haben soll; wegen seines Todes im Jahr 1669 blieb jedoch auch diese Initiative unvollendet.⁵⁸

Die Situation änderte sich in den 1680er Jahren, als sowohl in Estland als auch in Livland der Druck des Neuen Testaments erneut in Angriff genommen wurde. 1682 bekam der estländische Bischof Jacob Helwig (Amtszeit 1677–1684) von König Karl XI. 800 Silbertaler (d.h. 400 Reichstaler) für den Druck von 1 000 Exemplaren des Neuen Testaments in der in Reval gesprochenen estnischen Sprache. In demselben Jahr unterstützte der König den livländischen Generalsuperintendenten Johann Fischer, damit die Bibel in die „undeutsche Sprache“ übersetzt werden konnte. Die Formulierung der königlichen Anordnung, die vielerlei Deutungen zuließ, ermöglichte Fischer später zu behaupten, dass diese neben der Übersetzung ins Lettische und ins Dorpater Estnisch auch die in das Revaler Estnisch umfasste, weil es auch in Livland viele Kirchspiele gab, in denen dieser Dialekt gesprochen wurde.⁵⁹ Allerdings wurden die Übersetzungsarbeiten in Estland 1684 erneut unterbrochen: Im Januar starb Helwig und im Juni wurden durch einen Brand auf dem Domberg bereits redigierte Übersetzungen der Evangelien zerstört, die dem Konsistorium schon überreicht worden waren.

55 Neu Ehnstisches Gesangbuch, Worinnen die Kirchen-Gesänge Sel. Hn. Lutheri und anderer Gottseligen Männer in die gewöhnliche Melodeyen und gleiche Reimen verfasst sind [...], Reval 1656.

56 Māra Grudule: Latvian Poetry in Livland and Courland, in: Ross, Vanags (Hrsg.), *Common Roots* (wie Anm. 22), S. 101-146, hier S. 117-121.

57 Edgars Dunsdorfs: *Pirmās latviešu bībeles vēsture* [Geschichte der ersten lettischen Bibel], Minneapolis, MN 1979, S. 9-21.

58 Kai Tafenau: *Eestikeelsetest Uue Testamendi tõlkekäsikirjadest Ajalooarhiivis* [Über estnischsprachige Übersetzungsmanuskripte des Neuen Testaments im Historischen Archiv], in: Küng (Hrsg.), *Läänemere provintside arenguperspektiivid* (wie Anm. 37), hier S. 278-283.

59 Kai Tafenau: *Et tõlkida piiblit eesti ja läti keelde...* [Um die Bibel in die estnische und lettische Sprache zu übersetzen...], in: Tuna (2011), H. 1, S. 41-59.

Der livländische Generalsuperintendent Johann Fischer (1636–1705, Amtszeit 1674/78–1699) wurde nicht nur als Organisator und aufgrund seiner verlegerischen Tätigkeit zur treibenden Kraft der Bibelübersetzung, sondern auch als Förderer der Schulbildung. Bevor Fischer nach Livland kam, war er Superintendent im von Pfalzgraf Christian August regierten Sulzbach gewesen. Letzterer galt in Religionsfragen als tolerant und war als Kunst- und Wissenschaftsmäzen bekannt.⁶⁰ Auch hatte Fischer ein gutes Verhältnis zu der „Koryphäe“ des Pietismus, Philipp Jakob Spener,⁶¹ der ihm später den Spitznamen „Der neue Apostel von Livland“ gab. Dies weist schon auf Fischers entscheidende Funktion für die Verkündigung von Gottes Wort hin.⁶²

Fischer wurden 1682 auf Geheiß des Königs aus dem von Generalmajor Gustav v. Mengden entrichteten Strafgeld 1 500 Reichstaler für die Übersetzung der Bibel zur Verfügung gestellt, und in den folgenden drei Jahren kamen aus dem livländischen Etat je 2 000 Reichstaler hinzu, d.h. insgesamt 7 500 Reichstaler. Als Erstes wurde das lettischsprachige Neue Testament von Ernst Glück fertig, das 1685 in gedruckter Form erschien (die vollständige Bibelübersetzung wurde 1694 abgeschlossen).⁶³ Ende des Jahres 1683 begann Adrian Virginius, der sich auf die Übersetzungen seines Vaters Andreas Virginius stützen konnte, in Riga das Neue Testament im Dorpater Estnisch für den Druck vorzubereiten. Da Fischer bei der Veröffentlichung volkssprachlicher Kirchenliteratur die Bedürfnisse der zu gründenden Parochialschulen berücksichtigte, wurde Adrian Virginius die Aufgabe übertragen, auch die dörptestnischen Schul- und Kirchenhandbücher in Druck zu geben.⁶⁴ Fischer sammelte begabte junge Männer um sich, honorierte sie für die vollbrachte Arbeit und setzte für die Vereinheitlichung der übersetzten Texte eine gemeinsame Redaktion unter Beteiligung der besten Fachleute ein. Bereits 1682 und 1683 hatte er eine Konferenz für die livländischen und kurländischen Pastoren organisiert, um die Übersetzung des lettischsprachigen Neuen Testaments zu prüfen. Dieselbe Methode verwendete er 1685 für die Vereinheitlichung der Übersetzung ins Dorpater Estnisch. Das dörptestnische Neue Testament („Wastne Testament“) wurde 1686 in Riga in 500 Exemplaren gedruckt.⁶⁵

Die Herausgabe des revalestnischen Neuen Testaments verzögerte sich hingegen. Der neue estländische Bischof Johann Heinrich Gerth (Amtszeit 1685–1693) residierte in Stockholm und stattete Estland 1690 einen einmaligen Besuch ab. Zu einem Zeitpunkt, an dem

60 Volker Wappmann: Durchbruch zur Toleranz. Die Religionspolitik des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach 1622–1708, Neustadt a.d. Aisch 1998, S. 205–214.

61 Johannes Wallmann: Beziehungen des frühen Pietismus zum Baltikum und Finnland, in: Johannes Wallmann, Pentti Laasonen (Hrsg.): Der Pietismus in seiner europäischen und außereuropäischen Ausstrahlung, Helsinki 1992, S. 49–87, hier S. 53–59.

62 Greta Wieselgren: Johann Fischer – Livlands nye apostel [Johann Fischer – Livlands neuer Apostel], in: *Svio-Estonica* XVII (1964), S. 26–58; dies.: Johann Fischer und die Kulturpolitik in Livland unter Karl XI. Einige Aspekte, in: Loit, Piirimäe (Hrsg.), Die schwedischen Ostseeprovinzen (wie Anm. 44), S. 293–315.

63 Zu Glück siehe: Helmut Glück, Ineta Polanska: Johann Ernst Glück (1654–1705). Pastor, Philologe, Volksaufklärer im Baltikum und in Russland, Wiesbaden 2005.

64 Curriculum vitae Adriani Verginii Pastoris in Odenpee descriptum Dörpati ao. 1706. 9. Apr., in: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland's 9 (1858), H. 1, S. 118–125; Kai Tafenau: Adrian Virginiuse eluloost [Zur Biografie des Adrian Virginius], in: Keel ja Kirjandus (2009), H. 11, S. 847–855.

65 Dunsdorfs, Pirmās latviešu bībeles vēsture (wie Anm. 57), S. 49 f., 84–96, 176–191.

es dem estländischen Konsistorium sowohl an Geld als auch an Entschlusskraft mangelte, ergriff der livländische Generalsuperintendent Fischer die Initiative auch bei der Herausgabe des revalestnischen Neuen Testaments.

Ende August des Jahres 1686 versammelten sich die Vertreter der Pastoren aus Estland, Livland und Saaremaa auf Fischers Einladung für einen Monat auf seinem Tafelgut in Lindenhof (Liepa), um die Übersetzung ins Revalestnische zu prüfen. Da man es während eines Treffens nicht geschafft hatte, die ganze Übersetzung des Neuen Testaments zu redigieren, kam man erneut im Januar und Februar des Jahres 1687 für einen Monat zur zweiten Bibelkonferenz in Pillistfer (Pilistvere) zusammen. Auf den Konferenzen zeigten sich die Meinungsverschiedenheiten der estländischen und livländischen Geistlichen, aus denen sich langwierige Diskussionen und Streitereien entwickelten.⁶⁶ Grundsätzlich handelte es sich um zwei verschiedene Strategien zur Förderung des estnischsprachigen Schrifttums und der kirchlichen Volksbildung. Das estländische Konsistorium war der Meinung, dass das Neue Testament Luthers Übersetzung folgen müsse und dass Übersetzungssprache und Orthografie so bleiben sollten wie bei den bisher in Reval gedruckten Büchern. Fischer befürwortete die Übersetzung der Bibel aus den Ursprachen und wollte in der Übersetzung eine der bäuerlichen Mundart nähere Sprache verwenden, die auch für andere Druckschriften als Orientierung fungieren könne.

Auf der Bibelkonferenz in Lindenhof legte Bengt Gottfried Forselius (vermutl. 1660–1688), ein aus dem Kirchspiel St. Matthias stammender Jurist, der als Begründer des estnischen Volksschulwesens gilt (siehe unten), den Plan einer Orthografieform vor. Er zog das schwedische und finnische Vorbild dem der deutschen Orthografie vor. Seine Gedanken hatte Forselius das erste Mal in einem ABC-Buch umgesetzt, dessen erste Auflage wahrscheinlich im Jahr 1685 erschien. Von der estnischen Aussprache ausgehend, ließ Forselius aus dem Alphabet die Buchstaben c, f, q, v, x, y, z aus, verzichtete auf das kurze s und das h für die wie im Deutschen verwendete Vokalverlängerung und führte auch für das Revalestnisch den Buchstaben ä ein. Als radikalen Vorschlag empfahl er für das Neue Testament in Revalestnisch auf Versalien in Frakturschrift zu verzichten und stattdessen größere Kleinbuchstaben zu verwenden, die die Bauernkinder leichter lesen könnten. Den Erfolg sah er durch eben diese Erneuerung im ABC-Buch bewiesen. Als in diesem Reformplan die volkstümlichen Eigennamen (z.B. Jahn statt Johannes, Pawel statt Paulus) mit einbezogen wurden, die im dörptestnischen Neuen Testament verwendet worden waren, war das Maß für den konservativ denkenden Teil der estländischen Geistlichen voll.⁶⁷ Noch schmerzlicher stellte sich für das estländische Konsistorium die Möglichkeit dar, dass auch das Neue Testament in Revalestnisch in Riga und nicht in Reval gedruckt werden könnte. Nach der 40 Jahre andauernden Vorbereitungsarbeit wäre dies für sie erniedrigend gewesen. Verschärfend wirkten auch die generationsbedingten Meinungsverschiedenheiten: Die jungen Sprachkundler um Fischer (insbesondere Virginius) waren sehr ungeduldig und hielten

66 Leino Pahtma, Kai Tafenau (Hrsg.): Piiblikonverentsid ja keelevaldlused. Põhjaeestikeelse Piibli tõlkimise ajaloost (1686–1690). Allikapublikatsioon / Bibelkonferenzen und Sprachstreitigkeiten. Quellen zur Geschichte der Übersetzung der Bibel ins Revalestnische (1686–1690), Tartu 2003.

67 Aivar Põldvee: Bengt Gottfried Forselius ja tähed. Täiendusid vana kirjaväsi ja uue õppeviisi mõistmiseks [Bengt Gottfried Forselius und die Buchstaben. Ergänzungen zum Verständnis der alten Schreibweise und der neuen Unterrichtsweise], in: Keel ja Kirjandus (2010), H. 5-6, S. 331-352, 419-429.

sich, wenn sich ihnen die Gelegenheit bot, nicht zurück, sich über holprige Übersetzungen und sprachliche Fehler der estländischen Geistlichen auszulassen.⁶⁸ Im Januar 1687 wies das estländische Konsistorium die Vorschläge zur Erneuerung der Schreibweise zurück, doch schon im August unterbreitete Forselius dem Revaler Konsistorium den Reformplan erneut, jetzt bereits als gründliches Traktat auf drei Bögen. Um eine Entscheidung zu erreichen, wandte sich das Estnische Konsistorium an den König, der die Klärung jedoch an die estnischen Reduktionskommissare Carl Bonde und Hans Heinrich Tiesenhausen delegierte. Diese Personen, die die Güterreduktion in Estland leiteten und zu dieser Zeit die Königsmacht in der Provinz vertraten, waren keine Fachleute in Sprachfragen; der Schwede Bonde sprach zudem vermutlich kein Wort Estnisch. Das estländische Konsistorium erarbeitete nun eine Kompromisschreibweise („medium“ genannt), die aus der bisherigen Orthografie hervorging. Ein zentraler Vorschlag war es, das Dehnungs-h durch ein durchgestrichenes h zu ersetzen. Eine solche scheinbare Suche nach Vermittlung wurde formal auch von den Reduktionskommissaren unterstützt, und im Februar 1688 genehmigte das estländische Konsistorium die „medium“-Schreibweise. In den Revaler Druckerzeugnissen blieb diese bis zum Ende des Jahrhunderts in Gebrauch.⁶⁹

Zur gleichen Zeit übersetzte Johann Hornung in Livland im Pastorat von Kawelecht (Puhja) bei Virginius das Neue Testament ins Revalestnische. Die Übersetzung wurde auf der Grundlage des griechischsprachigen Urtextes, der Übersetzung ins Dörptestnische und der Ergebnisse der Bibelkonferenzen zusammengestellt. Die Arbeit begann im November 1687. Schon im Februar 1688 wurde Fischer eine sauber abgefasste Handschrift überreicht, die von der von Forselius reformierten Schreibweise ausging. Fischer wollte diese in Riga drucken lassen.⁷⁰ Da aber keine der Parteien ihre Positionen aufgab, wurde der Briefwechsel mit Stockholm fortgesetzt, in dem man sich weiterhin gegenseitig beschuldigte. Fischer bezeichnete die Auseinandersetzung als „Buchstabenkrieg“. König Karl XI. erließ auf Grund der Briefe der sich streitenden Parteien mehrere sich widersprechende Anordnungen und unterband schließlich am 7. Januar 1689 den Druck des Neuen Testaments in Revalestnisch so lange bis die estländischen und livländischen Geistlichen hinsichtlich der Übersetzung Einigkeit erreicht hätten.⁷¹ Der Streit setzte sich fort, und aus den eingegangenen Beschwerden entwickelte sich in Stockholm der falsche Eindruck, dass Fischer das revalestnischsprachige Neue Testament eigenmächtig in Druck gegeben hätte. In einem königlichen Brief vom 9. September 1691 wurde Fischer die Verbreitung der von Luthers Übersetzung abweichenden Ausgabe, die nicht existierte, untersagt und es wurde gefordert, die schon verteilten Exemplare zu konfiszieren. Dem livländischen Gouverneur Erik Soop wurde die Aufgabe erteilt, die Angelegenheit zu untersuchen, doch wandte er die Konfiszierungsforderung auf das Neue Testament in Dörptestnisch (1686) an, von dessen 500 gedruckten Exemplaren schon 350 verteilt worden waren.⁷²

68 Siehe Kai Tafenau: *Ex ignorantia linguae ridiculus sensus. Eestikeelsete tekstide kriitikat 17. sajandi lõpul* [Über die Kritik der estnischsprachigen Texte am Ende des 17. Jahrhunderts], in: Piret Lotman (Hrsg.): *Lugemise kunst. The Art of Reading*, Tallinn 2011, S. 123-150.

69 Pöldvee, Bengt Gottfried Forselius ja tähed (wie Anm. 67), S. 343-347.

70 *Curriculum vitae Adriani Verginii Pastoris in Odenpee* (wie Anm. 64), S. 122; Tafenau, *Adrian Virginiuse eluloost* (wie Anm. 64).

71 Pahtma, Tafenau (Hrsg.), *Piiblikonverentsid ja keelevaldlused* (wie Anm. 66), S. 212 f.

72 Herbert Salu: *Förbjuden estnisk litteratur under svensktiden* [Verbotene estnische Literatur zur

Anders als in Estland war Forselius' Schreibweise in Livland großer Erfolg beschert. Ab 1690 wurde die neue Schreibweise auch in den auf Dörptestnisch verfassten Druckerzeugnissen angewendet: hier zunächst im Kirchenhandbuch (1690/91). 1693 erschien in Riga die auf Revalestnisch verfasste „Grammatika Esthonica“, in der Forselius' Neffe Johann Hornung die Grundsätze der Spracherneuerung zusammenfasste.⁷³ Als Folge dieser Erneuerungen entstand eine Situation, in der Bücher auf Revalestnisch gleichzeitig in drei und Bücher auf Dörptestnisch in zwei verschiedenen Schreibweisen produziert wurden. Doch beschränkten sich die Unterschiede in der kirchlichen Literatur nicht auf die Orthografie, auch Übersetzungen und Textbearbeitungen variierten. Dies führte stellenweise zu großen Verwirrungen. In Reval erschien 1693 eine neue Version des Kirchenhandbuchs in der „medium“-Schreibweise, auf die man in Riga mit einer Gegenausgabe in Forselius' Schreibweise antwortete. Im Vorwort dieses Buches verglich Adrian Virginius das in Reval gedruckte Handbuch unter anderem mit einem „unflätigen Stall“, womit er auf Heinrich Stahl und auf die Ställe Augias' verwies. Es folgten eine Beschwerde und eine Resolution des Königs, mit der das Handbuch verboten wurde.⁷⁴ In der konfliktgeladenen Atmosphäre verschwand die Herausgabe des Neuen Testaments auf Revalestnisch von der Tagesordnung, und als die Publikationsfrage am Anfang des nächsten Jahrhunderts wieder diskutiert wurde, wurde mit dem Großen Nordischen Krieg die Grundlage für weitere Umsetzungen entzogen. Das Neue Testament in der Revaler Sprache wurde schließlich erst 1715 in Reval gedruckt, die ganze Bibel 1739. In diesen Ausgaben wurde dann schon die neuere Schreibweise angewendet, die bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als maßgeblich galt.

Der Leseunterricht für die bäuerliche Bevölkerung

Anders als bei der Abfassung und Übersetzung der volkssprachlichen Kirchenliteratur, die man vornehmen konnte, ohne das Volk selbst direkt mit einzubeziehen, war der Unterricht vor Ort ohne die Mitarbeit der Menschen nicht möglich. Auch der Adel musste angesprochen werden, da dessen ständische Interessen durch den Unterricht für seine Leibeigenen verletzt wurden. Zunächst basierte die Auseinandersetzung allerdings auf einer irrationalen Angst, die der kurländische Superintendent Paul Einhorn im Jahr 1649 ausdrucksvoll beschrieb:

„Denn, sagen sie, solten sie zur Schulen gehalten und freye Leute werden, und kömen so weit, daß sie die Chroniken und Geschichte dieses Landes lesen und verstehen könnten, und würden aus denselben vernehmen, daß sie Alters her dieses Land besessen, und zuvor desselben Herren gewesen, von den Teutschen aber jhnen dasselbe genommen, sie bezwungen zur Knecht- und Dienstbarkeit, mit grosser *Crudelitet* gehalten, etc. würden sie mit allem Fleisse darnach trachten, wie sie sich selbst von

Schwedenzeit], in: *Svio-Estonica* N.F. 1 (1951), Nr. X, S. 169-203, hier S. 183-193; Herbert Salu: *Olematu raamatu konfiskeerimine* [Konfiszierung eines nicht existierenden Buches], in: Ders.: *Tuul üle mere ja muid lühiuurimusi eesti kirjandusest* [Wind über das Meer und andere kurze Untersuchungen über die estnische Literatur], Stockholm 1965, S. 32-45.

73 Johann Hornung: *Grammatica Esthonica, brevi, perspicua tamen methodo ad dialectum Revaliensem*, Riga 1693.

74 Salu, *Förbjuden estnisk litteratur* (wie Anm. 72), S. 193-200.

solcher Dienstbarkeit erfreyen, und jhr Land neben jhrem vorigen Zustande erlangen möchten. Da sie denn, zweifels ohn, im ganzen Lande sich heimlich zusammen rotten, eine Empöhrung anrichten, und die Teutschen mit grawsahmen morden und tödten zum Lande hinaus vertilgen würden.“⁷⁵

In Estland begann Jhering 1638 mit der Organisation einer systematischen kirchlichen Volksbildung. Der Bischof stellte fest, dass kein estnischer Bauer seine Kinder (in die Stadt) zur Schule schickte, und wenn sie es auch wollten, erlaubten es ihre Herren nicht. Von den Bauern wurde in erster Linie die Kenntnis des Lutherischen Kleinen Katechismus verlangt, dessen Unterrichtung beschränkte sich aber auf das Vorlesen und Auswendiglernen in der Kirche, schließlich war die Kenntnis des Katechismus Voraussetzung für die Trauung eines Brautpaares. Jhering forderte zudem die Kenntnis von Luthers Erklärungen. Doch die Pastoren antworteten auf dem Kirchenrat von 1641, dass sie „mit ihrem kleinen Gehirn“ nicht begreifen könnten, wie die einfältigen Menschen diese erlernen könnten. Der Pastor musste ein bis zwei Mal im Jahr eine lokale Visitation durchführen, d.h. die Bauernfamilien des Kirchspiels besuchen und die Kenntnis des Katechismus sowie den Kirchgang kontrollieren. In Wirklichkeit zog sich die Umsetzung dieser Ordnung hin, so dass noch am Ende des 17. Jahrhunderts vielerorts geklagt wurde, die Dorfbewohner seien vor dem visitierenden Pastor in den Wald geflohen.⁷⁶

Das erste finnischsprachige ABC-Buch war bereits im Jahr 1543 gedruckt worden, für die Mission in Lappland erschien ein ABC-Buch 1619;⁷⁷ das erste estnischsprachige ABC-Buch wurde aber bekanntermaßen erst 1641 herausgegeben.⁷⁸ Letzteres, das heute nicht mehr erhalten ist, enthielt aller Wahrscheinlichkeit nach 16 Seiten, wobei die Texte des Katechismenteils aus dem Kirchenhandbuch von Stahl stammten. Auf der im Januar 1642 abgehaltenen Synode erklärte Jhering, dass Pastoren, Küster und Studenten, die als Hauslehrer auf den Gutshöfen arbeiteten, der Familie und dem Gesinde, insbesondere aber den Jungen und Mädchen aus dem an sie verteilten ABC-Buch vorlesen und nach Möglichkeit auch das Lesen „mit Buchstaben“ beibringen sollten. Also wurde das ABC-Buch zunächst

75 [Paul Einhorn:] *Historia Lettica* das ist Beschreibung der Lettischen Nation [...], [Dorpat] 1649, in: *Ueber die religiösen Vorstellungen der alten Völker in Liv- und Ehstland*, Riga 1857, S. 3-38, hier S. 36.

76 Jaak Naber: *Koolid Rootsi riiki ühendatud Eesti alal (17. sajandi teine veerand – 1710. aasta)* [Schulen in dem zu Schweden gehörenden estnischen Gebiet (vom zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts bis zum Jahr 1710)], in: Endel Laul (Hrsg.): *Eesti kooli ajalugu* [Geschichte der estnischen Schule], Bd. 1, Tallinn 1989, S. 108-185, hier S. 134-136; Johan Köpp: *Kirik ja rahvas. Sugemeid eesti rahva vaimse palge kujunemise teel* [Kirche und Volk. Entwicklungslinien des Geisteslebens des estnischen Volkes], Stockholm 1959, S. 36-45.

77 Siehe Ingeborg Willke: *ABC-Bücher in Schweden. Ihre Entwicklung bis Ende des 19. Jahrhunderts und ihre Beziehungen zu Deutschland*, Lund 1965; Liisa Kotkaheimo: *Suomalaisen aapisen viisi vuosisataa. Aapisten sisältö ja tehtävät kansanopetuksessa* [Fünf Jahrhunderte finnische ABC-Buch. Der Inhalt der ABC-Bücher und ihre Aufgaben in der Volksbildung], Joensuu 1989.

78 Es ist nicht auszuschließen, dass das Alphabet und die Übungssilben in einem der früheren estnischen Katechismen bereits vorlagen, wie es bei dem ersten lutherischen litauischsprachigen Katechismus der Fall war, der in Königsberg 1547 erschien. Siehe Martynas Mažvydas: *Katekizmas*, Nachdr. Vilnius 1997. Als Beginn der Geschichte des lettischen ABCs wird das Jahr 1684 angesehen, was ganz sicher nicht der Wahrheit entspricht. Siehe Līvia Labrence: *Latviešu ābece* [Lettisches ABC-Buch], Rīga 1988.

zum Vorlesen verwendet; der Bischof verteilte die Texte auf den Visitationsreisen und ermahnte auch die Gutsherren, den ABC-Unterricht zu fördern. Beim Leseunterricht blieb der Erfolg zunächst jedoch aus – der Bischof selber bemerkte nach den Visitationsreisen: „Keiner der Bauernleute will seine Kinder aus den ABC-Büchlein und aus dem Katechismus lesen lernen lassen.“ Das estländische Konsistorium schrieb in einem Rundbrief an die Ritterschaft 1647, dass das ABC-Buch nicht gekauft und benutzt werde. Nach Meinung der Landräte sei das Bauernvolk noch nicht reif für die Lektüre von Büchern, weswegen der Adel den Druck von estnischsprachigen Büchern auch nicht unterstütze.⁷⁹

Die frühesten Meldungen über Erfolge im Unterricht stammen aus dem von Estland-schweden besiedelten Nuckö (Noarootsi), wo schon um 1650 mit einer Schulinitiative ein Anfang gemacht worden sein soll. Als das estländische Konsistorium 1691 eine erste Zusammenfassung über die Gründung von Schulen erstellte, meldete der Pastor von Nuckö, die meisten Menschen in seinem Kirchspiel könnten lesen, „weil sie von schwedischer Nation sind“. Zum Bau einer Schulstube kam es in Nuckö dennoch erst im Jahr 1693.⁸⁰ Aus den anderen Kirchspielen mit schwedischer Bevölkerung gibt es keine vergleichbaren Meldungen, beispielsweise konnte in Kreuz (Risti) Anfang der 1670er Jahre nur eine alte Frau lesen. In Pernau (Pärnu) wurde auf Anregung des Pastors der Johannis-Gemeinde, Johannes Vestring, 1669 damit begonnen, Kinder im Küsterhaus zu unterrichten. Der Lehrer war ein aus Helsingfors (Helsinki) stammender Küster. Vestrings Sohn bezeichnete dies als die erste estnische Schule im ganzen Land (d.h. in Livland), in der den Bauernjungen Lesen, Beten und Singen beigebracht wurde, um sie zu befähigen, in den umliegenden Dörfern Katechismusunterricht zu erteilen.⁸¹ In den 1670er Jahren hatte sich immerhin schon eine beachtliche Nachfrage nach den estnischsprachigen ABC-Büchern entwickelt. So bot der Revaler Drucker Adolph Simon sie in ungebundenen Bögen an, der Preis betrug für Hundert Bögen zusammen 1 Reichstaler und 13 Silberöre.⁸²

Sowohl in Estland als auch in Livland wurde erkannt, dass eine vereinheitlichte Ordnung für den Katechismusunterricht und ein spezielles Lehrbuch für die Bauern mit Fragen und Antworten, welches etwas einfacher als der Katechismus von Luther, aber gründlicher als der von Stahl sein müsste, notwendig waren. Auf einer Synode der livländischen Pastoren wurde 1664 auf Initiative des Superintendenten Gezelius entschieden, das gleiche Kontrollsystem für die Kenntnisse des Katechismus einzuführen wie in Schweden. Die Pastoren mussten Familie für Familie einen Bericht verfassen, in dem während der Hausvisitationen notiert werden sollte, wie die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, das Tauf- und Beichtbekenntnis, das Morgen- und Abendgebet sowie Luthers Fragen zum

79 Aivar Põldvee: *Esimene eestikeelne aabits* [Das erste estnischsprachige ABC-Buch], in: Keel ja Kirjandus (2011), H. 8-9, S. 588-599.

80 Aivar Põldvee: *Eestimaa konsistooriumi kooliaruanded 1691. ja 1693. aastast* [Schulberichte des estländischen Konsistoriums aus den Jahren 1691 und 1693], in: Haridus (1993), H. 11, S. 50-55, hier S. 53.

81 Otto Liiv: *Lisandeid Eesti rahvakooli ajaloole 17. sajandi lõpul* [Ergänzungen zur Geschichte der estnischen Volksschule am Ende des 17. Jahrhunderts]; Separatdruck aus: *Eesti Kirjandus* (1934), H. 5-7, hier S. 11 f.

82 Hans Treumann: *Adolph Simoni raamatute nimestik ja teisi raamatuloolisi mistelle* [Verzeichnis der Bücher von Adolph Simon und andere bücherkundliche Miscellen], in: Keel ja Kirjandus (1970), H. 9, S. 528-542.

Katechismus beherrscht wurden. Der estländische Bischof Helwig und der livländische Generalsuperintendent Fischer gaben 1680 in Riga eine deutschsprachige Erklärung zu Luthers kleinen Katechismus heraus.⁸³ Der Katechismus wurde auch auf Lettisch (1682), auf Dörptestnisch (1684) und in der erneuerten Schreibweise auch auf Revalestnisch (1686) gedruckt. In Estland wurde dieses Buch jedoch wegen des „Buchstabenkriegs“ nicht in Gebrauch genommen. Die geringen Ergebnisse beim Katechisieren zeigten, dass es ohne die Gründung von ländlichen Schulen keinen Durchbruch beim kirchlichen Unterricht der bäuerlichen Bevölkerung geben würde. Der livländische Superintendent Johannes Gezelius d.Ä. schrieb in den Plan der neuen Kirchenordnung 1688 die Forderung, dass in jedem Kirchspiel eine Schule gegründet werden müsse. Und das estländische Pastorenprivileg aus dem Jahre 1675 sah die Errichtung von Schulhäusern und die Einsetzung von Lehrern vor. Doch wurden diese Pläne zunächst nicht realisiert. Während Landschulen in den deutschen lutherischen Gebieten weit verbreitet waren, bildete sich in Schweden im 17. Jahrhundert kein solches Netzwerk heraus. Das schwedische Kirchengesetz von 1686 forderte nicht die Gründung von Schulen auf dem Lande, sondern überließ den Unterricht des Katechismus dem Kaplan oder dem Küster; die Kosten für den Lese- und Schreibunterricht der Kinder blieben bei den Eltern.⁸⁴

Bei der Entwicklung der Volksbildung nach deutschem Vorbild spielten in Livland und Estland die Geistlichen und Kirchenoberen mit deutschem Hintergrund eine bedeutende Rolle, darunter insbesondere der livländische Generalsuperintendent Fischer.⁸⁵ In einer Denkschrift, die er dem König 1675 vorlegte, empfahl er, in livländischen Garnisonsstädten Armenschulen zu gründen, in der die Soldatenkinder und Waisen unterrichtet sowie mit den notwendigen Büchern ausgestattet werden sollten. Diesen Schulen sollten dann nach und nach der Nachwuchs an Küstern und Landschullehrern ausgebildet werden. Fischer schlug vor, das aus dem Rigaer Licent eingehende Armengeld dafür zu nutzen, jedes Jahr 300 Reichstaler für Armenschulen bereit zu stellen, womit der König einverstanden war. Allerdings beschränkte er die zur Verfügung stehende Summe auf die Hälfte des Armengeldes. Die positiven Folgen dieser durch Sparsamkeit veranlassten Entscheidung zeigten sich zehn Jahre später, als wegen des in Schwung gekommenen Handels auch das Armengeld proportional anstieg – 1686 betrug es 773 Reichstaler.⁸⁶ Im lettischen Teil Livlands begann der Pastor Johann Ernst Glück (1654–1705) in Marienburg (Alūksne) 1683 mit dem Schulunterricht und eröffnete neben der Dorfschule kurz darauf auch zwei Schulen an den Behelfskirchen. Deutsche Lehrer unterrichteten im Sommer deutsche und im Winter lettische Kinder. Das Gehalt der Lehrer wurde aus dem Armengeld bezahlt. Die begabteren Jungen aus Marienburg wurden Lehrer in den anderen Kirchspielen. Im Herbst 1684 wurde in der Nähe von Dorpat im Bischofshof eine estnische Schule gegründet. Unter der Leitung von Bengt

83 Beyer, Strategien zur Hebung der Frömmigkeit (wie Anm. 7), S. 118 f.

84 Siehe Albin Warne: *Till folkskolans förhistoria i Sverige* [Die Vorgeschichte der Volksschule in Schweden], Stockholm 1929.

85 Ralph Tuchtenhagen wiederholt die veraltete Darstellung, dass es sich bei dem „in das schwedische Bildungssystem integrierte[n] Volksschulwesen“ um den Ursprung der „Systematisierungsinitiative“ von Bengt Gottfried Forselius handele. Siehe Ralph Tuchtenhagen: *Zentralstaat und Provinz im frühneuzeitlichen Nordosteuropa*, Wiesbaden 2008, S. 259–263.

86 Aivar Pöldvee: *Peasant Schools in Estland and Livland during the Last Quarter of the 17th Century*, in: Ross, Vanags (Hrsg.), *Common Roots* (wie Anm. 22), S. 63–67.

Gottfried Forselius lernten hier im Laufe von zwei Jahren 160 bis 200 Bauernjungen, die aus Kirchspielen des Landkreises Dorpat kamen, d.h. sowohl aus den Regionen, in denen das Revaler, als auch aus denen, wo Dorpater Estnisch gesprochen wurde. Die Schulkosten und der Unterhalt der Schüler sowie das Gehalt für zwei Hilfslehrer wurden vom Rigaer Armengeld bezahlt. Bei Letzteren handelte es sich um den aus Kreuz stammenden Uustalu Bengt (Bengt Adamson) und Jõesuu Toomas – ein Junge aus St. Matthias (Harju-Madise). Diese zwei aus Forselius' Heimatgegend stammenden Jungen sind bekanntermaßen die ersten bezahlten estnischen Lehrer. Im zweiten Winter, in dem die Schule in der Dorpater Vorstadt tätig war, wurden die begabtesten Schüler auf ihre Lehrer- und Küsterarbeit vorbereitet. Dafür mussten sie sich die Lesefähigkeit, das Schreiben und wahrscheinlich auch das Rechnen aneignen sowie den Katechismus mit den Erklärungen und die wichtigsten Kirchenlieder auswendig lernen. Im Herbst des Jahres 1686 begannen zehn von Forselius ausgebildete Lehrer mit dem Unterricht – diese Zahl sollte im nächsten Jahr ansteigen. Manch ein Zögling von Forselius fand auch in Estland sein Auskommen.⁸⁷

Bengt Gottfried Forselius stammte aus Estland. Er wurde um das Jahr 1660 im Kirchspiel St. Matthias geboren, in dem eine gemischte Bevölkerung von Esten und Schweden ansässig war. Sein Vater war ein Pastor, der aus Schweden stammte, auch seine Mutter war Schwedin. Bereits zu Hause eignete sich Forselius die deutsche und estnische Sprache an und begann im Jahr 1679 das Studium der Rechtswissenschaft in Wittenberg, doch schloss er es nicht ab. Im Winter 1683/84 unterrichtete er im Pastorat Kreuz (Risti kihelkond) bei seinem Schwager, dem aus Schweden stammenden Diakon Gabriel Herlin, 50 schwedische und estnische Jungen im Lesen.⁸⁸ Dem livländischen Generalsuperintendenten wurde Forselius wahrscheinlich von seinem anderen Schwager empfohlen, dem Pastor und Propst von Lais, Reiner Broocmann.⁸⁹ Dieser hatte bereits in den 1670er Jahren eineinhalb Jahre lang eine Schule ohne großen Erfolg unterhalten, weil das Lesenlernen anhand der Buchstabiermethode langsam voranschritt. In der Regel genügte ein Winter nicht, wollte man den Kindern das Lesen beibringen, doch konnten es sich die Bauernfamilien nicht leisten, ihre Kinder für zwei Winter in die Schule zu schicken; zudem hätte dies den Interessen der Gutsherren widersprochen. Forselius' Schüler indes erlernten das Lesen in einem Winter. Der Schlüssel zum Erfolg war die Art und Weise des Unterrichts, welche die vereinfachte und nahe an der Aussprache orientierte Orthografie mit der Lautiermethode verband. Tat-

87 Die wichtigsten Dokumente, die Forselius' Tätigkeit widerspiegeln, sind publiziert. Siehe Greta Wieselgren: B.G. Forselius und die Grundlegung der estnischen Volksschule. Urkunden und Kommentar; Separatdruck aus: Vetenskapssocieteten i Lund. Årsbok (1942); Quellen zur Finanzierung der Schulen und zu deren Versorgung mit Büchern befinden sich in Stockholm und Riga: Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs, Riga [Lettlands Staatsarchiv für Geschichte, im Folgenden: LVVA], 4038-2-732; RA, Kammarkollegium till Kongl. Maj:t. [Das Kammerkollegium an Seine Königliche Majestät] 1694 Okt.–Dec.: 55 (22.X.1694).

88 Aivar Põldvee: Bengt Gottfried Forselius ja rahvahariduse lätted Eesti- ja Liivimaal [Bengt Gottfried Forselius und die Anfänge der Volksbildung in Estland und Livland], Tartu 2010; siehe auch ders., Esten, Schweden und Deutsche (wie Anm. 30).

89 Sulev Vahre: Aus dem Leben und Werk von Pastor Reiner Broocmann (ca. 1640–1704), in: Mati Laur, Enn Küng (Hrsg.): Die baltischen Länder und der Norden. Festschrift für Helmut Piirimäe zum 75. Geburtstag, Tartu 2005, S. 224–247; Helmut Piirimäe: The Cultural Interconnections of the Educational Activity of Bengt Gottfried Forselius, in: Loit, Piirimäe (Hrsg.), Die schwedischen Ostseeprovinzen (wie Anm. 44), S. 317–333.

sächlich entstand auch die neue Schreibweise im Zuge des Unterrichts. Bereits in Kreuzstrichen Forselius und Herlin in den Büchern das deutsche Dehnungs-h, das die estnischen Jungen beim Lesen verwirrte. Viel verständlicher war es, die langen Vokale mit zwei Buchstaben zu bezeichnen, so wie in der damaligen schwedischen Orthografie. Es folgte der Vorschlag, auf unnötige Buchstaben zu verzichten und einige neue (ä, ö, ü) hinzufügen, um das estnische Alphabet mit der volkstümlichen Aussprache in Einklang zu bringen.⁹⁰

Für das ABC-Buch von Forselius gibt es in den Nachbarländern (Schweden, Finnland, Lettland) keine Entsprechungen, und der Ursprung von seiner Lehrmethode ist nicht eindeutig klar. Sie ist vor allem mit dem Vorbild Comenius' in Zusammenhang gebracht worden,⁹¹ doch findet man in den Quellen auch Äußerungen von Forselius' Gegnern, die wiederum auf alte deutsche Vorbilder hinweisen: „Seine Neue Leß- und Schreib-art hat er von einem seiner vormaligen Praeceptoren, der doch wohl wuste, daß dergleichen in Deutschland längst verworfen.“⁹² Zweitens habe Forselius beim Unterricht neue Buchstabennamen verwendet: ke, le, me, ne etc.⁹³ Drittens wird die neue Art zu Lesen spöttisch als „das mummelnde neue buchstabieren“ bezeichnet.⁹⁴ Das von Forselius erneuerte ABC-Buch erschien wahrscheinlich im Jahr 1685, bekanntlich von dem Drucker in Reval vorbereitet. Da aber die im ABC-Buch vorgefundenen Erneuerungen nicht den Vorstellungen der führenden estländischen Geistlichen von der richtigen Schreibweise entsprachen, wurden die revallestnischen ABC-Bücher von Forselius fortan in Riga gedruckt. Der älteste erhaltene Druck hiervon stammt aus dem Jahre 1694. Im ABC-Buch finden wir ein gekürztes Alphabet, einen durchgehend in Silben eingeteilten Text, in dem die Großbuchstaben fehlen, und die oben beschriebenen Orthografieerneuerungen. Die sprachliche und didaktische Analyse des ABC-Buches führt zu der Erkenntnis, dass es sich hier um eine von der Lautiermethode ausgehende phonetische Schreibweise handelte, deren Ziel es war, die Schrift als Code möglichst einfach zu machen, d.h. eine genaue Entsprechung von Lauten und Buchstaben zu erreichen. Deshalb berücksichtigte Forselius auch die Sprache und Aussprache der Bauern und nicht die von den gelehrten Deutschen verfasste Orthografie. Er verwarf damit das Vorurteil, dass die Volkssprache fehlerhaft und entstellt sei. Forselius' System ähnelt den Methoden des Lesenlernens, die ein Zeitgenosse Luthers entwickelt hatte, der deutsche Pädagoge Valentin Ickelsamer. Dessen Anhänger empfahlen beispielsweise bei der Aussprache der Buchstaben m und n die Laute eines Bären oder einer Kuh nachzuahmen, was das Lesenlernen dann „mummelnd“ machte.⁹⁵ Ähnliche Versuche charakterisieren die englischen Pädagogen des

90 Siehe Pöldvee, Bengt Gottfried Forselius ja tähed (wie Anm. 67).

91 Lembit Andresen: Eesti Aabits reformatsioonist iseseisvusajani [Das estnische ABC-Buch von der Reformation bis zur Zeit der Selbstständigkeit], Tallinn 1993, S. 16-18

92 Wieselgren, B.G. Forselius (wie Anm. 87), S. 83.

93 Pahtma, Tafenau (Hrsg.), Piiblikonverentsid ja keelevaidlused (wie Anm. 66), S. 267: Brief A. Heidrichs and J.H. Gerth, 21.2.1690; Eesti Ajalooarhiiv, Tartu [Estnisches Historisches Archiv, im Folgenden: EAA], 1187-2-373, Bl. 250v: A. Heidrich an das estländische Konsistorium, 22.10.1689.

94 Pahtma, Tafenau (Hrsg.), Piiblikonverentsid ja keelevaidlused (wie Anm. 66), S. 168: Das estländische Konsistorium an die Reduktionskommissare, 1.2.1688.

95 Karl Pohl (Hrsg.): Valentin Ickelsamer: Die rechte weis auf kürztist lesen zu lernen. Ain Teütische Grammatica, Nachdr. Stuttgart 1971; Gieseke, Alphabetisierung als Kulturrevolution (wie Anm. 11); Heinrich Fechner (Hrsg.): Vier seltene Schriften des sechzehnten Jahrhunderts. Mit einer bisher ungedruckten Abhandlung über Valentinus Ickelsamer von Friedrich Ludwig Karl Weigand, Berlin 1882.

16. Jahrhunderts wie John Hart, William Bullokar u.a. Derartige Vorschläge, die sich fast vollständig mit denen von Forselius decken, finden wir auch in der von Claude Lancelot und Antoine Arnauld verfassten so genannten Grammatik von Port-Royal („Grammaire générale et raisonnée“, 1660). In deren fünften Kapitel werden Regeln einer logisch abgeleiteten vollkommen phonetischen Orthografie vorgestellt und im sechsten eine Methode „zum leichten Lesenlernen in allen Sprachen“. Lancelot und Arnauld, aber auch Ickelsamer zeigten, dass die Anordnung der Buchstaben nach ihren Bezeichnungen sich nicht mit der Aussprache der von ihnen gebildeten Silben deckt, weshalb es ihnen richtiger erschien, die Konsonanten mit ihrem „natürlichen Laut“ zu bezeichnen und das für die Aussprache notwendige stumme e beizufügen:⁹⁶ also ke, le, me etc.; ähnlich gingen Forselius und Johann Hornung bei seiner Grammatik vor (1693).

Laut dem Pastor und Propst von Theal-Fölk (Sangaste-Laatre), Chilian Rauschert, ging das Lesenlernen nach Forselius' Methode leicht voran: „Das ABC lerneten die meisten in einer Stunde, nach 5 Wochen hatten sie die Fiebel nicht mehr nöthig, und innerhalb 10 Wochen konten sie ziemlich lesen.“⁹⁷ Ähnliche unterstützende Äußerungen bekam Forselius auch von den anderen Pastoren (hauptsächlich aus Livland), bei denen die von ihm ausgebildeten Lehrer ihre Arbeit aufgenommen hatten. Das estländische Konsistorium hingegen sah im neuen ABC-Buch eine große Gefahr. Anfang 1688 stellte Johann Fischer den Schulen des estländischen Gouvernements ganze 600 in Riga gedruckte ABC-Bücher zur kostenlosen Verteilung bereit.⁹⁸ Er wollte auf diese Weise die Verbreitung des Neuen Testaments in der revalstnischen Übersetzung vorantreiben, welche Johann Hornung zur selben Zeit abgeschlossen hatte. In Reval wurde jedoch im Katechismusteil des ABC-Buches ein „Widerspruch“ zu Luthers Urtext gefunden, weshalb bei den Reduktionskommissaren um den Erlass eines Befehls gebeten wurde, dem zufolge Forselius die verteilten ABC-Bücher wieder einsammeln müsse. Ebenso hätte jeder Pastor, der ein Exemplar des ABC-Buches bekommen hatte, dieses sofort dem Konsistorium übergeben müssen.⁹⁹ Die Reduktionskommissare jedoch ließen den Pastoren bezüglich ihrer Unterrichtsmethoden freie Hand, womit sich die einflussreicheren Mitglieder des Konsistoriums allerdings nicht zufrieden geben wollten. Als Bischof Johann Heinrich Gerth sich in Verbindung mit der Einführung des Kirchengesetzes im Jahre 1690 in Estland aufhielt, beschloss der Konsistorialkonvent mit Stimmenmehrheit, die alte Methode zu verwenden und Forselius' „Neuerung der Buchstaben“ nicht weiter zu verfolgen. Dagegen entschied die Estländische Ritterschaft auf dem Landtag 1691, sich mit einer Bitte an den Generalgouverneur zu wenden, beim König die Einführung der Unterrichtsweise von Forselius im ganzen Land zu beantragen, „weilen die

96 Jacques Rieux, Bernard E. Rollin (Hrsg.): Claude Lancelot, Antoine Arnauld: General and Rational Grammar. The Port-Royal Grammar, The Hague u.a. 1975, S. 56-61; Aivar Põldvee: 17th Century Estonian Orthography Reform, the Teaching of Reading and the History of Ideas, in: *Trames. Journal of the Humanities and Social Sciences* 15 (2011), No. 4, S. 365-384; Aivar Põldvee: Viis aabitsat ja Forseliuse õppeviisi [Fünf ABC-Bücher und Forselius' Unterrichtsart], in: Lotman (Hrsg.), *Lugemise kunst* (wie Anm. 95), S. 86-91.

97 Wieselgren, B.G. Forselius (wie Anm. 87), S. 99: Brief von Ch. Rauschert an B.G. Forselius, 20.5.1687.

98 LVVA, 4038-2-732, Bl. 27v.

99 Pahtma, Tafenau (Hrsg.), *Piiblikonverentsid ja keelevaidlused* (wie Anm. 66), S. 162: Das estländische Konsistorium an die Reduktionskommissare, 1.2.1688.

Neue Methode der Landjugend das Lesen in kurzer Zeit beizubringen vermag“. Der Standpunkt des Adels war jedoch nicht durch fortschrittliche pädagogische Ansichten motiviert, sondern durch das praktische Interesse, dass die Bauern für die Schule möglichst wenig Zeit aufwenden sollten. Da die ABC-Bücher von Forselius nicht in Reval gedruckt wurden und in der Parochialschule der Pastor die Vorgabe machte, blieb der Standpunkt der Geistlichen wesentlich. Sowohl die ausgebildeten Lehrer als auch die von Riga aus in großen Mengen kostenlos verteilten ABC-Bücher trugen dazu bei, dass sich im estnischsprachigen Teil Livlands Forselius' Methode durchsetzte. In gleicher Weise verteilte man kostenlose ABC-Bücher, Katechismen und Liederbücher an die lettischen Schulen Livlands. Die erhaltenen ABC-Bücher des 17. Jahrhunderts entsprechen dem traditionellen Typ, in dem nach der alten Methode gelernt wurde.¹⁰⁰

In seiner Schilderung der Gründung von Landschulen schrieb der Chronist Christian Kelch von der durch das „politische Interesse“ bedingten abweisenden Haltung des Adels, die erst mit einer „königlichen hohen Verordnung“ gebrochen werden konnte.¹⁰¹ In Bezug auf Livland erließ der König den entsprechenden Befehl im Jahr 1686. Zu jeder Kirche des Kirchspiels musste eine Schule gegründet und vom verstaatlichten Grundbesitz dem Lehrer ein Bauernhof (1/4 Haken) für den Lebensunterhalt zugewiesen werden. Auf dem Landtag des Jahres 1687 forderte der Generalgouverneur dasselbe auch von den Adelshöfen. Die Ritterschaft war zwar einverstanden, Schulgebäude zu bauen, doch wehrte sie sich gegen die Übertragung des Bodens. Sie wollte den Unterricht der Kinder dem Küster überlassen. Dadurch, dass in Livland mit der Reduktion 80% des adeligen Landbesitzes für den Staat zurückgewonnen wurde, wurde hier für die Schulen eine recht gute wirtschaftliche Grundlage geschaffen. Anders verliefen die Dinge in Estland, wo nur etwas mehr als die Hälfte der adeligen Ländereien wieder verstaatlicht wurde, was der Ritterschaft größeres Mitspracherecht und dem Staat weniger Ressourcen ließ. Als auf Geheiß des Königs im Jahr 1689 auch in Estland die Gründung von Schulen in Angriff genommen wurde, geschah dies, ohne die Einnahmen des Staates zu kürzen. Die Lehrer erhielten kein Land und der Unterricht oblag den Küstern, an deren Wohngebäuden ein Schulraum angebaut werden musste. Die Gutsherren setzten die mit der Gründung der Schulen verbundenen Anordnungen mit wenig Eifer um, so dass sie wiederholt unter Strafandrohung an die entsprechenden Verpflichtungen erinnert werden mussten. Gleichzeitig gab es auch entgegengesetzte Beispiele, insbesondere unter den höheren Beamten: Einer stellte am Gutshof einen Lehrer ein, ein anderer kaufte Bücher für die Schulkinder. Daneben gab es auch einen wohlthätigen Gutsherren – als Beispiel sei auf Oberst De la Chartaigneraye in Gudmansbach (Häädemeeste) verwiesen –, der für die Schule „ein teutsches Gebäude“ errichten ließ.¹⁰²

Auf Anregung des livländischen Generalsuperintendenten Fischer unternahm Forselius zwei Reisen nach Stockholm, um Unterstützung für die Schulen sowie für die Umsetzung der neuen Orthografie und seiner Unterrichtsmethode zu gewinnen. Im Herbst 1686 wurde Forselius von zwei Schülern begleitet, mit denen er nach Fürsprache des estländischen

100 Pöldvee, Peasant schools (wie Anm. 86), S. 72-74, 92 f.

101 Christian Kelch: Liefländische Historia, oder Kurtze Beschreibung der Denkwürdigsten Kriegs- und Friedens-Geschichte Esth-, Lief- und Lettlandes [...], Rudolphstadt 1695, S. 627.

102 Pöldvee, Peasant schools (wie Anm. 86), S. 74-81, 90-94; EAA, 567-3-150, Bl. 21–22v: *Specification* über die Kirche von Sara und die Kapelle von Gudmansbach, 1696.

Bischofs zum König und zu den „hohen Ministern“ gelangte. Forselius war 1688 wieder in Stockholm, wo er zum Inspektor der Landschulen in Estland und Livland mit einem Gehalt von jährlich 200 Reichstalern ernannt wurde. Auf dem Rückweg kam er jedoch bei einem Schiffsunglück ums Leben. Doch die Stelle des Inspektors blieb nicht unbesetzt, denn sein Neffe Johann Hornung war für fünf Jahre als Inspektor tätig. Die erhoffte Zusammenarbeit mit dem estländischen Konsistorium gelang Hornung wegen des „Buchstabenkriegs“ aber nicht.¹⁰³

Die Initiatoren der Schulgründungen hatten darauf jedoch große Hoffnungen gesetzt. Auch Forselius hatte in einem Brief an den estländischen Bischof die Zukunft 1687 sehr optimistisch eingeschätzt: „Da doch wenn alle unnöthige Schwierigkeit gesehen würde dermaleins kein Mensch so nur bey Sinnen, gefunden werden möchte, so nicht lesen könnte und hätte man gewiß zu hoffen, daß es also hierin beßer in Est- und Lieffland als Schweden und Finnland bißher gewesen, werden würde, da die meisten Leute nicht lesen könnte wie solches bey meiner Durchreise daselbst vernommen.“¹⁰⁴ Auch Forselius' Schwager Herlin äußerte 1688 die Hoffnung, dass die „blinden Esten“ auf Wunsch der Königlichen Majestät zum Licht des Evangeliums geleitet werden würden, so dass „in einigen Jahren hier in Estland in jedem Kirchspiel mehr als mancherorts in Schweden diejenigen zu finden sind, die ein Buch lesen.“¹⁰⁵

In Wirklichkeit war der Erfolg jedoch nicht so durchschlagend, obwohl sich vor den Augen der Beteiligten vieles veränderte. Allerdings gibt es keine direkten Quellen, die sichere Rückschlüsse auf das Niveau der Lesekundigkeit der estnischen bäuerlichen Bevölkerung am Ende des 17. Jahrhunderts zuließen. Aus den Jahren 1686 bis 1688 sind auf dem ganzen estnisch besiedelten Gebiet etwa 50 Schulen mit mehr als 1 200 Schülern bekannt, was einem Durchschnitt von 24 Schülern pro Schule entspricht (es gab auch eine Schule mit 76 Schülern). In den Kirchspielen Theal (Sanguste kihelkond) und St. Matthias (Harjumadise kihelkond), aus welchen es Angaben zu einem etwas längeren Zeitabschnitt gibt, kamen jedes Jahr etwa 40 des Lesens kundige Menschen hinzu.¹⁰⁶ Wenn man die allmähliche Ausweitung des Schulnetzes berücksichtigt, ist anzunehmen, dass in den estnischen Landschulen pro Jahr 1 000 bis 2 000 Schüler lesen lernten; zu ergänzen sind diejenigen, die sich das Lesen zu Hause aneigneten. Bis zur großen Hungersnot von 1696 könnten somit auf dem Land ungefähr 20 000 überwiegend jüngere Menschen oder etwa 5% der estnischen Bevölkerung des Lesens mächtig gewesen sein. Die folgende Bevölkerungskatastrophe und der Große Nordische Krieg führten zwar zu einem Rückschlag, doch das einmal geschaffene System blieb auch nach der Angliederung des estnischen Gebietes an das Russländische Reich 1710/21 von Bestand.

103 Ebenda, S. 81-83, 88-90.

104 Wieselgren, B.G. Forselius (wie Anm. 87), S. 97: Brief von B.G. Forselius an J.H. Gerth, 28.6.1687.

105 Wieselgren, B.G. Forselius (wie Anm. 87), S. 117: Brief von G. Herlin an B.G. Forselius, 21.6.1688.

106 Naber, Kooliid Rootsi riiki ühendatud Eesti alal (wie Anm. 76), S. 167.

Zusammenfassung: Kirche, Schriftsprache, Schule und Esten

Obwohl die Sprachprobleme nicht das einzige Hindernis bei der Durchsetzung der Reformation in Estland waren, waren sie doch so wesentlich, dass sie gesonderte Aufmerksamkeit verdienen. Im Vergleich mit Gesellschaften, wo die Eliten, die gebildeten Schichten und die Unterschichten ein und dieselbe Muttersprache sprachen, bestanden hier, bei den Esten, den Letten und einigen weiteren kleineren Völkern, soziolinguistische Unterschiede, die die Verbreitung der Reformation erschwerten.

Die Vertreter der lutherischen Reformation führten lange Zeit einen von obenherab gerichteten Monolog mit den Esten: einerseits aus einer staatlichen und ständischen Machtposition heraus, andererseits aber auch im direkten Sinn, durch die Indoktrination von der Kanzel herab. Der Monolog ist nicht eben die effektivste Methode zur Übermittlung einer Botschaft, insbesondere wenn diese Übermittlung in einer Sprache stattfindet, die der Rezipient nicht sehr gut versteht. Die bäuerliche Bevölkerung blieb in diesem Prozess lange Zeit passiv und reagierte nur dann etwas lauter, wenn die Sprachkenntnis des Pastors unerträglich schlecht waren oder wenn dem Pastor eine anstößige Lebensführung und schlechte Charaktereigenschaften nachgesagt wurden. Konflikte zwischen den Gemeinden und ihren Kirchenvorstehern konnten auch durch äußere Gründe verursacht werden, beispielsweise in der Situation, in der der Pastor unliebsame Nachrichten der Obrigkeit übermittelte. Da die Geistlichen sich von der bäuerlichen Bevölkerung sowohl ethnisch als auch sozial unterschieden, war die einzige Möglichkeit, gegenseitiges Verständnis zu erreichen, die Kommunikation und damit die Aneignung der Volkssprache. Aber zuerst musste diese Sprache als eine gelehrte Schriftsprache, d.h. als Zielsprache für komplizierte geistliche Texte geschaffen werden. Im 17. Jahrhundert erschienen drei Grammatiken in Revalestnisch und eine in Dörptestnisch, womit die Grundlage für die linguistische Beschreibung und für die Vereinheitlichung der Schriftsprache gelegt wurde. Die mit den Grammatiken entstandenen Wörterbücher erleichterten das Erlernen der Volkssprache und die Übersetzungsarbeit wesentlich. Zugleich wurden die Esten so auf die Begegnung mit ihrer Schriftsprache vorbereitet.

Die Entwicklung der estnischen Schriftsprache verlief entlang verschiedener Linien und barg verschiedene „Alternativen“, von denen sich nicht immer die beste Variante durchsetzte. So blieben beispielsweise aus konfessionellen Gründen die (nicht erhaltenen) hochwertigen Druckerzeugnisse der Jesuiten aus dem 16. Jahrhunderts, deren gute estnische Sprache 100 Jahre später wieder entdeckt wurde, unberücksichtigt.¹⁰⁷ Die Orthografie des Revalestnischen, die durch die Grammatik von Heinrich Stahl (1637) gefestigt wurde, ging von einem Benutzer mit deutschsprachigem Hintergrund aus und entstand in Orientierung an der deutschen Rechtschreibung. Die gleiche Schreibweise wurde mit kleinen Abwandlungen

107 Adrian Virginus rühmte im Vorwort des Kirchenhandbuchs in der Dorpater Sprache (1691) den in Braunsberg (Braniewo) zusammen mit einem Gesangbuch gedruckten Catechismus Romano-Catholicus, der „[...] so pur und eigentlich Ehstnisch [ist; A. P.], dasz diese Stunde kein gebohrner Ehst sie netter reden und die *idiotismos lingvae* genauer beobachten könnte“. Siehe Adrian Virginus: Vorrede. Christlicher und geneigster Leser, in: Osmo Ikola (Hrsg.): Vanhan etelävirolaisen käsikirjan esipuhe [Vorwort zu einem alten südestnischsprachigen Handbuch], in: Sananjalka (1983), H. 25, S. 133-142, hier S. 136.

gen auch ins Dörptestnische übernommen. Die großen Mängel dieser Schreibweise zeigten sich, als sich um die Mitte der 1680er Jahre die Hauptzielgruppe estnischsprachiger Bücher änderte. Was für die gebildeten Deutschen gut geeignet war, erwies sich für die estnischen Leser als irreführend und unverständlich. Für die estnischen Schulkinder war die erneuerte Schreibweise von Bengt Gottfried Forselius verständlicher, da diese die Aussprache der estnischen Sprache berücksichtigte und im Leseunterricht die Anwendung der Lautiermethode ermöglichte. Aus diesem Grund wurde Forselius' Schreibweise im Jahr 1690/91 auch ins Dörptestnische übernommen, obwohl sie sich von der Orthografie des im Jahr 1686 erschienenen Neuen Testaments von diesem Dialekt unterschied. Im Revalestnischen wurde die neue Schreibweise ab 1685/86 lediglich in den Rigaer Druckerzeugnissen eingeführt; in Letzteren erlangte 1688 die so genannte Medium-Schreibweise Gültigkeit. Bei der Entwicklung der estnischen Schriftsprache stand die Bibelübersetzung an zentraler Stelle. Mit ihr wurde in den 1640er Jahren begonnen, sie war jedoch Streit um Sprachfragen ausgesetzt und von unglücklichen Geschehnissen begleitet. Hätte die Bibel um die Jahrhundertmitte gedruckt werden können, wäre wohl auch die revalestnische Schriftsprache auf Grund der konservierenden Wirkung der Bibelsprache vom Deutschen beeinflusst geblieben. Schrift und Aussprache hätten sich womöglich voneinander entfernt, so wie es bei der französischen oder englischen Sprache der Fall war. Als Ende der 1680er Jahre das in Revalestnisch verfasste Neue Testament in Forselius' Schreibweise druckreif war, wurde es wegen des Widerstands des estnischen Konsistoriums nicht veröffentlicht. Unter den Kirchenoberen des 17. Jahrhunderts, deren Tätigkeit in vielerlei Hinsicht Fortschritte brachte, müssen zuerst der estländische Bischof Joachim Jhering und der livländische Generalsuperintendent Johann Fischer genannt werden. In den Sprach- und Übersetzungsfragen hatte allein Fischer einen klaren strategischen Standpunkt: Als „moderner“ Gelehrter hielt er die Volkssprache für den Ausgangspunkt der Normierung und sah die Ursprachen und nicht die deutschsprachige Vorlage Luthers als Grundlage für eine Bibelübersetzung an. Fischer erwarb vom Staat eine ausreichende Finanzierung und konnte einen sehr guten Mitarbeiterstamm um sich herum bilden, der sich sowohl mit der Übersetzungsarbeit als auch mit der Bildungsvermittlung in den Volksschulen zu beschäftigen begann. Es kann nur vermutet werden, welchen Verlauf die im vorliegenden Artikel behandelten Entwicklungen genommen hätten, wenn 1685 die Kandidatur von Fischer auf die Stelle des estländischen Bischofs erfolgreich gewesen wäre; die Position wurde jedoch von Johann Heinrich Gerth übernommen.

Da die Kirchenleitung zu einer adäquaten und effektiven volkssprachlichen Kommunikation nicht in der Lage war, nahmen die estnischen Gemeindeglieder den Inhalt der verkündeten Lehre und die fremd klingende Schriftsprache, die zu deren Vermittlung geschaffen worden war, als eine Art magische Formel hin, die mit dem Alltagsleben und der Volkssprache in einem – wenn überhaupt – losen Zusammenhang stand. Der aus Livland stammende Arvid Moller (1674–1758) erläuterte bei der Beschreibung der Mängel, die im 17. Jahrhundert im religiösen Leben der bäuerlichen Bevölkerung herrschten,

„dass ihre Pastoren nahezu alle Ausländer sind, die die Landessprache nicht verstehen, sondern diese, ehe sie Pastoren werden, lernen müssen, und auch dies, dass es in ihrer Sprache keine anderen Gesang- und Kirchenbücher gab, als diese, die sie [die Pastoren; A. P.] selber mithilfe eines Übersetzers aus der deutschen Sprache Wort für Wort zu Papier gebracht haben, welcher gelegentlich die Ehefrau des Pastors war,

und daraus konnte auch nichts anderes als eine merkwürdige Sprache werden, die die Bauern als *Jumala-Kel* und *Kircko-Kel*, das heißt Sprache Gottes und Sprache der Kirche, bezeichneten.“¹⁰⁸

Aus der vom Deutschen geprägten und holprigen Schriftsprache wurde in der Kirche eine mündliche Sprachvariante, gewissermaßen ein Kirchenslang, den auch die Esten, die häufiger den Gottesdienst besuchten, anzuwenden begannen. Im Zuge dieser sprachlichen Vertiefung wechselten die Bauern in der Kirche und im Pastorat wie selbstverständlich zwischen ihrer „Dorfsprache“ und der angesehenen „Kirchensprache“.¹⁰⁹

Dank der Gründung von Bauernschulen stieg die Lesekundigkeit der Esten rasch an. Der estnischsprachige Lesestoff war im 17. Jahrhundert auf geistliche Texte beschränkt: Die meist verbreiteten Druckwerke waren ABC-Bücher, Katechismen und Gesangbücher. Beispielsweise wurden die in Riga gedruckten ABC-Bücher in der zweiten Hälfte der 1680er Jahre an den Schulen in mehreren hundert Exemplaren kostenlos verteilt. Einer der Verteiler der Bücher, Propst Chilian Rauschert aus Theal-Fölk, schrieb 1688: „Der Este sagt, Gottes Wort ist nun gnung herauß, wer es lernen wil kan wol, die Hirten gehen ja bey dem Viehe herum, und lesen auß den Büchern. Einige führen ihre Brüder su Hauß zu lesen an, einige lehren die ihrigen beten und singen.“ Rauschert erwähnte, dass den Schülern des Kirchspiels auch über 30 Neue Testamente zur Verfügung stünden und fügte hinzu: „Wer hätte mainen solle, daß in so kurtzer Zeit der Catechismus, daß Gesang und Gebetbuch samt dem N[euen]. T[estament]. solte in einigen Baurhäusern doppelt können gefunden. Wer hätte mainen solle, daß der arme Este waß auf die Bücher wenden würde? Der Estnische Hauße kömmt mir vor als ein mit Busch bewachsenes Land, so gute Frucht trägt, wenn derselbe außgerentet.“¹¹⁰

Die Prozesse, die in den 1680er Jahren ihren Anfang nahmen, schufen nach dem Großen Nordischen Krieg die Grundlage für die sich um die Volksbildung bemühenden pietistischen Geistlichen. Eberhard Gutsleff, Pastor der Revaler Heilig-Geist-Kirche, schrieb 1732 über die Schreibweise von Forselius und Hornung:

„Daß man in dieser richtigen Schreib-Art als auf einen gebahnten Wege geleitet wird zugleich die rechte Aussprache zu erlernen, und darinn dieser *Nation* desto verständlicher zu werden. Nach dieser weise sind ab^d¹¹¹ Büchern, Catechismus Erklärungen, Handbüchern, Neuen Testamenten, und Ordnungen des Heyls zusammen einige 40 bis 50 000 Bücher schon gedruckt und meistens vertheilet worden, welche von jungen und alten mit mercklichen Nutzen gebraucht werden.“¹¹²

108 Arvid Moller: *Fata Dorpati. Den i förra tiden namnkunniga Lifländiska Staden Dorpts Öde* [Fata Dorpati. Das Schicksal der einst berühmten livländischen Stadt Dorpat], Wästerås 1755, S. 52 f.

109 Siehe Aivar Pöldvee: *Weneküllä Hans and Estonian church language*, in: *Eesti ja soome-ugri keeleteaduse ajakiri / Journal of Estonian and Finno-Ugric Linguistics* 3 (2012), H. 1, S. 259-278.

110 Wieselgren, B.G. Forselius (wie Anm. 87), S. 110-112: Brief von Ch. Rauschert an B.G. Forselius, 15.5.1688.

111 Durch die Spracherneuerung wurden im estnischen Alphabet die Fremdbuchstaben abgeschafft, weshalb das ABC-Buch in der Folge als ABD-Buch bezeichnet wurde.

112 Eberhard Gutsleff: *Vorrede*, in: [Anton thor Helle]: *Kurtzgefaszte Anweisung Zur Ehstnischen Sprache [...]*, Halle 1732, S. 13-36, hier S. 31.

Gemeinsam mit der Bauernschule bildete sich im Laufe der Zeit eine kleine Gruppe von gebildeten Esten heraus: Lehrer und Küster. Im Winter 1687/88 gab es in ganz Estland schon etwa 50 Schulen, in denen insbesondere Forselius' Zöglinge, vor allem um das Jahr 1670 geborene junge Männer, als Lehrer arbeiteten. Ein Teil der Jungen, die in Dorpat ausgebildet worden waren, waren anfangs als Wanderlehrer tätig und hielten sich ein oder zwei Winter in einem Kirchspiel auf, bis die tüchtigsten von ihnen eine feste Anstellung als Lehrer oder Küster fanden. Zwei hervorragende Lehrer bäuerlicher Herkunft waren Uustalu Bengt und Ignatsi Jaak. Uustalu Bengt (mit Vatersnamen Adamson), Sohn eines Küsters aus Kreuz, lernte wahrscheinlich schon im Jahr 1683/84 im Pastorat unter der Leitung von Forselius lesen, half dann in der Dorpater Schule bei Forselius aus und unterrichtete zwei Jahre in Theal. Als Bengt dort anfang, war er gerade 15 Jahre alt, doch erledigte er seine Arbeit so gut, dass Propst Rauschert ihn im Frühjahr 1687 mit nach Riga nahm, um die Kirchenoberen davon zu überzeugen, dass auch Bauernjungen sich zum Lehreramte eigneten. Die meisten von Bengts Schülern hatten in einem Winter mehr gelernt als die lettischen Schulkinder unter Leitung der deutschen Lehrer in zwei Wintern. Rauschert sagte voraus, dass aus Bengt ein Küster einer deutschen Gemeinde werden könne, tatsächlich jedoch setzte Bengt seine Lehrerkarriere in St. Matthias fort, wo er Kinder estnischer und schwedischer Herkunft unterrichtete. Im estländischen Schulbericht von 1693 wurden die Schulverhältnisse in St. Matthias als „in vollem Flohr“, d.h. als gut besucht, beschrieben. Der aus dem Dorf Kawando (Kavandu) im Kirchspiel Camby stammende Jaak lernte bei Forselius in Dorpat und war einer der beiden Schuljungen, der mit seinem Lehrer nach Stockholm gereist war. Als Lehrer arbeitete Jaak in Ringen (Rõngu), in Odenpäh (Otepää) und in Camby, wo er auch als Küster eingesetzt wurde. Der Sohn von Ignatsi Jaak, Johan Ignatius, lernte an der Domschule in Reval, studierte an der Universität Halle und wurde Pastor in Merjama (Märjamaa).¹¹³ Einen ähnlichen Hintergrund hatte auch Käsü Hans (Hans Kes), der in Kawelecht als Küster und Lehrer tätig war. Käsü Hans, der als einer der ersten estnischen Dichter angesehen wird, verfasste ein längeres Klagelied in der Dorpater Sprache „Oh! ma waene Tarto Liin“, auf Deutsch: „Oh! ich arme Stadt Dorpat“ (256 Verse in 32 Strophen), in dem die Stadt vor dem Großen Nordischen Krieg und ihre Zerstörung durch die Russen in den Jahren 1704 und 1708 beschrieben werden.¹¹⁴

In den Quellen finden sich auch Nachrichten über einige aus dem Bauerntum stammende, selbst ernannte Prediger. Im Jahr 1678 erwähnte der Pastor von Wenden (Võnnu), dass am Peipussee (Peipsi järv) und im Kirchspiel Wenden schon seit mehreren Jahren ein gewisser „gottloser Bauer“ im Krug Predigten halte. Dem Pastor von Sangaste (Sangsado) zufolge habe es 1688 im dortigen Kirchspiel einen weit von der Kirche abgelegen wohnenden Bauern gegeben, den die Nachbarn bei schlechtem Wetter darum gebeten hätten, dass er nicht zur Kirche gehe, sondern für sie bete, lese und singe. Eine ähnliche Meldung

113 Aivar Põldvee: Zwischen Pflug und Fibel. Bauernschulmeister und Leibeigenschaft in Est- und Livland im 17. Jahrhundert am Beispiel von Ignatsi Jaak und Bengt Adamson, in: Jürgen Heyde (Hrsg.): Das Leben auf dem Lande im Baltikum, Lüneburg 2012, S. 233-273, hier S. 248-264; Ilje Piir: Ignatsi Jaak ja tema järeltulijad [Ignatsi Jaak und seine Nachfolger], in: Wastne Testament (1686); Nachdr. Tartu 1996, S. 69 f.

114 August Annist: Käsü Hans ja tema „Ikulaul“ Tartu hävitamisest a. 1704–1708 [Käsü Hans und sein „Klagelied“ über die Zerstörung Dorpats 1704–1708], in: Akadeemia (1992), Nr. 12, S. 2484-2501; (1993), Nr. 1, S. 125-149.

stammt aus Paistel (Paistu), wo ein Bauernjunge im Krug von Annikatz (Anikantsi) 1693 einen Gottesdienst abgehalten haben soll. Vielen Menschen hätten sich versammelt und ihn dafür gelobt, dass sein Wort Gottes besser sei als das des Pastors. Wahrscheinlich handelte es sich bei diesem Bauernjungen um Wenneküllä (Veneküla) Hans aus Annikatz, der im Jahre 1700 mit Andreas Hornung, dem Pastor von Paistel, in Streit geriet: Als Hornung das neue Handbuch im Revaler Estnisch in Gebrauch nahm, seien bei Hans Zweifel aufgekomen, ob es sich nicht um eine Irrlehre handele. Hans selber habe das dörptestnische Neue Testament besessen. Er bat schließlich Hornung um eine Erklärung, ob das neue Buch den richtigen Glauben beinhalte, der mit der deutschsprachigen Bibel übereinstimme. Hans habe behauptet, dass seine Lehre die richtige sei und dass er selbst in der Kirche predigen wolle, doch wenn ihm dies verwehrt würde, werde er es in der „großen Kirche“ in Pernau tun – dorthin war gerade das livländische Oberkonsistorium verlegt worden. Das Pernauer Landgericht verurteilte Hans schließlich zu körperlicher Züchtigung am Pranger vor der Kirche.¹¹⁵

*

Versteht man die Reformation als ein Bildungsprojekt, lässt sich sagen, dass man für das 16. Jahrhundert noch nicht von einer volkssprachlichen Kirche in Estland und Livland sprechen kann. Erst ab der Mitte des 17. Jahrhunderts verbesserten sich die Kenntnisse der estnischen Sprache bei den Geistlichen, so dass die Voraussetzungen für die Übersetzung der Bibel und der gereimten, rhythmischen Kirchenlieder gegeben waren. Gerade Letztere sind aber Bestandteile, ohne die eine erfolgreiche Reformation schwer vorstellbar ist. Ebenso notwendig ist jedoch auch die Bewertung der Lesefähigkeit. Eine neue Etappe erreichte die kirchliche Volksbildung in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, als der Schriftsprache eine volkstümlichere Form gegeben wurde, die Lesefähigkeit tatsächlich zunahm und Bücher (u.a. das Neue Testament in Dörptestnisch) verstärkt genutzt wurden. Die Tätigkeit der Lehrer und Küster, aber auch die der selbst ernannten Prediger brachte bereits einen gewissen Dialog und eine Aktivität von Seiten der Bevölkerung mit sich, die durch fehlende soziale und sprachliche Barrieren begünstigt wurden. Dies schuf wiederum die Voraussetzungen für das eigentliche Bekenntnis zum lutherischen Glauben und seinen Werten, weshalb man Ende des 17. Jahrhunderts den Bildungszielen der Reformation wesentlich näher kam. Aufgrund dieser Schlussfolgerungen lässt sich das Ende der (dritten) Sozioperiode (Tiit Hennoste) der estnischen Sprache, auf das am Anfang des Artikels hingewiesen wurde, um ungefähr eine Generation vorverlegen.

Aus dem Estnischen übersetzt von Heli Rahkema, Bielefeld

Summary

The Reformation was quick to reach the towns and cities of Old Livonia (as early as the 1520s) and soon gained widespread support among the German-speaking population. In rural areas, however, the Protestant transformation took place slowly and amidst great

115 Pöldvee, Wenneküllä Hans (wie Anm. 109), S. 269-272.

difficulties. From the point of view of an educational project, one of the principal goals of which was to enable parishioners to read the Holy Scriptures, the Reformation represented a major breakthrough for the Estonian (as for the Latvian) peasantry in the last quarter of the 17th century. A complete version of the Bible in the Estonian language was not printed until 1739. Outside of the towns, wars, the decline of statehood and the division of Estonian territory among Sweden, Denmark and Catholic Poland all hampered the progress of the Reformation. Language problems, together with political, economic, social and other factors, were instrumental in slowing down the Lutheran Reformation and the teachings based on its thinking. In contrast to monolingual societies, the Estonian population was divided roughly into two: a German-speaking elite and urban population, and the Estonian-speaking peasantry, most of whom were serfs. This linguistic and social division meant, on the one hand, that translation was always a necessity at religious services and in religious indoctrination, and on the other hand that the autochthonous population was excluded from post-elementary education and the development of Estonian as a written language. It was, for the most part, German clerics who acted as translators and had a formative influence on the development of written Estonian; their work and the publication of their ecclesiastical writings was further hindered by the fact that these had to be completed in two different Estonian dialects, the so-called Tallin language and the so-called Tartu language. Under these conditions, written languages emerged which derived from the idiosyncrasies of the German and the Latin languages and appeared strange, and often even incomprehensible, to the local people. These deficits became particularly apparent in the 1680s when the objective of the Lutheran Church was to teach the Estonians (and the Latvians) to read and at the same time to translate the Bible into the local languages. A spelling reform was put on the agenda which was modelled on the Finnish and Swedish languages as well as on the special characteristics of the Estonian language; this was accompanied by a phonic approach to teaching reading which was based on the new spellings. The prime initiator of the reforms was the Livonian General Superintendent, Johann Fischer, who, following the example of Swedish ecclesiastical policy, succeeded in creating a more sound basis on which to achieve the educational goals of the Lutheran Church.

Ein Fall von „Verschmelzung“ mit Russland? Zur nationalen Frage in der Orthodoxen Kirche der Ostseeprovinzen im späten Zarenreich

von Karsten Brüggemann

Mit der Konversion von ca. 100 000 Esten und Letten zum Zarenglauben in den 1840er Jahren wurde der konfessionelle deutsch-russische Konflikt um die Seelen der Mehrheitsbevölkerung in den Ostseeprovinzen etabliert. Seither wurde der Faktor Orthodoxie auch für die Repräsentation des Imperiums an der nicht-russischen Ostseeküste wesentlich.¹ Zwar kann man im Unterschied zu den katholischen Westgebieten des Imperiums nicht von einer „konfessionellen Konfliktgemeinschaft“² sprechen, da die religiöse Gemengelage in Est-, Liv- und Kurland weiterhin lutherisch dominiert blieb. Trotzdem wurde die Staatsreligion seither zum Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzungen zwischen Zentrum und Peripherie, denn beide Seiten gingen davon aus, dass sich orthodoxe estnische und lettische Bauern dem kulturpolitischen Angebot des Imperiums fügen würden und somit für das traditionelle deutschbaltische „Kulturträgetum“ verloren seien. In der sich im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Einfluss slawophiler Vorstellungen herausbildenden imperialen Perspektive auf die „tuzemcy“, die „Ureinwohner“ der Provinzen, galt die Orthodoxie ohnehin als wesentliches Medium der Integration in das Reich und der Vermittlung von Russizität, was in der Rhetorik der Zeit gern als „slijanie“ („Verschmelzung“) bezeichnet wurde.³

Mit der Konversion ging aber auch die Ausweitung reichsweiter administrativer Strukturen auf die Ostseeprovinzen einher. Die orthodoxen Geistlichen stellten eine der Berufskategorien, mit denen sich die Präsenz ethnischer Russen an der Ostseeküste allmählich erhöhte. Für sie jedoch galt in einem weitaus größeren Maße als etwa für Beamte, sich in einem kulturell und vor allem auch sprachlich vollkommen fremden Milieu, meist fernab der urbanen Zentren, zurechtfinden zu müssen. Der ethnokonfessionell geprägten Vorstel-

- 1 Die Abfassung dieses Textes wurde von der estnischen Wissenschaftsförderung SF0130038s09 unterstützt. – Dieser Beitrag beruht auf der Habilitationsschrift Karsten Brüggemann: Licht und Luft des Imperiums. Legitimations- und Repräsentationsstrategien russischer Herrschaft in den Ostseeprovinzen 1820–1920, Justus-Liebig Universität Gießen 2013, die zurzeit zur Publikation in der Reihe „Veröffentlichungen des Nordost-Instituts“ vorbereitet wird.
- 2 Malte Rolf: Russische Herrschaft in Warschau: Die Aleksandr-Nevskij-Kathedrale im Konfliktraum politischer Kommunikation, in: Walter Sperling (Hrsg.): Jenseits der Zarenmacht. Dimensionen des Politischen im Russischen Reich 1800–1917, Frankfurt a.M. 2008, S. 163-189, hier S. 163-169, Zitat S. 165.
- 3 Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche: Nation und Religion – zur Einführung, in: Dies. (Hrsg.): Nation und Religion in Europa. Mehrkonfessionelle Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. u.a. 2004, S. 11-30; Paul W. Werth: At the Margins of Orthodoxy. Mission, Governance, and Confessional Politics in Russia's Volga-Kama Region, 1827–1905, Ithaca, NY 2002; Richard S. Wortman: The „Integrity“ („Tselost“) of the State in Imperial Russian Representation, in: *Ab Imperio* 12 (2011), Nr. 2, S. 20-45; Toomas Karjahärm: Terminology pertaining to ethnic relations as used in late Imperial Russia, in: *Acta Historica Tallinnensia* 15 (2010), S. 24-70, hier S. 37-40.

lung des nationalen Spektrums der russischen Öffentlichkeit lieferte die Zahl der orthodoxen Einwohner einen Indikator für den russischen Einfluss in der lutherischen Region, doch war zugleich im diskursiven Zusammenhang des germanisch-slawischen Kulturkampfes an den Gestaden der Ostsee jede sich von der Orthodoxie abwendende protestantische Seele eine für die „russische Sache“ verlorene.⁴ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts implizierte die relative Schwäche der Orthodoxie im Baltischen Gebiet darüber hinaus leichtes Spiel für den Sozialismus unter den Letten und Esten und wurde zu einer Frage der staatlichen Zukunft.⁵

Wir wissen bislang recht wenig über die orthodoxe baltische Welt im späten Imperium und die Frage ihrer Anpassung an die lokalen Bedingungen der Ostseeprovinzen. Auch die Lebenswelten orthodoxer Bauern in Nachbarschaft mit ihren protestantischen Landsleuten und den Gutsherren sind bei Weitem noch nicht erschöpfend erforscht worden.⁶ Auch dieser Beitrag wird hieran wenig ändern, doch soll mit ihm gleichsam auf das Desiderat hingewiesen werden. Im Zentrum der Argumentation, dass entgegen der offiziellen Rhetorik von der Orthodoxie als – neudeutsch formuliert – Integrationshelfer in die Welt der russischen imperialen Kultur in den estnischen und lettischen orthodoxen Milieus sich etwas abgespielt hat, was auch im Bereich der Lutherischen Kirche zu beobachten war: die Nationalisierung der konfessionellen Sphäre. Für sie steht ein Anfang der 1880er Jahre in Riga veröffentlichte Broschüre über die internen Konflikte in der Rigaer Eparchie. Bevor diese Schrift und ihre Thesen jedoch genauer vorgestellt werden, beschäftigen sich die folgenden Abschnitte zum einen mit der imperialen Innenpolitik unter Alexander III. vorprägenden Denkfigur, derzufolge die Ostseeprovinzen kulturell und historisch russisch waren,⁷ sowie mit den Konversionen der 1840er Jahre, welche nicht nur die konfessionelle Gemengelage der Ostseeprovinzen, sondern auch die russische Sicht auf Esten und Letten nachhaltig veränderten. Auf der Grundlage der Schriften des prominenten Slawophilen Jurij F. Samarin konnte die historisch und kulturell russische Qualität der Ostseeprovinzen behauptet werden, schließlich habe, wie es noch 1892 hieß, die Geschichte der Orthodoxie im Baltischen Gebiet „nahezu gleichzeitig“ mit der Geschichte der Orthodoxie in der ganzen Rus’ eingesetzt: Esten und Letten hätten „wahrscheinlich gemeinsam mit den Russen“ das

4 Toomas Karjahärm (Hrsg.): *Venestamine Eestis 1880–1917. Dokumente ja materjale* [Russifizierung in Estland 1880–1917. Dokumente und Materialien], Tallinn 1997, S. 29.

5 Vega [V.V. Gejman]: *Pribaltijskaja smuta* [Die baltische Zeit der Wirren], S.-Peterburg 1907, S. 15-17.

6 Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein beeinflussten zudem die angedeuteten ethnokonfessionellen Konfliktlinien die Forschungsarbeit, welche sich in hegemonialen historiografischen Narrativen ausdrückten. Siehe Sebastian Rimestad: *The Challenges of Modernity to the Orthodox Church in Estonia and Latvia (1917–1940)*, Frankfurt a.M. u.a. 2012, S. 229-243. Neuland betritt die Tallinner Kunsthistorikerin Linda Lainvoo mit ihrer Analyse des Verhältnisses zwischen orthodoxen Gemeinden und ihren jeweiligen Gutsherren unter Zuhilfenahme der visuellen Kultur der orthodoxen Kirchen. *Linda Lainvoo: Pärnumaa õigeusu kirikute ikonostaasid 1860. ja 1870. aastatel* [Die Ikonostasen der orthodoxen Kirchen in Pärnumaa in den 1860er und 1870er Jahren], Magisterarbeit Universität Tallinn 2011.

7 Siehe Karsten Brüggemann: *The Baltic Provinces and Russian Perceptions in late Imperial Russia*, in: Ders., Bradley D. Woodworth (Hrsg.): *Russland an der Ostsee. Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster (16. bis 20. Jahrhundert) / Russia on the Baltic. Imperial Strategies of Power and Cultural Patterns of Perception (16th – 20th Centuries)*, Köln u.a. 2012, S. 111-141.

Christentum angenommen und ihren ursprünglichen Glauben nie vergessen.⁸ Diese These stellte dem tradierten deutschen Narrativ ein genuines russisches „Kulturträgetum“ gegenüber, wobei sich die enge Verbindung von russischer imperialer Zivilisierungsmission, dem Machtanspruch des Staates und seinem Glauben, die sich schon in den heftigen Pressedebatten der 1860er Jahre abgezeichnet hatte.⁹ All dies ließ die Frage der Orthodoxie in einen symbolischen Konflikt um Sein oder Nichtsein russischer Herrschaft in der Region ausarten, der immer deutlicher ethnische Züge annahm. Kaum bekannt ist dabei indes, dass sich auch innerhalb der baltischen orthodoxen Kirche ein nationaler Konflikt zwischen russischen Priestern sowie ihren estnischen und lettischen Glaubensbrüdern abzeichnete, in dem sich imperiale Vorstellungen von der Rolle der Staatskirche an der Peripherie und lokale Bedürfnisse überlagerten.

Die Ostseeprovinzen – eine orthodoxe Region?

Noch in den 1830er Jahren waren die protestantischen Ostseeprovinzen kein reales Problem für das orthodoxe Zentrum. Die Einrichtung einer eigenständigen Eparchie in Riga wurde allein darum erwogen, um die seit Ende des 17. Jahrhunderts in Liv- und Kurland ansässigen Altgläubigen zu missionieren. 1836 lebten jedoch in diesen beiden Gouvernements gerade einmal 12 332 Orthodoxe in 16 Gemeinden, die von 76 Priestern betreut wurden. Für einen Bischofstuhl waren dies zu wenig Gläubige, so dass in Riga nur ein Vikariat der Pskover Eparchie eingerichtet wurde. Da die Lutherische Kirche durch das neue Kirchengesetz von 1832 bekanntlich ihren Status als autonome Landeskirche verloren hatte und dem Konsistorium der Evangelisch-Lutherischen Kirche in St. Petersburg unterstellt worden war, dehnten sich die Vorrechte der Orthodoxen Kirche nun automatisch auch auf die Ostseeprovinzen aus.¹⁰ Dies traf zunächst in erster Linie aber die Rigaer Altgläubigen. Sie wurden von Generalgouverneur Carl Magnus v.d. Pahlen im Juni 1836 ultimativ aufge-

8 Zitate aus der Rede von E.V. Beljavskij aus Anlass des 25. Bestehens der Rigaer Orthodoxen Peterpaulsbruderschaft am 26.1.1892, zit. nach Prazdnovanie 25-letija Rižskogo Petropavlovskogo pravoslavnogo bratstva [Feier aus Anlass des 25. Jubiläums der Rigaer Orthodoxen Peterpaulsbruderschaft], Riga 1892, S. 14-23, hier S. 14 f. Zu Samarins Schriften siehe Edward C. Thaden: Samarins „Okrajny Rossii“ and Official Policy in the Baltic Provinces, in: Russian Review 33 (1974), S. 405-415; ders.: Iurii Fedorovich Samarin (1819–1876) as a Baltic Historian, in: Norbert Angermann, Wilhelm Lenz u.a. (Hrsg.): Geisteswissenschaften und Publizistik im Baltikum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Münster 2011, S. 137-155.

9 Sergej G. Isakov: Ostzejskij vopros v russkoj pečati 1860-ch godov [Die Ostseefrage in der russischen Presse der 1860er Jahre], Tartu 1961; Andreas Renner: Russischer Nationalismus und Öffentlichkeit im Zarenreich 1855–1875, Köln u.a. 2000, S. 293-374; Olga Majorova: Die Schlüsselrolle der „deutschen Frage“ in der russischen patriotischen Presse der 1860er Jahre, in: Dagmar Herrmann (Hrsg.): Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 19./20. Jahrhundert: Von den Reformen Alexanders II. bis zum Ersten Weltkrieg, München 2006, S. 81-101; Michael Haltzel: Der Abbau der ständischen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen Rußlands. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Unifizierungspolitik 1855–1905, Marburg 1977, S. 27-40.

10 Aleksandr V. Gavrilin: Očerki istorii Rižskoj eparchii. 19 vek [Abriss der Geschichte der Rigaer Eparchie. 19. Jahrhundert], Riga 1999, S. 40 f.; Peter Hauptmann: Russlands Altgläubige, Göttingen 2005, S. 222 f.

fordert, ihr gerade renoviertes Bethaus in der Moskauer Vorstadt der Eingläubigen Kirche¹¹ zur Verfügung zu stellen. Am Tag der Übergabe versammelte sich jedoch eine Menschenmenge vor dem Gebäude, um sich dagegen zur Wehr zu setzen, wobei Glasscheiben und eine Leiter zu Bruch gingen. Diesen Protest umschrieb der entsprechende Bericht mit dem Wort „Aufstand“ („mjatež“).¹² Wohlgemerkt – dieser „Aufstand“ an der Ostsee war ein innerrussischer Konflikt, der an die Ostsee exportiert wurde.

Zum ersten Vertreter der Reichskirche an der Ostsee wurde 1836 Vikariatsbischof Irinarch ernannt.¹³ Schon bald wurde er mit dem größten Problem dieses Postens konfrontiert: Woher sollte er qualifizierte Priester nehmen, die nach seinen Worten „Unkraut vernichten und Weizen ziehen“ konnten? In den Ostseeprovinzen war das Preisniveau höher als in den übrigen Regionen des Reichs, weshalb Priester im Schnitt ein höheres Gehalt erhielten. Dafür fehlte es hier an großen Gemeinden und wohlhabenden Mäzenen. Selbst Ackerflächen für die Geistlichen waren rar, da sich der Boden meist in Besitz der lutherischen Gutsherren befand.¹⁴ Sicherlich war die Staatskirche auf die Aufnahme von gut 100 000 Esten und Letten in den 1840er Jahren nicht vorbereitet, auch wenn es sich dabei nur um 5,3% aller Konversionen zur Orthodoxie in den Jahren 1825 bis 1850 handelte.¹⁵ Es ist bezeichnend, dass diese Situation für die spätere russische Literatur den eigentlichen Skandal darstellte.¹⁶

Die grundsätzlichen Argumente dieser Kritik finden sich dabei bereits in Samarins vor allem regierungskritisches „Briefen aus Riga“ („Pis'ma iz Rigi“) aus dem Jahre 1848, die

- 11 Die Eingläubige Kirche („Edinoverčeskaja cerkov“) war unter Paul I. gegründet, d.h. offiziell von der Orthodoxen Kirche aufgenommen worden. Der Gottesdienst wurde in ihr nach altem Ritus durchgeführt, doch von einem Priester der offiziellen orthodoxen Kirche geleitet.
- 12 Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 51 f. Der staatliche Druck zeitigte Erfolg. 1843 waren bereits 208 Altgläubige zur Eingläubigen Kirche übergetreten, doch erst unter Generalgouverneur Suvorov vollzogen vor allem die wohlhabenderen Kaufleute und aktiveren Persönlichkeiten diesen Schritt. Vgl. ebenda, S. 53 f. Vgl. Sergej I. Štov: Rasskazy o prošlom g. Rigi [Erzählungen aus der Vergangenheit Rigas] (Orig. 1870), in: Jurij Abyzov (Hrsg.): Ot Lifljandii – k Latvii. Pribaltika ruskimi glazami [Von Livland nach Lettland. Das Baltikum mit russischen Augen], Riga 1993, S. 304-373, hier S. 367-373.
- 13 Zu Irinarch siehe Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 42 f.
- 14 Pis'mo Rižskogo episkopa Filareta k Innokentiju, Archiepiskopu Char'kovskomu, o tesnom položenii Pravoslavija v Pribaltijskom Krae [Brief des Rigaer Bischof Filaret an den Erzbischof von Char'kov, Innokentij, über die bedrängte Lage der Orthodoxie im Baltischen Gebiet], in: Čtenija v Imperatorskom Obščestve Istorii i Drevnostej Rossijskich pri Moskovskom Universitete [Vorlesungen in der Kaiserlichen Gesellschaft für Geschichte und Altertümer an der Moskauer Universität, im Folgenden: ČIOIDR] 1869, kn. 2, V. Smes', S. 174-178, hier S. 175. Zum Problem des Preisniveaus siehe den Bericht des livländischen Zivilgouverneurs Fölkersahm zum Jahr 1845, 13.3.1846, in: Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs [Staatliches Historisches Archiv Lettlands, im Folgenden: LVVA], Rīga, F. 1, Fb. 4, A. 316, Bl. 1-58, hier Bl. 58.
- 15 Gregory L. Freeze: Lutheranism in Russia: Critical Reassessment, in: Hans Medick, Peer Schmidt (Hrsg.): Luther zwischen den Kulturen. Zeitgenossenschaft – Weltwirkung, Göttingen 2004, S. 297-317, hier S. 310; Daniel C. Ryan: The Tsar's Faith: Conversion, Religious Politics, and Peasant Protest in Imperial Russia's Baltic Periphery, 1845–1870s, Ph.D. University of California, Los Angeles 2008, S. 366-368; zum Verhältnis von Staat und Kirche vgl. Peter Waldron: Religious Toleration in Late Imperial Russia, in: Olga Crisp, Linda Edmonson (Hrsg.): Civil Rights in Imperial Russia, Oxford, N.Y. 1989, S. 103-119, hier S. 105-108.
- 16 Efimij M. Kryžanovskij: Ostzejskij vopros i pravoslavie [Ostseefrage und Orthodoxie], S.-Peterburg 1884, S. 54; Michail N. Pogodin: Ostzejskij vopros. Pis'mo M.P. Pogodina k professoru Širrenu [Ostseefrage. Brief M.P. Pogodins an Professor Schirren], Moskva 1869, S. 106.

als Manuskript damals nur in höchsten Beamtenkreisen kursierten (und seinem Autor eine kurze Festungshaft einbrachten)¹⁷. Samarins Ansicht nach war in St. Petersburg übersehen worden, dass Esten und Letten trotz aller Abschottungsversuche der Deutschen nie den Kontakt zum russischen Volk und damit zur russischen Religion verloren hätten. Dieses Argument war zentral, belegte es doch den historisch-kulturellen Hang der „tuzemcy“ zu ihrem östlichen Nachbarn. Die Konversionsbewegung sei nur deshalb so unerwartet gekommen, weil die Gründe dafür vergessen oder absichtlich verschleiert worden seien.¹⁸ Samarins Epigonen bauten diese Argumentation weiter aus, um die Markierung der Region als orthodoxer Boden abzusichern. Als „Baltisches Gebiet“ („Pribaltijskij kraj“) rückte sie seit den 1860er Jahren auch semantisch näher an Russland als die bis dahin übliche Bezeichnung „Ostzejskij kraj“ schon aufgrund des deutschen Lehnworts vermuten ließ. Für Efimij Kryžanovskij, der zu Beginn der 1880er Jahre Senator Nikolaj Manasein bei dessen Revision im Gouvernement Livland in religiösen Fragen beriet, lag die Essenz dieser alten Verbindung mit der Orthodoxie in ihrer historischen Lebendigkeit. Zwar sei dieser „Faden“ („nit“) nur schwach, mehr an den Rändern des Landes, in den Grenzregionen zu spüren gewesen, doch sei die geistige Entfremdung der Esten und Letten „von ihren überseeischen Aufklärern“, d.h. den der Region fremden Deutschen, viel stärker. Die feste Überzeugung, dass allein die Religion die alten Verbindungen zwischen den Völkern bewahre, bildete geradezu den Kern dieser Denkfigur vom orthodoxen baltischen Boden. Der russische Glauben habe der „Natur des baltischen *tuzemec*“ vollkommen entsprochen: Die „Überreste seiner häuslichen Religion“ hätten ihm gezeigt, dass auch er „irgendwann eine Religion des Herzens besaß, die nicht sein Feind, sondern sein Freund war, sein Trost und sein Komplize im Leben“.¹⁹

Vor allen Augen war diese geistige Verbindung von den Konversionen demonstriert worden. Bereits in einem Bericht des Beamten des Innenministeriums Ivan P. Liprandi, der 1845 von Innenminister Lev A. Perovskij nach Livland entsandt worden war, um die Konversionsbewegung zu untersuchen, finden sich viele Beispiele dafür, dass die „tuzemcy“ stets zur Orthodoxie tendiert hätten. Wie Samarin betonte er die rein religiösen Motive, denen die lettischen und estnischen Bauern beim Übertritt zur Orthodoxie gefolgt seien.²⁰

17 Boris Ė. Nol'de: Jurij Samarin i ego vremja [Jurij Samarin und seine Zeit], Paris 1926, S. 44-49. Der Beitrag Richard Pipes: Iurii Samarin's Baltic Escapade, in: Journal of Baltic Studies 42 (2011), S. 315-327, beruht nahezu vollständig auf Nol'des Arbeit.

18 Jurij F. Samarin: Pis'ma iz Rigi [Briefe aus Riga], in: Dmitrij F. Samarin (Hrsg.): Sočinenija Ju.F. Samarina [Werke Ju.F. Samarins], t. 7, Moskva 1889, S. 1-160, hier S. 156; ders.: Okrainy Rossii. Serija pervaja: Russkoe baltijskoe pomor'e. Vyp. II: Zapiski pravoslavnogo latyša Indrika Straumita (1840–1845) [Grenzmarken Russlands. Erste Serie: Der russische baltische Küstenstreifen. H. II: Aufzeichnungen des orthodoxen Letten Indrik Straumit (1840–1845)], Praga 1868.

19 Kryžanovskij, Ostzejskij vopros (wie Anm. 16), S. 14, 18-21, Zitat S. 22; vgl. Nikolaj Lejsman [Leisman]: Sud'ba pravoslavija v Liflandii s 40-ch do 80-ch godov XIX stoletija [Das Schicksal der Orthodoxie in Livland von den 40er bis zu den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts], Riga 1910, S. 17 f.; Samarin, Okrainy Rossii (wie Anm. 18), S. 61-63.

20 Ivan P. Liprandi: Raz'jasnenie donesenij pravitel'stvu o perechode v 1845 godu latyšej i čuchon livonskich v pravoslavie [Erklärung der Berichte an die Regierung über den Übertritt von Letten und livländischen Esten zur Orthodoxie im Jahre 1845], in: ČIOIDR 1868, kn. 3, č. V, Smes', S. 142-166; zum Teil deutsch bei Alexander Buchholz: Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen, Leipzig 1883, S. 113-131. Noch 1911 berief sich eine Materialsammlung auf Liprandi, der gezeigt habe, dass die Esten und Letten bei ihrer Konversion vollkommen natürlichen

Die immense Bedeutung, die der Konversionsbewegung in diesem Kontext zukam, verdeutlichte Kryžanovskij. Dort nämlich, wo die Esten und Letten im 12. Jahrhundert von Russen getauft worden seien, bei Odenpäh (Otepää) und an der Düna (Daugava), bei Kukenois (Koknese) und Gerzike (Jersika), lagen Mitte des 19. Jahrhunderts die Zentren der Konversion! Deutlicher konnte die historische Kontinuität der orthodox-baltischen Verbindung gar nicht ausgedrückt werden. Zudem zog er politische Konsequenzen aus seinem „Faden“, denn in langer Sicht habe sich die wiedergeborene Orthodoxie als „Schlüssel zur unüberwindbaren Festung der Privilegien“ der baltischen Ritterschaften erwiesen. Der „russische Glaube“ habe in dieser vom Luthertum beherrschten Region immer festere „Knoten“ der inneren Vereinigung mit dem Staat geknüpft, wodurch die „chinesische Mauer der Privilegien“ erste Risse erhalten habe. Die Orthodoxie galt ihm als das Element der zu seiner Zeit viel beschworenen „russischen Fundamente“ („russkie načala“), das letztlich für die Integration der Region in das Imperium sorgen würde.²¹ Somit öffnete die Konversion die Provinzen für die russische imperiale Zivilisierungsmission.

Interessanterweise wurde diese Überzeugung vom Baltischen Gebiet als orthodoxer Boden von nicht-russischen Orthodoxen durchaus anders interpretiert. Der Este Nikolai Leisman betonte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwar auch die zivilisatorische Bedeutung der Orthodoxie, doch schrieb er ihr die „geistige und kulturelle Entwicklung“ des Baltischen Gebiets auf die Fahnen, womit er jedoch die ethnokulturelle Erweckung der „tuzemcy“ meinte, ihre Emanzipation von den Deutschen (und implizit auch von den Russen).²² Dadurch verloren diese ihren noch in den 1880er Jahren betonten Objektstatus als „neue Märtyrer“ der Orthodoxie²³ und wurden zu aktiven Faktoren der kulturellen Diversifizierung des Imperiums.

Zweifellos richtig an Leismans Analyse ist, dass die Stärkung der Orthodoxie als wirkliche Konkurrenz für das Luthertum den Deutschen mehr an Leistung gerade auch im Ausbildungsbereich für ihre Bauern abverlangte, als sonst wahrscheinlich gewesen wäre. Was Leisman primär als lokale Erfolgsgeschichte sah, wurde im imperialen Kontext jedoch weitaus kritischer gesehen. In Kenntnis der Arbeit Leismans schrieb Dobryšin 1911, die Konversionsbewegung sei letztlich doch am Widerstand der Vertreter der „Gewissensfrei-

Motiven gefolgt seien. Der Autor spickte seinen Text zudem mit seitenlangen Zitaten Samarins. Boris V. Dobryšin: *K istorii pravoslavija v Pribaltijskom krae. Očerki s priloženiem nekotorych oficial'nych dokumentov* [Zur Geschichte der Orthodoxie im Baltischen Gebiet. Abriss mit Beilage einiger offizieller Dokumente], S.-Peterburg 1911, S. 13 f., 40. Vgl. *Pravoslavie i ljuteranstvo v pribaltijskom krae po novejšim dannym russkoj periodičeskoj pečati* [Orthodoxie und Luthertum im baltischen Gebiet nach neuesten Angaben der periodischen Presse], S.-Peterburg 1911.

21 Kryžanovskij, *Ostzejskij vopros* (wie Anm. 16), S. 11 f., 38, 40. Zur geografischen Verteilung der Konversion vgl. Ryan, *The Tsar's Faith* (wie Anm. 15), S. 228-254. Die lokalen Stämme sind mit Sicherheit schon vor dem 13. Jahrhundert mit dem östlichen Christentum in Berührung gekommen. Zu einer durch Taufe bekräftigten Verbreitung der Orthodoxie dürfte es dabei jedoch höchstens in einigen Regionen gekommen sein. Selart räumt ein, dass es „recht viele“ Getaufte gegeben haben mag, doch hält er dies für einen eher politischen denn religiösen Schritt. *Anti Selart: Livland und die Rus' im 13. Jahrhundert*, Köln u.a. 2007, S. 66 f.

22 Lejsman, *Sud'ba* (wie Anm. 19), S. 8 f.

23 Ivan S. Listovskij: *Filaret, archiepiskop Černigovskij* [Filaret, Erzbischof von Černigov], in: *Russkij archiv* 25 (1887), Nr. 8, S. 417-468, Nr. 9, S. 43-112, Nr. 10, S. 209-261, Nr. 11, S. 313-392, hier Nr. 9, S. 110.

heit“ gescheitert; der Orthodoxie habe in diesem deutschen kraj nicht einmal ihr Status als Staatsreligion geholfen. Während die Deutschen in der Religion stets nur eine politische Waffe zur Festigung ihres „Vorpostens“ gesehen hätten, habe die russische Seite dies wohl versäumt.²⁴ Der Unterschied beider Arbeiten zur Geschichte der Orthodoxie im Baltischen Gebiet war somit vornehmlich politisch. Während Dobryšin's Wertung auf den deutsch-russischen Konflikt fixiert blieb, legte Leisman die Verschiebungen in der estnisch/lettisch-deutschen Auseinandersetzung als Maßstab an. Was im „all-imperial context“ an den Deutschen gescheitert war – die Festigung der „russkie načala“ durch die Orthodoxie im Baltischen Gebiet –, hatte im „borderland context“ dazu beigetragen, die Voraussetzungen für die politische Emanzipation der Bevölkerungsmehrheit zu stärken.²⁵

Zur Konversionsbewegung in den 1840er Jahren

Es gab in den 1840er Jahren mehrere Wellen von Konversionen, die keineswegs einheitlich verliefen. Die erste kleine Welle war eine direkte Folge der Unruhen in Livland, die im Mai 1841 aufgrund mehrerer Missernten ausgebrochen waren.²⁶ Auch deutsche Zeitgenossen begriffen, dass neben den ökonomischen Problemen eine elementare Vertrauenskrise hinzukam: Die Bauern hätten damals endgültig aufgehört, ihren Gutsherren, den Pastoren und den lokalen Behörden zu vertrauen.²⁷ Zudem gab es damals für die Bauern aufgrund von Gerüchten, auf sie warte „warmes Land“ im Süden des Imperiums, eine Motivation, die jedoch, will man die Bauern nicht für dümmer verkaufen als sie waren, nach eindeutigen ablehnenden Stellungnahmen der Regierung rasch an Bedeutung verloren haben dürfte. 1841 war allein schon die Tatsache, dass sich an die 900 Bauern der Kreise Wenden (Cēsis) und Walk (Valka/Valga), die am schlimmsten vom Hunger betroffen waren, an die Gouvernementsbehörden in Riga wandten, im Auge der Autoritäten illegal, reisten die Bauern doch ohne deren Genehmigung. In allen Kirchen wurde daraufhin die eindeutige Warnung verlesen, dass die Gerüchte, denen zufolge die Regierung den Bauern die Umsiedlung erlaube, falsch seien. Da jedoch trotzdem die Wanderung nach Riga nicht abbrach, mussten Generalgouverneur Pahlen und die Regierung einen Autoritätsverlust hinnehmen.²⁸ Die Bauern forderten die überkommenen Strukturen Livlands heraus.

Von Konversion war zu diesem Zeitpunkt noch keine Rede. Erst Anfang Juli wandten sich Bauern an Irinarch, die für seine Unterstützung anboten, mit ihren Familien zur Staatskirche

24 Dobryšin, *K istorii* (wie Anm. 20), S. 42 f.

25 Die Unterscheidung von „all-imperial-“ und „borderland-context“ nach Mikhail Dolbilov: *Russification and the Bureaucratic Mind in the Russian Empire's Northwestern Region in the 1860s*, in: *Kritika* 5 (2004), S. 245-271.

26 Vgl. Kersti Lust: *Die Rolle der Gutshöfe bei der Hungerhilfe für die livländischen Bauern*, in: *ZfO* 61 (2012), S. 219-246; Juhan Kahk: *Murrangulised neljakümnendad* [Die bahnbrechenden Vierzigerjahre], Tallinn 1978. Zur Krise im Imperium vgl. David Moon: *The Abolition of Serfdom in Russia*, Harlow, N.Y. 2001, S. 25 f. Zu Livland siehe auch Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 63-67.

27 So Zivilgouverneurs Georg Friedrich von Fölkersahm, zit. nach Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 75.

28 Manche dieser gut 900 Bauern führten Anträge auf Umsiedlung von ganzen Dörfern mit sich. Ryan, *The Tsar's Faith* (wie Anm. 15), S. 118 f.; Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 74-76, 79 f.

überzutreten. Dass diese Konversion nur als Ausdruck von Dankbarkeit für die erhoffte Unterstützung der Regierung zu verstehen war, berichtete Irinarch dem Oberprokurator des Heiligsten Synod, Graf Nikolaj A. Protasov. Von so einem Handel werde die Kirche kaum profitieren. Zugleich machte er Protasov aber auf das Potential aufmerksam, dass in der Bereitschaft der Bauern zur Konversion für die „rasche Umgestaltung des hiesigen Gebiets im religiösen Sinne“ liegen könne.²⁹ Aber konnte die Regierung das wollen? Im August forderte Nikolaj I. Irinarch auf, keine Bauern mehr zu empfangen. Der Bischof erhielt zudem einen strengen Verweis vom Hl. Synod³⁰ und wurde Anfang Oktober abgelöst. Die spätere russische Literatur wertete dies als vollständige Niederlage der Orthodoxie und Schande für die Regierung Nikolajs I.³¹ Ganz im Gegenteil zur klassischen deutschen These, der Staat hätte bei den Konversionen seine Hand im Spiel gehabt, geben die Papiere des Heiligen Synods Gregory Freeze zufolge keinerlei Hinweis auf zentral gesteuerte orthodoxe Missionsaktionen im Baltischen Gebiet.³²

Der Kaiser war aber nicht nur an Ruhe und Ordnung in den Provinzen interessiert, sondern auch Hüter der Orthodoxie im ganzen Reich. Daher ließ er im September 1841 verlautbaren, dass er es nicht verbieten wolle, wenn die Bauern aus „wahrer innerer Überzeugung“ zu konvertieren wünschten. Auf eine Umsiedlung oder irgendwelche „irdische Vorteile“ dürften sie dabei jedoch nicht hoffen.³³ Dem neu ernannten Rigaer Bischof Filaret wurde daher erklärt, Aufnahmen in die orthodoxe Kirche nur auf der Grundlage „reinsten geistiger und sittlicher Überzeugung“ zuzulassen.³⁴ Im Ergebnis dieser ersten Konversionswelle gab es 1843 in Livland und Kurland unter den 15 583 Orthodoxen aber gerade einmal 845 Personen, die kein Russisch beherrschten. Trotzdem trat Filaret mit Initiativen hervor, die darauf schließen lassen, dass er mit einem Zuwachs an Orthodoxen aus dem Kreis der „tuzemcy“ rechnete. So ließ er wichtige kirchliche Texte ins Lettische und Estnische übersetzen und setzte sich dafür ein, dass den Priestern seines Vikariats mehr Gehalt ausbezahlt wurde. Zudem erreichte er, dass ab dem Schuljahr 1842/43 im Pskover Geistlichen Seminar Priester

29 Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 81-85 und S. 339, Anm. 79.

30 Ebenda, S. 86-91; Livonija v 1841 godu. Izvlečeno iz dela Kanceljarii Livonskogo General-Gubernatora No. 168-j, 1841: „Bauern Unruhen in Livland“ [Livland 1841. Auszüge aus der Akte der Kanzlei des Livländischen Generalgouverneurs Nr. 168, 1841: „Bauern Unruhen in Livland“], in: ČIOIDR 1865, kn. 1, V. Smes', S. 200-215, hier S. 203 f.

31 Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 93-96; Ryan, The Tsar's Faith (wie Anm. 15), S. 119-123.

32 Freeze, Lutheranism (wie Anm. 15), S. 310; vgl. Edward C. Thaden: Russia's Western Borderlands, 1710-1870, Princeton, NJ 1984, S. 176-180. Die Rolle der orthodoxen Priester wird auch betont bei Hans Kruus: Talurahva käärimine Lõuna-Eestis XIX sajandi 40-ndail aastail [Die Gärung der Bauern in Südestland in den 1840er Jahren], Tartu 1930, S. 12, 29-34. Die „deutsche“ Sicht komprimiert bei Maximilian Stephany: Konversion und Rekonversion in Livland, Riga 1931, S. 21-28; Gert Kroeger: Die evangelisch-lutherische Landeskirche und das griechisch-orthodoxe Staatskirchentum in den Ostseeprovinzen 1840-1918, in: Reinhard Wittram (Hrsg.): Baltische Kirchengeschichte, Göttingen 1956, S. 177-206, hier z.B. S. 186. Vgl. Rimestad, The Challenges (wie Anm. 6), S. 235 f.

33 Zit. nach Livonija (wie Anm. 30), S. 209.

34 Aleksij II: Pravoslavie v Ėstonii [Orthodoxie in Estland], Moskva 1999, S. 174-176; Listovskij, Filaret (wie Anm. 23), Nr. 9, S. 58; Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 113 f. Zu Filaret ders.: Ego preosvjaščenstvo, vikarnyj episkop rižskij Filaret (Gumilevskij) [Seine Heiligkeit, der rigische Vikariatsbischof Filaret (Gumilevskij)], in: Ders. (Hrsg.): Pravoslavie v Latvii. Istoričeskie očerki 2 [Orthodoxie in Lettland. Historische Abrisse 2], Riga 1997, S. 95-105.

auch sprachlich für den Dienst unter Esten und Letten vorbereitet wurden.³⁵ 1846 wurde auf seine Initiative mit Unterstützung Protasovs eine Geistliche Schule („Duchovnoe učilišče“) in Riga gegründet, an der ab 1847 zunächst je zehn Russen (Kinder des lokalen Klerus), Esten und Letten unterrichtet werden sollten.³⁶

Ungeachtet dieser Vorbereitungen bewirkten zwei weitere schlechte Ernten und die Hungerjahre 1845/46³⁷ eine Massenbewegung in Livland. Schon bis Ende 1845 traten nach Angaben des Hl. Synods 14 088 livländische Bauern (4 569 Letten und 9 519 Esten) zur Orthodoxie über.³⁸ Die Zahl der Orthodoxen hatte sich binnen eines Dreivierteljahres nahezu verdoppelt. Der seit 1845 amtierende Generalgouverneur Infanteriegeneral Evgenij A. Golovin, orthodox und ohne persönliche Bindungen an das Baltische Gebiet, sah das Unheil nahen: Ein großer Teil der Bauern wechselte mit „unklaren“ und „verborgenen“ Erwartungen zur Orthodoxie, die nur enttäuscht werden könnten. Er wusste, dass es nach dem Gesetz keine Rückkehr zum alten Glauben geben konnte.³⁹ Tatsächlich war der nun angeheizte protestantisch-orthodoxe Konflikt um die Seelen der Esten und Letten in den Augen der orthodoxen Eliten von Beginn an ein ethnokonfessioneller: Filaret schrieb Protasov im September 1845, wer konvertiere, sei bereit, „in allem ein Russe zu sein“.⁴⁰ Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass sich Golovin mit der Bemerkung, die Konversionsbewegung zerstöre eine jahrhundertealte Ordnung, den Zorn Filarets zuzog.⁴¹ Dass sich St. Petersburg

35 Nikolaj I. hatte bereits im November 1841 befohlen, kirchliche Literatur ins Estnische und Lettische zu übersetzen, aber in der Akademie der Wissenschaften habe es damals keine zuverlässigen Übersetzer gegeben. Bereits seit 1840 sei in Pskov Estnisch und Lettisch unterrichtet worden. Kryžanovskij, *Ostzejskij vopros* (wie Anm. 16), S. 29 f.

36 Listovskij, Filaret (wie Anm. 23), Nr. 9, S. 59; Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 118 f.; Vello Naaber, August Traat (Hrsg.): *Talurahva liikumine Eestis aastail 1845–1848. Dokumentide kogumik* [Die Bauernbewegung in Estland in den Jahren 1845–1848. Dokumentenband], 2 Bde., Tallinn 1991, hier Bd. 1, S. 7. Zur Geistlichen Schule vgl. Anu Raudsepp: *Das Rigaer Geistliche Seminar (1846–1918) in der estnischen Kulturgeschichte*, in: *Nordost-Archiv* 7 (1998), S. 497–532, hier S. 511 f.

37 Vgl. Fölkersahms Bericht für das Jahr 1845 v. 13.3.1846, in: *LVVA*, F. 1, Fb. 4, A. 316, *Godovye otčety Lifljandskogo, Kurljandskogo gubernatorov za 1845 god* [Jahresberichte des Livländischen und des Kurländischen Gouverneurs 1845], Bl. 1–58, hier Bl. 42–48, 51; siehe auch den Bericht seines Nachfolgers Magnus v. Essen zum Jahr 1849, 14.3.1850, in: *LVVA*, F. 1, Fb. 4, A. 318, *Godovoj otčet Lifljandskogo gubernatora za 1849 god* [Jahresbericht des Livländischen Gouverneurs 1849], Bl. 3–119, hier Bl. 94. Aus Dorpat berichtete Valuev im September 1845 von Hungertoten. Valuev / Oberst Reinhardt an Golovin v. 30.9.1845, in: Naaber, Traat (Hrsg.): *Talurahvaliikumine*, Bd. 1 (wie Anm. 36), S. 138 f.

38 Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 156–159; Samarin, *Pis'ma* (wie Anm. 18), S. 136–139; *Spravka po delu o prisoedinenii k pravoslaviju krest'jan Pribaltijskich gubernij* [Notiz zur Sache der Konversion zur Orthodoxie der Bauern der Baltischen Gouvernements], in: *ČIOIDR* 1865, kn. 3, V. Smes', S. 144–172, hier S. 146 f.

39 Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 161 f.

40 Zit. nach Listovskij, Filaret (wie Anm. 23), Nr. 9, S. 86; vgl. Ivan V. Vysockij: *Očerki po istorii ob'edinenija Pribaltiki s Rossiej (1710–1910 g.g.)*, vyp. II: *Pravoslavie* [Abriss der Geschichte der Vereinigung des Baltikums mit Russland (1710–1910), H. II: Orthodoxie], Riga 1910, S. 32.

41 Listovskij, Filaret (wie Anm. 23), Nr. 9, S. 58, 78, 89; Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 133. Golovin behauptete demgegenüber, der kleinste Teil der Bevölkerung der Ostseeprovinzen verkörpere deren gesamte „zivile Struktur“ („graždanskoe obrazovanie“). Golovins Memorandum an Perovskij v. 17.8.1845, in: Naaber, Traat (Hrsg.): *Talurahvaliikumine*, Bd. 1 (wie Anm. 36), S. 21–27, hier S. 26.

andererseits anschickte, die orthodoxen Bauern auf seine Seite zu ziehen, entzog den protestantischen Gutsherren buchstäblich den Boden unter den Füßen.⁴² Der orthodoxe Bischof, der nur in deutscher Sicht mit dem Generalgouverneur zusammenarbeitete, stellte nun ein drittes Machtzentrum in Riga.⁴³

Die Konversion wurde immer mehr zu einer politischen Angelegenheit: „Religion ist die stärkste Verbindung des Volkes, niemals wird ein Bauer jemanden Landsmann („sootečestvennik“) nennen, der nicht mit ihm in die gleiche Kirche geht“.⁴⁴ Mit dem Zaren in die gleiche Kirche gehen – so erklärten die lettischen und estnischen Bauern ihre Konversionsabsicht. Sie hatten aus den Erfahrungen von 1841 gelernt und vermieden die Nennung ökonomischer Motive, weshalb gerade die zweite Welle der bäuerlichen Bewegung orthodoxen Autoren als rein religiös motiviert gilt.⁴⁵ Die neuere Forschung tritt demgegenüber mit dem Argument hervor, den Bauern sei durchaus klar gewesen, dass die Annahme der Orthodoxie keineswegs ins Paradies der „warmen Böden“ führen würde: Zu argumentieren, „Gerüchte“ seien über Jahre hinweg motivierend genug gewesen, um all die Risiken auf sich zu nehmen, die mit der Konversion verbunden waren – die Repressionen der Gutsherren –, könne nur in Sicht der Autoritäten Sinn machen. Ryan bringt in diesem Zusammenhang die These vor, die Annahme der Orthodoxie sei eine Massenflucht aus den traditionellen Strukturen gewesen, ein sozialer Protest, wobei die Menschen mit bewusst begangenen Ordnungsverstößen austreten wollten, inwieweit die Annahme des Zarenglaubens einen effektiveren Schutz gegen ihre alten Herren bieten konnte.⁴⁶ Ähnlich argumentierte schon

42 Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 126, 130.

43 Siehe zum Konflikt zwischen Bischof und Generalgouverneur Karsten Brüggemann: Imperiale und lokale Loyalitäten im Konflikt: Der Einzug Russlands in die Ostseeprovinzen in den 1840er Jahren, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 62 (2014) (im Druck).

44 Diese Erkenntnis stammt von einem Oberstleutnant der Gendarmerie namens Vasil’ev. Zit. nach Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 125. Umgekehrt betraf dieses Problem später auch die estnische Nationalbewegung. Anfang März 1917 musste ein orthodoxer estnischer Priester nachdrücklich darauf hinweisen, dass die Auffassung, „der Glaube russifiziere“, falsch sei. Rahvakoosolek Tartus 6. märtsil 1917 [Volksversammlung in Tartu am 6. März 1917], in: Ago Pajur (Hrsg.): Eesti! Sa seisad lootusrikka tuleviku lävel, kus sa vabalt ja iseseisvalt oma saatust määrata ja juhtida võid. Eesti riikluse alusdokumendid 1917–1920 [Estland! Du stehst an der Schwelle zu einer hoffnungsvollen Zukunft, in der du frei und unabhängig dein Schicksal bestimmen und lenken kannst. Grunddokumente der estnischen Staatlichkeit 1917–1920], Tartu 2008, S. 41–46, hier S. 45.

45 Vgl. Dobryšin, K istorii (wie Anm. 20), S. 7–12, 37–39. Leisman unterschied zwischen 1841 und 1845–1848: Während die erste Bewegung materiell motiviert gewesen sei, und einen Protest gegen die Verbindung von Pastor und Gutsherr dargestellt habe, sei die zweite Bewegung vor allem religiös gewesen. Lejsman, Sud’ba (wie Anm. 19), S. 16, 19, 32, 51.

46 Allgemein Ryan, The Tsar’s Faith (wie Anm. 15); ders.: Religious Conversion and the Problem of Commitment in Livland Province, 1850s–1860s, in: Ajalooline Ajakiri (2007), Nr. 3/4 (121/122), S. 369–392; ders.: Rumor, Belief and Contestation Amid the Conversion Movement to Orthodoxy in Northern Livonia, 1845–1848, in: Folklore 28 (December 2004), S. 7–23 (URL: <http://haldjas.folklore.ee/Folklore/vol28/livonia.pdf>; letzter Zugriff: 20.8.2013). Es gehört zu den Stärken von Ryans Argumentation zu erklären, warum die zahlreichen öffentlichen Verlautbarungen der Behörden im Laufe des Sommers 1845, eine Konversion biete keinerlei weltliche Vorteile, ignoriert wurden und die Zahl der Übertritte weiter anstieg. Allerdings spielte eine Vielzahl an Motiven für die Konversion eine Rolle, die auch Ryan nicht leugnet. Dass die Gerüchte für beide Seiten bequem waren, bestätigt auch Samarin, Pis’ma (wie Anm. 18), S. 144–146. Zu den abgeurteilten Individuen „wegen Verbreitung lügenhafter, die Bauern aufregender Gerüchte“ siehe die

Golovin in einem Bericht an Nikolaj I.: Indem die Bauern den „Glauben des russischen Zaren annehmen“, fänden sie bei den russischen Priestern „den Schutz, welchen ihnen die deutschen Pastoren, wegen ihrer Beziehungen zu den Gutsbesitzern, nicht gewährt haben“.⁴⁷ Mit dieser Position stand Golovin aber in der Schusslinie sowohl der Ritterschaften als auch des Bischofs, der auf der religiösen Qualität der Konversion beharren musste.⁴⁸ Auch wenn die Zahlenangaben schwanken, traten in den 1840er Jahren in jedem Fall über 100 000 livländische Esten und Letten zur Orthodoxie über.⁴⁹ Während der Rigaer Historiker Aleksandr Gavrilin 1998 schrieb, in den Jahren 1845 bis 1848 seien 47 324 Esten und 62 898 Letten (zusammen 110 222 Personen) konvertiert, stützt sich die estnische Forschung auf die Angaben Hans Kruus' aus den 1930er Jahren; hiernach nahmen in diesen Jahren im Gouvernement Livland 65 683 Esten und 40 397 Letten (insgesamt 106 080 Personen) den „Zarenglauben“ an.⁵⁰

Der nationale Konflikt in der Rigaer Eparchie

Während die auf die Emanzipation des eigenen Kollektivs orientierte estnische Forschung betont, dass in orthodoxen Kirchen im Gegensatz zu den lutherischen estnische bzw. lettische Priester den Gottesdienst vollzogen,⁵¹ musste man dies russischerseits nicht unbedingt so sehen. Der nationale Faktor begann aber gerade im Grenzland auch innerhalb der orthodoxen Geistlichkeit eine Rolle zu spielen. Die ethnisch konstruierte Konfrontation wurde nicht zuletzt deswegen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihre Reihen getragen, weil das Verständnis der Konversionsbewegung auf dem ethnischen Antagonismus beruhte. Es ging auch um die Macht in der „deutschen“ Region. In russischer Sicht entstand daher zugleich die Frage, wie viel Protestantismus in den Neophyten bleibe, ob nicht vielleicht doch geborene Lutheraner stets lutherisch blieben, d.h. – ungeachtet ihrer ethnischen Herkunft –

Dokumente in: Naaber, Traat (Hrsg.), *Talurahvaliikumine*, Bd. 1 (wie Anm. 36), S. 155-157, Zitat S. 155; Bd. 2, S. 180 f., S. 202-206, S. 216 f.

47 Hier zit. nach Buchholz, *Fünzig Jahre* (wie Anm. 20), S. 164.

48 Mittlerweile mussten konversionswillige Bauern unterschreiben, dass allein ihr religiöses Gefühl sie zum Übertritt dränge, sie aber alle Verpflichtungen gegenüber ihren Gutsherren einhielten. Siehe Golovins Rundschreiben v. 21.7.1845, in: Naaber, Traat (Hrsg.), *Talurahvaliikumine*, Bd. 1 (wie Anm. 36), S. 21 f.

49 In den Nachbargouvernements Estland und Kurland hat es damals keine vergleichbaren Ereignisse gegeben. Vgl. die Erklärungsversuche bei Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 179 f. (die traditionelle Isolation der Provinzen) und Buchholz, *Fünzig Jahre* (wie Anm. 20), S. 166 (es habe „auf höhere Weisung“ keine orthodoxe „Agitation“ in den anderen Provinzen gegeben). Der kurländische Gouverneur v. Brevern verwies in seinem Bericht zum Jahr 1845 auf das gegenseitige „fröhliche Verhältnis“ zwischen Bauer und Gutsherr und die Neigung der Ersteren, ihren Verpflichtungen stets nachzukommen. Tatsächlich waren die Auswirkungen der schlechten Ernte in Kurland weniger spürbar als in Livland. Vgl. Breverns Bericht v. 19.3.1846, in: *LVVA*, F. 1, Fb. 4, A. 316 (wie Anm. 37), Bl. 112a-144, hier Bl. 141r.

50 Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 180, stützt sich auf die Angaben des Heiligsten Synod; dagegen Kruus, *Talurahva käärimine* (wie Anm. 32), S. 344, 400; Ryan, *The Tsar's Faith* (wie Anm. 15), stützt die Angaben von Kruus.

51 Ea Jansen: *Eestlane muutuvast ajast. Seisüühiskonnast kodanikuühiskonda* [Der Este in sich ändernden Zeiten. Von der Stände- zur Bürgergesellschaft], Tartu 2007, S. 330 f.

„deutsch“ und damit quasi genetische Feinde Russlands. Der spätere Innenminister Dmitrij A. Tolstoj, damals im Dienst Golovins, notierte schon Anfang 1846 in sein Tagebuch, dass Orthodoxe, „die niemals um die Integrität ihrer Kirche besorgt gewesen“ seien, nun eine „Spaltung“ befürchteten und behaupteten, „die Neubekehrten brächten den Protestantismus in die russische Kirche.“⁵²

Als sich Nikolaj I. 1848 nicht zuletzt aufgrund deutscher Proteste vor dem Hintergrund der revolutionären Ereignisse in Europa gezwungen sah, Golovin durch den deutschfreundlichen Aleksandr A. Suvorov (1804–1882, im Amt 1848–1861) abzulösen, war auch Filaret nicht mehr zu halten. Beide hatten entgegen Buchholz' Behauptung, weltliche und geistliche russische Macht hätten sich damals in dem Ziel vereint, „die völlige Moskowitzierung des Landes zu vollenden“,⁵³ kaum je zu einer einvernehmlichen Vertretung „russischer“ Interessen gefunden. Diese Angriffsfläche hatten die Lokaleliten 1848 zu nutzen verstanden. Unter Suvorov eskalierte dann der innerrussische Konflikt, der mit der Abberufung Filarets einstweilen entschärft wurde.⁵⁴ Dessen Nachfolger Platon bemühte sich hingegen um beste Beziehungen zu Suvorov.⁵⁵ Hinter der neuen Harmonie an der Spitze der imperialen Repräsentation standen jedoch Suvorovs harte Politik gegenüber den Altgläubigen⁵⁶ und das gemeinsame Projekt der Gründung einer eigenständigen Rigaer Eparchie.⁵⁷

Das per Beschluss vom 25. Februar zum 1. Juli 1850 begründete neue Bistum Riga-Mitau mit Sitz an der Düna umfasste zunächst die Gouvernements Livland und Kurland; erst 1865 wurde auch das Gouvernement Estland aus der Eparchie St. Petersburg herausgetrennt und ihm zugeteilt. 1850 war es zuständig für offiziell 146 183 Orthodoxe (1843: 15 583) und verfügte über 109 Kirchen und zwei Klöster in 117 Gemeinden. Somit hatte mit Hilfe des Staates auch der Kirchenbau Fortschritte gemacht, denn 1841 hatte es im Rigaer Vikariat nur 24 Kirchen gegeben. Unter diesem Begriff sollte man sich indes nicht allzu viel vorstellen, handelte es sich doch meist um Gebetshäuser, die oft noch in einfachen Wohnhäusern untergebracht waren.⁵⁸ Platon stand ein weiteres Jahrzehnt an der Spitze der Rigaer Eparchie, scheiterte jedoch wie sein Vorgänger am nach wie vor ungeklärten Verhältnis der Konfessionen und an der grundsätzlich affirmativen Haltung der weltlichen Macht

52 Zit. nach Buchholz, *Fünfzig Jahre* (wie Anm. 20), S. 145.

53 Ebenda, S. 43.

54 Näher bei Brüggemann, *Imperiale und lokale Loyalitäten* (wie Anm. 43).

55 Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 186 f.

56 Siehe Svetlana N. Kovalchuk: *Der baltische Generalgouverneur Fürst Aleksandr A. Suvorov und die Verfolgung der Altgläubigen in Riga*, in: Brüggemann, Woodworth (Hrsg.), *Russland an der Ostsee* (wie Anm. 7), S. 191-214.

57 Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 187 f.

58 Ukaz Ego Imperatorskogo Veličestva (...) [Ukas Seiner Kaiserlichen Hoheit (...)], in: LVVA, F. 7462, Fb. 1, A. 5, Ukaz Sinoda o preobrazovanii Rižskogo vikariatstva v samostojatel'nuju eparchiju, ob utverždenii Pribaltijskogo pravoslavnogo bratstva, o soderžanii duchovnych učilišč i dr. III [Ukaz des Synods über die Umwandlung des Rigaer Vikariats in eine selbstständige Eparchie, über die Bestätigung der Baltischen Orthodoxen Bruderschaft, über den Inhalt der Geistlichen Lehranstalten etc. III], Bl. 1-4; F. 7462, Fb. 1, A. 6, Ukaz Sinoda o vozvedenii episkopa Platona v san archiepiskopa [Ukaz des Synods über die Ernennung des Bischofs Platon zum Erzbischof], Bl. 1-2r; Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 57, 118, 189. Zum Revaler Vikariat Illarion A. Čistovič: *Istorija pravoslavnoj cerkvi v Finljandii i Ėstljandii, prinadležaščich k Sanktpeterburgskoj eparchii* [Geschichte der orthodoxen Kirche in Finnland und Estland, die zur St. Petersburger Eparchie gehörten], S.-Peterburg 1856, S. 149-154; Aleksij II, *Pravoslavie* (wie Anm. 34), S. 259-261.

zum Status quo in den Ostseeprovinzen. Die Konfrontation verschärfte sich nicht zuletzt deshalb, weil Suvorovs Nachfolger auf dem Posten des Generalgouverneurs, Infanteriegeneral Wilhelm Heinrich Lieven, ein lutherischer Deutscher war. Diesmal ging es um die so genannten Rekonvertiten, die mit der Rückkehr in die Lutherische Kirche jedoch gegen das Gesetz verstießen. Während ihnen in der Literatur viel Aufmerksamkeit gewidmet worden ist,⁵⁹ soll es im Folgenden um diejenigen gehen, die der Staatskirche treu blieben.

Das Problem des Profils der orthodoxen Geistlichkeit blieb akut. Kryžanovskij bestätigte noch 1884, dass die Aufgabe der Geistlichkeit dort, wo der Deutsche mit seinem „ganzen Talmud lokaler ‚Rechte‘, ‚Privilegien‘, ‚herausgebildeten Sitten der alten Zeiten‘ usw.“ herrschte, nicht leicht sei.⁶⁰ Der orthodoxe Priester stand stets in Konkurrenz zu den akademisch ausgebildeten lutherischen Pastoren, die im Idealfall stets mehrere Funktionen in ihrer Gemeinde ausfüllten und zugleich Arzt, Tierarzt, Lehrer, Anwalt, Agronom und geistiger Hirte waren. Ein gutes Verhältnis zum Pastor hatte aufgrund dessen enger Beziehung zum Gutsherrn zudem eine gewisse Schutzfunktion. Für den orthodoxen Hirten war es in der fremden Umwelt nicht leicht, sich eine vergleichbare Vertrauensposition zu erarbeiten. Hinzu kam die materielle Lage: „Jeder orthodoxe Priester ist unvergleichlich ärmer als jeder lutherische Pastor“, schrieb ein Priester aus Fellin (Viljandi): „In den Augen der Andersgläubigen löst dies nur Verachtung gegenüber dem Stand aus.“⁶¹ Schon Filaret hatte versucht, einige seiner Absolventen aus der Moskauer Geistlichen Akademie für den Dienst in Riga zu gewinnen, doch ließ sich zunächst niemand überreden. Die Angst vor der Arbeit an der lutherischen Ostseeküste ließ es auch den besten Absolventen als nicht ratsam erscheinen, dem Ruf des Lehrers zu folgen.⁶² So behalf Filaret sich anfangs mit der Salbung einfacher Orthodoxer aus der Gegend, weil er nicht ohne Grund davon ausging, dass ein gebürtiger Livländer gegenüber einer in den Zentralgouvernements aufgewachsenen Person einige Vorteile aufzuweisen hatte. Die Mentalität des livländischen Bauern sei eine andere als die des Russen. Man könne auch in vielen Jahren am Pskover Geistlichen Seminar nicht lernen, wie und wann man am besten mit dem einfachen Volk redet.⁶³ Bereits am 22. April 1845 hielt in Riga erstmals ein Lette einen orthodoxen Gottesdienst auf Lettisch ab.⁶⁴

Aber noch knapp 40 Jahre später schrieb der Rigaer Bischof Arsenij, im Baltischen Gebiet habe einfach alles seine Bedeutung im Wettbewerb der Konfessionen: „die Kleidung, die Frisur, der Gang, die Intelligenz, die religiös-moralische Einstellung, Milde und Demut, Umgänglichkeit“. Der Priester dürfte keiner Versuchung erliegen, um nicht zu riskieren, dass die lokale Gesellschaft ihn verachte. Daher müssten an die Priester sehr hohe Maßstäbe gelegt werden.⁶⁵

59 Zuletzt Paul W. Werth: *Empire, Religious Freedom, and the Legal Regulation of „Mixed“ Marriages in Russia*, in: *Journal of Modern History* 80 (2008), S. 296-331; Gert v. Pistohlkors: *Die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft (1710/95–1914)*, in: Ders. (Hrsg.): *Die baltischen Länder*, Berlin 1994, S. 266-450, hier S. 404-407.

60 Kryžanovskij, *Ostzejskij vopros* (wie Anm. 16), S. 54 f.

61 Zit. nach Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 71, 193 f.

62 Listovskij, *Filaret* (wie Anm. 23), Nr. 9, S. 92.

63 Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 140, 185.

64 Ebenda, S. 140, 142 f.

65 Zit. nach ebenda, S. 295.

Andere Zeitgenossen sahen im russischen Glauben schon früh eine Chance für die Esten und Letten. Tolstoj lobte Ende 1845 in seinem Tagebuch den orthodoxen Klerus, selbst wenn er sich in Bezug auf Bildung und Gelehrsamkeit nicht mit dem lutherischen messen könne: Er diene „als treuer Bewahrer des Glaubens der Väter“ und stehe treu zum Volk, dessen Sitten er teile. Daher sei die Orthodoxie für die Esten und Letten ein Gewinn, schon weil das Luthertum in seinen Gläubigen nie eine Herde, sondern stets nur eine Weide gesehen hätte, von der es sich nährt.⁶⁶ Mehr als 30 Jahre später hatte sich diese Hoffnung nach dem Zeugnis einer selbstkritischen Zustandsbeschreibung aus orthodoxer (lettischer) Feder, der eingangs bereits erwähnten Broschüre, allerdings verflüchtigt. Viele der russischen Priester seien einfach nicht klar gekommen mit diesen fremden Völkern und ihren im Kern immer noch lutherischen Sitten, weshalb sie den Kontakt zu ihrer Gemeinde vernachlässigt hätten. Nicht zuletzt aufgrund ihrer Armut verhielten sich die russischen orthodoxen Priester „viel zu gewöhnlich“, zumal die Trunksucht unter ihnen verbreitet gewesen sei. Orthodoxe Esten und Letten würden sich oft „für ihre Hirten vor den Andersgläubigen“ schämen.⁶⁷

Die lokalen Sprachen blieben ein grundsätzliches Problem.⁶⁸ Der Schriftsteller Nikolaj Leskov, der sowohl dienstlich als auch privat einige Zeit in der Region verbracht hatte, berichtete von einem Priester in Reval (Tallinn), der im Winter nichts zu essen hatte, dennoch nicht wusste, wie er bei den Esten um Brot bitten konnte.⁶⁹ Nach dem Zeugnis des anonymen orthodoxen Autors beherrschte manch ein Gemeindepriester auch nach 30 Jahren Dienst keine der beiden Sprachen. Nicht einmal die Bischöfe wurden von dieser Kritik ausgenommen. Diese auf allen Stufen der Hierarchie zu beobachtende Ignoranz hätte die „sittliche Annäherung“ der Hirten und ihrer Herde erschwert. Zudem seien unter den russischen Vertretern der Staatskirche Neid, Misstrauen und sogar Hass gegenüber ihren estnischen und lettischen Glaubensbrüdern verbreitet.⁷⁰ Der ethnische Faktor erwies sich diesen Zeugnissen nach auch in den Reihen der Orthodoxie als trennend. Einer der wesentlichen Gründe für die Herausbildung eines gegenseitigen Misstrauens war nicht zuletzt der Umstand, dass die aus russischer Perspektive als natürlich angesehene Aufgabe des Orthodoxie, Esten und Letten Russland und den Russen anzunähern, für estnische und lettische Priester keine Priorität genoss.⁷¹

66 Zit. nach Buchholz, *Fünfzig Jahre* (wie Anm. 20), S. 139, 141; Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 295 f.

67 *Neskol'ko slov o sostojanii pravoslavija i o pravoslavnom duhovenstve v Pribaltijskom krae* [Einige Worte zum Zustand der Orthodoxie und über die orthodoxe Geistlichkeit im Baltischen Gebiet], Riga 1882, S.-Peterburg 1883, S. 9, 11 (Zitat). Als Autor vermutet Aleksandr Gavrilin den lettischen orthodoxen Priester Jānis Licis, der unter dem Pseudonym „Indrik Straumit“ zum Kronzeugen Samarins für das Märtyrertum der orthodoxen Esten und Letten in den 1860er Jahren geworden war. Auskunft Gavrilins an den Autor v. 25.4.2008.

68 Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 199.

69 Nikolaj S. Leskov: *Russkie dejateli v Ostzejskom krae*. (Svoi i čužie nabljudenija, opyty i zametki) [Russische Vertreter in den Ostseeprovinzen (Eigene und fremde Beobachtungen, Erfahrungen und Bemerkungen)], in: *Istoričeskij Vestnik* 14 (1883), S. 237-263, 492-519, hier S. 500 f.

70 *Neskol'ko slov* (wie Anm. 67), S. 10.

71 Evgenija L. Nazarova: *Russkij jazyk kak instrument rusifikacii/obrusenija Ostzejskogo kraja v politike vlastej i predstavlenijach obščestvennosti Rossijskoj imperii: XIX v.* [Das Russische als Instrument der Russifizierung der Ostseeprovinzen in der Politik der Behörden und den Vorstellungen der Gesellschaft des Russländischen Imperiums: 19. Jh.], in: Juozas Budraitis (Hrsg.):

Für Esten und Letten hing die Reputation der Orthodoxie zumindest am Ende des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt von dem Anteil ab, den beide Bevölkerungsteile am Klerus hatten, konnte sie sich doch genau in diesem Punkt von der lutherischen Konkurrenz positiv abheben. Dieser Heimvorteil der estnischen und lettischen orthodoxen Priester erwies sich andererseits jedoch als Stein des Anstoßes für ihre russischen Glaubensbrüder. Kryžanovskij gab zu Beginn der 1880er Jahre zu bedenken, dass einige lutherische Praktiken die Orthodoxe Kirche zu beeinflussen drohten, so z.B. in der Frage der Ehe. „Liberale Ansichten“ dieser Art führten seiner Meinung nach allerdings geradewegs in „die Kommune“, untergruben die Familie und bedrohten damit den Staat in seinen Grundfesten.⁷² Mit orthodoxem Dogmatismus schuf man sich in der Region zudem neue Probleme. Bischof Filaret II. bestätigte Leskov den Ärger vieler Neophyten, dass ihnen, anders als ihren lutherischen Nachbarn, die Ehescheidung verwehrt war.⁷³ Leskov nannte auch einige Beispiele aus der Praxis, die eine deutliche Abkehr von den orthodoxen Traditionen in den zentralen Gouvernements bedeuteten. Vor allem vermied man Zeremonien unter freiem Himmel, so z.B. im Falle der traditionellen Kreuzprozession an Ostern oder der öffentlichen Weihen. Damit aber gab die Staatskirche ihren Anspruch auf Sichtbarkeit im öffentlichen Raum der Ostseeprovinzen auf und stellte implizit die These vom orthodoxen Boden selbst in Frage. Leskov akzeptierte diese Vorgehensweise als pragmatisch. Ihm zufolge war es manchmal einfach nicht angebracht, Dinge, die man in Moskau zu tun gewohnt war, auch in Riga durchzuführen.⁷⁴

Aber wie sollte die Orthodoxie mit einer defensiven, kompromissbereiten Handlungsstrategie im lutherischen Gebiet ihr Ziel der „vollkommenen geistigen Einigung [„duchovnoe edinenie“] der „tuzemcy“ mit den Russen“ erreichen?⁷⁵ Zu einem Vorzeigeprojekt in dieser Richtung sollte sich die seit der Gründung der Rigaer Eparchie in ein Geistliches Seminar aufgewertete Rigaer Schule entwickeln, der die Funktion einer lokalen Kaderschmiede zukam.⁷⁶ Hier sollte das kulturelle Kapital für den geistlichen Dienst in der Region angereichert werden. Das Ziel einer paritätischen Schülerzahl von je zehn Russen, Esten und Letten scheint jedoch in den ersten Jahren nicht erreicht worden zu sein. Nach Angaben der estnischen Historikerin Anu Raudsepp nahm man 12 Esten auf, da die Letten die ihnen zustehenden Plätze nicht hätten ausfüllen können. Ab 1851 gab es Aufnahmeprüfungen, bei denen die Kandidaten demonstrieren mussten, dass sie Russisch, Estnisch oder Lettisch lesen und schreiben konnten. Das Lehrprogramm bestand in den ersten Klassen aus Grundlagenfächern und vor allem dem Sprachunterricht. Theologie war Schwerpunkt in den höheren Klassen. Seit 1857 gehörten auch Griechisch und Hebräisch zu den obligatorischen Fächern.⁷⁷

Istoričeskij put' litovskoj pismennosti. Sbornik materialov konferencii [Der historische Weg der litauischen Schriftlichkeit. Konferenzsammelband], Vil'nius 2005, S. 260-290, hier S. 278.

72 Kryžanovskij, *Ostzejskij vopros* (wie Anm. 16), S. 111.

73 Leskov, *Russkie dejateli* (wie Anm. 69), S. 244, Anm. 1.

74 Ebenda, S. 492-496.

75 Kryžanovskij, *Ostzejskij vopros* (wie Anm. 16), S. 48.

76 Ioann Beljaev: *Sud'by pravoslavija v Pribaltijskom krae. Istoriko-ětnografičeskij očerk* [Schicksal der Orthodoxie im Baltischen Gebiet. Historisch-ethnografischer Abriss], S.-Peterburg 1901, S. 119-123.

77 Raudsepp, *Das Rigaer Geistliche Seminar* (wie Anm. 36), S. 512 f.

Die überraschende Entscheidung Erzbischof Platons aus demselben Jahr, Esten und Letten die Aufnahme nicht mehr zu gestatten, erklärt Raudsepp damit, dass diese „den russischen Geistlichen Konkurrenz“ zu machen drohten.⁷⁸ Leskov schrieb, Platon sei unzufrieden mit ihnen gewesen, da sie unter Lutheranern aufgewachsen waren, sich daher von der „russischen Natur“ unterschieden.⁷⁹ Platon selbst allerdings begründete seinen entsprechenden Antrag beim Hl. Synod damit, dass die estnischen und lettischen „Bauernkinder“ die für ihr Ethnos typische „Grobheit und die Neigung zu den Lastern“ in die Kirche trügen und man sie daher in ihren Gemeinden nur verachtete. Mit guten Argumenten wunderte sich Leskov darüber, da man im Gegenteil doch davon ausgehen könne, dass die Gemeinden vor allem diejenigen Priester verehrten, die aus ihrer Mitte kamen.⁸⁰ Der anonyme lettische Autor schrieb, Esten und Letten hätten die Kurse des Seminars „sehr oft mit den besten Zeugnissen“ abgeschlossen, selbst wenn damals nur ethnische Russen als Pädagogen tätig gewesen seien.⁸¹

Erst ab 1866/67 wurden wieder Esten und Letten in das Seminar aufgenommen, nachdem im Zuge der Erklärungsversuche, warum so viele der Neophyten der Staatskirche den Rücken gekehrt hatten, die exklusive Aufnahmepraxis des Seminars kritisiert worden war. Seit 1870 stand mit dem im russischen Milieu Rigas gut vernetzten Michaels Drekslers sogar erstmals ein orthodoxer Lette dem Seminar vor, dem zwei Esten als Sekretär und Inspektor beistanden. Das Seminar stand seither unter Leitung der „tuzemcy“. Drekslers, der das Rigaer Seminar und die Moskauer Geistliche Akademie absolviert hatte,⁸² soll zunächst ein gutes Verhältnis zu den am Seminar tätigen russischen Lehrern gehabt haben. Allerdings wurde die lettisch-estnische Seminarleitung von russischen Geistlichen, die erst in den 1870er Jahren nach Riga kamen, scharf kritisiert. Vor allem die nach Riga entsandten Absolventen der Kiever Geistlichen Akademie hätten versucht, Drekslers bei dem von 1877 bis 1882 amtierenden Rigaer Bischof Filaret II., der seit 1860 die Kiever Akademie geleitet hatte, in Ungnade zu bringen.⁸³ 1878 habe eine Revision ergeben, dass Drekslers einem „verlogenen Humanismus“ huldige und sich im Kontakt mit seinen Zöglingen zu familiär gebe („famil’jarničanie“). Daraufhin und aufgrund der zunehmenden Konflikte zwischen russischen und estnisch bzw. lettischen Lehrern, die sich gegenseitig beschuldigten, am Niedergang der Orthodoxie im Baltischen Gebiet schuld zu sein, habe sich der Bischof 1881 gezwungen gesehen, die Leitung abzusetzen.⁸⁴ Daraufhin kam es Leskov zufolge zu einem „offenen Kampf“ zwischen den Priestern estnischer und lettischer Herkunft mit ihren aus Russland abkommandierten Kollegen. Im Ergebnis sei ein Russe Seminarleiter geworden, der den lokalen Sprachen nicht mächtig war.⁸⁵ Ausdruck dieses Kampfes ist auch die

78 Ebenda, S. 513; Beljaev, *Sud’by* (wie Anm. 76), S. 123.

79 Leskov, *Russkie dejateli* (wie Anm. 69), S. 258 f.

80 Ebenda, S. 259.

81 *Neskol’ko slov* (wie Anm. 67), S. 14 f., Anm. 1.

82 Ebenda, S. 37; zu Drekslers Rolle im lettischen Milieu Rigas siehe Ulrike v. Hirschhausen: *Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860–1914*, Göttingen 2006, S. 249 f.

83 *Neskol’ko slov* (wie Anm. 67), S. 36–39; zur Persönlichkeit Filarets, der wie schon Filaret I. als Freidenker in orthodoxen Kreisen galt, Gavrilin, *Očerki* (wie Anm. 10), S. 264–266.

84 *Neskol’ko slov* (wie Anm. 67), S. 32 f., 37.

85 Leskov, *Russkie dejateli* (wie Anm. 69), S. 262.

zitierte Broschüre des orthodoxen Anonymus, in dem es heißt, dass die neue Leitung keinen der Vorwürfe gegen die alte Seminarleitung habe bekräftigen können. Einen „Niedergang des Glaubens“ habe sie genauso wenig erkennen können wie einen Hang zum Diebstahl und zum Alkohol unter den Zöglingen. An der gespannten Lage im Seminar trügen auch die russischen Lehrer eine Mitschuld.⁸⁶

Die Gründe für die Abkehr von der Orthodoxie im Land meinte der anonyme Autor darin zu erkennen, dass mehr als zehn Jahre lang keine Esten und Letten zu Priestern in Riga ausgebildet worden waren. Tatsächlich gab es unter den 175 orthodoxen Priestern in der Rigaer Eparchie zu Beginn der 1880er Jahre seinen Angaben zufolge nur 19 Esten und 13 Letten (18,3%), während immerhin 69 (39,4%) Absolventen des Rigaer Seminars waren.⁸⁷ Der Text des Autors versteht sich als Antwort auf einen in Riga herausgegebenen Nekrolog für Filaret II., in dem Esten und Letten beschuldigt wurden, für die Rekonversion ihrer Landsleute verantwortlich zu sein.⁸⁸ Wie zeitgleich auch in den lutherischen estnischen und lettischen Milieus entwickelte sich hier die Überzeugung, dass weder das deutsche Luthertum noch die russische Orthodoxie mit den kulturellen Praktiken der Bevölkerungsmehrheit zu vereinbaren seien. Weder „Herrenkirche“ noch „Zarenkirche“, weder deutsche noch russische Kulturträger seien in der Lage, in Est-, Liv- und Kurland ein tragfähiges Fundament zu errichten. Als Antwort auf die Vorwürfe, Esten und Letten seien fahrlässig im Umgang mit der orthodoxen Lehre, erklärte der anonyme Autor, noch nie habe eine Gemeinde, nachdem sie von einem Esten oder Letten geleitet worden war, um einen russischen Priester gebeten. Demgegenüber sei es durchaus vorgekommen, dass eine Gemeinde um den Austausch eines russischen Priesters durch einen „eigenen“ ersucht habe.⁸⁹ Eine gewisse Stabilisierung der Orthodoxie in den 1870er Jahren meinte der Anonymus in erster Linie auf den vermehrten Einsatz estnischer und lettischer Priester zurückführen zu können. Doch lobte er auch die russischen Absolventen des Rigaer Geistlichen Seminars. Wer die Esten und Letten kritisiere, sie seien unfähig, orthodox zu sein, entlarve hingegen nur die Enge seiner eigenen Weltanschauung und leugne indirekt die „Universalität der Orthodoxie“.⁹⁰

Bei diesem Text handelt es sich um einen interessanten Gegenentwurf zur üblichen russischen Sprachregelung des „sblizenie“ („Annäherung“) von Land und Leuten an der Ostsee mit dem Imperium, denn auch der lettische Autor nutzte diesen aus dem Arsenal der „language of assimilation“ stammenden Begriff.⁹¹ Allerdings nutzte er ihn in einem für russische Leser ungewöhnlichen Sinn, denn er sprach vom notwendigen „sblizenie“ der aus den zentralen Gouvernements stammenden russischen Priester an ihre lokale Gemeinde. Seiner Ansicht nach waren es die (russischen) Kritiker, die die „Samen des Streits“ auf

86 Neskol'ko slov (wie Anm. 67), S. 39 f.; Raudsepp beschränkt sich auf wenige Bemerkungen zu diesem Einschnitt, den sie pauschal mit dem „Einsetzen der Russifizierungspolitik“ begründet. Raudsepp, *Das Rigaer Geistliche Seminar* (wie Anm. 36), S. 517.

87 Neskol'ko slov (wie Anm. 67), S. 48, 50.

88 Ebenda, S. 3 f.; diese Broschüre verstand sich als Antwort auf Nekrolog Preosvjaščennogo Filareta, episkopa Rižskogo i Mitavskogo [Nekrolog auf Seine Heiligkeit Filaret, Rigaer und Mitauer Bischof], Riga 1882.

89 Neskol'ko slov (wie Anm. 67), S. 28 f.

90 Ebenda, S. 42 f., 54 f.

91 Austin Jersild: ‚Russia,‘ from the Vistula to the Terek to the Amur, in: *Kritika* 1 (2000), S. 531-546, hier S. 542 f., Anm. 19; Karjahärm, *Terminology* (wie Anm. 3).

ethnischer Basis in die Orthodoxe Kirche hineingetragen und damit nur „Schaden für die Orthodoxe und die russische Sache im *kraj*“ angerichtet hätten.⁹² Hier wurde einmal nicht die Assimilation der Esten und Letten an die Russen, sondern die Akkulturation Letzterer an den „borderland context“ gefordert.

Dass das Rigaer Seminar einige „hervorragende Esten und Letten ausbildete“,⁹³ entsprang auch nicht gerade den Vorstellungen des Seminargründers Filaret. Noch Ende der 1880er Jahre kritisierte Listovskij, dass in den 1840er Jahren eine einmalige Chance vertan worden sei: „In einem Zuge“ hätte man damals „das Grenzgebiet russifizieren [„obrusit’ pograničnyj kraj“] können“. Anstelle dessen müsse man heute die damals vorherrschende „Gleichgültigkeit“ als das „moralische und politische Unvermögen“ der Repräsentanten des Staates interpretieren. Listovskij war sich dabei der Einmaligkeit dieser Chance bewusst, denn mit resignierendem Unterton fügte er hinzu, „wir“ hätten als „Ersatz für die deutschen Präntentionen“ erlaubt, „dass die Idee irgendeines ‚Lettland‘ mit einer eigenständigen sozialen und politischen Organisation“ aufgetaucht sei.⁹⁴ Somit gab es auch im orthodoxen Diskurs eine Ahnung von einem geistigen Separatismus unter den Esten und Letten. Was blieb unter diesen Bedingungen von dem Ideal des „sbliženie“ mit der russischen Welt?

Die baltische Orthodoxe Kirche zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Zu Beginn der 1880er Jahre erlebte auch Estland eine spontane Konversionsbewegung zur Orthodoxie. Die Revision Senator Manaseins hatte den Bauern demonstriert, dass der imperiale Rahmen ihrer Existenz möglicherweise einen effektiveren Schutz bieten konnte als der provinzielle. Allerdings war diese Bewegung lokal begrenzt auf die westlichen Kreise des Gouvernements Estland, wo sie zudem erheblichen Erfolg ausgerechnet unter den Schweden der Insel Worms (Vormsi) hatte, sowie auf einige Regionen in Kurland. Zahlenmäßig erreichte sie bei Weitem nicht das Ausmaß der livländischen Ereignisse in den 1840er Jahren. Insgesamt nannte der Hl. Synod die Zahl von 15 652 Esten und Letten, die von 1883 bis 1887 den orthodoxen Glauben annahmen. In den Jahren 1887 bis 1894 kamen noch einmal 9 968 hinzu.⁹⁵ Die gut 10 000 konvertierten Esten aus dem Gouvernement Estland waren eine Art Morgengabe für den seit 1885 amtierenden estländischen Gouverneur Sergej V. Šachovskoj, für den das Problem der Ostseeprovinzen, d.h. die Machtfrage in der deutschen Region, „einzig und allein durch den Beitritt der lokalen Bevölkerung zur

92 Neskol’ko slov (wie Anm. 67), S. 6.

93 Aleksei Bellegarde: Minu mälestusi Eestimaa kubernerina [Meine Erinnerungen als estländischer Gouverneur], Tartu 1937, S. 25; russ. Original: Aleksej V. Bel’gard: Vospominanija [Erinnerungen], Moskva 2009, S. 42.

94 Listovskij, Filaret (wie Anm. 23), Nr. 10, S. 236.

95 Zu dieser Bewegung unter den Esten siehe Leida Rebane: Osav üleskutse vene-õigeusu propageerimiseks 1882 a. [Ein geschickter Aufruf zur Propaganda der Orthodoxie von 1882], in: Ajalooline Ajakiri 11 (1932), S. 222-228; dies.: Usuvahetuslik liikumine Läänemaal aa. 1883–1885 [Die Konversionsbewegung in Läänemaa 1883–1885], in: Ajalooline Ajakiri 12 (1933), S. 79-93, 129-147, 195-206.; Aleksij II, Pravoslavie (wie Anm. 34), S. 287-299. Genaue Zahlen bei Gavrilin, Očerki (wie Anm. 10), S. 288, 293.

Orthodoxie“ gelöst werden könne.⁹⁶ Es unterstreicht jedoch die relative Außenseiterposition seiner Überzeugung, dass selbst ein kirchliches Organ diesen Zusammenhang anders sah. 1882 hatte der „Cerkovno-obščestvennyj vestnik“ („Kirchlich-gesellschaftlicher Bote“) darauf hingewiesen, dass Staat und Kirche in Fragen der Konversion unbedingt getrennt werden müssten. Man könne nicht aus den Konversionen von Esten und Letten zur Orthodoxie deren Hang zur russischen Staatlichkeit („gosudarstvennost“) ableiten, schließlich flöhren sie vor ihren Gutsherren, nicht vor dem Luthertum.⁹⁷

Šachovskoj jedoch blieb von solchen Überlegungen unbeeindruckt: „Vergessen Sie nicht“, schrieb er 1887, „dass Russland und die Orthodoxie Synonyme sind. Die Nationalität gleicht sich in der Orthodoxie an oder verschwindet ganz“. Die „lokalen Völker“ sollten sich im Glauben mit Russland verschmelzen und dadurch begreifen, dass nicht nur ihre materielles, sondern auch ihr geistiges Wohl einzig vom „vollständigen Zusammenfließen [„slitie“] mit der großen russischen orthodoxen Familie“ abhinge.⁹⁸

Zur Enttäuschung des Gouverneurs war selbst Oberprokurator Konstantin Pobedonoscev gegen die Einrichtung eines estländischen Vikariatsbistums und einer Mission unter den Esten. Man solle erst einmal dafür Sorge tragen, dass die gerade konvertierten Esten vernünftig kirchlich betreut würden, schrieb er Anfang 1887, da sonst ein erneuter Abfall von der Orthodoxie kaum zu verhindern wäre. Somit waren die Esten und Letten für Pobedonoscev letztlich doch nicht zu Russen zu machen, denn würde ein Russe von der Orthodoxie abfallen? Die Mission zu verstärken, erklärte der Oberprokurator jedenfalls zum „falschen Weg“. Solange die russische Macht „in diesem *kraj* noch nicht auf festen Füßen steht und das russische Element dort noch nicht genügend entscheidende Autorität errungen hat“, sei es zudem unvernünftig, Esten und Letten in höchste Ämter einzusetzen.⁹⁹ Auch im Hl. Synod machte sich augenscheinlich die Sorge breit, dass man die Kontrolle über die orthodoxen Esten und Letten im Baltischen Gebiet auch verlieren könnte. Wahrscheinlich hatte man registriert, dass sich aufgrund der Konversionen in der ersten Hälfte der Dekade das nationale Verhältnis innerhalb der orthodoxen Bevölkerung erheblich zu Gunsten der Esten verschoben hatte. Betrug der Anteil der Esten an den Orthodoxen im Gouvernement 1882 noch 12,1%, so sorgten die Neophyten dafür, dass er bis 1897 auf 44,9% stieg.¹⁰⁰ In der baltischen Orthodoxen Kirche war das russische Element auf dem Rückzug.

96 L.: Knjaz' S.V. Šachovskoj i delo pravoslavija na Pribaltijskoj okraïne [S.V. Šachovskoj und die orthodoxe Sache im Baltischen Grenzland], in: Iz archiva knjazja Sergeja Vladimiroviča Šachovskogo [Aus dem Archiv des Fürsten Sergej Vladimirovič Šachovskoj], t. III, S.-Peterburg 1910, S. I-LIX, hier S. V.

97 Cerkovno-obščestvennyj vestnik, Nr. 71 v. 29.5.1882, zit. nach Leskov, Russkie dejateli (wie Anm. 70), S. 244.

98 Šachovskoj an V.K. Sabler v. 17.2.1887, in: Iz archiva (wie Anm. 97), S. 26-31, hier S. 26 f. Zum synonymen Gebrauch der Begriffe „Russen“ und „Orthodoxe“ in Polen siehe Rolf, Russische Herrschaft (wie Anm. 2), S. 172. Die hier vorgenommene Trennung der „unsere“ – Russen und Orthodoxe – von den „anderen“ war jedoch aufgrund der estnischen und lettischen Konversionen im Baltischen Gebiet nicht ohne Weiteres möglich.

99 Pobedonoscev an Šachovskoj v. 19.2.1887, zit. nach L., Knjaz' S.V. Šachovskoj i delo (wie Anm. 97), S. XLIX f.

100 Csaba J. Kenéz: Die Bevölkerung des Gouvernements Estland 1850–1897. Ihre nationale und konfessionelle Gliederung, in: Gert v. Pistohlkors, Andrejs Plakans u.a. (Hrsg.): Bevölkerungsveränderungen und sozialer Wandel in den baltischen Provinzen Rußlands 1850–1914 / Popu-

Selbst die unter Alexander III. wieder aufgenommenen Pastorenprozesse gegen lutherische Priester wurden 1893 von Pobedonoscev kritisiert. Man könne nicht die Rekonversion stillschweigend gestatten, um sie 20 Jahre später wieder zu verurteilen. Das habe mit „Gerechtigkeit“ nichts zu tun und gefährde vor allem das politische Ziel der „Befriedung der Geister“ („zamirenije umov“).¹⁰¹ Stabilität blieb das höchste Gut, was unter den verschärften Bedingungen der 1890er Jahre auch hieß, dass vor allem in religiös verwaisten Seelen der Keim sozialistischer Umtriebe vermutet wurde. Aber erst das Toleranzedikt von 1905 gab der Lutherischen Kirche im Baltischen Gebiet die notwendige Sicherheit, vor vergleichbaren Eingriffen des Staates in Zukunft gesetzlich geschützt zu sein. Zuvor blieb das Problem ungelöst und demonstrierte nur die Schwierigkeit, eine privilegierte Orthodoxie, die Idee der religiösen Toleranz und die Integrität des Imperiums in einer Zeit des aufsteigenden Nationalismus aufeinander abzustimmen.¹⁰²

Die russische geistliche wie weltliche Bürokratie stand unter Alexander III. vor dem Problem, dass „Russentum“ und Orthodoxie an der nicht-russischen Peripherie nicht synonym waren. Wer im Kontext des Imperiums und seiner Zivilisierungsmission davon ausging, dass die „inorodcy“ gerade auch durch den Glauben russischer gemacht würden, wurde im „borderland context“ damit konfrontiert, dass sich Esten und Letten des russischen Glaubens bedienten, um einen eigenen Weg zu finden. Die Befürchtung Tolstojs, Esten und Letten trügen Elemente des Luthertums in die Staatskirche, wurde so fast zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung. Die Erkenntnis, ein Bauer werde niemals jemanden Landsmann nennen, der nicht desselben Glaubens war, musste zum Ende des 19. Jahrhunderts dahingehend erweitert werden, dass ein Landsmann möglichst auch dieselbe Muttersprache haben sollte. Das Baltische Gebiet jedoch blieb konfessionell weiterhin recht homogen. 1891 lebten in Estland 95% Lutheraner und 4% Orthodoxe, während in Livland (81% / 13%) und Kurland (74% / 18%) der Anteil der Staatskirche etwas höher war.¹⁰³ 1908 gab es in Kurland jedoch nur noch 5% Orthodoxe (incl. Altgläubige), in Estland 9% und in Livland 15,5%.¹⁰⁴ Von den über 280 000 Orthodoxen im Baltischen Gebiet war 1904 ca. ein Viertel russischer Herkunft.¹⁰⁵

Im Oktober 1908 gab Generalgouverneur Aleksandr N. Möller-Zakomel'skij in einem Brief an Ministerpräsident Stolypin im Oktober 1908 zu bedenken, dass das Toleranzedikt Nikolaus' II. der Politik der Festigung der „russkie načala“ im Baltischen Gebiet widerspreche. Zudem erinnerte er daran, dass die orthodoxe Geistlichkeit auch nach 60 Jahren immer noch schlechter ausgebildet und versorgt sei als ihre lutherische Konkurrenz, weshalb ihre Vertreter nicht selten vor allem in den ländlichen Gemeinden ein untätiges und zuweilen

lation Shifts and Social Changes in Russia's Baltic Provinces, Lüneburg 1995, S. 45-83, hier S. 70.

101 Zit. nach Aleksandr Ju. Polunov: Pod vlast'ju ober-prokurora. Gosudarstvo i cerkov' v epochu Aleksandra III [Unter der Macht des Oberprokurors. Staat und Kirche in der Epoche Alexanders III.], Moskva 1996, S. 115; Werth, Empire (wie Anm. 59), S. 315.

102 Werth, Empire (wie Anm. 59), S. 316.

103 Freeze, Lutheranism (wie Anm. 15), S. 304, Anm. 15.

104 Pravoslavie i l'juteranstvo (wie Anm. 20), S. 10 f.

105 Michael H. Haltzel: The Baltic Germans, in: Edward C. Thaden (Hrsg.): Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1855–1914, Princeton 1981, S. 111-204, hier S. 162; nach Pravoslavie i l'juteranstvo (wie Anm. 20), S. 12, gab es 1904 222.562 Orthodoxe in der Rigaer Eparchie. Die größere Zahl könnte darauf beruhen, dass die Altgläubigen mit einbezogen wurden.

auch sittlich verdorbenes Leben führten.¹⁰⁶ Mit solch einer Kirche war nach Ansicht des Generalgouverneurs buchstäblich kein Staat zu machen.

Auf dem 25. Kongress der Rigaer Eparchie wurde im selben Jahr Bilanz gezogen. Man sei immer noch eine schwache Minderheit. Daher könne man froh sein, wenn nach dem Toleranzedikt nicht mehr als 10 000 Menschen der Orthodoxie den Rücken gekehrt hätten.¹⁰⁷ Tatsächlich machten die insgesamt wohl 15 000 Rückkehrer im ganzen Imperium nur 4,5% aller Austritte aus der Orthodoxen Kirche nach 1905 aus, da hiervon vor allem die Katholische Kirche und der Islam profitierten.¹⁰⁸ Der Kongress konstatierte, dass weiterhin alles Deutsche als „beispielhaft und nachahmenswert“ gelte, während alles Russische „dunkel, rückständig und nicht weiter beachtenswert“ sei. Allerdings ging dieser Kongress nicht richtig hart mit den Esten und Letten ins Gericht, da die Orthodoxe Kirche ohne sie eine reine Diasporakirche geblieben wäre. Aber die estnischen und lettischen „nationalen Aktivisten“ („narodnye dejateli“) verstünden einfach nicht, dass die Orthodoxie nicht einfach die Religion irgendeines Volks („narod“) sei, sondern viele Völker („narodnosti“) verbinde. Als „wahrlich katholische Weltreligion“ sei sie dem Luthertum überlegen, das nur ein „reines Produkt des deutschen Geistes“ sei.¹⁰⁹

War dies schon die Aufkündigung der Verschmelzungsrhetorik? In den Beschlüssen des Kongresses der Rigaer Eparchie kommt sie jedenfalls nicht mehr vor. Der Kongress erteilte den Geistlichen ein Toleranzgebot gegenüber den „inovercy“, den Andersgläubigen, hoffte auf die wohlthätige Arbeit der Bruderschaften, regte an, nach lutherischem Vorbild das gemeinsame Singen zu verstärken und empfahl den Priestern, sich vor Ort in landwirtschaftlichen Vereinen oder Enthaltungsgruppen zu engagieren, ohne führende Posten anzustreben oder sonst „negativ aufzufallen“. Die Delegierten versicherten sich vorsorglich, es habe noch keinen Fall gegeben, in dem ein estnischer oder lettischer Priester separatistische Ansichten vertreten hätte. Zugleich war allen bewusst, dass viel zu wenige Absolventen des Rigaer Seminars als Gemeindepriester in der Region blieben, weshalb oft Personen ernannt wurden, die auf ihre Aufgabe nicht vorbereitet waren. Deutlich wurde auf dem Kongress der Wunsch, vor allem lokale Russen in die Gemeinden zu schicken. Denn nur sie verfügten über die geistige und moralische Kraft, auf die sich die lokale orthodoxe Gesellschaft stütze, und stellten „das feste Verbindungsglied zwischen der hiesigen Grenzregion und dem großen russischen Staat dar“.¹¹⁰ Damit war die Orthodoxe Kirche im „borderland context“ angekommen. Die Resignation war in dem Anspruch, nur ein „Verbindungsglied“ zwischen Kern und Peripherie sein zu wollen, unüberhörbar. Der Kongress zumindest sah den Kampf

106 Möller-Zakomel'skij an Stolypin v. 30.10.1908, in: Toomas Kar'jachjarm [Karjahärm] (Hrsg.): *Imperskaja politika Rossii v Pribaltike v načale XX veka. Sbornik dokumentov i materialov* [Imperiale Politik Russlands im Baltikum zu Beginn des 20. Jahrhunderts], Tartu 2000, S. 313.

107 Rešenija XXVII eparchial'nogo s'ezda duchovenstva Rižskoj eparchii. 28.10.–13.11.1908 [Beschlüsse des 27. Eparchie-Kongresses der Geistlichkeit der Rigaer Eparchie 28.10.–13.11.1908], in: Karjahärm (Hrsg.), *Imperskaja politika* (wie Anm. 106), S. 298-312, hier S. 300, 305 f.

108 Freeze, *Lutheranism* (wie Anm. 15), S. 315; *Pravoslavie i ljuteranstvo* (wie Anm. 20), S. 52, 54, nennt 12 000 Rekonversionen im Baltischen Gebiet, 14 500 insgesamt. Toomas Karjahärm: *Vene imperium ja rahvuslus. Moderniseerimise strateegiad* [Das Russische Imperium und der Nationalismus. Strategien der Modernisierung], Tallinn 2012, S. 53, spricht von bis zu 30 000.

109 Rešenija XXVII eparchial'nogo s'ezda (wie Anm. 107), S. 304 f.

110 Ebenda, S. 307-312; *Pravoslavie i ljuteranstvo* (wie Anm. 20), S. 96 f.

um die Missionierung des Baltischen Gebiets verloren. Es war, als ob die Orthodoxie ihre Rolle als Förderin der „russkie načala“ aufgab.

Im „all-imperial context“ jedoch wurde der Anspruch auf kulturelle Dominanz an der Ostseeküste weiter vertreten.¹¹¹ Im März 1913 organisierte die „Baltische Orthodoxe Bruderschaft“ („Pribaltijskoe pravoslavnoe bratstvo“) in der Hauptstadt eine hochrangig besuchte Veranstaltung, die auf den schlechten Zustand der orthodoxen Gemeindeschulen aufmerksam machte.¹¹² In einem ausführlichen Vortrag über die „historischen Verdienste“ der Orthodoxie im Baltischen Gebiet ließ der Rigaer Geistliche Vladimir Pliss keinen Zweifel daran, dass das Baltische Gebiet eine der „Perlen in der Krone“ des Zaren, eine „Tür nach Europa“ und zugleich die natürliche Grenze des Imperiums sei. Es folgte das aus Samarins Schriften bekannte Arsenal an Argumenten, aufgrund dessen gezeigt wurde, dass die Orthodoxie der wahre historische Kulturträger in der Region und damit zugleich Garant der russischen Staatlichkeit sei. Das historische Verdienst der Orthodoxie, die nie „absichtlich“ denationalisiere, sondern stets auf eine natürliche Form der „rusifikacija“ ziele, sah Pliss darin, dass sie die Esten und Letten „auf eine nie zuvor gekannte Höhe der geistigen kulturellen Entwicklung“ gehoben und sie dem großen russischen Volk „angenähert“ hätte.¹¹³

Dieses „sblizenie“ jedoch, und das wusste auch Pliss, hatte mit Assimilation nichts mehr zu tun. Der rhetorische Grat, auf dem er hier wanderte, war schmal. Eine orthodoxe Erziehung erhalten zu haben, schloss nicht mehr aus, für nationale Autonomie einzutreten, wie an den Karrieren der späteren estnischen Staatsgründer Konstantin Päts und Jaan Poska – beide Schüler des Rigaer Geistlichen Seminars – abzulesen ist. Damit waren Religion und „russkost“ (etwa: Russizität) nicht mehr identisch. Vladimir Pliss' natürliche „rusifikacija“ blieb im Baltischen Gebiet aus.

Summary

This article deals with Russian Orthodoxy in the Baltic Provinces of the Russian empire, a topic rarely addressed in scholarly literature that usually focuses on Lutheran Estonians and Latvians whereas their orthodox compatriots are neglected. However, the scope of this text is limited since it concentrates on the question if orthodoxy actually brought Estonians and Latvians closer to Russia. In other words, did Orthodoxy play the role ascribed to it in Russian nationalist discourse, namely did it “russify” the Baltic provinces?

After a short discussion of the emergence of Orthodoxy as a religious factor in the region during the mass conversions of Estonians and Latvians in the 1840s, the article provides some basic information about the orthodox population of the Baltic Provinces. Then it

111 Pravoslavie i l'juteranstvo (wie Anm. 20), S. 138.

112 Pravoslavnye narodnye školy v Pribaltijskich gubernijach. Istoričeskoe značenie ich i sovremennoe bedstvennoe položenie [Orthodoxe Volksschulen in den Baltischen Gouvernements. Ihre historische Bedeutung und aktuelle armselige Lage], S.-Peterburg 1914, S. 6.

113 Vladimir I. Pliss: Istoričeskaja zasluga i prodolžajuščeesja značenie pravoslavnoj načal'noj školy v Pribaltijskom krae dlja pravoslavno-russkogo dela [Das historische Verdienst und die fortgesetzte Bedeutung der orthodoxen Grundschule im Baltischen Gebiet für die orthodox-russische Sache], in: Pravoslavnye narodnye školy (wie Anm. 112), S. 9-36, hier S. 9 f., 21, 25, 28 f.

goes on to introduce the Riga Theological Seminary established in 1850 as a school for the local orthodox clergy initially meant for Russians, but also for Estonians and Latvians. However, according to an anonymous brochure supposedly written by an orthodox Latvian in 1882, there were many conflicts on ethnic grounds among the orthodox elites in the Baltic provinces. This brochure namely defended the impact of Estonians and Latvians on the Riga Seminary against accusations of their Russian brothers in faith who blamed all problems of Orthodoxy in the Baltic provinces solely on the non-Russian clergy.

Although we still do not know enough about the history of this institution, it is indicative of the self-awareness of the seminarists of local origin that the anonymous author uses one of the key-terms of the Russian “language of assimilation” (Austin Jersild), “sblizhenie” (“confluence”), in a quite unusual way since in his usage, priests of Russian origin in the Baltic borderland had to adapt oneself to local circumstances. Thus even people who supposedly were chosen by the Russian imperial elites as proponents of Russia’s mission in the non-Russian peripheries, already prior to Alexander’s III centralising reforms in the Baltic provinces decidedly protested against any attempts to simply impose Russian customs and traditions on the local environment. When in 1908 a congress of the Riga eparchy seriously debated the introduction of Lutheran patterns of choir singing in orthodox services in order to make the latter more attractive to the local population, it thus admitted quite pragmatically that the orthodox objective in the Baltic provinces should only be to save and to care for what had already been achieved. As the conclusion shows, however, still on the eve of the First World War in orthodox discourse a “natural” form of Russification of Estonians and Latvians remained the ultimate goal of the imperial orthodox idea. As this paper argues, this vision considerably underestimated the level of self-awareness reached by Estonians and Latvians already by the 1880s.

**Radikalisierung und Ethnisierung:
Bildungspolitische Strategien der Esten und Deutschbalten
in Reaktion auf die Reformen unter Alexander III.
(Mitte der 1880er Jahre bis 1914)**

von Väino Sirk

Nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit sind in Estland sehr gute Untersuchungen jener vielgestaltigen, aggressiven und utopischen nationalen Politik erschienen, die die Bewohner der Ostseeprovinzen – Letten, Esten und Deutschbalten – als „Russifizierung“ deuteten.¹ Ausführlich wurden die Tätigkeit der estnischen und der deutschbaltischen Bildungsgesellschaften und die deutschbaltische Identitätssuche untersucht.² Eine umfassende Darstellung des gesamten Bildungssystems, mit Ausnahme der Hochschulbildung, enthält der zweite Band der „Geschichte der estnischen Schule“.³

- 1 Siehe z.B. Toomas Karjahärm: Vene impeerium ja rahvuslus: Moderniseerimise strateegiad [Das russische Imperium und der Nationalismus: Die Strategien der Modernisierung], Tallinn 2012; Indrek Kiverik: Baltisakslased ja Vene riigivõim 19. sajandi teisel poolel. Vene keele kasutuselevõtust Balti kubermangude ametiasutustes ja koolides [Die Deutschbalten und die russische Staatsgewalt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Einführung der russischen Sprache in den Behörden und Schulen der baltischen Gouvernements], in: in: Tõnu Tannberg, Bradley Woodworth (Hrsg.): Vene impeerium ja Baltikum. Venestus, rahvuslus ja moderniseerimine 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi alguses, II [Das russische Imperium und das Baltikum. Russifizierung, Nationalismus und Modernisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und am Anfang des 20. Jahrhunderts, II], Tartu 2010, S. 11-68; Karsten Brüggemann: Lõpp venestusele. Ühe vaieldava uurimisparadigma kriitika [Das Ende der „Russifizierung“. Kritik eines umstrittenen Forschungsparadigmas], in: ebenda, S. 360-374; in überarbeiteter Form auf Deutsch erschienen unter dem Titel: Als Land und Leute „russisch“ werden sollten. Zum Verständnis des Phänomens der „Russifizierung“ am Beispiel der Ostseeprovinzen des Zarenreichs, in: Zaur Gasimov (Hrsg.): Kampf um Wort und Schrift. Russifizierung in Osteuropa im 19.–20. Jahrhundert, Göttingen 2012, S. 27-49.
- 2 Feliks Kinkar: Lehekülj Eestimaa kultuuriloost. Baltisaksa haridusseltsid Eestis 1905–1914 [Ein Kapitel aus Estlands Kulturgeschichte. Deutschbaltische Bildungsvereine in Estland 1905–1914], Tallinn 2000; Jörg Hackmann: Rahvus(lus)tamine kui ühiskonna ülemkihti püsima jäämise strateegia? Saksa seltsid (Deutsche Vereine) Venemaa Läänemere-provintside [Nation(alität)swerdung als Überlebensstrategie der gesellschaftlichen Oberschicht? Deutsche Vereine in den russischen Ostseeprovinzen], in: Tõnu Tannberg, Bradley Woodworth (Hrsg.): Vene impeerium ja Baltikum. Venestus, rahvuslus ja moderniseerimine 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi alguses, I [Das Russische Reich und das Baltikum. Russifizierung, Nationalismus und Modernisierung in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, I], Tartu 2009, S. 207-231; in deutscher Sprache erschienen als: Nationalisierung als Strategie gesellschaftlichen Obenbleibens? Die Deutschen Vereine in den Ostseeprovinzen Russlands, in: Peter Haslinger (Hrsg.): „Schutzvereine“ in Ostmitteleuropa. Vereinswesen, Sprachenkonflikte und Dynamiken nationaler Mobilisierung 1860–1939, Marburg 2009, S. 53-78.
- 3 Aleksander Elango, Endel Laul u.a. (Hrsg.): Eesti kooli ajalugu, 2. kd. 1860. aastaist 1917. aastani [Geschichte der estnischen Schule, Bd. 2: Von den 1860er Jahren bis zum Jahr 1917], Tallinn 2010.

Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist es, wesentliche Bestrebungen, dauerhafte Ziele und Aktionsprogramme der Esten und Deutschbalten auf dem Gebiet der Bildung parallel zu betrachten. Untersucht werden die Politik und die Arbeit von Adel und Intelligenz, der estnischen und deutschbaltischen Parteien sowie der Bildungsgesellschaften. Im Mittelpunkt stehen hierbei die Zusammenhänge von Bildungsideologie und Selbsterkenntnis bzw. -bewertung eines Volkes sowie die Beziehungen zu Russlands Zentralgewalt. Sowohl die Deutschbalten als auch die Esten waren ja kleine Minderheiten im Imperium. Erstere bekamen in den betreffenden Jahren die staatliche kulturpolitische Diskriminierungspolitik schärfer zu spüren; Letztere gerieten zum ersten Mal überhaupt in deren Fokus.

Das deutsche Bildungswesen im russischen Bildungssystem

Zu Beginn der Regierungszeit Alexanders I. fand eine gründliche Modernisierung der Bildungsordnung statt. Ein Ministerium für Volksbildung wurde gegründet (1802) und der Staat wurde in Lehrbezirke eingeteilt. Diese Ordnung blieb in ihren Grundzügen bis zum Ende des Zarenregimes erhalten. Im Frühling 1802 wurde auf lokale Initiative hin die Universität Tartu (Dorpat), die im Jahr 1710 ihre Tätigkeit eingestellt hatte, als Provinzuniversität wieder eröffnet. Sie wurde bald als kaiserliche Universität und gleichzeitig als eine rein deutsche Forschungsanstalt in das für den ganzen Staat geltende Bildungssystem eingebunden. Für Elementar- und Kreisschulen sowie für Gymnasien sah das Ministerium für Volksbildung eine staatliche Überwachung vor. Dennoch durfte in ihnen auf Deutsch unterrichtet werden. Die Verbindungen zu Deutschland, von wo Professoren und Lehrer berufen wurden, blieben erhalten und wurden sogar enger. So kann das estländische Schulleben als ein Teil des großen deutschen Bildungswesens angesehen werden, das sich über die Staatsgrenzen hinaus in mehrere Richtungen Osteuropas ausdehnte. Da die deutschsprachigen Schulen auf der Grundlage der russischen Gesetze funktionierten und Kreisschulen und Krongymnasien vom Staat eine wesentliche materielle Unterstützung erhielten, kann das Bildungswesen in den Provinzen freilich nicht als ein unabhängiges System gesehen werden, sondern muss vielmehr als ein Teilbereich des imperialen Bildungssystems betrachtet werden.

Die aufgeklärte Atmosphäre, die am Anfang des 19. Jahrhunderts Russlands Bildung beeinflusste, wurde in den Machtkreisen von St. Petersburg nicht lange geduldet. An ihre Stelle trat eine religiös-konservative Richtung, für die ein zarentreues, orthodoxes russisches Volk immer wichtiger wurde. Für die Schulen der Ostseeprovinzen führte dies zu einem Druck ausgesetzt zu sein, verstärkt Russisch zu unterrichten und die Orthodoxie zu fördern, zum anderen bedeutete es einen Angriff auf deutsche Erziehungsideale und auf das deutsche Studentenleben. Der Protest gegen diese Tendenzen manifestierte sich unter anderem darin, dass private Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache den staatlichen Schulen aus der Zeit Nikolaus I. entgegen wirkten, worin der Anfang der bis zum Ersten Weltkrieg andauernden Widerstandsstrategie gesehen werden kann.⁴

In der Zeit Alexanders II. (1855–1881) entwickelten sich in wesentlichen Zügen ein estnisches und ein lettisches Nationalbewusstsein. Der Beginn der deutschbaltischen „Blü-

4 Im Einzelnen: Alexander v. Tobien: Die Livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus, Bd. 1, Riga 1925, S. 279-283.

tezeit“ datiert auf eine frühere Zeit (1848) und sie endete auch früher – bereits in der Mitte der Regierungszeit des „Zaren und Erlösers“,⁵ als sich die Regierung das Ziel setzte, den Anteil der russischen Sprache und Kultur im Bildungsleben der Provinzen wieder zu erhöhen. Der russische Staat wurde immer mehr zu einer bürokratischen Monarchie, in der die Deutschbalten immer weniger auf eine Bewahrung ihrer Traditionen und einstigen Sonderrechte hoffen konnten.⁶ Dennoch gelang es ihnen, zunächst ihre starke Position in den Bildungsinstitutionen und in der Lehrerschaft zu halten. Zwar wurden Jungen- und Mädchengymnasien mit Russisch als Unterrichtssprache gegründet, doch öffneten auch die ritterschaftlichen Landesgymnasien ihre Türen: in Kurland in Kuldīga (Goldingen) 1870, in Livland in Viljandi (Fellin) 1875 und Bērzaine (Birkenruh) 1882.

In den anderen Teilen des Imperiums fehlte eine vergleichbare Vorstellung der Bauernbildung, wie sie sich nach und nach in Folge der Gesetze zur Befreiung der Bauern in den Ostseeprovinzen herausgebildet hatte. Von daher kann die estländische Schulordnung für die bäuerliche Bevölkerung – als niedrigste Stufe die Gemeinde- oder Gutsschule, als höhere Stufe die Parochialschule, außerdem entsprechende Lehrerseminare – als ein einzigartiges und weitgehend unabhängiges Schulsystem bezeichnet werden. Es unterstand dem russischen Innenministerium, war jedoch weitgehend autonom, als wäre es eine innere Angelegenheit der Provinzen. Die Unterrichtsordnung der baltischen Schulen für die bäuerliche Bevölkerung wurde von den Vertretern der so genannten „deutschen Geisteshaltung“ und Kultur gestaltet; die Schulen wurden von Bauern, Gutsherren und Kirchspielen finanziell unterhalten, eine staatliche Hilfe gab es nicht. Der Schule wurde ein universeller ethisch-religiöser Charakter beigemessen und in ihr herrschte eine ständisch-geprägte Erziehung vor. Vor allem die Unterrichtssprache – Estnisch oder Lettisch – verlieh der baltischen Bauernschule eine ethnische Prägung.⁷

Durch die orthodoxen Schulen, die für die in den 1840er Jahren zum Zarenglauben konvertierten Bauern gegründet worden waren, brachte die russisch-orthodoxe Kirche in den 1840er Jahren die Keime der amtlichen russischen Kultur in die agrarische Gesellschaft Livlands. In diesen Schulen wurde damit begonnen, den Kindern Russisch beizubringen, um sie mit der imperialen Ideologie des Reichs vertraut zu machen und eine positive Haltung gegenüber Russland zu erwirken. Das zuvor konfessionell einheitliche Bauernschulwesen hatte sich zweigeteilt. Mit einer solchen Politik erzielte die Regierung jedoch keinen größeren Erfolg. Im Kampf um die Bildung, der den Provinzen aufgedrängt worden war, gewannen Adel, Pastoren, lutherische Bauern sowie estnische und lettische Lehrer die Oberhand. Sie alle hatten ihren Anteil an der Erfolgsgeschichte der lutherischen Bauernschulen, die sich von den 1860er Jahren bis zur ersten Hälfte der 1880er Jahre nachzeichnen lässt und infolgeder „die Volksschule fast auf die Höhe ihrer Zeit aufgestiegen war.“⁸ Der im religiösen

5 Wilhelm Lenz: Der baltische Literatenstand, Marburg 1953, S. 23.

6 Ea Jansen: Eestlane muutuvast aias. Seisusühiskonnast kodanikuühiskonda [Der Este im Wandel der Zeit. Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft], Tartu 2007, S. 171.

7 Im Einzelnen: Väino Sirk: Balti talurahvakoolist rahvuskooli lävele. Terminoloogilisi ja tüpoloogilisi vaatlusi [Von der Bauernschule bis an die Schwelle der Volksschule. Terminologische und typologische Betrachtungen], in: Acta Historica Tallinnensia, Bd. 15, Tallinn 2010, S. 51-72.

8 Lembit Andresen: Eesti rahvakooli ja pedagoogika ajalugu, III. Koolireformid ja venestamine (1803–1918) [Geschichte der estnischen Volksschule und Pädagogik, III. Schulreformen und Russifizierung (1803–1918)], Tallinn 2002, S. 203.

Gewand versteckte Angriff auf das Monopol der lutherischen Bauernschulen befriedigte die Regierung nicht. Ab 1870 wandte die Regierung diesen Schulen gegenüber dieselbe Taktik an, die schon früher in der deutschsprachigen Bildungssphäre praktiziert worden war: Es wurde verlangt, Russischunterricht einzuführen bzw. dessen Anteil im Unterricht zu erhöhen, zur Unterrichtssprache sollte die Staatssprache aber noch nicht werden. Unter dem Einfluss des wachsenden Nationalbewusstseins der autochthonen Bevölkerung teilten sich die baltischen Bauernschulen in estnische und lettische Schulen. Viele Gutsherren und deutschbaltische Pastoren gerieten in Aufregung; gleichzeitig hatten auch sie ein Interesse daran, dass die Kinder regional selbstbewusster und patriotischer erzogen würden.

Im Großen und Ganzen entsprach die vorhandene Schulordnung den Bedürfnissen der deutschbaltischen Gesellschaft, weshalb das strategische Ziel des Adels, der Literaten und der wohlhabenden Stadtbewohner die Erhaltung des *status quo* war. Zwar war man bereit für Reformen, doch die deutsche Prägung der Provinzen sollte nicht eingebüßt werden. Auf Betreiben der Industrie- und Handelskreise der Städte sowie mit Unterstützung der Livländischen Ritterschaft und der anderen ständischen Korporationen wurde 1862 die erste technische Hochschule der Provinzen eröffnet – das Rigaer Polytechnikum.⁹ Als die Regierung erlaubte, im Tartuer Lehrbezirk mit lokalen Mitteln Realschulen mit Deutsch als Unterrichtssprache zu gründen, wurden diese sofort eröffnet, etwa 1880 in Tartu und im darauf folgenden Jahr in Tallinn (Reval). Darüber hinaus bereiteten sozio-ökonomische Verschlechterungen, demografische Verschiebungen und veränderte Anforderungen an das Eheleben die Grundlage für neue Mädchenbildungskonzepte und führten zum Ausbau des Mädchenbildungswesens. Dieser Prozess wurde mit großem gesellschaftlichem Interesse verfolgt.¹⁰ Von einer anhaltenden Modernisierung der Bauernschule zeugte auch die Gründung neuer Lehrerseminare mit estnischer, lettischer und schwedischer Unterrichtssprache durch die Ritterschaften. Diese Tendenz zeigte sich auch in den modernen Lehrplänen, die durch die Verwaltungen der Bauernschulen ausgearbeitet wurden, sowie in einer steigenden Zahl von neu erscheinenden Lehrbüchern. Die Autoren Letzterer waren nun aber nicht mehr deutschbaltische Literaten, sondern estnische Intellektuelle.¹¹

Ab den 1860er Jahren meldete sich auch die estnische Intelligenz, deren Vorstellungen weniger einheitlich als die der Deutschbalten waren, in der bildungspolitischen Arena zu Wort. Einigkeit herrschte darüber, dass die Esten mehr Mitspracherecht in Fragen der Volksschule brauchten. Ein strategischer Fehler war es, dass die estnischen Intellektuellen nicht in die höheren Führungsorgane der Bauernschulen einbezogen wurden. Dies bestärkte unter den Esten die Idee, die Bauernschulen dem Machtbereich der lokalen Behörden zu entziehen und in die Zuständigkeit des Ministeriums für Volksbildung zu verlegen. Lehrer und Küster regten die Gründung der Estnischen Alexanderschule an, d.h. einer Schule mit Estnisch als Unterrichtssprache, die eine weiter führende Schule als eine Parochialschule und auf dem Niveau einer Kreis- oder sogar einer Realschule sein sollte. Die Bewegung

9 Tobien, Die Livländische Ritterschaft (wie Anm. 4), S. 350-352.

10 Im Einzelnen: Anja Wilhelmi: Mädchenbildung. Bildungspraktiken und -diskurse in der deutschbaltischen Bevölkerungsgruppe (1850–1900), in: Dies. (Hrsg.): Bildungskonzepte und Bildungsinitiativen in Nordosteuropa (19. Jahrhundert), Wiesbaden 2011, S. 309-322, hier S. 309, 315.

11 Rahvakoolide õpikute nimekiri 1800–1886 [Liste der Lehrbücher für Volksschulen 1800–1886], in: Andresen, Eesti rahvakooli ja pedagoogika ajalugu (wie Anm. 8), S. 275-283.

wurde von dem Pastor, Volkskundler und führenden Ideologen der nationalen Bewegung, Jakob Hurt, angeführt, der auch die drei Hauptziele der estnischen Bildungspolitik formulierte, die für Jahrzehnte aktuell blieben: Ein Netz von Landkreisschulen (mit Estnisch als Unterrichtssprache) zu schaffen, Estnisch als Fach an Gymnasien zu unterrichten und eine Professur für estnische Sprache an der Tartuer Universität einzurichten.¹² Hurt war ein Befürworter einer evolutionären Entwicklung der Bauernschulen und konzentrierte sich auf die muttersprachliche Allgemeinbildung. Die Frage, ob Estnisch auch bei der mittleren und höheren Bildung als Unterrichtssprache dienen sollte, war seiner Meinung nach nicht vorrangig. Seine Ansichten waren von einer protestantischen Geisteshaltung beeinflusst, in der für kleine Völker charakteristische Merkmale des Selbstschutzes Bestand hatten. Viele Esten erwarteten jedoch eine deutliche Einmischung der russischen Regierung, von der man sich größeres Mitspracherecht in Bildungsfragen und eine Vergrößerung des Anteils an säkularen Inhalten im Unterricht und in der schulischen Arbeit erhoffte.¹³

Unzufriedenheit und Reform des Bildungssystems

Die von Senator Nikolai A. Manasein in den Jahren 1882/83 in Livland und Kurland durchgeführte Revision war ein kraftvoller Auftakt für die Bildungsreformen. Die Möglichkeit, einem hohen Staatsbeamten Gesuche und Denkschriften vorzubringen, versetzte Esten und Letten in Aktivität und die Revisionsbeamten wurden mit entsprechendem Material überhäuft. In vielen Gesuchen wurde der Wunsch geäußert, dass die Volksschule dem Ministerium für Volksbildung untergeordnet werden sollte und hinzugefügt, dass die Schule „nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung“ verwaltet werden müsse.¹⁴ Verlangt wurde die Ausweitung des estnischsprachigen Unterrichts auf die Stadtgrundschulen und die Kreisschulen. Die Beweise für die Unzufriedenheit der Menschen verwendete die Regierung aber nur, um Reformen zu rechtfertigen, die die Zentralisierung und die Stellung der Staatssprache stärkten. Den Wünschen der Esten, den Status ihrer Sprache zu erhöhen und sich an der Leitung der Volksschulen zu beteiligen, wurde nicht gefolgt. Wohl aber teilte Manasein dem Zaren mit, dass die Bauern immer wieder die Forderung aussprachen, die lutherischen Schulen dem Ministerium für Volksbildung unterzuordnen und in diesen Schulen verstärkt die russische Sprache zu unterrichten.¹⁵

Die für die Umsetzung der Grundschulreform notwendigen Gesetze wurden in den Jahren 1885 bis 1887 veröffentlicht. Der Grundinhalt der Reform war die Eingliederung der

12 Jakob Hurt: *Eesti päevaküsimused* [Estlands aktuelle Fragen], in: Hando Runnel (Hrsg.): *Jakob Hurt: Looja ees* [Vor dem Schöpfer], Tartu 2005, S. 265-289, hier S. 287.

13 Väino Sirk: *Rahvakoolisüsteemi institutsionaalsed probleemid ärkamisaja eesti mõtteloos* (1860.–1880. aastad) [Institutionelle Probleme des Volksschulsystems in der estnischen Geistesgeschichte während des Nationalen Erwachens (1860–1880er Jahre)], in: *Acta Historica Tallinnensia*, Bd. 16, Tallinn 2011, S. 86-108, hier S. 90-99.

14 Willem Reiman: *Kolm ajalooallikat venestamise päivilt I* [Drei Geschichtsquellen aus der Zeit der Russifizierung I], in: *Eesti Kirjandus* (1910), H. 1, S. 1-8, hier S. 3.

15 Aleksandrs Drīzulis (Hrsg.): *Manaseina revīzija. Materiāli Latvijas PSR vēstures pētīšanai* [Die Revision von Manasein. Materialien zur Erforschung der Geschichte der Lettischen SSR], Rīga 1949, S. 197.

livländischen, estländischen und kurländischen lutherischen Volksschulen und Lehrerseminare in die Zuständigkeit des Ministeriums für Volksbildung, die Schaffung eines neuen Aufsichtsorgans mit der Einsetzung von Direktoren und Inspektoren der Volksschulen und die Einführung der russischen Unterrichtssprache. In den Gemeinde- und Gutsschulen war es jetzt gestattet, auf Russisch, Estnisch oder Lettisch zu unterrichten („wie es leichter ist“), im dritten Schuljahr musste vollständig auf Russisch übergegangen werden (ausgenommen Lesen und Schreiben, Religionsunterricht und Kirchengesang in der Muttersprache). Auf der höheren Stufe der Landvolksschulen, den Parochialschulen (4. und 5. Schuljahr), mussten alle Fächer außer Religionsunterricht und Kirchengesang auf Russisch unterrichtet werden. In den Stadtgrundschulen (Elementarschulen), in denen bisher hauptsächlich auf Deutsch, in manchen aber auch auf Estnisch, Lettisch oder Russisch unterrichtet worden war, wurde 1887 ebenfalls die russische Unterrichtssprache eingeführt. Seit 1892 wurde auch von den Gemeinde- und Gutsschulen russischsprachiger Unterricht ab dem ersten Schuljahr verlangt, wofür jedoch jegliche Voraussetzungen fehlten. Die oktroyierten, realitätsfernen Forderungen hatten auf die Schularbeit eine verheerende Wirkung.¹⁶ Immerhin versuchte die Regierung, ihre grundsätzlich destruktiv wirkende Politik mit konstruktiven Elementen zu ergänzen: In Estland wurden ein- oder zweiklassige staatlich-ministerielle Schulen (mit einer Schulzeit von drei und fünf Jahren) gegründet. Es handelte sich um einen Schultyp, der für die inneren Gouvernements geschaffen worden war. Der Staat unterstützte die Unterhaltung dieser Schulen materiell. Dennoch hielten sowohl die Deutschbalten als auch sehr viele Esten die ministeriellen Schulen für eine Maßnahme, welche den Einfluss der lokalen Bevölkerung in Bildungsfragen noch weiter verringerte und den Gemeinden das Mitspracherecht bei der Einsetzung der Lehrer entzog.¹⁷

Die Regierung sah in den estnischen und lettischen Lehrern, von denen die Besten in den „deutschen Seminaren“, d.h. in den ritterschaftlichen Lehrerseminaren studiert hatten, das Haupthindernis bei der Umgestaltung des Volksschulwesens. Nach dessen Unterordnung unter das Ministerium für Volksbildung (1885) schlossen die Ritterschaften im Jahr 1887 drei der vier Lehrerseminare für estnische Gemeindeschulen. Ebenso wurde die Arbeit des ritterschaftlichen Parochiallehrer-Seminars in Valga (Walk) mit deutscher Unterrichtssprache beendet, das seit 1849 existiert hatte und bis 1881 von Jānis Cimze, einem Vertreter der lettischen nationalen Bewegung, geführt wurde.

Die Aufgabe der in den Provinzen gegründeten staatlichen Seminare mit russischer Unterrichtssprache (Baltisches Lehrerseminar in Riga, später in Kuldīga 1870, in Tartu 1878, in Valmiera [Wolmar] 1894, in Rakvere [Wesenberg] 1912) war die Ausbildung von „russischen Lehrern“.¹⁸ Es wurden aber für die Seminare der, wie es hieß, an das Imperium

16 Heinrich Rosenthal: Kulturbestrebungen des estnischen Volkes während eines Menschenalters (1869–1900), Reval 1912, S. 282.

17 Allan Liim, *Ministeeriumikoolid [Schulen des Ministeriums]*, in: Ders. (Hrsg.): *Haridusinstitutionid Eestis keskajast kuni 1917. aastani [Bildungsinstitutionen in Estland vom Mittelalter bis zum Jahr 1917]*, Tartu 1999, S. 119 f.

18 *O nekotorych merach k rasprostraneniju načal'nogo narodnogo obrazovanija v gubernijach Èstljandskoj, Lifljandskoj i Kurljandskoj [Über einige Maßnahmen zur Verbreitung der Volksgrundschulbildung in den Gouvernements Estland, Livland und Kurland]*, 2.3.1870, in: *Polnoe sobranie zakonov Rossijskoj imperii [Vollständige Gesetzessammlung des Russländischen Imperiums]*, Sammlung II, Bd. XLV, Abtlg. 1, 1870, Sankt-Peterburg 1874, Nr. 48078.

„näher heranzubringenden“ Grenzgebiete kaum Interessenten aus Russland gefunden, so dass Ansässige – bevorzugt Orthodoxe – aufgenommen wurden. Schon bald erwies sich die Hoffnung, dass orthodoxe Esten – nach anfänglicher Auffassung der russischen Beamten gleichsam die „guten“ Esten – zu Verfechtern alles Russischen geschult werden könnten, oft als Illusion.¹⁹ Da die ehemaligen Lehrer „mit deutscher Ausbildung“ in größerer Anzahl entlassen wurden, gelangten viele junge Leute, die gar keine pädagogische Ausbildung besaßen, als Lehrer an die Schulen. Viele Deutschbalten und einige Esten sahen hierin sowohl eine pädagogische als auch eine ernsthafte politische Gefahr.²⁰

In den Jahren nach der Reform (bis zur Mitte der 1890er Jahre) nahm die Schülerzahl in den Bauernschulen ab, die Kontrolle der Schulpflicht ließ nach oder hörte auf, in manchen Orten wurden wegen Lehrermangels Schulen geschlossen. Die negativen Auswirkungen auf das Volksschulwesen wurden auch dadurch begünstigt, dass die ehemaligen Leitungsorgane für die Schulen nicht unter den veränderten Verhältnissen arbeiten wollten oder konnten und ihre Nachfolgestrukturen mit den Inspektoren an der Spitze noch schwach waren. Auch an den Schulen, an denen Deutsch unterrichtet wurde, wurde die russische Unterrichtssprache unter großem Druck eingeführt. Der lokale Widerstand konnte diesen Prozess lediglich verzögern. Die deutschsprachigen Kreisschulen wurden zu russischsprachigen Stadtschulen umorganisiert. 1889 wurde die russische Unterrichtssprache in den Privatschulen eingeführt, woraufhin mehrere ihre Tätigkeit beendeten; diejenigen Schulen, die sich den Vorgaben widersetzen, wurden geschlossen. An den Jungengymnasien wurde zwischen 1887 und 1892 die Staatssprache eingeführt; das Livländische Landesgymnasium in Viljandi sowie die Estländische Ritter- und Domschule in Tallinn wurden geschlossen. Bis 1895 wurde die russische Unterrichtssprache in den Stadttöchtereschulen endgültig eingeführt. Neben der Sprachreform galt auch der Erlass der im ganzen Staat gültigen Schulstatuten in der baltischen gebildeten Öffentlichkeit als erniedrigend und unbegründet.²¹

Manasein stellte zudem die Existenz der deutschsprachigen Dorpater Universität in Frage.²² In der Universität wurde von 1889 bis 1895 an allen Fakultäten – mit Ausnahme der theologischen – die russische Sprache eingeführt. Zwischen 1893 und 1917 hieß Tartu offiziell Jur'ev, und auch die Universität wurde zur Jur'ever Universität. Im Veterinär-Institut zu Dorpat begann der Übergang zur russischen Sprache schon 1883, im Rigaer Polytechnikum fand der Wechsel der Unterrichtssprache Anfang der 1890er Jahre statt. Die deutschbaltischen Geschäfts- und Industriekreise gingen mit der Regierung einen Kompromiss ein, die Livländische Ritterschaft hingegen zeigte sich resolut und beendete die Verbindungen zu der Lehranstalt.²³

19 Brüggemann, Lõpp venestusele (wie Anm. 1), S. 368; siehe auch den Beitrag von Brüggemann in diesem Heft.

20 Tobien, Die Livländische Ritterschaft (wie Anm. 4), S. 267, 271.

21 Elango, Laul (Hrsg.), Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 3), S. 333-336, hier S. 337.

22 Drizulis (Hrsg.), Manaseina revizija (wie Anm. 15), S. 199.

23 Tobien, Die Livländische Ritterschaft (wie Anm. 4), S. 354-356.

Gegenmaßnahmen und Adaption einer fragmentarischen Gesellschaft

Durch die Schließung der landesweit agierenden kulturell-pädagogischen Institutionen – des Estnischen Literatenvereins (1872–1893) und der Gründungskomitees der Estnischen Alexanderschule (1871–1888) – wurde die kaum organisierte estnische Gesellschaft zu Beginn der so genannten Russifizierungsperiode unter Alexander III. schwächer. Die bildungspolitischen Ziele der Esten aus der Zeit des „nationalen Erwachens“, d.h. die Festigung der vorhandenen Bildungsordnung nach eigenen ethnischen Interessen, z.B. durch eine Professur für Estnische Sprache an der Universität Tartu, oder die Schaffung einer alternativen estnischsprachigen Schule (Alexanderschule, Landkreisschulen), verloren aufgrund der Reformen jegliche Umsetzungsmöglichkeit, wenngleich sie als Ideale weiterhin Bestand hatten.

Als breiteres, öffentliches Forum für die Diskussion des Bildungswesens blieb nur die muttersprachliche Presse, die jetzt jedoch noch strenger zensiert wurde. Allerdings wurde die Unifizierungspolitik der Regierung zunächst noch nicht als Gefahrenquelle für die eigene nationale Entwicklung eingeschätzt. Die Aufregung der Deutschbalten hinsichtlich der Einführung der russischen Sprache als Amtssprache bei den Behörden wurde nicht verstanden, es wurde vom Recht des Staates gesprochen, die offizielle Sprache zu bestimmen.²⁴ Auch als die städtischen Schulen (u.a. die Gymnasien) auf die Staatssprache umgestellt wurden, schien es den Esten, als sei dies kein direkter Schlag gegen sie. Und obwohl die deutsche Sprache weiterhin angesehen war, eröffnete jetzt die russische Sprache den Esten neue soziale Aufstiegsmöglichkeiten im ganzen Imperium. Erst die Tatsache, dass der muttersprachliche Unterricht der bäuerlichen Bevölkerung nach 200 Jahren drastisch eingeschränkt wurde, die Gründung der russischsprachigen Alexanderschule (1888) sowie das offen assimilatorische Verhalten mancher russischer Beamter (u.a. der Volksschulinspektoren) ließen auch die Esten den Kern und den Umfang der Reformen begreifen. Die Protesterklärungen der estnischen Lehrer, Schulältesten und Schüler blieben jedoch begrenzt oder ungehört.

Zu Beginn der Reformen hegten einige estnische Aktivisten allerdings auch die Hoffnung, die umwälzenden Veränderungen für die Erweiterung der Rechte der Esten nutzen zu können. So äußerte die Zeitung „Olevik“, deren Herausgeber Ado Grenzstein ein unbeständiger und lavierender Charakter war, den Wunsch, in den Ostseeprovinzen estnische und lettische Schulkreise auf ethnischer Grundlage zu schaffen: „Ein wichtiger Punkt ist, wieviel Macht unser Volk selber in seiner Schulverwaltung haben wird.“²⁵ Das entsprach der Umsetzung der Vorstellungen eines Bildungswesens in estnisch und lettisch geprägten, ethnisch organisierten Gouvernements. Auch wenn die Regierungspolitik schon bald viele Esten tief enttäuschte, behielt die Zeitung eine klare Position zu einem Thema, das bis zur Gründung des estnischen Staates aktuell blieb. Führende Deutschbalten hingegen begriffen bereits zu Beginn der Reformen, dass ein bildungspolitischer Machtkampf und Eingriff in die Politik und Kultur der Provinzen begonnen hatte. Der Blickwinkel der Esten

24 Ea Jansen: Aleksander III venestusreformid ja Eesti avalikkus [Die Russifizierungsreformen Alexander III. und die estnische Öffentlichkeit], in: Dies.: Vaateid eesti rahvusluse sünniaegadesse [Blicke auf die Anfänge des estnischen Nationalismus], Tartu 2004, S. 285-318, hier S. 303.

25 Eestimaalt. Koolivalitsuse muutmine [Aus Estland. Die Änderung der Schulverwaltung], in: Olevik v. 23. Dezember 1885, S. 1.

war zunächst enger: Es dominierte eine für ein kleines Volk wohl typische, ich-bezogene Einstellung. Immerhin wurde der Gedanke einer muttersprachlichen Volksschule hartnäckig verfolgt; er wurde zur wichtigsten Forderung des estnischen Bildungswesens bis zum Fall der zaristischen Regierung.

Seit Ende der 1890er Jahre überwand das estnische gesellschaftliche Leben den durch den politischen Klimawechsel entstandenen Stillstand. Es tauchten stärker werdende national-liberale Richtungen auf, von denen Jaan Tõnisson in Tartu die gemäßigtere (Zeitung „Postimees“) und Konstantin Päts in Tallinn die radikalere Richtung (Zeitung „Teataja“) vertrat. Langsam kehrte die optimistische Aufbruchsstimmung zurück. Wenn auch der reformatorische Ehrgeiz der Regierung nachließ, blieben die Umgestaltungen im Bildungsbereich in Kraft.

Es ist davon auszugehen, dass die Zeitgenossen die Wirkung der Reformen auf die Volksbildung dramatisierten. So benutzte Alexander v. Tobien den Ausdruck „entnationalisierte Volksschule“ und war der Meinung, dass „die Volksschule auf[hörte], Bildungsanstalt des lettisch-estnischen Volkes zu sein“, sie eine „blosse Russifizierungsanstalt“ würde.²⁶ Der Wahrheit näher war der russische Bildungswissenschaftler Petr Kapterev (1849–1922), der behauptete, dass egal wie weit die Gesellschaft von der Beteiligung an der Bildungsordnung abgedrängt und wie fremd auch das Bildungssystem sei, sich in ihm doch unbedingt der nationale Charakter widerspiegele.²⁷ Bei den Esten und Letten hatte sich bis zu den 1880er Jahren ein Nationalbewusstsein entwickelt. Sie waren fast vollständig alphabetisiert und in Vereinen zusammengeschlossen: Sie veranstalteten große, friedliche und nationale Demonstrationen – die Sängerkulte –, die wesentlich von Volksschullehrern organisiert wurden. Eine Nationalisierung der Lehrerschaft konnte bei der Arbeit in der Schule gebremst, aber in keiner Weise vollständig ausgeblendet werden. Die Ritterschaften brachten ihren Ärger über der Schulreform zum Ausdruck und machten der Regierung und sogar dem Zaren Vorschläge. Es wurde darauf hingearbeitet, dass die neuen staatlichen Bildungsorgane die für sie gesetzlich festgelegten Befugnisse nicht überschritten: Für rechtswidrig wurde beispielsweise der russischsprachige Unterricht in der Gemeindeschule in den ersten zwei Schuljahren gehalten.²⁸ Aber alle Vorschläge führten bis zur Krise des Imperiums Anfang des 20. Jahrhunderts zu keinen wesentlichen Ergebnissen. Die Regierung schaffte die lokalen Kontrollorgane der Volksschulen nicht ab, wenn auch ihre Befugnisse beschränkt wurden. Im Gegenteil – sie wurden aufgefordert, die Direktoren und Inspektoren der Volksschulen zu unterstützen, d.h. bei der Durchführung der Reformen, die das Gerechtigkeits- und Nationalgefühl der Menschen beleidigten, mitzuhelfen.²⁹

26 Tobien, Die Livländische Ritterschaft (wie Anm. 4), S. 250 f.

27 Petr F. Kapterev: Istorija russkoj pedagogii [Die Geschichte der russischen Pädagogik], Sankt-Peterburg 2004, S. 417.

28 Der Hauptmann der estländischen Ritterschaft am 24. Nov. 1904 an den Minister für Volksbildung [Kopie], in: Eesti Ajalooarhiiv [Estnisches Historisches Archiv] Tartu, Best. 1432, Verz. 1, A. 22, S. 4.

29 Vremennye dopolnitel'nye pravila ob upravlenii načal'nymi učiliščami v gubernijach: Lifljandskoj, Kurljandskoj i Ėstljandskoj [Provisorische Ergänzungsregelungen über die Verwaltung der Grundschuleinrichtungen in den Gouvernements: Livland, Kurland und Estland], in: Cirkuljar po Derptskomu Učebnomu Okrugu (1887), Nr. 7, S. 313-321.

In deutschbaltischen Kreisen gab es selbst in den Ritterschaften Meinungsunterschiede in der Frage, ob die Volksschule, über die jetzt die russischen Behörden bestimmten, weiter unterstützt werden sollte oder nicht. Allgemein verbreitet war der Standpunkt, dass der Religionsunterricht auch in der russifizierten Schule kontrolliert und gesteuert werden sollte. Die Bildungspolitik der Ritterschaften und die diesbezügliche Meinung der Pastoren lässt sich während der ganzen hier behandelten Zeit bis über die Revolution von 1905 hinaus folgendermaßen charakterisieren: Den konventionellen (evangelisch-lutherischen) Charakter der Schule zu schützen; als Unterrichtssprache die Volkssprachen zu verwenden; den Bildungsstand der Lehrer zu verbessern und die Rechte der lokalen Schulämter, die aus Vertretern der Ritterschaften, der Pastoren und der Bauernschaft bestanden, wiederherzustellen oder zumindest zu erweitern. Dazu zählte auch das Recht der Gemeinden, Lehrer für ihre Schulen zu wählen.

Viele estnische Akteure verstanden, dass die Beteiligung des Adels am Bildungsleben der bäuerlichen Bevölkerung weiterhin wichtig war und kritisierten Initiativen des Adels, in denen von der Fürsorge der Bauernschulen (und ebenso auch von vielen früher deutschsprachigen Schulen) Abstand genommen wurde. Als die Livländische Ritterschaft 1898 die zarische Regierung darum bat, sie von der Pflicht zu befreien, sich um das Volksschulwesen zu kümmern, kritisierte Tõnisson das Benehmen des Adels scharf und behauptete, dass der „erste Stand“ und die „Volksvertreter“ moralisch und rechtlich verpflichtet seien, mit Fürsorge und Treue weiter zu arbeiten. Er fügte hinzu: „Wir fordern von den Herrschenden der Heimat, dass sie [...] unsere Rechte berücksichtigen und ihre Pflichten kennen und erfüllen“.³⁰ Tõnisson vertrat die Meinung, dass derjenige, der es nicht mehr schaffe oder wolle, seine Aufgaben zu erfüllen, abtreten müsse.

Der radikale Liberale Päts richtete seine Kritik auf die „deutsche Partei“ und behauptete, dass sowohl die Gegner der ministeriellen Schulen als auch deren Befürworter dem Volk Gutes wünschten.³¹ Die Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Bauernschulen war von gesetzgebender Seite vorgegeben. Für die Eröffnung der staatlichen Schulen aber, die nach Ansicht der Regierung am meisten geeignet waren, um Esten und Letten „in die große russische Familie“ einzugliedern, wurde die Zustimmung der bäuerlichen Bevölkerung angestrebt. Zu diesem Zweck wurden viele Gemeindeversammlungen in die Umsetzung miteinbezogen, in denen sich eine mentale Opposition gegen den Staat bildete. Die Zahl der staatlichen Schulen war nicht besonders groß.³² Die abweisende Haltung der Esten gegenüber diesen Schulen kann als eine parallele Erscheinung zum Kampf der russischen Öffentlichkeit gegen die Aufzwingung dieses Schultyps gesehen werden, womit die Rechte der volksnahen *Zemstvo*-Schulen beschränkt wurden.³³

Nachdem in den öffentlichen Gymnasien und in den Realschulen die russische Sprache eingeführt worden war, unterstützten die Deutschbalten die Privatschulen stärker, in denen sich der deutschsprachige Unterricht länger hielt. Die meisten Privatschulen, besonders die

30 Maakooli-kohtute tööst vabastamist [Über die Entbindung von der Arbeit bei den Landschulbehörden], in: Postimees v. 22. Oktober 1899, S. 1.

31 Elango, Laul (Hrsg.), Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 3), S. 473 f.

32 Ebenda, S. 342.

33 Villem Reiman: Selguse poole [Zu Klarheit], in: Hando Runnel (Hrsg.): Villem Reiman: Mis meist saab? [Was wird aus uns?], Tartu, 2008, S. 339-354, hier S. 339.

Mädchenschulen, behielten die deutsche Lehrerschaft.³⁴ Sie trugen dazu bei, dass sich in den deutschbaltischen Familien eine traditionelle Denkhaltung festsetzte.³⁵ Als Gegengewicht zu diesen Schulen – aber gleichermaßen nach ihrem Vorbild – begannen auch Tõnisson sowie der Pastor und Geschichtsforscher Villem Reiman um 1900 damit, die Gründung eines estnischsprachigen Mädchengymnasiums vorzubereiten.

Nach der Reform wurden in den Schulen kaum mehr die Fächer Heimatkunde und Muttersprache unterrichtet. Sowohl die estnischen als auch die deutschbaltischen Bildungsbemühungen zielten jetzt auf häuslichen Unterricht und auf Erwachsenenbildung ab. Für die Deutschbalten waren jetzt die privaten Unterrichtskreise ein wirkungsvolles Mittel zur Vermittlung nationaler Erziehungsinhalte.³⁶ Die Ritterschaften unterstützten die geheimen Unterrichtskreise und andere deutschbaltische Organisationen. So entwickelte sich der Hausunterricht zu einem Schulsystem, das in der Regel die niedrigeren Klassen umfasste. Wenige Unterrichtskreise reichten bis zu den höheren Klassen des Gymnasiums. Dabei waren Unterrichtskreise für Mädchen beständiger, die der Jungen unsicherer, weil diese von der Polizei mit deutlich mehr Nachdruck verfolgt wurden.³⁷ Rechtlich gesehen war die Arbeit der Unterrichtskreise umstritten und verursachte gegensätzliche Anordnungen unter den höheren Staatsbeamten bis endlich die Ansicht des Zaren, der in den Unterrichtskreisen nichts Ungesetzmäßiges sah, maßgebend wirkte. 1904 wurde die Frage von der Tagesordnung des Ministeriums für Volksbildung abgesetzt.³⁸

Unter den Deutschbalten war der Widerstand zum Teil hartnäckig. Ein Beispiel für diese Beharrlichkeit ist das pädagogische Seminar von Maria Girgensohn (offiziell eine Pension in Tartu), in dem seit 1894 unter anderem Lehrerinnen auch für den Hausunterricht ausgebildet wurden. Für die Esten hingegen war es nicht möglich, eine solche den Behörden bekannte, aber umstrittene Unterrichtsform ins Leben zu rufen. Dennoch blieb die estnische Einstellung gegenüber der Volksbildung nicht gleichgültig: Um 1900 deuteten viele Zeichen auf eine Wiederbelebung des pädagogischen Interesses hin. Die Arbeit im Bereich der Unterrichtsmethodik des Estnischen wurde intensiver. Die Lehrer in den Volksschulen wurden ermuntert, die knappe Unterrichtszeit, die für die estnische Sprache geblieben war, besser zu nutzen. Laut Toivo Ü. Raun „scheint es in der estnischen Bevölkerung eine bewusste Entscheidung gegeben zu haben, den muttersprachlichen Unterricht am Leben zu halten“.³⁹ Trotz der Geschehnisse hielten die Esten die Gemeinde- und Parochialschulen

34 Kiverik, *Baltisakslased* (wie Anm. 1), S. 50 f.

35 Laut Anja Wilhelmi wurde „den Ängsten vor dem Verlust kultureller Selbstständigkeit und eigener nationaler Identität mit einer Aufwertung der Frau zur zentralen Kultur- und Bildungsvermittlerin begegnet. Die Mädchenbildungsfrage wurde deshalb zu einer Schlüsselfrage bei der Konstruktion von deutschbaltischen Familien-, Gesellschafts- und Identitätsmodellen“, Wilhelmi, *Mädchenbildung* (wie Anm. 10), S. 321. Allgemein hierzu Heide W. Whelan: *Adapting to Modernity, Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*, Köln u.a. 1999.

36 Kiverik, *Baltisakslased* (wie Anm. 1), S. 50 f.

37 Wolfgang Wachtmuth: *Von deutscher Schulpolitik im baltischen Raum, von ihren Anfängen bis 1939*, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* 7 (1943), H. 1/2, S. 45-89, hier S. 58.

38 Michael Haltzel: *The Baltic Germans*, in: Edward C. Thaden (Hrsg.): *Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1855–1914*, Princeton 1981, S. 109-204, hier S. 172.

39 Toivo Ülo Raun: *Venestamine Eestis 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi algul* [Russifizierung in Estland in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: Tannberg, Woodworth (Hrsg.), *Vene imperium* (wie Anm. 2), S. 113-165, hier S. 141.

dennoch für ihre Schulen. Es wurde die Hoffnung auf eine friedvolle Veränderung als Ergebnis der gemeinsamen Arbeit aller Beteiligten geäußert: Pastoren und Inspektoren sollten den Anstoß geben, Gemeinden und Gutshöfe sollten für das Wohl der Schule arbeiten.⁴⁰ Tönissons „Postimees“ wagte den Begriff „nationale Bildung“ als künftiges Programm zu benutzen.⁴¹ Im „Postimees“-Programm von 1902 spiegelten sich sowohl die für diese Zeit charakteristischen Verhaltensweisen zwischen Ohnmacht und Anpassung als auch die weitreichenden Ziele wider. Es wurde auf die außerschulische Bildungsarbeit als Kompensation für die Mängel der Schulbildung hingewiesen.⁴² Die Grundhaltung der Esten in dieser Zeit fasste im Jahre 1900 Reiman zusammen: „Aber näher zum Vaterland und zur Muttersprache soll die Schule die Kinder erziehen und aus ihnen Staatsbürger schaffen“.⁴³

Deutschbaltische Parteien und ihre Forderungen im Herbst 1905

Die Revolution von 1905 beendete das Zeitalter der (halb geheimen) „stillen Bildungsarbeit“, die in der Bildungsgeschichte der lokalen Völker mit den zentralisierenden Reformen begonnen hatte. Die Taktik der Anpassung, die Arbeit im Bereich des häuslichen Unterrichts und der häuslichen Erziehung, wurde unter dem Einfluss der stürmischen Ereignisse von neuen, kühneren Zielen im Bildungsbereich überschattet. Die erzwungene Einführung der russischen Unterrichtssprache führte weder zur mentalen und sprachlichen Russifizierung der Jugend noch hatte sich die Mehrheit der Bevölkerung mit den Beeinträchtigungen der Schulreformen in nationaler Hinsicht abgefunden. Nach Ansicht eines führenden deutschbaltischen Presseorgans hätte „ein Jahrzehnte lang herrschendes bürokratisches Regime [...] das Unterrichtswesen jeglicher gesunden Grundlage beraubt und das Ansehen der Staatsautorität untergraben“.⁴⁴

Die Revolution hatte für die Esten und die Letten eine andere Bedeutung als für die Deutschbalten. Reinhard Wittram schrieb von der Entfremdung der drei Völker und von der „estnisch-lettischen Revolution“.⁴⁵ Als Grundzüge der Revolution von 1905 wurden erstens die Gewalt (darunter Zerstörung von Staats- und Privatbesitz) sowie zweitens die politische und soziale Mobilisierung durch den Aktivismus angeführt.⁴⁶ Die Gewalt traf zahlreiche Besitztümer der Gutsherren. Die brutale Niederschlagung der Unruhen, an der

40 Mõni sõna meie rahvakooli oludest I [Einige Worte über die Lage der Volksschule I], in: Postimees v. 8. September 1901, S. 1.

41 Mis meil tulevikus majandusliselt oodata on I [Was wir in der Zukunft mit Blick auf die Wirtschaft zu erwarten haben I], in: Postimees v. 20. Oktober 1900, S. 1.

42 „Postimehe“ programm (1902) [Das Programm des „Postimees“ (1902)], in: Toomas Karjahärm (Hrsg.): Venestamine Eestis 1880–1917. Dokumente ja materjale [Russifizierung in Estland 1880–1917. Dokumente und Materialien], Tallinn 1997, S. 150-152.

43 Villem Reiman: Koolikõne [Schulrede], in: Hando Runnel (Hrsg.): Villem Reiman: Mis meist saab? [Was wird aus uns?], Tartu 2008, S. 254-264, hier S. 259.

44 Aufruf und Programm der baltischen Konstitutionellen Partei, in: Baltische Monatsschrift LX (1905), S. 371-373, hier S. 371.

45 Reinhard Wittram: Geschichte der baltischen Deutschen. Grundzüge und Durchblicke, Stuttgart u.a. 1939, S. 167.

46 Toivo Ülo Raun: Violence and Activism in the Baltic Provinces during the Revolution of 1905, in: Acta Historica Tallinnensia, Bd. 10, Tallinn 2006, S. 49-59.

sich auch Deutschbalten beteiligten, brachte eine Eskalation der Spannungen zwischen den Nationalitäten mit sich, in deren Folge das Ansehen der deutschbaltischen Oberschicht stark litt. Der Aktivismus aus der Zeit der Revolution regte das Selbstwertgefühl aller Völker an und brachte politische Erfahrungen. Ein Bereich, in dem die Bestrebungen von Esten und Deutschbalten bei allen sonstigen Gegensätzen ähnliche Züge zeigten, war die Bildung. Das erste Mal in der Geschichte unterbreiteten beide Seiten dem russischen Staat Vorschläge, die sich inhaltlich in vielen Dingen überschneiden.

Aufgrund des Manifests vom 17. Oktober 1905 ging das staatliche Gefüge Russlands in eine konstitutionelle Monarchie über. Die estnischen Liberalen begrüßten die staatlichen Reformen, obwohl ihr beschränkter Charakter sie nicht befriedigte; unzufrieden zeigten sich hingegen die estnischen Radikalen und Sozialisten, die die volle Herrschaft des Volkes anstrebten.⁴⁷ Die Deutschbalten standen demgegenüber der konstitutionellen Monarchie positiver gegenüber, weil sie auf Stabilität sowie auf den Schutz ihres Vermögens und ihrer Vorrechte hofften. Allerdings vertieften die Geschehnisse von 1905 ihre Unsicherheit. Vor dem Hintergrund der sich zusehends ausweitenden wirtschaftlichen und nationalen Selbstverwirklichung der Esten und Letten fühlten sie sich zunehmend deutlicher zerrissen und gefährdet. Um die eigene Position zu sichern, wurden jetzt Überlebensstrategien mit dem Ziel entwickelt, alle Deutschbalten im nationalen Sinne zu bestärken.⁴⁸ Es wurde behauptet, dass für den Bestand „des Deutschtums“ neben dem Adel auch andere Schichten der deutschbaltischen Gesellschaft mit in die allgemeine Landespolitik einbezogen werden müssten und eine umfassende nationale Organisation auf einer allständischen Basis angestoßen werden müsse. Der Gedanke des Zusammenschlusses, der Erhaltung und der Stärkung des „Deutschbaltentums“ zeigte nach Ansicht von Gert Kroeger einen völlig neuen Tenor: „Man schloß sich defensiv als nationale Minderheit zusammen.“⁴⁹

Ende des Jahres 1905 wurden in Estland die ersten legalen politischen Parteien gegründet: Im November in Riga die „Baltische Konstitutionelle Partei“, in Tallinn die „Konstitutionelle Partei in Estland“ und in Jelgava (Mitau) die „Monarchisch-Konstitutionelle Partei in Kurland“.⁵⁰ Diese Parteien waren mäßig konservativ, strebten nach Bürgerrechten, einer konstitutionell-monarchistischen Ordnung, einer baltischen Autonomie und forderten für die Esten und Letten das Recht auf Teilnahme an den Landtagen ein. In den Parteien waren unterschiedliche Schichten der deutschbaltischen Gesellschaft vertreten. Mit geringem Erfolg wurde versucht, auch Esten und Letten anzuwerben. In den Programmen dieser Parteien wurden Bildungsfragen unter dem Aspekt der Grundbedürfnisse der Bevölkerung behandelt. Dabei wurde das Recht auf den jeweiligen lokalen Sprachgebrauch betont, ohne eine Sprache dezidiert hervorzuheben. Das Programm der Baltischen Konstitutionellen Partei (1905) enthielt zwei Punkte zum Bildungswesen:

47 Toomas Karjahärm: *Ida ja Lääne vahel. Eesti-Vene suhted 1850–1917* [Zwischen Ost und West. Estnisch-russische Beziehungen 1850–1917], Tallinn 1998, S. 132.

48 Hackmann, *Rahvus(lus)tamine* (wie Anm. 2), S. 211.

49 Gert Kroeger: *Die Deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland 1905/06–1914*, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums* (1969), S. 39–49, hier S. 40–43.

50 *Resolution der Dorpater konstitutionellen Parteiversammlung. Programm der monarchistisch-konstitutionellen Partei in Kurland*, in: *Baltische Monatsschrift LX* (1905), S. 373–377, hier S. 375.

- „9) Volle Autonomie für die Hochschulen unter Berücksichtigung der örtlichen Landessprachen als Lehrsprachen.
- 10) Überlassung der Regelung des Schulwesens an die Selbstverwaltungsorgane, soweit sie die Kosten desselben tragen, bei Freistellung der Unterrichtssprache, je nach den Bedürfnissen der örtlichen Bevölkerung.“⁵¹

Im Programm der Tartuer Gruppe der Baltischen Konstitutionellen Partei wurden die Einführung der Schulpflicht im Imperium, der muttersprachliche Unterricht, die Erhaltung der religiösen Erziehung in der Grundschule und die Unterordnung der Grundschulen unter die lokalen Selbstverwaltungsorgane, von welchen sie unterhalten wurden, verlangt.⁵² Es wurde ein vierjähriger Pflichtunterricht für die livländischen Gemeindeschulen gefordert, für die in der Regel eine Unterrichtszeit über drei Winter vorgesehen war. Aus heutiger Sicht waren wohl auch vier Jahre eine zu kurze Schulzeit, insofern als man in diesen Schulen sowohl die Muttersprache als auch die Staatssprache unterrichten wollte.

Hinsichtlich der Parochialschulen betonten die deutschen Liberalen in Tartu, dass die Unterrichtssprache in den Gemeindeschulen die Muttersprache sein müsse. Der russischen Sprache wurde der Status einer verbindlichen, der deutschen der einer freiwilligen Sprache zugedacht. Mit der Forderung, den Absolventen der Parochialschule das Recht zu erteilen, auf die Mittelschule zu gehen, wurde die Idee einer Einheitsschule eingeführt. Für Vereine, Stände, Korporationen und Einzelpersonen wurde die Berechtigung zur Gründung von Mittelschulen mit den Rechten einer staatlichen Schule gefordert, wobei die Gründer über die Unterrichtssprache entscheiden sollten. Etwas abgemildert wurde zudem der Wunsch geäußert, dass bei den staatlichen Schulen die Bedürfnisse der Bewohnerschaft nach muttersprachlichem Unterricht berücksichtigt werden sollten. Für die staatlichen Hochschulen wurden privat bezahlte Lehrkräfte gewünscht, die Vorlesungen in einer der lokalen Sprachen halten sollten. Als notwendig wurde erachtet, dass auch die Lehrkräfte, die vom Staat bezahlt wurden, in einer der lokalen Sprachen unterrichteten.⁵³ Hier waren die Forderungen zurückhaltender als die Bestrebungen der Livländischen Ritterschaft, die Tartuer Universität und das Rigaer Polytechnikum so wie vor den Reformen wiederherzustellen.⁵⁴ Die Konstitutionelle Partei in Estland plädierte für einen unentgeltlichen, obligatorischen Volksschulunterricht, staatliche Mittelschulen mit Unterricht in der jeweiligen lokalen Sprache sowie die Hochschulautonomie. Im Programm waren die Ziele deutlich formuliert, bei deren Umsetzung Deutschbalten und Esten in den nächsten Jahren jedoch nur teilweise erfolgreich waren: „Freiheit der Begründung von Schulen mit staatlichen Rechten auf kommunale und private Mittel mit dem Rechte der Selbstbestimmung inbetreff der Unterrichtssprache und der Anstellung der Lehrkräfte.“⁵⁵ Hier kann auch die Förderung einer landwirtschaftlichen

51 Aufruf und Programm (wie Anm. 43), S. 373.

52 Programma Jur'evskoj Gruppy Baltijskoj Konstitucionnoj Partii [Programm der Jur'ever Gruppe der Baltischen Konstitutionellen Partei], Jur'ev 1906, S. 4.

53 Ebenda, S. 6 f.

54 Eine Denkschrift der livländischen Ritterschaft. Beilage zu einer gemäß Landtagsschluß vom März 1906 überreichten Bittschrift, in: Baltische Monatsschrift LXII (1906), S. 279-301, hier S. 297.

55 Programm der Konstitutionellen Partei in Estland (1905), in: Okrainy Rossii v. 15. März 1908, Nr. 11, S. 163 f.

Ausbildung ergänzt werden, bei welcher sich auch ein gewisser, wenn auch beschränkter Erfolg zeigte.⁵⁶

Estnische Parteien und ihre Ziele

Die gemäßigten estnischen Liberalen (Tõnisson, Reiman u.a.) gründeten am 26. November 1905 in Tartu die Estnische Nationale Fortschrittspartei, die sich am liberalen Programm der russischen Partei der Konstitutionellen Demokraten orientierte. Die Fortschrittspartei gab bekannt, dass sie ihre Ziele „mit den Maßnahmen des Rechtes und des Gesetzes“ anstrebe und sich dabei an den Finnen ein Vorbild nehme. Für die eigene Region sprach sich die Fortschrittspartei für Kulturautonomie und Volksbildung aus. Für Letztere wurde Freiheit, Demokratisierung und Dezentralisierung und die Umsetzung der Grundsätze der Einheitsschule gefordert. Es wurde die Autonomie der Universität verlangt, der Ausbau des Hochschulwesens und die Annäherung zwischen Hochschulen und Volk. Auch wurde angestrebt, die Zahl der Mittelschulen zu erhöhen und das Schulgeld für diese zu senken. Die Volksschule (Grundschule) sollte zugleich für alle zugänglich, kostenfrei und verpflichtend sein, die Organisation der Elementarbildung sollte in die Hände der örtlichen Selbstverwaltung übergehen. Die Schulzeit in der Volksschule sollte auf dieser ersten Stufe (u.a. in der Gemeindeschule) mindestens vier Jahre betragen, auf der zweiten mindestens drei Jahre.⁵⁷ Auf beiden Schulstufen sollte sowohl auf dem Land als auch in der Stadt die estnische Sprache zur Unterrichtssprache werden. Die Unterhaltungskosten der Volksschule sollten zwischen Gemeinde, Landesselbstverwaltung und Staat aufgeteilt werden. Bei der Leitung der Schule wurde ein Gleichgewicht zwischen der Gemeinde und der Schule sowie den Staatsbeamten (Inspektoren) für notwendig gehalten, um das Übergewicht und die Willkür der Inspektoren mit ihren politischen Interessen entgegen zu wirken. Zudem wurde die Beendigung der Russifizierungspolitik verlangt.

Die Zugänglichkeit zu einem mittleren Schulabschluss war insbesondere für die estnische ländliche Bevölkerung ein akutes Problem. Die Notwendigkeit, das Netz der Mittelschulen zu erweitern, wurde auch in den Programmen der deutschbaltischen Parteien konstatiert und im Programm der Fortschrittspartei aufgegriffen: „Mindestens in Tartu und Tallinn muss auf Kosten des Staates ein Gymnasium, eine Realschule und ein Gymnasium für Mädchen mit estnischer Unterrichtssprache eröffnet werden.“⁵⁸ In den Kleinstädten sollten Mittelschulen mit estnischer Unterrichtssprache, unterstützt von Landesselbstverwaltung und Staat, gegründet werden. Alle estnischsprachigen Mittelschulen sollten darüber hinaus die gleichen Rechte wie die staatlichen Schulen erhalten.

56 Väino Sirk: Fragen der Berufsausbildung im bildungspolitischen Kampf in Estland um die Wende des 19./20. Jahrhunderts, in: Aleksander Loit (Hrsg.): *The Baltic Countries 1900–1914. Proceedings from the 9th Conference on Baltic Studies in Scandinavia*, Stockholm, June 3–6, 1987, Vol. 1, Stockholm 1990, S. 401–409, hier S. 405–407.

57 Eesti Rahvameelne Eduerakond. Eeskava ja tegevuse põhjused [Die Estnische Nationale Fortschrittspartei. Programm und Arbeitsprinzipien], in: Karjahärm (Hrsg.), Venestamine (wie Anm. 41), S. 153–165, hier S. 158, 161.

58 Ebenda, S. 162.

Auch mit Blick auf die Hochschulen hatte die Fortschrittspartei konkrete Ziele: Sie forderte Nebenprofessuren in den lokalen Sprachen für diejenigen Lehrstühle der Tartuer Universität und des dortigen Veterinärinstituts, die einen Bezug zum lokalen Alltag hatten. Es wurde an Professuren für estnische Sprache und Literatur sowie für die finnougri-schen Sprachen gedacht. Zugleich sollte die bisher deutschsprachige Professur für praktische Theologie estnischsprachig werden und zudem Lektorenstellen für das Estnische an den Fakultäten eingerichtet werden. Im Übrigen stimmte man der russischen Unterrichtssprache in der Tartuer Universität und im Veterinärinstitut zu. So wie die Deutschbalten wollten auch die gemäßigten estnischen Nationalisten den Lehrkräften das Recht einräumen, neben den vorgesehenen russischsprachigen Vorlesungen auch die lokalen Sprachen in ihren Lehrveranstaltungen benutzen zu können.⁵⁹

Das hochschulpolitische Programm der deutschbaltischen Parteien war allgemeiner und umfassender. Beispielsweise wurde das Recht eingefordert „freie Universitäten und andere Hochschulen mit freier Wahl der Unterrichtssprache“ gründen zu können.⁶⁰ Hier zeigte sich die größere wirtschaftliche Kraft und Erfahrung der Deutschbalten – sie hatten ja das Rigaer Polytechnikum aufgebaut und es geschafft, dieses, trotz des russischsprachigen Unterrichts, als ein „Bollwerk der deutschen Kultur“ zu bewahren. Darüber hinaus machte sich gewiss auch die traditionelle Betonung der eigenen Kultur bei der Ausrichtung bemerkbar: Die Wahl einer Universitätsbildung war ja für die deutschbaltischen Oberschichten, die aus dem Kontext des Staatsdienstes hinauswuchsen, eine zentrale Anpassungsstrategie an die sich wandelnde Zeit geworden.⁶¹

Die Berufsausbildung stellte im Programm der Fortschrittspartei einen zentraleren Aspekt als in den Programmen der deutschbaltischen Parteien dar. Es wurden Schulen mit estnischer Unterrichtssprache für Ackerbau, Gartenbau, Handwerk, Handelswesen, Marine u.a. gefordert. Zudem hielt man zwei mittlere Landwirtschaftsschulen für notwendig: eine in Nord-, die andere in Südland. In jedem der neun estnischen Landkreise sollte mindestens eine untere Landwirtschaftsschule entstehen. Für den Religionsunterricht wiederum wurden im Programm der Fortschrittspartei radikalere Forderungen als in den deutschbaltischen Parteien laut: Dieser sollte ein Pflichtfach an allen Schulen sein, für die Schüler (nach Entscheidung der Eltern) und für die Lehrer als ein Wahlfach eingeführt werden.⁶²

Unter den Bedingungen der sich nach 1905/06 verstärkenden Reaktion verabschiedete die Fortschrittspartei 1909 Leitlinien, in denen sie ihre Ziele in Hinblick auf die Bildung ein wenig geändert hatte. So wurde jetzt auch in der Tartuer Universität die Einrichtung einer Professur für lokales Recht in estnischer Sprache angestrebt.

Die estnischen Sozialdemokraten (Peeter Speek, Eduard Vilde u.a.), die sich für die Föderalisierung des russischen Staates aussprachen und für Estland den Status eines autonomen Teilstaates forderten, veröffentlichten im Frühjahr 1905 in ihrer Zeitung „Uudised“ ein Memorandum, in dem das Thema Bildung radikal thematisiert wurde. Es wurde gefordert, dass das bisherige chaotische und die Unterschichten diskriminierende Bildungssystem durch die dreistufige Einheitsschule (obligatorische Grundschule, Mittelschule, Universität)

59 Ebenda, S. 160-163.

60 Programma Jur'evskoj Gruppy (wie Anm. 51), S. 6.

61 Whelan, *Adapting to Modernity* (wie Anm. 34), S. 267, 269.

62 Eesti Rahvameelne Eduerakond (wie Anm. 56), S. 163 f.

ersetzt werden solle. In der Grund- und Mittelschule sollte der Unterricht auf Estnisch stattfinden, an der Universität auf Russisch, Estnisch oder Deutsch.⁶³ Im November 1905 veröffentlichten die Föderalisten den Entwurf ihres Programmes, in dem das Thema Bildung nur recht knapp und etwas populistisch angesprochen wurde. Es wurde auf die Gleichberechtigung aller Sprachen hingewiesen und die Trennung der Schule von der Kirche gefordert. Zum Ziel wurde eine verpflichtende, kostenfreie und muttersprachliche Grundschule erklärt sowie die Unterstützung der armen Schüler und „die Möglichkeit für jedermann, eine gebührenfreie höhere Bildung zu genießen und Kunst zu lernen.“ Die anfallenden Kosten sollten proportional zwischen den verschiedenen Nationalitäten aufgeteilt werden.⁶⁴

Im Vergleich zu den Programmen der deutschbaltischen Parteien betonten ihre estnischen Pendanten die Wichtigkeit der sozialen Aspekte des Bildungswesens, setzten stärker auf staatliche Unterstützung und brachten weniger versteckt ihre nationalen Interessen vor. Sie legten einen Schwerpunkt auf die Berufsausbildung, plädierten für die freiwillige Teilnahme am Religionsunterricht oder lehnten dieses Fach entschieden ab.

Die estnische Lehrerschaft war am Anfang des 20. Jahrhunderts multinational, der soziale und Bildungshintergrund mehrschichtig. In der Lehrerschaft der Mittelschulen bildeten die Russen die größte nationale Gruppe; in der Lehrerschaft der Grundschulen dominierten die Esten. Die Lehrer der Volksschulen unterstützten unterschiedliche Parteien, wenn sich auch ihre politische Ausrichtung in vielem ähnelte. In den Lehrerversammlungen vom Herbst 1905 wurden das Ende der Russifizierungspolitik im Bildungsbereich sowie eine verbesserte Lehrsituation für Volksschullehrer gefordert.⁶⁵

Unter Einfluss der Sozialdemokraten und der Zeitung „Teataja“ wurden radikale Forderungen geäußert, etwa die Abschaffung der staatlich-bürokratischen Überwachung durch die Kontrolleure (Direktoren und Inspektoren der Volksschulen), die Streichung des Religionsunterrichtes aus dem Kanon der obligatorischen Fächer und die Einführung der Schulpflicht vom 8. bis zum 16. Lebensjahr. In der Frage der Ausbildung der Volksschullehrer reichten die Forderungen von muttersprachlichen Lehrerseminaren bis hin zu Fakultätsgründungen an den Hochschulen.⁶⁶

In den Programmen der estnischen Parteien, in den Erklärungen der diversen Volks-, Gemeinde- und Lehrerversammlungen zeigten sich im Laufe des Jahres 1905 durchaus Meinungsunterschiede, aber es gab auch viele Übereinstimmungen, so dass man von einer Ausweitung des gesellschaftlichen Konsenses über den Ausbau des muttersprachlichen Unterrichts und die Entpolitisierung von Volks-, Mittel- und Landwirtschaftsschulen sprechen kann.

63 Märgukiri [Memorandum], in: Uudised v. 25. Mai 1905, S. 1.

64 Eesti Sotsialdemokratilise Tööliste Ühisuse programmi eelplaan [Der vorläufige Plan des Programms der Estnischen Sozialdemokratischen Arbeitergesellschaft], in: Uudised v. 8. November 1905, S. 1 f.

65 Elango, Laul (Hrsg.), Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 3), S. 463 f.

66 Ministrite-nõukogusse. Liivimaa algkooliõpetajate märgukiri [An den Ministerrat. Memorandum der livländischen Elementarschullehrer], in: Teataja v. 25. Juni 1905, S. 1 f.

Zugeständnisse der Regierung und Gründung von Bildungsvereinen

Die Demarchen der Ritterschaften an die russische Regierung, in denen unter anderem konsequent die Wiederherstellung des estnisch- und lettischsprachigen Unterrichts in den Bauernschulen sowie die Wiedereröffnung der deutschsprachigen ritterschaftlichen Lehranstalten gefordert wurde, trugen bis zum Russisch-Japanischen Krieg und bis zum Ausbruch der Revolution kaum Früchte. Obwohl sich die Beziehungen unter den letzten Zaren tendenziell verschlechtert hatten, wurde der deutschbaltische Adel in St. Petersburg weiterhin als loyale Oberschicht angesehen. Deshalb neigte die nun in Schwierigkeiten geratene Regierung zu partiellen Zugeständnissen. Aus dem am 18. Juni 1905 vom Zaren unterzeichneten speziellen Journal der Regierung lässt sich ersehen, dass sich der unnachgiebige Kurs St. Petersburgs veränderte. Es gab Anlass zur Hoffnung, dass man hinsichtlich der Unterrichtssprache einen Erfolg erzielen könnte.⁶⁷

Der Adel erhielt in seiner Bildungspolitik starke Unterstützung aus den städtischen deutschbaltischen Industrie- und Handelskreisen, trotzdem war er bereit, dem russischsprachigen Unterricht in den staatlichen Mittelschulen zuzustimmen, in welchen das Gewicht der Deutschbalten wegen der steigenden Zahl der Schüler estnischer und russischer Herkunft ständig abnahm.⁶⁸ 1906 beantragte die Livländische Ritterschaft beim Zaren die Erlaubnis für Vereine und Privatpersonen, Mittelschulen zu gründen. In diesen Schulen sollte als Unterrichtssprache die jeweils lokale Sprache eingesetzt werden; die Schulen sollten überdies die gleichen Rechte wie die staatlichen Schulen erhalten.⁶⁹ Auch sollten die Reformen an der Universität Tartu abgeschafft werden.⁷⁰ Für die Bauernschulen wurden die religiöse Erziehung, der muttersprachliche Unterricht und die Wiederherstellung des Zustandes von vor 1885 angestrebt, d.h. die Wiederherstellung einer lokal geführten Schulverwaltung unter Adel und Geistlichkeit.⁷¹ Obwohl diese bildungspolitischen Pläne offensichtlich gegen die staatlich durchgeführten Reformen gerichtet waren, galt die Politik der Ritterschaften führenden estnischen Persönlichkeiten als rückwärtsgerichtet. Die Esten, die von der Idee der Autonomie fasziniert waren und sich für eine grundlegende Reform der Landesselbstverwaltung aussprachen, forderten jetzt öffentlich eine auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gewählte Schulverwaltung – „den Landschulrat“.⁷²

67 Izvlečenje iz Vysočajše utverždennogo 18-go ijunja 1905 g. osobogo žurnala Komiteta Ministrov [Auszug aus dem allerhöchst bestätigten besonderen Journal des Ministerkomitees vom 18. Juni 1905], in: Pravitel'stvennyj vestnik v. 24. Juni 1905, S. 2 f.

68 Allan Liim: Unterricht, Erziehung, Bildung. Über deutsche Schulen in Dorpat im 19. Jahrhundert, in: Helmut Piirimäe, Claus Sommerhage (Hrsg.): Zur Geschichte der Deutschen in Dorpat, Tartu 2000, S. 163-195, hier S. 190-192.

69 Pis'mo predvoditelja livljandskogo dvorjanstva F. f. Mejendorfa imperatoru Nikolaju II (24. aprilja 1906) [Brief des Marschalls der livländischen Ritterschaft F. v. Meiendorf an Kaiser Nikolaj II. (24. April 1906)], in: Toomas Karjajarm [Toomas Karjahärm] (Hrsg.): Imperskaja politika Rossii v Pribaltike v načale XX veka. Sbornik dokumentov i materjalov [Imperiale Politik Russlands im Baltikum zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dokumenten- und Materialiensammlung], Tartu 2000, S. 68-89, hier S. 85.

70 Ebenda, S. 86.

71 Ebenda, S. 84.

72 M. Jürisson [Mihkel Martna]: Punased aastad Eestis 1905–1906. Eesti revolutsioonilise liikumise

Die Gründung von Privatschulen mit muttersprachlichem Unterricht wurde nach der Unterdrückung der Revolution in den Ostseeprovinzen am 19. April 1906 legalisiert – in einer Situation, in der noch mit den nationalen Freiheitsbewegungen gerechnet werden musste.⁷³ Ohne das gleichgelagerte Interesse und den Druck des Adels wäre der Schritt aber sicher nicht vollzogen worden. Das Zugeständnis galt nur für die Lehranstalten der Ostseeprovinzen, die mit lokalen Mitteln, ohne jegliche Hilfe des Staates, der Städte oder der Landesselbstverwaltung unterhalten wurden. Zur Erlangung des Schulabschlusses mussten die Absolventen dieser Schulen ihre Prüfungen auf Russisch ablegen. Hier war von Seiten der Regierung kein Entgegenkommen zu erwarten, doch war damit der Weg für die Mittelschulbildung mit muttersprachlichem Unterricht frei. Die Estländische Ritterschaft konnte 1906 die Ritter- und Domschule in Tallinn wiedereröffnen. Gleiches galt für die ritterschaftlichen Landgymnasien in Bērzaine und Kuldīga.⁷⁴ Im Oktober 1906 wurde in einem Rundbrief des Lehrbezirkskurators, Dmitrij Levšin, gestattet, dass auch in den Grundschulen auf dem Land und in der Stadt während der ersten zwei Schuljahre in der Muttersprache der Schüler unterrichtet werden dürfe. Es war zugleich das letzte wesentliche Zugeständnis, das die Regierung machte. Das Hauptziel der Ritterschaften – die Volksbildungsgesetze aufzuheben, die in den Jahren 1885 bis 1887 erlassen worden waren, blieb auch in der Zeit der Dumamonarchie unerreicht. 1913 wurde sogar der oben genannte Rundbrief Levšins annulliert.⁷⁵

Die 1906 erzielten Zugeständnisse im Bereich der muttersprachlichen Bildung, die Georg v. Rauch für wichtiger als die direkten Ergebnisse der Revolution hielt,⁷⁶ brachten im Bildungsbereich einen Hauch von Aktivität unter allen lokalen Nationalitäten mit sich. Am deutlichsten zeigte sich diese in der Gründung von mitgliederstarken Vereinen, die die muttersprachliche Bildung und nationale Kultur förderten.

Am 30. September 1905 fand in Tallinn die vorbereitende Gründungsversammlung des Estländischen Deutschen Bildungsvereins (später: Deutscher Verein) statt. Die Arbeit des Vereins begann Anfang des folgenden Jahres: Der „Deutsche Verein in Livland“ wurde am 10. Mai 1906 und in Kurland der „Verein der Deutschen“ am 11. Juni 1906 gegründet.⁷⁷ Der Deutsche Verein in Livland setzte sich folgende Hauptaufgaben: Förderung des deutschen Schul- und Unterrichtswesens, insbesondere durch Unterstützung und Gründung von Lehranstalten aller Art mit deutscher Unterrichtssprache; Bewahrung und Förderung der deutschen Sprache, Wissenschaft, Kunst und Geselligkeit; Förderung des wirtschaftlichen Wohlstands der deutschen Bevölkerung; Unterstützung der Bedürftigen. Um dies zu erreichen, mussten deutsche Lehrer ausgebildet, deutsche Professuren an der Tartuer und der

ajaloolikud ja majanduslikud põhjused [Die roten Jahre in Estland 1905–1906. Die historischen und wirtschaftlichen Gründe der estnischen revolutionären Bewegung], St. Petersburg 1907, S. 54.
73 Povelienie imperatora Nikolaja II. O vvedenii v častnyh učebnyh zavedenijach Pribaltijskogo kraja prepodavanija na mestnyh jazykach [Erlass Nikolajs II. Über die Genehmigung der örtlichen Unterrichtssprachen in den privaten Bildungseinrichtungen der Ostseegouvernements], in: Cirkuljar po Rižskomu Učebnomu Okrugu (1906), Nr. 4-5, S. 171 f.

74 Harry v. Pistohlkors: Livlands Kampf um Deutschtum und Kultur: Eine Übersicht aller bedeutungsvollen Ereignisse aus der Geschichte des alten Ordensgebietes Livland, Berlin 1918, S. 121.

75 Elango, Laul (Hrsg.), Eesti kooli ajalugu (wie Anm. 3), S. 331, 467, 470.

76 Georg v. Rauch: Geschichte der baltischen Staaten, München³ 1990, S. 28.

77 Wittram, Geschichte (wie Anm. 44), S. 168.

Rigaer Hochschule eingeführt, „Patriotismus“ und nationales Interesse gesteigert werden.⁷⁸ Es wurde von der Überzeugung ausgegangen, dass die „deutsche Kultur“ in der Region die höchststehende und überlegene sei.

Auch der Deutsche Verein in Estland sah seine Aufgabe in der kulturellen, moralischen und wirtschaftlichen Zusammenführung, Bewahrung und Stärkung der deutschen Bevölkerung. Als zentrale Aufgabe wurde auch hier die Förderung „deutscher Bildung“ und Kultur durch Schulen, Seminare, Kurse, Kindergärten und Bibliotheken angesehen.⁷⁹ Die Zusammenarbeit der deutschen Vereine über die Provinzgrenzen hinweg wurde koordiniert, aber eine Verbindung oder ein Zusammenschluss der Vereine fand nicht statt. Es liegen auch keine Angaben darüber vor, inwieweit ein solches Vorgehen ernsthaft beabsichtigt wurde.⁸⁰

Die Frage der Nationswerdung war für die Esten am Anfang des 20. Jahrhunderts nicht mehr das Hauptproblem. Für den von Tõnisson geführten „Postimees“-Kreis in Tartu war vielmehr ein höheres Bildungsniveau der breiten Masse anzustreben, das eine erhöhte Förderung der Elementarbildung voraussetzte. Die Idee zur Gründung eines estnischen Bildungsvereins kursierte schon seit 1903 in Tartu, verwirklicht wurde sie am 30. Juni 1906, als die Satzung des Vereins für die Erziehung der estnischen Jugend verabschiedet wurde. Das Ziel des Vereins war die Gründung von Schulen und Kindergärten mit estnischer Unterrichtssprache sowie die kulturelle Bildungsarbeit. Es wurden 23 Abteilungen gegründet. Im Herbst 1906 wurde in Tallinn ein weiterer estnischer Bildungsverein ins Leben gerufen: der Estnische Volksbildungsverein, zu dessen Zielen ebenfalls die Gründung von Schulen mit estnischer Unterrichtssprache zählte. Wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten und einiger Behinderungen durch die Behörden gelang es ihm nicht, eine eigene Schule zu eröffnen, wohl aber wurden Erfolge in den Bereichen der außerschulischen Bildung und generell in der Entwicklung der estnischen Sprache erzielt. Schon 1914 hatte der Verein eine führende Rolle mit 20 aktiven Untervereinen eingenommen.⁸¹ In mehreren estnischen Kleinstädten und in vielen Orten wurden eigenständige Bildungsvereine gegründet. Große estnische Vereine waren auch in St. Petersburg und Riga tätig.

Sorgen bereiteten den estnischen Aktivisten die zahlreichen wiedereröffneten deutschen Schulen, die estnische Kinder aufnahmen. Trotzdem traten Konfrontationen mit den deutschen Vereinen nur selten auf. Obwohl ein Kontakt zwischen Esten und Deutschbalten kaum bestand, lassen sich doch Wechselwirkungen aufzeigen,⁸² denn in den estnischen Bildungsvereinen betätigten sich einige Pastoren deutscher Herkunft und in seltenen Fällen gehörten den Vereinen sogar Gutsherren an. Sowohl die estnischen als auch die deutschbaltischen Vereine folgten demselben Paradigma, förderten eine freie Bildungsarbeit, frei von dem bürokratischen Druck der Regierung und von der offiziellen konservativen Pädagogik. Sie strebten darüber hinaus die Modernisierung des Schulwesens an und legten Wert auf eine muttersprachliche Bildung.

78 Was ist und will der Deutsche Verein in Livland?, in: Kalender des Deutschen Vereins in Livland (1907), S. 20.

79 Kinkar, Lehekülg (wie Anm. 2), S. 41.

80 Hackmann, Rahvus(lus)tamine (wie Anm. 2), S. 215.

81 Feliks Kinkar: Eesti haridusseltside ajaloost [Zur Geschichte der estnischen Bildungsvereine], Tartu 1996, S. 49, 85.

82 Kinkar, Lehekülg (wie Anm. 2), S. 126.

Als die Regierungspolitik immer starrer wurde, konzentrierte sich der Adel auf die eigenen Probleme und die der deutschbaltischen Minderheit. Daneben wurde im Rahmen der gültigen Schulordnung versucht, eigene Institutionen aus der Zeit vor den Reformen zu unterstützen. So bat der estländische Ritterschaftshauptmann Eduard Baron v. Dellingshausen den Minister für Volksaufklärung, die staatlichen Bildungsbehörden zu zügeln, um „dadurch der Oberschulkommission wieder zu ermöglichen, unfähige, unsittliche Lehrer vom Amt zu entfernen, ohne dass eine vorläufige Entlassung durch den Volksschulinspektor vorhergehen muß; ferner den Volksschulinspektoren die Möglichkeit zu nehmen, unbefristet Lehrer anzustellen, die die gesetzliche Qualifikation nicht besitzen, [...] und endlich die Autorität der kollegialen Schulinstitutionen wiederherzustellen, damit sie wie früher die sittlich-religiösen Hauptaufgaben der Schule fördern können.“⁸³ Dass der Adel seine Linie auch in der Frage der Unterrichtssprache weiter verfolgte, zeigt v. Dellingshausens Aktivität im Reichsrat, von dem er 1912 den muttersprachlichen Unterricht für alle Volksschulen forderte.⁸⁴

Regelungen zur Muttersprache

Mit Hilfe der Bildungsvereine entstand ein alternatives Schulnetz. Auf dem Gebiet Estlands waren im Schuljahr 1912/13 25 von den deutschen Vereinen gegründete, unterhaltene oder unterstützte Schulen mit insgesamt 2300 Schülern tätig.⁸⁵ Das Ziel der Vereine war, alle deutschbaltischen Schulkinder in den deutschsprachigen Unterricht und eine nationale Erziehung einzubeziehen. Für die Esten war ein solches Ziel nicht erreichbar. Estnische Bildungsvereine verzeichneten für 1910 36 Schulen mit 2796 Schülern.⁸⁶ unter anderem die erste estnischsprachige Mittelschule – die Mittelschule für Mädchen der Gesellschaft für die Erziehung der estnischen Jugend in Tartu (1906–1918) – und die Grundschulen mit Progymnasialkurs in Pärnu, Nuustaku/Otepää und Viljandi. Die Schulen hatten sich ständig vor Angriffen der Behörden zu schützen, manche von ihnen wurden geschlossen. Es musste mit der Gefahr gerechnet werden, dass die muttersprachlichen Schulen ganz geschlossen werden. Für diesen Fall planten die Esten, Volksuniversitäten zu eröffnen. Die Deutschbalten sahen ihre Zuflucht im häuslichen Unterricht (Lernkreise u.a.). So wurde im Entwurf des gemeinsamen Programms der Baltischen Konstitutionellen Partei (1908) erneut die Wichtigkeit des häuslichen Unterrichts betont: „Völlige Freiheit des häuslichen Unterrichts“, lautete die Forderung.⁸⁷ Auch jetzt wurde das Recht auf Gründung privater und kommunaler Lehranstalten in Analogie zu den Rechten staatlicher Schulen gefordert, in denen die Abschlussprüfungen in der Unterrichtssprache, d.h. in deutscher, estnischer oder lettischer Sprache eingefordert wurden. Das 1909 verabschiedete Programm der Estnischen

83 Rechenschaftsbericht des Ritterschaftshauptmanns Baron Dellingshausen-Kattentack für das Triennium 1908/1910, Bd. I: 3. Bericht über das Volksschulwesen, Reval 1911, S. 3.

84 Eduard v. Dellingshausen: Im Dienste der Heimat, Stuttgart 1930, S. 173 f.

85 Kinkar, Lehekülj (wie Anm. 2), S. 107.

86 Willem Reiman (Hrsg.): Eesti Haridusseltside Aastaraamat. II [Jahrbuch der estnischen Bildungsvereine. II], Tartu 1911, S. 64.

87 Vorlage für die allgemeine Versammlung der Baltischen Konstitutionellen Partei am Freitag, den 18. Januar 1908. Entwurf eines gemeinschaftlichen Programms, in: Okrainy Rossii v. 15. März 1908, Nr. 11, S. 168.

Nationalen Fortschrittspartei, enthielt diesen Gedanken nicht und in der Zarenzeit erwies er sich auch als nicht durchführbar.

Mitunter war eine deutsche Privatschule auch für estnische Kinder eine gute Möglichkeit zur Aneignung von Bildung. Die Tendenz zur „Germanisierung“ unter den Esten ließ allmählich nach. Die Überzeugung aber, dass man sich nach der Elementarschule höhere Bildung bevorzugt in der Sprache eines „großen Volkes“ aneignen sollte, war noch sehr verbreitet. Dadurch, dass Esten ihre Kinder in deutsche Privatschulen gaben, trugen sie zum Erhalt der Schulen bei.

Die Zahl der von estnischen und deutschen Schulvereinen gegründeten bzw. unterstützten Schulen sowie die Anzahl der Schüler bewegten sich in der gleichen Größenordnung. Hinsichtlich der Mittelschulbildung waren die Deutschbalten jedoch deutlich produktiver. Ihre Gesellschaft war kulturell fortgeschrittener und wirtschaftlich in der Lage, eine muttersprachliche Mittelschulbildung zu fördern. Bei den Esten mangelte es sowohl an materieller Kraft als auch an gebildeten Pädagogen. Auch war der Konsens, für die muttersprachliche Bildung einzustehen und zu kämpfen, schwächer ausgeprägt. In der Hochschule suchten die Esten noch nach einer Nische für ihre Muttersprache. Nach der von Idealismus geleiteten Aktivität aus der Zeit der Revolution traten nun pragmatische Erwägungen in den Vordergrund.⁸⁸ Auf den Druck seitens der Zentralregierung reagierten die Eliten beider Nationalitäten hinsichtlich der Unterrichtssprache an den allgemeinbildenden Schulen mit der Bewahrung des 1906 Erreichten. Manche Pädagogen wollten in den Mittelschulen der estnischen Bildungsvereine faktisch zwei Unterrichtssprachen (Estnisch und Russisch) einführen, doch war u.a. der Direktor der estnischen Mädchenmittelschule in Tartu, Peeter Pöld, dagegen.⁸⁹ Auch unter den Deutschbalten wurde der Wunsch geäußert, in den Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in einzelnen Fächern die russische Sprache zuzulassen, doch auch gegen diesen Gedanken regte sich Widerstand.⁹⁰

Anfang des 20. Jahrhunderts begannen die Esten im städtischen Leben eine immer bedeutendere Rolle zu spielen. In Tallinn erreichten sie 1904 gemeinsam mit einer russischen Gruppierung und in einigen kleineren Städten auch allein die politische Herrschaft. Auf der offiziellen Ebene war in den Städten die russische Sprache vorherrschend, im Wirtschaftsleben Deutsch und Russisch. Neben diesen wurde die estnische Sprache zunehmend präsenter. Sowohl Esten als auch Deutschbalten eröffneten Privatschulen mit russischer Unterrichtssprache, in denen auch die Muttersprache unterrichtet und in der Erziehungsarbeit eine nationale Linie verfolgt wurde. Es entstand der Begriff „estnische (resp. deutsche) Schulen mit russischer Unterrichtssprache“. In der estnischen Elite setzte sich allmählich die Überzeugung durch, dass in den privat geführten Mittelschulen mit russischer Unterrichtssprache eine zeitgemäße Unterrichts- und Erziehungsarbeit erfolgreich entwickelt werden könnte. In den Schulen, die von estnischen Pädagogen oder durch die estnisch kontrollierten Stadtverwaltungen gegründet wurden, versuchte man, möglichst viele estnische Lehrer

88 Karjahärm, *Vene imperium* (wie Anm. 1), S. 168 f.

89 Peeter Pöld: *Meie koolide õpekeele ja õpekavade kohta* [Über die Unterrichtssprache und Lehrpläne unserer Schulen], in: *Postimees* v. 4. April 1909, S. 1.

90 Karl Reinhold Kupffer: *Die Schulfrage für uns baltische Deutsche. Rede auf der Mitgliederversammlung des D.V. in Riga am 27. Febr. 1913*, in: *Kalender der deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland* 8 (1914), S. 74-77, hier S. 74, 77.

einzusetzen. Gleichzeitig hielten die national gesinnten Kreise es für notwendig, die estnische Sprache in den russischsprachigen Mittelschulen für estnische Schüler verpflichtend zu machen und diese gleichwertig mit den anderen Sprachen auf Kosten des Staates zu unterrichten.⁹¹ In den Schulen, deren Eröffnung von gemäßigten estnischen Liberalen initiiert worden war, war ein baltisch-protestantisches Denken verbreiteter als in den entsprechenden russischsprachigen Lehranstalten. Daneben wurde in den estnischsprachigen Privatschulen der unteren Stufe Deutsch unterrichtet, das seit den Reformen der 1880er Jahre aus den Lehrplänen der Elementarschulen entfernt worden war.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs mussten die deutschbaltischen Bildungsvereine ihre Tätigkeit beenden; Schulen mit deutscher Unterrichtssprache wurden entweder geschlossen oder mussten zum russischsprachigen Unterricht wechseln. Die estnischen Bildungsvereine setzten ihre Arbeit fort, aber nur ein Bruchteil der estnischen Kinder ging in ihre Schulen, da materielle Gründe und die abweisende Haltung der Regierung dem entgegen sprachen. Die Esten legten mehr Wert auf die (auch finanzielle) Förderung der Berufsausbildung, die von der Regierung in den peripheren Ostseeprovinzen für zweitrangig gehalten wurde.

Der Schwerpunkt der estnischen Bildungsarbeit: die Berufsausbildung

In der deutschbaltischen Oberschicht nahm das Überlegenheitsgefühl als einzige und beinahe natürliche Elite des Landes zu Gunsten einer Vorstellung von einer sozial gegliederten Nation ab. Damit wurde das Interesse an den unteren und mittleren gesellschaftlichen deutschbaltischen Schichten größer. So verbreitete sich die Auffassung, die nationale Erziehung dieser Bevölkerungsteile sei vernachlässigt worden. Um dem entgegenzuwirken, wurde nunmehr Wert auf eine deutschsprachige Berufsausbildung gelegt – auch bei Frauen.⁹² Als der gesellschaftliche Widerstand gegen die außerhäusliche Erwerbsarbeit von Frauen schwächer wurde, entstanden Kurse und kleinere Schulen in medizinischen, kunsthandwerklichen Bereichen, in der Buchhaltung, Stenografie und Maschinenschreiben. Traditionell konzentrierten sich die Deutschbalten jedoch nach wie vor auf die allgemeine Bildung. Genau hier – für die Schulen, die dem Ministerium für Volksbildung unterstellt waren – hatte die Regierung Zugeständnisse gemacht. In den Lehranstalten, die dem Handels- und Industrieministerium untergeordnet waren, wie in den Handels- und Kommerzschulen, waren die lokalen Sprachen nicht zugelassen. 1906 gab es lediglich in Polen Erleichterungen, den Ostseeprovinzen wer nicht einmal über die Staatsduma Erfolg beschieden.⁹³

In Estland gründeten die Deutschbalten keine Kommerzschule. Die einzige ähnlich ausgerichtete Schule war die so genannte Hansaschule (offiziell die Privatschule II. Stufe des Deutschen Vereins in Estland), die dem Ministerium für Volksbildung unterstellt wurde.

91 Elango, Laul (Hrsg.), *Eesti kooli ajalugu* (wie Anm. 3), S. 546.

92 Bernhard Raeder: *Praktische Berufe! Eine Lebensfrage für die baltischen Deutschen*, in: *Baltische Monatsschrift* 53 (1911), S. 289-313.

93 Väino Sirk, *Kutseharidus Eestis 19. sajandi algusest 1917. aastani* [Die Berufsausbildung in Estland vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis 1917], Tallinn 1983, S. 215.

Kaufmännische Bildungsinstitutionen (1916 existierten fünf Kommerz- und sieben Handelsschulen) wurden ab 1905 hauptsächlich auf Initiative von estnischen Pädagogen und Selbstverwaltungsaktivisten errichtet. Zentrum war Tallinn mit zwei Handels- und Kommerzschnulen. Beide wurden von der estnisch geführten Stadtverwaltung unterhalten. Die von Deutschbalten geführte Tartuer Stadtverwaltung verhielt sich in dieser Sache passiv. Die Handelslehranstalten wurden hier von Privatpersonen, Vereinen und Gesellschaften getragen. Einer der Gründe für den Aufbau von Handels- und Kommerzschnulen lag darin, estnischen Jugendlichen eine geeignete Bildung und professionelle Ausrichtung zu vermitteln. Da die Kontrolle des Handels- und Industrieministeriums verhältnismäßig schwach war, war die Unterrichts- und Erziehungsarbeit dort freier, obschon auch hier die russische Unterrichtssprache obligatorisch war.⁹⁴

Die Gründung von landwirtschaftlichen Berufsschnulen vollzog sich langsam. Während der Zeit des „nationalen Erwachens“ stand eine allgemeine Bildungsvermittlung in der estnischen Bildungsideologie im Vordergrund, v.a. wurde die Idee der estnischsprachigen Alexanderschule gefördert. Das war charakteristisch für eine nach ihrer Identität suchende und – in allen Bereichen – nach Gleichwertigkeit strebende Nation. Die von Teilen der deutschbaltischen Oberschicht ausgesprochene Empfehlung, stattdessen eine muttersprachliche landwirtschaftliche Schule zu gründen, wurde von den Esten zunächst nicht aufgegriffen.⁹⁵ Erst als die Alexanderschule 1888 russischsprachig eröffnet wurde, stieß der Gedanke, diese allgemeinbildende Schule in eine landwirtschaftliche Schule umzuwandeln, in der estnischen Presse auf Resonanz.⁹⁶ Doch stellte sich bald heraus, dass der Staat kein Interesse daran hatte, auf dem Siedlungsgebiet der Esten eine landwirtschaftliche Schule zu errichten. Erst während der Revolution von 1905 wurde die Idee einer estnischsprachigen landwirtschaftlichen Schule zu einem nationalen Politikum. Jedoch wich die Regierung hinsichtlich der Unterrichtssprache nicht von ihrer Politik ab. So gelang es der Estländischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft und der Livländischen Gemeinnützigen und Ökonomischen Sozietät erst im Jahr 1911, eine landwirtschaftliche Schule in Tallinn mit kleiner Schülerschaft und deutscher Unterrichtssprache zu eröffnen.⁹⁷

Bis zum Ende der Zarenzeit wurden bei der Unterrichtssprache an landwirtschaftlichen Schulen keine Zugeständnisse gemacht. Nach der Revolution von 1905 mussten sich viele Leiter und auch die Vereine der estnischen Landwirte mit dieser Situation zufriedengeben. 1914 wurde dann auch im Landkreis Viljandi in Kõo (Wolmarshof) die Estnische Alexander-Landwirtschaftsschnule für die Unterstufe eröffnet. Sie konnte mit Unterstützung

94 Väino Sirk: Vocational education, in: Aida Krüze, Iveta Kestere u.a. (Hrsg.): History of Education and Pedagogical Thought in the Baltic Countries up to 1940: An Overview, Riga 2009, S. 81-92, hier S. 86.

95 Erki Tammiksaar: Alexander Theodor von Middendorff tegevus Liivimaa põllumajanduse edendamata ning tema seosed eesti rahvusliku liikumisega [Alexander Theodor von Middendorffs Tätigkeit als Förderer der livländischen Landwirtschaft und seine Beziehung zur estnischen nationalen Bewegung], in: Tõnu Tannberg (Hrsg.): Vene aeg Eestis. Uurimusi 16. sajandi keskpaigast kuni 20. sajandi alguseni [Die russische Zeit in Estland. Untersuchungen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts], Tartu 2006, S. 157-211, hier S. 182-194.

96 Sirk, Fragen (wie Anm. 55), S. 405-407.

97 Bericht über die Tätigkeit des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins für das Jahr 1911, Reval 1912, S. 53.

der estnischen landwirtschaftlichen Gesellschaften und des Staates erfolgreich arbeiteten. Dennoch hielten die in der Landwirtschaft tätigen Personen die russische Ausrichtung der Schule für falsch. Die Hoffnungen wurden auf die von den estnischen landwirtschaftlichen Gesellschaften und Genossenschaften organisierten estnischsprachigen landwirtschaftlichen Kurse gesetzt. Diese Kurse dauerten bis zu einem halben Jahr und ersetzten bis zu einem gewissen Grad die Schulen. In ihnen sollten gebildete Landwirte herangezogen werden.⁹⁸ Die einflussreichsten Gesellschaften der estnischen Landwirte setzten Instruktoren ein, die die Bauern berieten und Kurse abhielten. Die Gutshöfe organisierten Kurse für die Ausbildung von Viehhütern, Forstaufsehern u.a. Eine höhere Bildung mit landwirtschaftlicher Ausrichtung vermittelte das Rigaer Polytechnikum sowie die deutschen Universitäten. Auch der Adel legte gerade für die Söhne der Gutsherren Wert auf diese Ausbildungsanstalten, aber ihre Verbreitung schritt zäh voran.⁹⁹

Bei den Esten und Letten nahm die Teilnahme an den muttersprachlichen landwirtschaftlichen Kursen nahezu Dimensionen einer Volksbewegung an, in ihnen wurde eine Vorstufe für eine selbstständige und muttersprachliche landwirtschaftliche Ausbildung gesehen. Die zeitintensiveren Kurse wurden von Hunderten von Bauern, die kürzeren von Tausenden besucht. Allein 1912 besuchten in den drei Provinzen zusammen mehr als 60 000 Menschen entsprechende Kurse und Vorlesungen.¹⁰⁰ Während die deutschbaltische Bevölkerung massiv an der Gründung der Bildungsvereine und deutschen allgemeinbildenden Schulen arbeitete, stellte sich bei den Esten der Bereich der Berufsbildung als Erfolg versprechend heraus. Im Zusammenhang mit kulturellen und sozialen Forderungen wurde aus der wirtschaftlichen Dimension auch eine politische mit einem hohen symbolischem Stellenwert.¹⁰¹

Zusammenfassung

An den Schulreformen der 1880er Jahre lassen sich die autokratischen Traditionen der russländischen Regierung, die Regierungsunfähigkeit sowie die Inkompetenz der korrumpierten Bürokratie bei der Durchführung der gesetzten Ziele aufzeigen. Auf den Druck der Regierung reagierten die lokalen Nationalitäten, indem sie zunächst für den Schutz der Nation und der Muttersprache kämpften. Hieraus erwuchs der Versuch, gesellschaftliche Rechte und Modernisierungen im Bildungsbereich durchzusetzen. Diese Gemengelage ist als spezifisches Problem der Peripherien und der „Fremdvölker“ im Russländischen Reich zu sehen. Ihr Konflikt mit der staatlichen Bildungspolitik entsprach indes in Vielem dem der russischen Öffentlichkeit mit dieser Politik.

Unmittelbar nach den Reformen, Anfang der 1890er Jahre, trat sowohl unter den Esten als auch unter den Deutschbalten die Sorge um den Erhalt der Muttersprache sowie um

98 Johan Eellend: *Cultivating the Rural Citizen. Modernity, Agrarianism and Citizenship in Late Tsarist Estonia*, Stockholm 2007, S. 147.

99 Über livländisches landwirtschaftliches Fortbildungswesen. Aus dem Berichte der Kaiserlichen Livländ. Gemeinnützigen und Ökonomischen Sozietät über 1910, Dorpat 1911, S. 5, 14 f.

100 Sirk, *Kutseharidus* (wie Anm. 90), S. 199.

101 Vgl. Ralph Tuchtenhagen: *Bildung als Modernisierung. Schule und sozialer Wandel in Estland und Livland im 19. Jahrhundert*, in: *Acta Baltica* 35 (1997), S. 219-230, hier S. 222.

ihre nationale Identität hervor. In der Schließung der Mittelschulen oder der Einführung des Russischen als Unterrichtssprache sahen viele Deutschbalten den Untergang der humanistischen Bildung. Zwar stellte sich bei der Elementarbildung heraus, dass aufgrund der kurzen Schulzeit (überwiegend drei bis vier Jahre) das Erlernen des Russischen unmöglich war, dennoch wurde die muttersprachliche Bildungsarbeit, die sich über zwei Jahrhunderte geformt hatte, massiv beschränkt. Eine grundlegende Modernisierung der Volksschule fand darüber hinaus nicht statt.

Ein Mittel des passiven Widerstands wurde der Hausunterricht, der jetzt eine nationalpolitische Bedeutung erlangte. Die Deutschbalten entwickelten bereits früh ein halb geheimes System von häuslichen Schulen. Die Bildungsstrategien der deutschbaltischen Oberschichten bestanden in der Erhaltung der deutschen Unterrichtssprache, einer deutsch ausgerichteten Geisteshaltung in öffentlichen Schulen und insbesondere in Privatschulen sowie in der Verteidigung der estnischen und lettischen Unterrichtssprache in den Bauernschulen. Die Auswirkungen der Reformen wurden v.a. im Bereich des Bauernschulwesens als fatal angesehen und die entstandene Situation als eine Folge sowohl der inkompetenten Politik des Staates als auch des Machtmissbrauchs seitens der russischen Beamten gewertet.

Nach 1905 wurden jedoch die Haltung der passiven Selbstverteidigung und die Strategie der Anpassung durch eine scharfe Konfrontation abgelöst. Offen wurde die Beendigung der Russifizierung in den Schulen gefordert. In der Ende 1905 ausgebrochenen Gewaltwelle standen Esten und Deutschbalten auf entgegengesetzten Seiten. Dies führte zu einer Verschärfung der nationalen Entfremdung. Bei der politischen und sozialen Mobilisierung der Massen zeigte sich aber in den Zielen, in der Mentalität und im Verhalten der beiden nationalen Gruppen Übereinstimmendes und sich gegenseitig indirekt oder direkt beeinflussendes. Selbst wenn die Parteien in Estland auf ethnischer Basis gegründet wurden, gab es doch in ihren bildungspolitischen Zielen viele Gemeinsamkeiten: In den Parteiprogrammen wurde z.B. versucht, eine eng nationale Herangehensweise dadurch zu vermeiden, dass die Probleme aus der Sicht der ganzen Gesellschaft betrachtet wurden. Und für alle lokalen Völker wurden neue Bildungsaufgaben formuliert. Doch für ihre Umsetzung wäre eine entscheidende Liberalisierung des politischen Regimes und der nationalen Politik des Russländischen Reichs notwendig gewesen. Beides erfolgte jedoch nicht.

Aus lokalen Initiativen erwachsen deutsche und estnische Bildungsvereine, die sich mit der Gründung und der Unterhaltung muttersprachlicher privater Schulen, die seit 1906 zugelassen waren, beschäftigten, wobei von den Deutschbalten v.a. die Mittelschulbildung gefördert wurde. Die Ritterschaften eröffneten erneut Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache. Den Esten schufen eine muttersprachliche Mittelschule für Mädchen in Tartu und einige Progymnasien.

In Sachen Hochschulbildung bezogen sich die Forderungen der Esten auf die eigene Ethnie, ohne jedoch über eine muttersprachliche Hochschule nachzudenken. Die Deutschbalten hingegen versuchten, die deutsche Sprache in großem Umfang zurück in die Hochschulen zu holen bzw. neue Hochschulen zu gründen. Der Wunsch, die Hochschulen an den regionalen Bedürfnissen anzupassen, war in den Bestrebungen beider Gruppen ausgeprägt.

Der Adel blieb auch während und nach der Revolution von 1905 hinsichtlich der Bauernschule bei seinen Grundsätzen: nationale Unterrichtssprache, religiöse Erziehung und lokale Schulverwaltung. Die Esten wiederum lehnten auch die Form der Leitung des Bauernschulwesens, die vor den Reformen existiert hatte, ab. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verbanden

sie die Erneuerung der leitenden Schulbehörden mit der Selbstverwaltungsreform und mit den eigenen Autonomiebestrebungen.

Im Widerstand gegen die Unterrichtssprachenpolitik der Regierung deckten sich die Positionen der beiden Hauptströmungen der estnischen Liberalen weitgehend auch mit denen der Radikalen und Sozialisten, obwohl die Wahl der Mittel und die Taktik sich voneinander unterschieden: Es wurden Gedanken zur Annäherung von Schule und Gesellschaft entwickelt, und es wurde über personale Veränderungen in den leitenden Schulbehörden, die Einbindung von Pädagogen, nachgedacht. Es wurde davon ausgegangen, dass die Schule eine nationale Angelegenheit sein müsse und dass die Gemeinde das Entscheidungsrecht über die Schule, insbesondere über die Volksschule, haben müsse. Außerdem wurde die Meinung vertreten, dass die Aufteilung der Volksschulen nach Konfessionen beendet werden müsse. Für die eigenen Ziele setzte man sich, oft zusammen mit den Letten, in der Staatsduma und auf den russlandweit agierenden pädagogischen Foren ein.

Im Berufsausbildungswesen waren die Bemühungen und die Aktivität der Esten umfassender und vielseitiger als die der Deutschbalten. Denn die Berufsausbildung gewann für die sich dynamisch entwickelnden estnischen Mittelschichten zunehmend an Relevanz. Die Ziele der Esten wurden mit den immer wichtiger werdenden Großsystemen der Wirtschaft verbunden: mit der bäuerlichen Landwirtschaft, dem Handel, dem Seewesen und der allgemeinen Technik. Unter den Deutschbalten verloren die Mittelschichten an Gewicht. Sie konzentrierten sich auf die Berufsausbildung der Landsleute (v.a. der Frauen) im Alltagsleben, Gesundheitswesen, in der Sozialarbeit und der Gutswirtschaft. In den Schulen und Kursen, die für diese Bereiche eröffnet wurden, war es möglich, auf Deutsch zu unterrichten. Für die Berufsschulen, die von staatlicher Seite als wichtiger angesehen wurden, machte die zarische Regierung keine Zugeständnisse. Die estnische Elite kämpfte um die estnische Unterrichtssprache v.a. im Rahmen der landwirtschaftlichen Ausbildung, ging aber auch hier – wenn nötig – Kompromisse ein: Aus taktischen Überlegungen war man einverstanden, die landwirtschaftlichen Spezialisten auf Russisch ausbilden zu lassen. Beratungsarbeit und Kurse sollten jedoch weiterhin am Prinzip der Muttersprachlichkeit ausgerichtet werden. In der landwirtschaftlichen Ausbildung orientierten sich die Esten an den Vorbildern v.a. Finnlands und Dänemarks. In den Handelslehranstalten der estnisch geführten Stadtverwaltungen Tallinns und Valgas (Walk) blieb man bis zum Ende der Zarenzeit bei der russischen Unterrichtssprache, so dass die Schülerschaft multinational blieb. Dadurch, dass die Esten Zugeständnisse machten, konnten sie neue Bildungsbereiche besetzen. Dieser Schritt ist als Ausdruck der Durchsetzung einer stärker werdenden ethnischen Gruppe zu sehen. In der deutschbaltischen Bildungspolitik zeigten sich dagegen ab 1905 mehrere für eine Minderheit charakteristische Merkmale des Selbstschutzes: die Konzentration auf die Muttersprache und auf die Probleme der Bildung der eigenen Landsleute.

Nach der Revolution kamen sich die Esten und Deutschbalten in ihrer Bildungspolitik näher. Obwohl sich keine Einheitsfront gegen die Regierung bildete, wurden die Zugeständnisse in den Jahren 1905/06 nur dank des zeitgleichen Drucks auf beide Nationalitäten – vom loyalen Adel bis zur überraschend rebellischen bäuerlichen Bevölkerung – erreicht. Nicht nur die estnischen revolutionären Radikalen, sondern die Liberalen und auch die Deutschbalten setzten im Bildungsbereich Ziele, die im Kontext des russischen Imperiums nicht realisierbar waren. In den letzten Jahren des Zarismus gab es in den Bildungsbestrebungen beider Völker sehr wenige konfrontative Ansätze. Beide planten kein rein muttersprachli-

ches Bildungssystem. Wenn man aber die Bestrebungen der Esten und der Deutschbalten gemeinsam betrachtet, ergibt sich ein Gesamtbild von den Visionen und Zielsetzungen der Bevölkerung eines kleinen Landes in einem zerfallenden Imperium.

Aus dem Estnischen übersetzt von Heli Rahkema, Bielefeld

Summary

This article deals with the major educational issues engaging the Estonian and German-Baltic population in Estonia from the mid-1880s to the beginning of the First World War.

The core of the educational reforms (the so-called Russification reforms) carried out between 1885 and the beginning of the next decade was the replacement of German, Estonian and Latvian by Russian as the language of instruction in schools. People had to adapt, and education in national matters was restricted largely to the home. During the revolution of 1905 the objectives of both the Baltic Germans and, in particular, of the Estonians with respect to education policy became increasingly radical. The government was obliged to make concessions. German-Baltic and Estonian cultural associations were set up in order to establish and maintain private schools which taught in the respective mother tongues. German-Baltic educational policy showed all the signs of self-protection, such as a focus on the mother tongue and on a good general education of compatriots. By making concessions to the government with respect to the language of instruction, the Estonians were able to take over new areas of education, in particular in the field of vocational training. The fact that the German-Baltic and Estonian endeavours in the area of education were not only marked by conflicts but also had much in common was a result of the contradictions in the culture that Estonians and Baltic Germans had shared over many years.

Gewalt in Estland im Jahr 1905: emotionale Anomalie oder ein Faktor der Modernisierung?*

von Toomas Karjahärm

Im späten russischen Imperium stimmten die Modernisierungsmodelle und -strategien der verschiedenen gesellschaftlichen Segmente nicht überein. Es entstand ein Konflikt, der nicht friedfertig hätte reguliert werden können, weil der elementare gesellschaftliche Konsens fehlte. Die Strategie der Machthaber war mehr auf Bewahrung, die der Opposition auf jähe Veränderung hin orientiert, letztere hätte eine tiefgreifende Transformation der gesamten Gesellschaft mit sich gebracht. Auf den staatlichen Terror antworteten die Revolutionäre ihrerseits mit Terror, auf den die Regierung mit noch größerer militärischer Gewalt reagierte.

Im Folgenden wird der Aufstand der estnischen Arbeiter und Bauern im Dezember des Jahres 1905 näher untersucht, der ähnlich wie die mittelalterliche *Jacquerie* eine umfangreiche Verwüstung des Vermögens des Kerns der lokalen Oberschicht – der deutschbaltischen Gutsherren – nach sich zog.

Die Brandschatzung der Gutshäuser, die Zerstörung, Plünderung und Zerstreuung des Inventars, terroristische Akte und politische Attentate, Banküberfälle, die die Revolutionäre euphemistisch als Expropriation bezeichneten, waren während des revolutionären Jahres 1905 im riesigen russischen Reich weit verbreitete Erscheinungen, über die die Zeitungen häufig berichteten. Gutsvermögen wurde sowohl in den russischen Binnengouvernements zerstört, wo die Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung Analphabeten waren, als auch in den von Nicht-Russen bewohnten Grenzgebieten des Imperiums, wo sich die Konflikte zwischen der Peripherie und dem Zentrum verschärften und die Unstimmigkeiten unter den lokalen sozialen und nationalen Gruppen akut wurden, was die gesellschaftliche Krise weiter vertiefte. Im Gouvernement Kursk wurden schon im Februar des Jahres 1905 Gutshäuser und Branntweimbrennereien niedergebrannt und das Gutsinventar geplündert. Im Sommer gewann diese destruktive Aktivität in den Gouvernements Saratov, Charkiv und Voronež weiter an Boden. Zu den Gegenden des Imperiums, in denen die Agrarunruhen (*agrarne besporjadki*) die meiste Gewalt zeitigten, waren der zentralrussische Schwarzerdegürtel, Gebiete an der Wolga, die Ukraine, das Baltikum und Kaukasien.¹ Nach Berechnungen von sowjetischen Autoren, die sich auf Statistiken aus der Zarenzeit stützten, kamen im

* Die Untersuchung ist im Rahmen des Forschungsprojektes SF0130038s09 entstanden, das vom Bildungs- und Wissenschaftsministerium der Estnischen Republik zweckgebunden finanziert wurde.

1 Siehe Maureen Perrie: *The Russian Peasant Movement of 1905–1907: Its Social Composition and Revolutionary Significance*, in: *Past & Present* 57 (1972), S. 123-155; Ju. I. Korablev (Hrsg.): *Revoljucija 1905–1907 godov v Rossii* [Die Revolution 1905–1907 in Russland], Moskau 1975, S. 107-109, 198-209; Andrej M. Anfimov: *Iz archiva istorika. Neokončennye spory* [Aus dem Archiv des Historikers. Nicht beendete Streitigkeiten], in: *Voprosy istorii* (1997), Nr. 5, S. 47-72; A.P. Korelin, S.V. Tjutjukin (Hrsg.): *Pervaja revoljucija v Rossii: Vzgljad čerez stolie* [Die erste Revolution in Russland: Ein Blick nach einem Jahrhundert], Moskau 2004, S. 552-554.

europäischen Teil Russlands etwa 3 000 Gutshöfe, d.h. 15% der Gesamtzahl, zu Schaden, wobei die Verluste der Gutsherren sich auf bis zu 40 Mio. Rubel beliefen.²

In absoluten Zahlen führte das Gouvernement Saratow mit 270 im Herbst des Jahres 1905 zerstörten Gutshäusern (nach Angaben des Gouverneurs Petr Stolypin)³ die Rangliste im russischen Reich an,⁴ sowohl in Bezug auf die Zahl der verwüsteten Gutshäuser als auch hinsichtlich der Höhe der Schäden, doch gab es dort erheblich mehr Gutshäuser als in den Ostseeprovinzen, die zudem kleiner waren als in den baltischen Großbetrieben. Was die Intensität der Zerstörung angeht, standen Estland, Livland und Kurland an erster Stelle,⁵ wo laut dem Gesamtverzeichnis (1908) des provisorischen Generalgouverneurs der baltischen Provinzen im Jahr 1905 583 Gutshäuser, davon 422 auf lettischem Gebiet und 161 auf estnischem Gebiet, zu Schaden kamen.⁶ Wegen ihrer Gewalttätigkeit wurden die Letten und ein wenig auch die Esten im ganzen Imperium und auch im Ausland bekannt.

Was die in verschiedenen Quellen unterschiedlich überlieferten Zahlen über die Schäden der Gutsherren in Russland sowie in den Ostseeprovinzen und den anderen davon betroffenen Gebieten angeht, ist nicht genauer bekannt, auf Grund welcher Methode sie ermittelt wurden. Es gibt keinerlei klare Kriterien, um die Begriffe „Demolierung“ (*razgrom*) und „Brandstiftung“ (*sožženie*), die in den Quellen und in der Literatur am häufigsten verwendet wurden, zu definieren. Neben der Polizei, die gemäß Dienstanweisung überall die offizielle Verbrechensstatistik erstellte, sammelten in den russischen Gouvernements auch die *Zemstva* solche Angaben. In den baltischen Gouvernements, wo es diese Selbstverwaltungsstrukturen nicht gab, stammen die Rohdaten von den Ritterschaften, die auf der höchsten Ebene der lokalen Selbstverwaltung (der Gouvernementsebene) eine Monopolstellung inne hatten. Die Kalkulation und Meldung der Schäden beruhte auf Schätzungen – oft war der Einzige, der die Schäden schätzte und meldete, der Gutsherr selbst –, wobei nicht immer bekannt ist, welche Objekte in den jeweiligen Gutshöfen beschädigt wurden.

- 2 Teodor Šanin: *Revoljucija kak moment istiny 1905–1907 gg.; 1917–1922* [Revolution als Moment der Wahrheit 1905–1907; 1917–1922], Moskau 1997, S. 162.
- 3 Nadežda G. Koroleva: *Zemstvo na perelome (1905–1907 gg.)* [Zemstvo am Scheideweg (1905–1907)], Moskau 1995, S. 171.
- 4 Mõisnikudele abiandmine [Hilfeleistung an die Gutsherren], in: Kodumaa, 6. Februar 1906; Kaugemalt riigist [Über ein ferneres Land], in: Noorus, 7. Juli 1906.
- 5 Anfimov, Iz archiva (wie Anm. 1), S. 65.
- 6 *Obzor dejatel'nosti Upravlenija Vr. Pribaltijskogo general-gubernatora 1905–1908 g.g.* [Überblick über die Tätigkeit des Prov. Baltischen Generalgouverneurs 1905–1908], 24.5.1908, in: Toomas Kar'jähärm [Karjahärm] (Hrsg.): *Imperskaja politika Rossii v Pribaltike v načale XX veka. Sbornik dokumentov i materialov* [Imperiale Politik Russland im Baltikum zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sammelband mit Dokumenten und Materialien], Tartu 2000, S. 214–295, hier S. 239 f.; Ernst Benz: *Die Revolution von 1905 in den Ostseeprovinzen Rußlands. Ursachen und Verlauf der lettischen und estnischen Arbeiter- und Bauernbewegung im Rahmen der ersten russischen Revolution*, Diss. Phil. Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Mainz 1990, S. 260 f., 276 f., 290–294; Tiit Rosenberg: *Eesti mõisate ajalooline ülevaade* [Ein historischer Überblick über die estnischen Gutshöfe], in: Tiiu Oja (Hrsg.): *Eesti mõisad* [Estnische Gutshöfe], Tallinn 1994, S. 7–55, hier S. 26, 35.

1. Sozialdemokratie und Gewalt

Das programmatische, 1903 formulierte Ziel der Russländischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (*Rossijskaja social-demokratičeskaja rabočaja partija*, RSDRP), mithilfe des revolutionären Volkes die Autokratie zu stürzen und die demokratische Republik einzuführen,⁷ die Resolution des III. Parteitages der RSDRP (12.–27.04.1905 in London) „Über den bewaffneten Aufstand“⁸ sowie die Losungen Vladimir Uljanov-Lenins – „Revolution ist Krieg“, „Gewalt um Gewalt zu beenden“, „Die Autokratie fällt nicht, wenn sie nicht gestürzt wird“ – forderten direkt zur Gewalt auf und rechtfertigten den Griff zu den Waffen.⁹ Diese allgemeinen Leitgedanken mussten in der auf strenge zentralistische Disziplin (die Beschlüsse der Leitorgane waren für die Unterorganisationen bindend) aufgebauten Partei auch die lokalen Organisationen befolgen. In Estland waren die zwei wichtigsten davon das Tallinner Komitee (1904) und das Narvaer Komitee (1905) der RSDRP, die sich auf die Arbeiter der Großindustrie stützten, sowie das hauptsächlich aus Studenten bestehende Tartuer Komitee (1903). Unter Einfluss des Tallinner Komitees standen der Ältestenrat der Tallinner Arbeiter (1905) und der Sowjet der Deputierten der Tallinner Arbeiter, der im November des Jahres 1905 gegründet wurde.¹⁰

Auch die föderalistische Gesellschaft der estnischen sozialdemokratischen Arbeiter, die im November des Jahres 1905 während der so genannten Tage der Freiheit mit dem Zentrum in Tartu (Dorpat) gegründet worden war, setzte sich im Entwurf ihres Programms,¹¹ das gemeinsame Züge mit dem Maximal- und Minimalprogramm der RSDRP¹² aufwies, die Absetzung der Autokratie und die Einführung der demokratischen Republik zum Ziel. Diese Gruppierung befürwortete die Autonomie und den gleichberechtigten Föderalismus und nicht das Prinzip des Zentralismus und der Unterordnung, sowohl in den Beziehungen der sozialistischen Parteien des Imperiums untereinander als auch im Aufbau der russischen föderativen demokratischen Republik, sofern diese als Ergebnis der Revolution möglich geworden wäre. Die estnischen Föderalisten versuchten Sozialismus und Nationalismus zu vereinigen und waren auf legales Handeln orientiert. Ihr Anführer Peeter Speek schrieb über die Taktik der Partei in einem Bericht an die Sozialistische Internationale:

7 *Rossijskaja social-demokratičeskaja rabočaja partija* [Russländische Sozialdemokratische Arbeiterpartei], in: Valentin V. Šelochaev (Hrsg.): *Programmy političeskich partij Rossii. Konec XIX – načalo XX vv.*, Moskau 1995, S. 40-52, hier S. 47. Das Minimalprogramm der RSDRP strebte die demokratische Republik durch eine bürgerlich-demokratische Revolution an, das Maximalprogramm die Errichtung der Diktatur des Proletariats durch die sozialistische Revolution.

8 V.P. Dmitrenko (Hrsg.): *Istorija Rossii. XX vek* [Geschichte Russlands. 20. Jahrhundert], Moskau 1996, S. 67 f.

9 Siehe Rem Blum: *Sotsiaalse revolutsiooni teooria* [Die Theorie der sozialen Revolution], Tallinn 1969, S. 54.

10 Aleksander Panksejev, Abe Liebman (Hrsg.): *Ülevaade Eestimaa Kommunistliku Partei ajalooost, I. (XIX sajandi 90. aastad – 1920)* [Überblick über die Geschichte der Kommunistischen Partei Estlands, I. (Die 1890er Jahre bis 1920)], Tallinn 1961, S. 77.

11 *Eesti Sotsialdemokratilise Tööliste Ühisuse programmi eelplaan* [Der Programmentwurf der Gesellschaft der estnischen sozialdemokratischen Arbeiter], in: *Uudised*, 8. November 1905.

12 Siehe Aleksander Blumfeldt: *Eesti föderalistide programmiliste ja organisatsiooniliste seisukohtade kriitika* [Kritik an den programmatischen und organisatorischen Standpunkten der estnischen Föderalisten], in: *Töid NLKP ajaloo alalt I* [Arbeiten zur Geschichte der KPdSU I], Tartu 1961, S. 3-22.

„Natürlich halten die estnische Partei und ihre Organisationen Verschwörungen und einzelne Terrorakte nicht für zweckmäßige Kampfmittel des Proletariats, aber sie hält es auch nicht für ihre Pflicht, den Terror zu verurteilen und gegen ihn zu agitieren, weil es nicht die Sache des Proletariats und seiner bewussten Vertreter, der Sozialdemokraten ist, die ‚Ordnung‘ in der bürgerlichen Weltordnung zu schützen. Mit dieser Anschauung vom Terror wiegelte die estnische Partei die Massen doch stark im revolutionären Geiste auf. Hier ging die estnische Partei Hand in Hand mit den Organisationen der RSDRP.“¹³

Die prosozialistische Bewegung der radikalen Intellektuellen, Jung-Estland (*Noor-Eesti*), die auf die Europäisierung der Esten Wert legte, hielt die persönliche Freiheit für wichtig, versuchte den Kompromiss zwischen Individualismus, Sozialismus und Nationalismus im Geiste des Programms der österreichischen Sozialdemokraten zu finden, und über den eng gefassten parteilichen Interessen zu stehen. Auch sie befürwortete eine demokratische Republik.¹⁴

Die Sozialrevolutionäre, die Anarchisten und viele nationalistische Parteien der Grenzgebiete des Imperiums wandten individuellen Terror und politische Morde als Kampfmittel gegen die Regierung an, was zum Tod von Tausenden von Menschen führte.¹⁵

Das Ausmaß der Gewalt gegen Individuen können einige Zahlen illustrieren, deren Wahrheitsgehalt jedoch nicht überprüfbar ist.¹⁶ Nach Berechnungen deutschbaltischer Autoren wurden im Jahr 1905 auf lettischem Gebiet 40 Deutsche und auf estnischem Gebiet ein Deutscher getötet.¹⁷ Nach den bereits erwähnten Angaben zur Tätigkeit des provisorischen Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen (1908) wurden in Riga an terroristischen Akten

13 Peeter Speek: *Aruandest Eesti Sotsiaaldemokraatliku Tööliste Partei arengu ja revolutsioonilise tegevuse kohta* [Bericht zur Entwicklung und revolutionären Tätigkeit der Estnischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei], in: Hans Kruus (Hrsg.): *Punased aastad. Mälestisi ja dokumente 1905. aasta liikumisest Eestis I* [Rote Jahre. Erinnerungen und Dokumente zur Bewegung von 1905 in Estland I], Tartu 1932, S. 249.

14 Gustav Suits: *Kaks ilmavaadet* [Zwei Weltbilder], in: Ders.: *Sihid ja vaated* [Ziele und Ansichten], Helsinki 1906, S. 53 f.

15 Es ist vermutet worden, dass in den Jahren 1905 bis 1907 infolge des revolutionären Terrors im Imperium bis zu 10 000 Menschen getötet und verletzt wurden. Vgl. Anna Geifman: *Revoljucionnyj terror v Rossii, 1894–1917* [Revolutionärer Terror in Russland 1894–1917], Moskau 1997, S. 32.

16 Ein Teil der politischen Terrorakte und der Expropriationen wurde als gewöhnliche Straftaten behandelt.

17 Siehe Georg v. Rauch: *Geschichte der baltischen Staaten*, Stuttgart u.a. 1970, S. 23; Toivo U. Raun: *Violence and Activism in the Baltic Provinces*, in: *Acta Historica Tallinnensia* (2006), Nr. 10, S. 49. Insgesamt wurden in den Jahren 1905 bis 1907 in den drei baltischen Provinzen 77 Deutsche auf lettischem Gebiet und 5 Deutsche auf estnischem Gebiet getötet. Laut der Revolutionsstatistik Astaf v. Transehe-Rosenecks wurden im livländischen Gouvernement vom 1. Juni 1905 bis zum 31. August 1906 auf lettischem Gebiet (in den Landkreisen Riga, Valmiera [Wolmar], Cēsis [Wenden] und Valga [Walk]) 125 Menschen getötet, Tötungsversuche gab es 137. Unter den 262 Opfern im livländischen Gouvernement waren 45% Bauern, 29% Staatsbeamte, Polizisten und Soldaten, 13% Gutsherren, Pastoren, Ärzte und ihre Familienmitglieder, 12% Privatbedienstete. [Astaf v. Transehe-Roseneck:] *Die Lettische Revolution II. Die Sozialdemokratie. Die Katastrophe*, Berlin 1908, S. 354–357; Alexander v. Tobien: *Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus*, Bd. I, Riga 1925, S. 170.

verübt: im November 1905: 143, im Dezember: 181, im Januar 1906: 206; dabei wurden 1905 und Anfang 1906 108 Polizisten getötet.¹⁸ Nach dem Bericht des rigaischen Polizeimeisters wurden in Riga vom 1. Februar 1905 bis zum 1. Mai 1906 44 Personen von Terroristen umgebracht, 41 wurden verletzt; den überwiegenden Teil von ihnen bildeten angeheuerte gemeine Soldaten unterschiedlicher Nationalität (Russen, Letten, Polen u.a.) der städtischen Polizei (*gorodovoj*), die für die Ordnung auf den Straßen verantwortlich waren und als erste den Angriffen zum Opfer fielen.¹⁹ Nach Darstellung Anatol Lievens töteten die Aufständischen während der Revolution von 1905 auf lettischem Gebiet 635 Deutsche und Russen.²⁰ Es ist nicht gelungen, zusammenfassende Angaben über das von Esten bewohnte Territorium zu finden, aber auch dort kamen einzelne terroristische Übergriffe auf Polizisten und Soldaten vor.

In Estland verbreiteten sich die Ideen der Sozialrevolutionäre erst nach 1905, zugleich waren die estnischen Sozialrevolutionäre hinsichtlich ihrer Kampfmittel merklich gemäßigter als ihre russischen und lettischen Gesinnungsgenossen.²¹ Der revolutionäre Terror in Estland im Jahr 1905 selbst äußerte sich vor allem in der Zerstörung und Plünderung des Besitzes der Gutsherren. Sie sowie die Gutsverwalter wurden als Geiseln genommen und bedroht; vor deren bzw. der zarischen Beamten Ermordung schreckte man in der Regel jedoch zurück.

Während die Brandstifter bis Anfang Dezember vorwiegend im Dunkel der Nacht und geheim agierten, so begannen sie etwa ab Mitte Dezember in den Landkreisen Harjumaa (Harrien), Läänemaa (Wiek) und Pärnumaa (Pernau) die Gutshöfe (vor allem die Hauptgebäude und Branntweinbrennereien) zu zerstören. Dies geschah nun mit großer Energie, öffentlich, wobei zu den zahlreichen Tätern sowohl aus Tallinn (Reval) eingetroffene städtische Arbeiter als auch Vertreter der lokalen ländlichen Bevölkerung verschiedenster sozialer Herkunft zählten. Ebenso kam es in einzelnen ländlichen Orten zur Verwüstung von Behörden (Polizei, Gericht, Selbstverwaltung der Gemeinden) und zu Zusammenstößen mit der Polizei und dem Militär. Auch sind einige Episoden aus Estland bekannt, bei denen Sozialdemokraten Sprengstoff benutzten, doch gibt es keine Angaben darüber, dass dieser bei Terrorakten zur Anwendung kam.²²

18 Obzor dejatel'nosti (wie Anm. 6), S. 259.

19 Spisok lic, ubitych v gor. Rige pri terrorističeskich pokušenijach za vremja s 1 fevralja 1905 goda po 1 maja 1906 goda. Spisok lic, ranenych v gor. Rige pri terrorističeskich pokušenijach za vremja s 1 fevralja 1905 goda po 1 maja 1906 goda [Liste der Personen, die bei terroristischen Übergriffen in Riga in der Zeit vom 1. Februar 1905 bis zum 1. Mai 1906 ermordet wurden. Liste der Personen, die bei terroristischen Übergriffen in der Zeit vom 1. Februar 1905 bis zum 1. Mai 1906 in Riga verletzt wurden], in: Eesti Ajalooarhiiv [Estnisches Historisches Archiv, im Folgenden: EAA], 296-1-947, Bl. 633-636.

20 Anatol Lieven: *The Baltic Revolution. Estonia, Latvia, Lithuania and the Path to Independence*, New Haven, CT u.a. 1993, S. 51.

21 Hugo Reiman: *Tormas 1905 a. Sotsiaalrevolutsioonäride liikumise algusest* [Über den Anfang der Bewegung der Sozialrevolutionäre], in: Kruus (Hrsg.), *Punased aastad* (wie Anm. 13), S. 131-136. Die estnischen Sozialrevolutionäre faszinierte bei den russischen Sozialrevolutionären das Prinzip der Föderation und die Kulturautonomie, die von den Sozialdemokraten-Zentralisten kritisiert wurden.

22 Siehe Marta Lepp: *1905. aasta romantika, järellained, lõppvaatus* [Die Romantik von 1905, die Nachwirkungen, der Schlussakt], Tallinn 2010, S. 68; Johannes Pikkov: *Tallinnas 1905. a.* [Das

1905 waren auch in Estland die aus Osten und Westen stammenden sozialistischen Ideen in der Arbeiterschaft der großen Fabriken, unter Intellektuellen und Studenten verbreitet, unter der ländlichen Bevölkerung waren diese aber eher wenig bekannt; es gab nur einzelne Aktivisten, die mit dieser Lehre ein wenig in Berührung gekommen waren. Anders als in Lettland gab es in Estland auf dem Land kein enges Netz von Organisationen der sozialistischen Parteien. In den südestnischen Gemeinden entstanden am Ende des Jahres 1905 etwa 25 Organisationen (auch Gesellschaften oder Vereine genannt) der föderalistischen Sozialdemokraten und auf Volksversammlungen wurden eifrig illegale revolutionäre Komitees gewählt,²³ doch eine massenhafte, öffentliche Vernichtung des Vermögens der Gutsherren fand dort nicht statt.

Hinsichtlich der politischen Bildung entwickelte sich die estnische Gesellschaft schnell: Über Zeitungen, Agitationsschriften, Redner und Agitatoren erreichten neben dem Nationalismus auch verschiedene Lehren mit weniger klarer Abgrenzung, der Sozialismus (die zentralistische und nationalistisch-föderalistische Sozialdemokratie) und der Radikalismus, die ländlichen Gebiete.²⁴ In den Zeitungen erschienen nicht nur Beschreibungen über die Freiheitsbewegung aus allen Landesteilen, sondern auch Anweisungen der oppositionellen Parteien und Kräfte zum weiteren Handeln. Eine bedeutende Rolle bei der Stärkung der linken Gesinnung sowohl auf dem Land als auch in der Stadt spielte die Versammlung des radikalen Teils (einer Mehrheit der Delegierten: etwa 500 von 800) des Tartuer landesweiten Kongresses in der Universitätsaula vom 27. bis 29. November des Jahres 1905, deren Beschlüsse klar besagten, dass die bestehende Gewaltherrschaft durch das revolutionäre Volk mit allen verfügbaren Mitteln gestürzt werden müsse:

„Die Versammlung der Delegierten ist der Auffassung, dass Russlands unerträgliche und hoffnungslose Situation sich nur dadurch verbessern kann, dass die jetzige Gewaltherrschaft vom revolutionären Volk gestürzt wird. Wir, die Delegierten, rufen im jetzigen, revolutionären Augenblick alle Mitbürger in der Stadt und auf dem Land auf, gegen die jetzige Gewaltherrschaft mit allen Maßnahmen zu kämpfen. Von den Kampfmaßnahmen müssen insbesondere folgende genannt werden: 1. Die revolutionäre Selbstverwaltung muss sowohl in der Stadt als auch auf dem Land unverzüglich eingesetzt werden. Einzelne revolutionäre Selbstverwaltungen treten zur landesweiten Organisation bei. 2. Die jetzigen Regierungsbehörden und -beamten müssen unbedingt boykottiert und alle Angelegenheiten in den neuen entsprechenden Selbstverwaltungsbehörden erledigt werden. [...] 10. Wenn der landesweite politische

Jahr 1905 in Tallinn], in: Kruus (Hrsg.), *Punased aastad* (wie Anm. 13), hier S. 177; Alma Ostrai-Oinas: *Antje trükikoja eksproprieerimine* [Die Expropriation der Druckerei Antje], in: 1905. a. revolutsiooni päevilt. Mälestiste kogu [Aus den Tagen der Revolution von 1905. Gesammelte Erinnerungen], Tallinn 1931, S. 117-121, hier S. 120.

23 Toomas Karjahärm: *Vabariigid ja komiteed: massiliikumine Eesti valdades 1905. aastal mikroajaloolises mõõtkavas* [Republiken und Komitees: eine Massenbewegung in den estnischen Gemeinden im Jahr 1905 im mikrohistorischen Maßstab], in: *Acta Historica Tallinnensia* (2012), Nr. 18, S. 3-47.

24 Zu den Parteien in Estland siehe Mati Graf: *Parteid Eesti Vabariigis 1918–1934 koos eellooga (1905–1917) ja järellooga (1934–1940)* [Die Parteien in der Estnischen Republik 1918–1934 mit der Vorgeschichte (1905–1917) und dem Nachspiel (1934–1940)], Tallinn 2000, S. 15-20.

Streik durchgeführt wird, müssen wir diesen mit allen Maßnahmen unterstützen, die die Arbeit der Regierung behindern.“²⁵

Die Anwendung von Gewalt war in dieser Formulierung keineswegs ausgeschlossen, vom bewaffneten Aufstand war aber auch nicht direkt die Rede. Sogar der liberale gemäßigte Flügel (die Minderheit der Delegierten) des zweigeteilten Tartuer Kongresses, dessen Anhänger sich im Saal der Bürgermuße-Gesellschaft versammelten, drohten der Regierung im Falle der Nichterfüllung der Forderungen mit passivem Widerstand.²⁶ Dies zeigt, dass die Autorität der Regierung desaströs gesunken war und nicht nur in den Unterschichten, sondern auch in der kleinbürgerlichen Mittelschicht langsam die Hoffnung verschwand, dass die von der Regierung versprochenen Reformen in bestimmten Bereichen eine Erleichterung bringen könnten, dass die langersehnten gesellschaftlichen Erneuerungen überhaupt umgesetzt würden und dass das Vorlegen von Memoranden und Reformvorschlägen bei der Regierung irgendwelche positiven Resultate haben könnte.

2. Die Schwäche der Regierung

Das, was am Ende des Jahres 1905 in den baltischen Gouvernements geschah, wurde entscheidend auch von der Besonderheit des Moments, von dem bisherigen erfolgreichen Verlauf der Revolution und von der allgemeinen Situation im Staat beeinflusst. Diese Faktoren waren: die Niederlage im Russisch-Japanischen Krieg, das Schwanken und Lavieren des Absolutismus, allmähliche erzwungene Zugeständnisse bei der konstitutionellen Reform des politischen Systems, die Einwilligung (Manifest vom 6. August) zur Einberufung der Volksversammlung, die Erklärung der Bürgerrechte und -freiheiten (Manifest vom 17. Oktober), politische Generalstreiks in den Hauptstädten und anderswo, bewaffnete Konflikte und Barrikaden im Dezember in Moskau. Je schwächer die Regierung war, desto mehr Zugeständnisse musste sie machen, desto mutiger wurden ihre Kritiker und die, die sie stürzen wollten.

Im Baltikum muss berücksichtigt werden: die rasche Zunahme an Aktivität bei den städtischen Arbeitern, Bauern und Intellektuellen im Herbst des Jahres 1905, politische Streiks, massenhafte Volksversammlungen und Kundgebungen, die Entstehung von legalen oppositionellen Parteien nach dem 17. Oktober, die öffentliche Tätigkeit der Sozialdemokraten und die Zunahme von deren Einfluss, die in den Gemeinden vom Volk illegal gewählten alternativen Machtorgane – revolutionäre Komitees (*rīcības komiteja, ispolnitel'nyj / rasporjaditel'nyj komitet, Exekutivkomitee*), die mancherorts „Republiken“ genannt wurden, revolutionäre Beschlüsse und Aktionen der Volksversammlungen und legalen Gemeindebehörden, die Gründung der Volksstreitkräfte, die Einführung der Muttersprache in der

25 Die Beschlüsse der Aula-Versammlungen (27.–29. Nov. 1905) des landesweiten Volksvertreterkongresses in Tartu, in: Kruus (Hrsg.), *Punased aastad* (wie Anm. 13), S. 227. Näheres siehe Benz, *Die Revolution von 1905* (wie Anm. 6), S. 269-272; Toivo U. Raun: *The All-Estonian Congress in Tartu, November 1905: A Reassessment*, in: *Journal of Baltic Studies* 38 (2007), S. 383-400.

26 Die Beschlüsse der Bürgermuße-Versammlungen (27.–29. Nov. 1905) des landesweiten Volksvertreterkongresses in Tartu, in: Kruus (Hrsg.), *Punased aastad* (wie Anm. 13), S. 221 f.

Volksschule und in der Verwaltungsarbeit der Gemeindegewalt. Ebenso die Unfähigkeit der Obrigkeit, die Lage unter Kontrolle zu halten, die geringe Zahl von Truppen, die Flucht der Gutsherren und Beamten in die Stadt, der Erfolg der lettischen Aufständischen. All diese Tatsachen können in den regierungsfeindlichen Kräften ein Gefühl von Euphorie und Straflosigkeit hervorgerufen haben.²⁷

Die linksorientierten und sogar die gemäßigt liberalen Zeitungen und Zeitschriften, die während der Tage der Freiheit (der Zeitspanne zwischen dem Manifest vom 17. Oktober und dem Eintreffen der Strafruppen Ende Dezember) ohne Vorzensur erschienen, kritisierten die Zentral- und lokalen Behörden scharf und wiegelten somit die regierungsfeindliche Stimmung auf. Die Streiks der Post- und Eisenbahnbeamten verursachten eine Informationssperre, die Zeitungen erschienen nicht, es verbreiteten sich Gerüchte, dass in Riga die Republik ausgerufen, in St. Petersburg das Zarenregime gefallen und der Kaiser auf eine Insel in die Gefangenschaft gebracht worden sei und dass sich die Horden der „Schwarzen Hundert“ (*černaja sotnja*) aus Osten und Süden auf dem Weg Richtung Estland befänden, die alles auf ihrem Weg zerstören, plündern und töten, ja sogar Kinder pfählen würden.²⁸

3. Feindschaft gegen die Gutsherren

Die Einstellung der Mehrheit der ethnischen Esten und des radikalen Teils der infolge der Modernisierung entstandenen neuen Elite gegenüber der baltischen Oberschicht, besonders gegenüber den adeligen Gutsherren – den Besitzern der privilegierten Rittergüter²⁹ – war negativ, wenn nicht gar feindlich. Die estnische Intelligenz oder die neue Elite, die aus dem Boden der deutschen Kultur emporwuchs, hatte ihre nationale Identität und Geschichte in der Gegenüberstellung mit der deutschbaltischen Oberschicht konstruiert. Die vorzeitliche Freiheit und die „goldene Zeit“, dann der Einfall der deutschen Ritter und der Freiheitskampf, die darauffolgende „700-jährige Knechtschaft“, d.h. die „Zeit der Dunkelheit“ und danach die neue Freiheit (Abschaffung der Leibeigenschaft) und die „Zeit der Morgendämmerung“ waren die Grundpfeiler des Nationalmythos der Esten (der insbesondere von Carl Robert Jakobson in Worte gefasst wurde) seit dem nationalen Erwachen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die neue Elite sah in den deutschen Gutsherren und den exklusiven Adelskorporationen, den Ritterschaften, deren Vorherrschaft im lokalen Leben

27 Siehe Benz, Die Revolution von 1905 (wie Anm. 6), S. 231-277; Karjahärm, Vabariigid (wie Anm. 23); ders.: Eestimaa talurahva kongress ja Volta koosolek: massiliikumine Balti provintside 1905 [Der Kongress der estländischen bäuerlichen Bevölkerung und die Volta-Versammlung: die Massenbewegung in den baltischen Provinzen 1905], in: Tuna (2012), Nr. 4, S. 28-52.

28 Was die Schwarzen Hundert sind, wusste keiner genauer zu erklären. Neben Terroristen, Hetzern und Räuberbanden konnten unter ihnen auch der Selbstschutz der Gutsherren, die von der Regierung geschickten Strafkompagnien, bewaffnete Rebellen und Brandschatzer der Gutshöfe, Waldbrüder u.a. gedacht werden. Ein estnischer Bauer war der Meinung, dass die Schwarzen Hundert eine Truppe von als Matrosen bekleideten Gutsherren seien. Die Gerüchte von den Schwarzen Hundert („Die Schwarzen Hundert kommen!“) lösten eine ungeheure Panik und Angstpsychose aus. Sie wurden stärker gefürchtet als das Kriegsgesetz, die Polizei und das russische Militär. Mancherorts flohen Menschen in panischer Angst mit ihrem Vermögen in den Wald oder in die Städte.

29 Zu den Rittergütern siehe Rosenberg, Eesti mõisate (wie Anm. 6), S. 16-19.

nicht für legitim und unmoralisch hielt, stets das Haupthindernis und die Wurzel des Übels bei der Verwirklichung ihrer Ambitionen.

Die Germanophobie wurde durch die russische Regierung und durch die slawophile öffentliche Meinung ein wenig begünstigt, die im Rahmen der Unifizierungs- und Russifizierungspolitik der Grenzländer Interesse hatten, in den baltischen Gouvernements den Einfluss der deutschen Aristokratie durch den russischen Einfluss zu ersetzen und deshalb bei der deutschfeindlichen Propaganda der estnischen und lettischen Nationalisten ein Auge zudrückten. Im Bewusstsein des estnischen und lettischen Volkes verwurzelte sich die Erkenntnis, dass der Hauptgrund für die Armut der Bauern, für den Mangel an Boden und für die Auswanderung in die Fremde der Großgrundbesitz der Gutsherren sei. So war es auch im Jahr 1905, als die Opposition in den adeligen Gutsherren die hauptsächliche soziale Unterstützung für die Autokratie und einen Verbündeten im Kampf gegen den Freiheitsdrang des Volkes sah.³⁰ Von der Forschung wurde die hohe Intensität der Bauernbewegung im Baltikum mit dem großen Anteil des Grundbesitzes der Gutsherren³¹ und mit der archaischen politischen Ordnung (wirtschaftliche und politische Privilegien der Gutsherren), die sich besonders markant in der Landesselbstverwaltung und in der Führung der lutherischen Kirche zeigte, in Verbindung gebracht.³²

Die Reaktion des baltischen Adels und der Gutsherren auf die Forderungen der Volksbewegung hielt die Opposition für provokativ und feindlich. Das Herbeirufen des Militärs und die eindringlichen Hilferufe der Ritterschaften in der Hauptstadt (am Hof des Zaren und in den Ministerien), die Gründung des privaten Selbstschutzes³³ zum Schutz der Gutshöfe, außerordentliche Landtage der Ritterschaften und Pläne zur Reform der Landesselbstverwaltung im Interesse der deutschbaltischen Oberschicht – all dies setzte die ohnehin aufgeheizte Atmosphäre weiter unter Spannung und begünstigte die Explosion.³⁴ Zum Teil zeigte auch Wirkung, dass während der Streikwelle im Frühjahr und Sommer die streikenden Gutsarbeiter für ihre wirtschaftlichen Forderungen bei den Gutsherren kaum etwas erreichten.³⁵ Auch die Bauern, sowohl Besitzer als auch Pächter, die häufig ihre Forderungen dem Gutsherren schriftlich vorlegten, hatten fast nichts bewirken können. Die Gutsherren deuteten

30 Siehe Toomas Karjahärm: Das estnisch-deutsche Verhältnis und die Russische Revolution von 1905, in: Nordost-Archiv N.F. IV (1995), H. 2 (Themenband Konrad Maier [Hrsg.]: Estland und seine Minderheiten. Esten, Deutsche und Russen im 19. und 20. Jahrhundert), S. 431-451; ders.: Konfessionen und Nationalismus in Estland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Nordost-Archiv N.F. VII (1998), H. 2 (Themenband: Konrad Maier [Hrsg.]: Konfessionen und Nationalismus in Ostmitteleuropa. Kirchen und Glaubensgemeinschaften im 19. und 20. Jahrhundert, S. 533-553.

31 Abraham Ascher: *The Revolution of 1905. Authority Restored*, Stanford, CA 1994, S. 113.

32 Gert v. Pistohlkors: Ritterschaftliche Reformpolitik zwischen Russifizierung und Revolution. Historische Studien zum Problem der politischen Selbsteinschätzung der deutschen Oberschicht in den Ostseeprovinzen Rußlands im Krisenjahr 1905, Göttingen u.a. 1978, S. 240-257; Geoffrey Hosking: *Russia. People and Empire 1552–1917*, Cambridge 1997, S. 382-385.

33 In den Städten wurde unter Führung der deutschen Bürger die „Bürgerwehr“ als Selbstschutz gegründet, zu der auch Esten gehörten.

34 Anders Henriksson: *Vassals and Citizens. The Baltic German in Constitutional Russia, 1905–1914*, Marburg 2009, S. 33-46.

35 Toomas Karjahärm, Raimo Pullat: *Eesti revolutsioonitules 1905–1907 [Estland im Feuer der Revolution 1905–1907]*, Tallinn 1975, S. 73-75. In der ersten Hälfte des Jahres 1905 fanden in Estland in etwa 100 Gutshöfen Streiks von Gutshofarbeitern statt, wobei der Höhepunkt im März und Mai war.

gewachsene Forderungen der Bauern als eine Frechheit ohnegleichen und als Rebellion und verlangten von der Regierung die Verschärfung der Repressionen und die Unterbringung des Militärs in den Gutshöfen.

Öl ins Feuer goß der außerordentliche Landtag der Estländischen Ritterschaft, der sich am 7. Dezember 1905 in Tallinn versammelte und ohne Beteiligung der anderen Stände über die Frage der Landesselbstverwaltungsreform diskutierte, um in dieser auch künftig die führende Rolle der adeligen Gutsherren zu bewahren.³⁶ Der Kongress der Bauerndelegierten des estländischen Gouvernements in Tallinn wurde aber mit der Einführung des Kriegsrechtes untersagt. Die estnische Öffentlichkeit hielt die Gutsherren bei der Ausrufung des Kriegszustands³⁷ und der Entfesselung der neuen Repressionswelle (massenhafte Verhaftungen)³⁸ für schuldig.

Die Delegierten der Gemeinden, die in Tallinn zum Bauernkongress eingetroffen waren und die Tallinner Arbeiterältesten versammelten sich am 11. Dezember illegal im Keller der Fabrik „Volta“, die elektrische Anlagen herstellte, um eine Sitzung abzuhalten, die hauptsächlich von den bei den Verhaftungen entkommenen Sozialdemokraten organisiert wurde. Dort wurde darüber gesprochen, die Arbeiter aufs Land zu schicken und über mögliche Aktionen gegen die Gutsherren, aber man kam zu keiner Entscheidung, weil die Sitzung durch das Eintreffen der Polizei und einer Militärtruppe unterbrochen wurde. Diese Versammlung, bei der nach einer Version das führende Mitglied des Tallinner Komitees der RSDRP, der spätere Vertraute Lenins und Verbindungsmann auf der internationalen Arena, Aleksander Kesküla, die Hauptrolle spielte, ist als der Auslöser gesehen worden, der die Tallinner Arbeiter aufs Land brachte und das Niederbrennen der Gutshäuser entfesselte.³⁹

4. Die Bewaffnung der Arbeiter

Der Gedanke an eine Bewaffnung der Arbeiter wuchs aus den Aufsicht führenden Arbeitern der Tallinner Fabriken und dem Selbstschutz heraus, der im Jahr 1905 gegründet wurde, um die Streikenden und Demonstranten gegen die Gewalt der Polizei und des Militärs zu schützen⁴⁰ und einen eventuellen Angriff der mystischen „Schwarzen Hundert“

36 Siehe Toomas Karjahärm: The Problem of Reorganization of Provincial Self-Government in Estonia at the Beginning of the 20th Century, in: Gert v. Pistohlkors, Andrejs Plakans u.a. (Hrsg.): Bevölkerungsverschiebungen und sozialer Wandel in den baltischen Provinzen Russlands 1850–1914 / Population Shifts and Social Change in Russia's Baltic Provinces 1850–1914, Lüneburg 1995, S. 249-260.

37 Der Kriegszustand wurde in Kurland am 6. August, in Livland am 22. November, in Tallinn und im Landkreis Harjumaa am 10. Dezember 1905, in ganz Estland am 24. Dezember 1905 ausgerufen; das Generalgouvernement der baltischen Länder wurde mit dem kaiserlichen Ukas am 28. November 1905 gebildet.

38 In der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember 1905 wurde das Tallinner Komitee der RSDRP fast komplett festgenommen – 13 Personen, nur drei entkamen.

39 Kaido Jaanson: Mis juhtus 1905. a. 11.(24.) detsembri õhtul Voltas? Katse rekonstrueerida minevikku [Was passierte im Jahr 1905 am Abend des 11.(24.) Dezember bei Volta? Ein Versuch die Vergangenheit zu rekonstruieren], in: Tuna (2005), Nr. 4, S. 35-51; Karjahärm, Eestimaa (wie Anm. 27), S. 38-51.

40 Gleich am Anfang der Revolution im Januar 1905 wurden in Tallinn bei Zusammenstößen zwi-

abzuwehren.⁴¹ In den Erinnerungen ist die Rede von Einsatzkommandos der sozialdemokratischen Partei und von einer 40-Mann-Stoßtruppe, die im Oktober 1905 unter Führung der 18-jährigen Gymnasiastin Alma Ostra (sie war ein Mitglied des Tallinner Komitees der RSDRP) in Tallinn die Enteignung der Druckerei „Antje und Schiffer“ plante, um in dieser Partei-Propagandaliteratur herauszugeben. Dieser Plan wurde durch eine Militärpatrouille vereitelt.⁴² Kriegswaffen wurden durch Überfälle auf Waffenläden angeschafft und mit dem Geld, das man durch die Geldsammlung eingenommen hatte, erhoffte man diese sogar im Ausland kaufen zu können. Die Anschaffung der Waffen wurde im Zusammenhang mit der Bluttat in Tallinn am 16. Oktober (infolge der Beschießung durch eine Militärtruppe starben 90 Teilnehmer einer Kundgebung und mehr als 100 wurden verletzt) kräftig vorangetrieben, woraufhin das einflussreiche Mitglied des Tallinner Komitees der RSDRP, Aleksander Kesküla, die Notwendigkeit erklärte, die Taktik der Partei zu ändern und sich der Gewalt der Regierung mit Kriegswaffen zu widersetzen.⁴³ Das Flugblatt des Tallinner Komitees der RSDRP kündigte „allen Beschützern der Autokratie“ den Tod an.⁴⁴ Die Tallinner Arbeiterältesten aber forderten Waffen von der Stadtverwaltung, um die Bewohner vor den von der Regierung organisierten Pogromen der „Schwarzen Hundert“ zu schützen.⁴⁵

An sich war der Gedanke der Arbeiter, aufs Land zu gehen im Dezember des Jahres 1905 nicht ganz neu und unerwartet, sondern schon seit einiger Zeit in der Arbeiterschaft der Großunternehmen gereift.⁴⁶ Laut des Führers eines Arbeitertrupps, der sich aufs Land begeben hatte, Karl Kiiman, diskutierte man unter den Tallinner Arbeitern bereits im November diesen Schritt; mit der Einführung des Kriegszustands aber wurde er endgültig umgesetzt.⁴⁷ Die Fakten bezeugen, dass man sich mit diesem Thema in der Praxis sogar

schen den Arbeitern und dem Militär und der Polizei mehr als zehn Menschen getötet oder verletzt. Die Kosaken trieben auch die Versammlungen der Arbeiter auseinander. Siehe Karjahärm, Pullat, Eesti revolutsioonitules (wie Anm. 35), S. 50.

- 41 Es ist angenommen worden, dass in Tallinner Fabriken in den Sommermonaten des Jahres 1905 begonnen wurde, Kampfgruppen von Arbeitern zu bilden und Waffen zu besorgen. Siehe Panksejev, Liebman (Hrsg.), Ülevaade Eestimaa Kommunistliku Partei ajaloost (wie Anm. 10), S. 64.
- 42 Ostra-Oinas, Antje trükikoja (wie Anm. 22), S. 119.
- 43 Rudolf Vakmann: Venemaa sotsiaaldemokraatlise töölistepartei tegevus Tallinnas 1905. aastal [Die Arbeit der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands in Tallinn im Jahr 1905], in: 1905. aasta Eestis. Kirjeldused, mälestused, dokumendid, Leningrad 1926 (EKP KK Ajalookomisjoni Toimetused 1) [Das Jahr 1905 in Estland. Schilderungen, Erinnerungen, Dokumente, Leningrad 1926 (Schriften der historischen Kommission des Zentralkomitees der Estnischen Kommunistischen Partei 1)], S. 111.
- 44 Listovka Revel'skogo komiteta RSDRP k rabočim i rabotnicam s prizyvom k bor'be protiv „černoj sotni“ [Flugblatt des Revaler Komitees der RSDRP an die Arbeiter und Arbeiterinnen mit dem Aufruf zum Kampf gegen die „Schwarze Hundertschaft“], 30.10.1905, in: Gil'da I. Mosberg (Hrsg.): Revoljucija 1905–1907 gg. v Estonii. Sbornik dokumentov i materialov [Die Revolution 1905–1907 in Estland. Gesammelte Dokumente und Materialien], Tallin 1955, S. 258 f.
- 45 Postanovlenie rabočich starost o merach bor'by s „černoj sotnej“ [Verlautbarung der Arbeiterältesten über Maßnahmen des Kampfes mit der „Schwarzen Hundertschaft“], 26.10.1905, in: Mosberg (Hrsg.), Revoljucija (wie Anm. 44), S. 256-258.
- 46 Alma Ostra-Oinas: Jooni revolutsioonilise tegevusest [Grundzüge der revolutionären Tätigkeit], in: Kruus (Hrsg.), Punased aastad (wie Anm. 13), hier S. 64.
- 47 Karl Kiiman: [Mälestused] [Erinnerungen], in: Mälestisi 1905. aastast. Jutustuse järgi üles kirjutatud 1935. a. sügisel Vold. Juhandi [Denkwürdigkeiten aus dem Jahr 1905 nach einer Erzählung aufgeschrieben im Sommer 1935 von Vold. Juhandi], Tartu 1935, in: EAA 3654-1-46, Bl. 35.

früher beschäftigt hatte. Noch vor dem landesweiten Kongress Ende November in Tartu plünderten die Tallinner Arbeiter vom 26. bis zum 28. Oktober die Gutshöfe von Harjumaa, „konfiszierten“ dabei im Namen der sozialdemokratischen Partei Waffen, Geld und Wertsachen; zu Schaden kamen auch einige staatliche Schnapsläden und die Telefonverbindung.⁴⁸ Astaf v. Transehe-Roseneck schreibt, dass Tallinn von einer Bande verlassen wurde, die etwa 50 Männer umfasste, Voldemar Juhandi geht von zwei größeren Trupps und kleineren Gruppen mit insgesamt etwa 100 Personen aus.⁴⁹ Anfang November versuchte eine solche Truppe erneut ihre Tätigkeit auf dem Land zu entfalten, wurde aber zurückgeschlagen. War das die Generalprobe für die nachfolgenden Ereignisse, die von den Sozialdemokraten inszeniert wurde, wie Transehe-Roseneck behauptet?⁵⁰ Eduard v. Stackelberg-Sutlem, Gutsherr in Harjumaa und Sekretär der Estländischen Ritterschaft, bezeichnet diesen Raubzug in seinen Erinnerungen als „das Oktobervorspiel der sog. ‚Agrarrevolution‘“.⁵¹

Das Tallinner Komitee der RSDRP leugnete seine Teilnahme an solchen gewalttätigen Aktionen und beeilte sich, sich von den Plünderern der Gutshöfe zu distanzieren. Anfang November 1905 schickte das Tallinner Komitee den Zeitungen einen Brief, in dem festgestellt wurde, dass die Partei nichts mit der Zerstörung der Gutshöfe im Oktober, bei der im Namen der Partei Geld, Wertsachen und Waffen verlangt wurden, zu tun habe.⁵² Auch Tallinner Arbeiterälteste meldeten, dass sie niemandem eine Vollmacht erteilt hätten, für die sozialdemokratische Partei Geld zu sammeln.⁵³

Zu massenhafter Gewalt kam es in Estland nach und nach und als Antwort auf den brutalen Druck der Obrigkeit, den militärisch-polizeilichen Terror, dessen Gipfel der Massenmord am 16. Oktober auf dem Neuen Markt in Tallinn war, die Verhängung des Kriegszustands⁵⁴ und Massenverhaftungen. Die Situation wurde durch die Frage der Landesselbstverwaltungs-

48 Liste in der Zeit vom 26. bis 28. Oktober 1905 und vom 12. bis 19. Dezember 1905 von Revolutionären niedergebrannten, demolierten und beraubten Rittergüter und Pastorate, 4.2.1906, in: EAA, 854-2-2209, Bl. 1. Für ein Schema des Plünderungszugs im Oktober siehe Voldemar Juhandi: Kaardid mõisade põletamise kohta koos märkmetega. 1905. a. Selts, 1930–1941. [Käsikiri] [Karten zur Brandschatzung der Gutshöfe mit Notizen. Gesellschaft des Jahres 1905, 1930–1941. (Manuskript)], in: EAA, 3654-1-62, Bl. 8. Diese Ereignisse gaben in den Gemeinden den Anstoß zur Bildung des Selbstschutzes der Gutsherren, der zusammen mit der staatlichen Landkreispolizei arbeitete. Siehe Eduard v. Dellingshausen: Kodumaa teenistuses. Eestimaa Rüütelkonna peamehe mälestused [Im Dienste der Heimat. Erinnerungen des Ritterschaftshauptmanns der Estländischen Ritterschaft], Tallinn 1994, S. 85 f.

49 Voldemar Juhandi: Sissejuhatavat peatükk uurimusele teemal „Mõisate põletamine Eestis 1905. a. detsembris“. 1905. aasta Selts, 1940–1941. [Käsikiri] [Einleitendes Kapitel zur Untersuchung zum Thema „Die Brandschatzung der Gutshäuser in Estland im Dezember des Jahres 1905“. Gesellschaft des Jahres 1905, 1940–1941. (Manuskript)], in: EAA, 3654-1-60, Bl. 134-156.

50 [Transehe-Roseneck,] Die Lettische Revolution (wie Anm. 17), S. 399 f.

51 Eduard v. Stackelberg: Ein Leben im baltischen Kampf. Rückschau auf Erstrebtes, Verlorenes und Gewonnenes, München 1937, S. 126.

52 Venemaa Sotsialdemokratlise Tööliste partei Tallinna komitee. Kirjad toimetusele [Tallinner Komitee der Russländischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Briefe an die Redaktion], in: Teataja, 4. November 1905; Tallinna elu [Tallinner Leben], in: Eesti Postimees, 5. November 1905; Segasõnumed omalt maalt ja võersilt [Gemischte Nachrichten aus dem eigenen Land und aus der Fremde], in: Olevik, 11. November 1905.

53 Tööliste vanemate teadaandmine [Meldung der Arbeiterältesten], in: Eesti Postimees, 9. November 1905.

54 Im Gemeindehaus in Kohila (Koil) sei über die Kriegserklärung an die Gutsherren gesprochen

reform, die vom außerordentlichen Landtag diskutiert wurde, verschärft,⁵⁵ ebenso wie durch die Verhaftung von Oppositionellen, Sozialdemokraten, Arbeiterältesten und Abgeordneten aus den ländlichen Gebieten, durch den Generalstreik in St. Petersburg und den bewaffneten Aufstand in Moskau,⁵⁶ wie auch durch die Ereignisse in Lettland, wo die Bildung der revolutionären Komitees, der Aufstand und der Angriff auf Gutshöfe im größeren Maßstab früher anbrach – im November.⁵⁷ Dort erkämpften die Aufständischen in den Konflikten mit dem Militär auch Siege, eroberten und umzingelten mehrere Städte im Gouvernement Kurland (Kurzeme).⁵⁸ Dies alles war ein kombinierter Komplex von inneren und äußeren, von alten und neuen Faktoren, der unter außergewöhnlichen Umständen auch in Estland eine Welle der Plünderung der Gutshöfe auslöste.

5. Aufruf des Tallinner Komitees der RSDRP

Die Kulmination der Revolution in den Hauptstädten, Unruhen in den anderen Gegenden des Imperiums, vor allem in Lettland, übten einen anregenden und ermutigenden Einfluss auf die estnischen Sozialdemokraten aus. Am 8. Dezember gab das Tallinner Komitee der RSDRP ein zweisprachiges (estnisch-russisches) Flugblatt heraus, das aus zwei Aufrufen

- worden: „Estnische Männer, uns ist der Kriegszustand erklärt worden, ohne das wir es verdient hätten; wenn Krieg – dann Krieg!“ Johannes Reintalu (Reinthal): [Mālestused] [Erinnerungen], in: Mālestisi 1905. aastast (wie Anm. 47), Bl. 16.
- 55 Der estnische Landtag traf am 10. Dezember die Entscheidung, die Staatsregierung um Erlaubnis zu bitten, um die provisorische estländische Konferenz unter der Leitung des Ritterschafshauptmanns für die Besprechung der Selbstverwaltungsreform in der folgenden Zusammensetzung einberufen zu dürfen: 22 Abgeordnete des Landtages (Gutsherren), 22 Abgeordnete der Gemeinden (Bauern), 9 Abgeordnete der Städte. (Sõnumid Tallinnast. Eestimaa erakorraline maapäev, in: Postimees, 15. Dezember 1905). Eine analoge Entscheidung traf auch der livländische Landtag, der den Vorschlag machte, den provisorischen Landrat einzuberufen, um „das Land vor dem vollständigen Niedergang zu retten“ und „das gesellschaftliche Leben umzuorganisieren“. Am 11. Dezember protestierte der estländische Landtag gegen die Ausrufung des Kriegszustands, weil die militärische Kraft der Regierung nicht ausreichend war, um diesen zu gewährleisten; aus Estland war ein Teil der Armee für die Verteidigung nach St. Petersburg gebracht worden und die Straftruppen waren noch nicht angekommen, siehe Dellingshausen, Kodumaa teenistuses (wie Anm. 48), S. 87 f.
- 56 Am 8. Dezember begann in St. Petersburg ein politischer Generalstreik, der sich nicht zu einem Aufstand ausweitete. In Moskau kam es vom 10. bis 18. Dezember zu einem bewaffneten Aufstand, der vom Militär niedergeschlagen wurde.
- 57 Jānis Bērziņš: 1905. gada revolūcija, in: Valdis Bērziņš (Hrsg.): 20. gadsimta Latvijas vēsture, I [Lettlands Geschichte des 20. Jahrhunderts, I], Rīga 2000, S. 366; Jānis Bērziņš: Piektajam gadam 100 [Fünftes Jahr – 100], in: 1905. gads Latvijā: 100. Pētījumi un starptautiskas konferences materiāli, 2005. gada 11.–12. janvāris, Rīga 2006, S. 27. Der Kongress der lettischen Gemeindebeamten wurde ohne Erlaubnis der Regierung am 19.–20. November in Riga abgehalten. Der Kongress entschied überall in den Gemeinden auf einer Generalversammlung der Gemeindebewohner anstelle von alten Gemeinderegierungen mindestens fünfköpfige revolutionäre Komitees bis spätestens zum 10. Dezember zu wählen. Siehe Andrejs Plakans: Two 1905 Congresses in Latvia: A Reconsideration, in: Journal of Baltic Studies 38 (2007), S. 412 f.; Lāti vallaametnike kongress [Der Kongress der lettischen Gemeindebeamten], in: Uudised, 25. November 1905.
- 58 In den Kämpfen bei Talsi (Talsen) beteiligten sich 1 000, bei Tukums (Tuckum) 3 000, bei der Belagerung von Aizpute (Hasenpoth) 10 000 Bauern. Siehe Dajna Blejere [Daina Bleiere], Ilgvars Butulis u.a.: Istorija Latvii. XX vek [Geschichte Lettlands. 20. Jahrhundert], Rīga 2005, S. 65.

bestand.⁵⁹ Der erste war vom St. Petersburger Sowjet der Arbeiterdeputierten an Arbeiter, Bauern und Intellektuelle zum Kampf für den Sturz der Autokratie:

„Bürger! Freiheit oder Knechtschaft? Herrschaft des Volkes in Russland oder Plünderung durch Räuberbanden in Russland? So steht die Frage vor uns. Auf – alle Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, auf alle Kämpfer für die Freiheit des Volkes, für das Glück des Volkes. Schließt euch uns an – lasst uns die ganze Industrie zum Stillstand bringen, das ganze Handelsleben, den gesamten Verkehr [Transport, Kommunikation] im ganzen Land, und mit der gemeinsamen Kraft schaffen wir die letzten Reste der Autokratie ab! Lieber im Kampf sterben als in Knechtschaft leben!“

Und der zweite Aufruf des Tallinner Komitees der RSDRP: „Genossen Tallinner Arbeiter! Das Tallinner Komitee der Russländischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei ruft alle Tallinner Arbeiter auf zum gemeinsamen Kampf Hand in Hand mit dem ganzen Proletariat Russlands!“

Dieses Dokument zeigt, dass im Tallinner Komitee der RSDRP in jenem Augenblick eine sehr radikale Stimmung herrschte und versucht wurde, sich einem allgemeinen Aufstand anzuschließen, falls ein solcher im Imperium ausbrechen würde. Laut einer Behauptung von Rudolf Vakmann, dem späteren Verfasser der Geschichte der Bolschewiki, sei auf der Versammlung des Tallinner Komitees am 8. Dezember sogar die Frage der Eroberung des estländischen Machtzentrums – der Gouvernementsregierung (die sich in Tallinn im Schloss auf dem Domberg befand) diskutiert worden.⁶⁰ Dass ein solch tollkühner Plan existierte, ist schwer zu glauben.

Ein paar Tage früher meldete sich (erstmalig?) die Tallinner militär-revolutionäre Organisation (*Revel'skaja voenno-revoljucionnaja organizacija*). Am 6. Dezember verbreitete diese bis jetzt der Öffentlichkeit unbekannte Gruppe das russischsprachige Flugblatt „An alle Tallinner Soldaten“ mit radikalem Inhalt. Auch darin wurden die Soldaten aufgerufen, die Autokratie zu stürzen und eine demokratische Republik zu gründen (mithilfe einer verfassunggebenden Versammlung und demokratischer Wahlen) sowie zusammen mit Tallinner Arbeitern aufzubegehren und diesen Waffen zu geben.⁶¹

In den obengenannten Aufrufen steht zwar nichts davon, dass die Arbeiter aufs Land gehen sollen und von dem Angriff auf Gutshöfe. Der Chef der Gendarmenregierung des estländischen Gouvernements, Baron N.E. Nolde, teilte auf offiziellem Weg am 9. Dezember in St. Petersburg mit, dass das Tallinner Komitee der RSDRP auf Meldungen aus Städten in anderen Gebieten des Staates warte, um dann einen bewaffneten Aufstand, sowohl in der Stadt als auch auf dem Land zu beginnen. Hier handelt es sich um eine für die Geheim-

59 Listovka Revel'skogo komiteta RSDRP s pryzivom prisoedinit'sja k vseobščej stačke rabočich Peterburga [Flugblatt des Revaler Komitees der RSDRP mit dem Aufruf, sich dem Generalstreik der Arbeiter Petersburgs anzuschließen], 8.12.1905, in: Mosberg (Hrsg.), *Revoljucija* (wie Anm. 44), S. 312-314.

60 Vakmann, Venemaa (wie Anm. 43), S. 116.

61 Listovka Revel'skoj voenno-revoljucionnoj organizacii RSDRP k soldatam s pryzivom k bor'be s samodržavim [Flugblatt der Revaler militär-revolutionären Komitees der RSDRP an die Soldaten mit dem Aufruf zum Kampf gegen die Selbstherrschaft], 6.12.1905, in: Mosberg (Hrsg.), *Revoljucija* (wie Anm. 44), S. 310-312.

polizei charakteristische Übertreibung, denn für eine so umfassende Volkserhebung, also einen Generalaufstand, hatte das Tallinner Komitee keine Ressourcen, insbesondere keine Waffen und ausgebildeten Kämpfer. In einem hatte der Chef der Gendarmen recht, als er schrieb: „Das Gären nimmt Stunde für Stunde zu und in der allernächsten Zukunft sind die ernsthaftesten Unruhen (*besporjadki*) zu erwarten.“⁶²

Der Anführer der Truppe der Tallinner Arbeiter, Karl Kiiman, erinnerte sich später, dass nach der Verhängung des Kriegsrechts in der Fabrik Dvigatel eine Arbeiterversammlung stattgefunden habe,

„wo wir aufgerufen wurden für alles vorbereitet zu sein, weil die Regierung verstanden habe, dass die Arbeiter gar nicht so stark seien wie sie aussähen und dass es jetzt an der Zeit sei[,] mit ihnen abzurechnen. Wir, die Jungen der Stoßtruppe, dachten anders. – Wenn Krieg, dann Krieg. Die Barone forderten das Kriegsrecht – doch wir haben ihnen der Krieg erklärt. Aber wo bekommt man Waffen? Selbstverständlich von den Gutshöfen, dort sollten ja genug davon sein. Man muss sie dort nur abholen.“⁶³

Es kann angenommen werden, dass es doch eine gewisse Bereitschaft zum Einsatz von Gewalt und zum bewaffneten Aufstand unter den spärlichen Möglichkeiten der Tallinner Fabrikarbeiter gab. Selbstverständlich war es besser, gegen die in dem Moment meist schutzlosen Gutshöfe (bis man es schaffte, dort den Selbstschutz zu organisieren und das Militär dorthin zu schicken) zu agieren, als die Einheiten der regulären Armee und die Hauptkräfte der Polizei in der Stadt anzugreifen.

Aus den Erinnerungen der Zeitgenossen kann man den Eindruck gewinnen, dass die Arbeiter der Tallinner Großunternehmen einen starken Drang hatten, nach dem Vorbild der lettischen Kollegen etwas Wirksames gegen das Regierungslager zustande zu bringen, aber den Weg des individuellen Terrors wollte man dennoch nicht gehen. Das Auftreiben von Waffen und Geld aus den Gutshöfen war eine Möglichkeit, etwas den eigenen Fähigkeiten angemessenes zu vollbringen, doch wieviele Waffen konnte es in den Gutshöfen schon geben? Aus den Erinnerungen gewinnt man den Eindruck, dass die Fabrikarbeiter und die einfachen Mitglieder der Partei eigenmächtig, gegen den Willen der Anführer handelten. Das Mitglied des Tallinner Komitees der RSDRP, Alma Ostra-Oinas, erinnerte sich später (1932): „Die Arbeiter hatte eine gewaltige Revolutionswelle gepackt, die Anführer konnten sie nicht zurückhalten. Wie eine Urgewalt stürmten ganze Scharen von Arbeitern aufs Land. Ich erinnere mich daran, dass auf einer Versammlung in ‚Dvigatel‘ ein Arbeiter den Vorschlag machte, aufs Land zu gehen (zum Plündern), denn es mache keinen Sinn zu

62 Donesenie načal'nika Ėstljandskogo gubernskogo žandarmskogo upravljenija N.E. Nol'de komandiru Otdel'nogo korpusa žandarmov V.A. Dedjulinu o načale vseobščej stački i podgotovke vooružennogo vosstanija v Revele i gubernii [Mitteilung des Leiters der estländischen Gendarmen-Gouvernementsverwaltung N.E. Nol'de an den Kommandeur des Spezialekorps der Gendarmen, V.A. Dedjulin, über den Beginn des Generalstreiks und die Vorbereitung eines bewaffneten Aufstands in Reval und im Gouvernement], 9.12.1905, in: Mosberg (Hrsg.), *Revoljucija* (wie Anm. 44), S. 314 f.

63 Karl Kiiman: 1905.–06. a. võitlus ja vangipõli [Kampf und Gefangenschaft 1905–06], in: 1905. a. revolutsiooni päevilt (wie Anm. 22), S. 100.

warten“.⁶⁴ Ein anderes Mitglied des Tallinner Komitees aus dieser Zeit, Johannes Pikkov, schrieb später (1932):

„Ende des Jahres 1905, mit dem Eintritt der Reaktion, traten terroristische Tendenzen stärker hervor. Viele Parteimitglieder, besonders aus der Fabrik ‚Dvigatel‘, aber auch manche Mitglieder des Stadtkomitees nahmen aktiv an der Niederbrennung der Gutshöfe und an den damals verübten Gewalttaten teil. [...] Sie beabsichtigten terroristische Akte im Namen der Partei zu verüben, wozu sie um Erlaubnis beim Stadtkomitee baten; die Gelder, die sie erhalten würden, versprachen sie dem Stadtkomitee zu geben. Das Stadtkomitee wies deren Vorschlag zurück, woraufhin sie anfangen[,] eigenmächtig zu handeln.“⁶⁵

Im Allgemeinen bleibt die Rolle des Tallinner Komitees der RSDRP und der damit verbundenen Arbeiterältesten der Fabriken bei der Organisation der Entsendung der Arbeiter aufs Land unklar. Es gibt keine zuverlässigen Quellen, mit denen sich bestätigen ließe, dass das Tallinner Komitee der Zentralisten auf seiner Sitzung den bewaffneten Aufstand der Arbeiter oder deren Gang aufs Land im Voraus überhaupt diskutierte und konkret etwas dazu beschloss. Auf der illegalen, von dem Tallinner Komitee der RSDRP organisierten gemeinsamen Versammlung der Deputierten der Tallinner Arbeiter und der Gemeinden im Keller der Fabrik Volta am 11. Dezember 1905 waren zwar Aufrufe zu hören, sich an den Gutsherren zu rächen und Gutshöfe zu vernichten (sie nach dem Vorbild der Letten niederzubrennen), aber man schaffte es nicht, eine Entscheidung zu treffen.⁶⁶ Es ist möglich, dass manche Anführer der Sozialdemokraten, die das destruktive Handeln bevorzugten, eigenmächtig agierten, was durch die fast vollständige Festnahme des Tallinner Komitees in der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember begünstigt wurde. In den späteren Erinnerungen der Komiteemitglieder ist dazu nicht allzuviel zu finden und das Niederbrennen von Gutshöfen befürwortete fast keiner. Im Jahr 1926 räumte Hans Pöögelmann ein, dass die Partei das Proletariat gegen die hauptsächliche Kraft des Feindes – gegen das Militär – und nicht gegen die Gutsherren hätte schicken müssen; dazu wäre man aber nicht vorbereitet und wegen der Knappheit der Ressourcen und wegen der fehlenden Erfahrungen nicht in der Lage.

Die sozialdemokratische Partei, die an der Spitze der Bewegung stand und die den Kampf mit ihrer Agitation vorbereitete, befand sich erst in den Kinderschuhen. Sie war ja im Zentrum der estländischen Industrie, in Tallinn, erst vor kurzem aus einem illegalen kleinen Kreis heraus gewachsen. Ihr führendes Kollektiv, der Kreis der Agitatoren und Organisatoren bestand aus jungen Studenten und anderen Schülern, die selbst größtenteils erst neu in der Parteiarbeit waren. Begeisterung und Willen hatten auch sie genug, aber an Praxis und Kampffertigkeit mangelte es noch.

„Die Partei schritt an der Spitze des Kampfes. Das Proletariat brachte die Vorhut des Kampfes hervor. Ihre Organisation wurde mit jedem Tag stärker und fester. Aber leider fehlte ihr jeglicher Kampfplan, auch nur die allgemeinste Vorstellung davon,

64 Ostra-Oinas, Jooni (wie Anm. 46), S. 64

65 Pikkov, Tallinnas 1905. a. (wie Anm. 22), S. 177.

66 Karjahärm, Eestimaa talurahva kongress (wie Anm. 27), S. 45-48.

welche Kräfte im entscheidenden Augenblick aufeinander stoßen und was dieser Zusammenstoß von den Beteiligten erfordert. [...] sowohl die Partei als auch – und in noch höherem Maße – die breite Arbeitermasse hatte eine sehr unklare Vorstellung von dem bewaffneten Aufstand, besonders davon, gegen wen sich der Stoß richten musste und mit welchen Kräften man bei diesem Zusammenstoß zu rechnen hatte.“⁶⁷

Für eine große Übertreibung können die Worte von Pöogelmann (1926) gehalten werden, dass die Revolution auf dem Land unter der Führung der Sozialdemokraten stattgefunden habe und dass „im ganzen Land die Vorbereitungen für den bewaffneten Aufstand im Gang waren“.⁶⁸ Es fehlen Beweise dafür, dass die wenigen und gerade erst entstandenen sozialdemokratischen Vereine, Gesellschaften oder Gruppierungen mit unscharfen Abgrenzungen in den Gemeinden auf dem Land einen auffälligen Teil bei der Organisation zur Vernichtung des Vermögens der Gutsherren gespielt hätten oder dass sie dafür die lokale Bevölkerung mobilisiert hätten. Der Großteil der Organisationen der föderalistischen Sozialdemokraten, die auf dem Land arbeiteten, befand sich im livländischen Gouvernement in Südestland im Landkreis Tartu, d.h. außerhalb des aufständischen Territoriums. Man kann annehmen, dass die lokalen Aktivisten in den Gemeinden des estnischen Gouvernements bis dahin nicht viele frühere Kontakte zu den Selbstschutzgruppen der Tallinner Großindustriearbeiter gehabt hatten. Obwohl es in diesen Gruppen oder Trupps Fabrikarbeiter gab, die eine Verbindung zum Heimatort pflegten, ist es wenig wahrscheinlich, dass vor Dezember und der Versammlung (am 11. Dezember 1905) irgendein gemeinsamer Aufstand im größeren Maßstab geplant wurde. Die städtischen Arbeiter richteten ihr Handeln nicht nach der ländlichen Bevölkerung, eher umgekehrt.

6. Zusammensetzung und Anführer der Trupps

Wie viele Tallinner Arbeiter im Dezember des Jahres 1905 aufs Land fuhren, um Gutshöfe zu attackieren, ist nicht genauer bekannt. In den Beschreibungen der Zeitungen und in der Überlieferung geht es um ziemlich kleine, etwa bis 10 Mann starke Trupps, aber auch um Trupps von mehreren Hundert Männern. Nach einer recht glaubhaften Kalkulation gab es von den Städtern (hauptsächlich Fabrikarbeitern), die aufs Land zogen, insgesamt etwa 100-150 Männer, die aus meist etwa 10 Mann starken Trupps bestanden (in einem Trupp habe es etwa 30 Männer gegeben).⁶⁹ Es ist nicht einmal annähernd bekannt, wie viele Sozialdemokraten es in den Trupps der städtischen Arbeiter gab, aber es gab sie. Die Mitgliederzahl

67 Hans Pöogelmann: Haripunktil [Auf dem Höhepunkt], in: Ellen Plotnik (Hrsg.): Hans Pöogelmann, Valitud teosed [Hans Pöogelmann, Ausgewählte Werke], Bd. IV (1925–1932), Tallinn 1980, hier S. 76 f.

68 Ebenda, S. 74.

69 Voldemar Juhandi: 1905. aasta revolutsioon Põhja-Eestis [Die Revolution von 1905 in Nordestland]. Mustandkäsikiri [Manuskript im Entwurf], VI. 1905. aasta Selts [Gesellschaft des Jahres 1905], 1939, in: EAA, 3654-1-53, Bl. 70. Juhandi hat Angaben zu sieben Trupps, zu denen er noch 20-30 Mitglieder der nicht bekannten Truppen addierte. Als vorläufige Größe der meisten Trupps schätzte er etwa 10 Männer (als Ausnahme bei einer Truppe etwa 30) – eine Größenordnung, die, wenn man die Knappheit der Quellen berücksichtigt, ziemlich wahrscheinlich zu sein scheint.

der Trupps nahm durch den Anschluss der lokalen ländlichen Bevölkerung deutlich zu und konnte sich bis auf mehrere Hundert belaufen. Solche Trupps von ein paar Hundert Männern, die in den Ortschaften und in den Zentren der Gemeinden entstanden, waren eher Volksversammlungen, bei denen es eine Menge von Neugierigen und Mitläufern gab, die von einer Leidenschaft für Vernichtung und Plünderung oder von Beutelust motiviert waren. Das Verhältnis der städtischen Arbeiter und lokalen Bewohner in den gemischten Trupps variierte. Es gab Trupps, die ausschließlich aus lokalen Bewohnern bestanden oder in denen es nur einige Städter gab. Die Männer, die von weiter her kamen, hatten meistens Waffen dabei, entweder Jagdgewehre oder Revolver, aber es gab auch Männer ohne Waffen. Es sind Episoden bekannt, wo das Hauptgebäude des Gutshofes vor den Augen der lokalen Bewohner von einem fremden Mann, der ganz plötzlich auftauchte und den die Einheimischen nicht kannten, angezündet wurde.⁷⁰

Neben den Arbeitern der Tallinner Fabriken und denen der ländlichen Ortschaften waren unter den Angreifern der Gutshöfe alle Schichten der ländlichen Bevölkerung vertreten: Gutshofarbeiter und Bauernknechte, Hofbesitzer und Pächter (und deren Söhne), Kaufleute und Handwerker. Vielerorts zogen Familienmitglieder und Verwandte (der Vater mit den Söhnen oder Brüdern) zusammen „in den Krieg gegen die Barone“. Die Zahl der Männer in den Trupps war nicht gleichbleibend – die Einheimischen kamen und gingen, weil die Männer zurück nach Hause gingen, zu den Verwandten in die Stadt oder aufs Land oder sie mussten den Rausch, den sie sich bei der Plünderung der Schnapsbrennereien der Gutshöfe und der staatlichen Schnapsläden angetrunken hatten, ausschlafen.

Die Männer der westestnischen Gemeinde Velise (Felks-Schloss), deren Anführer, der Küster und Lehrer Ivan (Jaan) Paulus, seine nächsten Helfer, der Kaufmann Jüri Oviir und der Pächter Mihkel Aitsam warteten das Eintreffen der Stadtarbeiter nicht ab, sondern begannen selbst mit dem Eindringen in die Gutshöfe.⁷¹ Später im Gericht behaupteten sie das Gegenteil, dass gerade sie die Gewaltanwendung hätten verhindern wollen.

Der von den Aufständischen verhaftete Gutshofverwalter von Haimre (Heimar), der Däne Jens Peder Andersen, beschreibt folgenden bunten Trupp:

„Alle waren in sehr guter Laune und sangen ununterbrochen Schmählieder über die Barone und die ganze Aristokratie. Es waren dort mehrere Hundert Menschen versammelt. Manche waren Fabrikarbeiter aus Tallinn, andere Kätner aus mehreren Gutshöfen, es gab auch feinere Herren, wahrscheinlich Studenten, aber der größere Teil war von überall herbeigeströmter Pöbel, unterschiedlich angezogen, aber gemeinsam hatten sie, dass sie alle mit einem Gewehr bewaffnet waren. Es war unbegreiflich, wie das Volk so viele Waffen besitzen konnte, denn sonst hatte man von diesen nie etwas gesehen oder gehört.“⁷²

70 Ago Pajur: Punane aasta Türi kihelkonnas III [Das rote Jahr im Kirchspiel Türi III], in: Kaarel Aluoja (Hrsg.): Türi. Kilde kihelkonna ja linna arengust [Türi. Fragmente zur Entwicklung des Kirchspiels und der Stadt], Koost u.a. 2006, S. 38; Mihkel Aitsam [junior]: 1905. aasta revolutsioon ja selle ohvrid Eestis [Die Revolution von 1905 und ihre Opfer in Estland], Tartu 2011, S. 143.

71 Aleksander Looing (Hrsg.): Punased aastad Läänemaal, vihik I [Rote Jahre im Landkreis Läänemaa, Heft I], Haapsalu 1933, S. 9 f.

72 Jens Peder Andersen: Revolutsioonista 1905 [Das Revolutionsjahr 1905], in: Tuna (2005), Nr. 4, S. 75 f.

Gleichzeitig waren in den Landkreisen Harjumaa, Läänemaa, Järvamaa (Jerwen) und Pärnumaa Dutzende von größeren und kleineren Trupps und Gruppen tätig, die eigenmächtig agierten, ohne zentrale Führung und ohne jegliche Koordination. Trupps mit unterschiedlichen Handlungsmustern bewegten sich mit Pferdegespannen, die sie aus den Gutshöfen geholt hatten, schnell kreuz und quer hin und her, gingen auseinander und sammelten sich wieder, wie Voldemar Juhandi es in seiner ausführlichen Untersuchung und auf seinen Karten beschreibt.⁷³ Je weiter südlich die Fabrikarbeiter von Tallinn kamen, desto mehr gingen sie in der Masse der lokalen Einwohner auf.

Die städtischen Arbeiter, die Gutshöfe niedergebrannt hatten, waren später von den Obrigkeiten schwer zu ermitteln, weil die mobilen Abteilungen sich schnell bewegten und die lokalen Informanten und Gutshofbediensteten (sie waren die Hauptzeugen während der Gerichtsverhandlungen) die Arbeiter nicht kannten. Wenn die Trupps mit den Armeeeinheiten in Berührung kamen, schlichen sie sich fort und die Arbeiter gingen über verschiedene Wege zurück nach Tallinn und in die Ortschaften. Deshalb gibt es in den Listen der Exekutierten und der Angeklagten der späteren Gerichtsverfahren sehr wenige Tallinner Arbeiter, wenn auch deren Gesamtzahl ohnehin nicht groß war, wie oben erwähnt. Statt der Gutshofplünderer nahmen die Polizei und das Militär vielerorts lokale Aktivisten fest, denen auch die Gewalttaten der entkommenen Fremden angelastet wurden. Die lokalen Anführer waren in der Umgebung bekannte Persönlichkeiten und im besten Fall konnten sie nur durch die Flucht weiter weg aus Estland (nach Russland, in das autonome Großfürstentum Finnland, ins Ausland) gerettet werden.⁷⁴ Andererseits mussten die Obrigkeiten die Schuldigen finden und irgendjemand musste, um dem Volk Furcht einzujagen, strengstens und demonstrativ bestraft werden. Den Gutsherren eröffneten sich günstige Möglichkeiten, die radikalen Landintellektuellen und unfolgsamen Bauern, zu denen sich bereits früher ein angespanntes Verhältnis entwickelt hatte und die von den Gutsherren für Aufwiegler der lokalen Bauern gehalten wurden, loszuwerden. Manche Gutsherren nutzten die Gelegenheit, als Helfer der Strafkompagnien (in denen auch Offiziere deutschbaltischer Herkunft waren), als Führer und Denunzianten Rache zu üben, andere haben dies aus Vorsicht und mit Blick auf die Zukunft unterlassen.

Von den Anführern der Trupps und herausragenden Initiatoren, die während der Brandschatzung der Gutshöfe auf dem Gebiet Estlands agierten, sind dem Verfasser namentlich etwa 50 Männer bekannt: städtische und Landarbeiter, Bauern, Kaufleute, Handwerker, selten einige Intellektuelle vom Land (Lehrer). Da die Organisation keinen klaren Umriss und keine Hierarchie besaß, war der Status des Truppführers in dieser spontanen, unorganisierten Situation eher unbestimmt, besonders in den Gruppen, die aus Landvolk bestanden und dort, wo es keine festen und bekannten Anführer gab, die in den Augen der Aufständischen

73 Voldemar Juhandi: 1905. aasta revolutsioon Põhja-Eestis [Die Revolution von 1905 in Nordestland]. Mustandkäsikiri [Manuskript im Entwurf], VII–XI. 1905. aasta Selts [Gesellschaft des Jahres 1905], 1932–1940, in: EAA, 3654-1-54–58; Voldemar Juhandi: Kaardid mõisate põletamise kohta [Karten zur Brandschatzung der Gutshöfe]. 1905. aasta Selts [Gesellschaft des Jahres 1905], 1930–1941. [Manuskript], in: EAA 3654-1-61; Juhandi, Kaardid mõisate põletamise kohta koos märkustega (wie Anm. 48).

74 Siehe Aleksander Loit: Balti pagulased Rootsisis pärast 1905. aasta revolutsiooni [Baltische Flüchtlinge in Schweden nach der Revolution von 1905], in: Tuna (2005), Nr. 1, S. 78-87.

Autorität besessen hätten. Meistens gaben in den mobilen Haupttrupps die aktiveren Aufständischen (die mehr zerstörten und niederbrannten) den Ton an; auch sie können (bedingt) als Anführer oder Initiatoren gesehen werden. Dort, wo sich Hunderte von Landbewohnern in den Zentren der Ortschaften, Kirchspiele und Gemeinden versammelten und wo sich neue Nebentrupps formierten, die nur für kurze Zeit bestanden, gab es kaum irgendeine Führung.

Die Gestalten der Anführer, Revolutionäre, Helden und Märtyrer bildeten sich später in hohem Maße aufgrund ihrer Bekanntheit und unter dem Einfluss der Repressionen, d.h. der späteren Gerichtsverfahren, heraus und verwurzelten sich so auch in der Volkstradition und in den Legenden. Es ist wenig bekannt über die politischen Ansichten und Ziele solcher Aktivisten. Manche von ihnen, wie der Älteste der Hafendarbeiter Karl Reindorf und Karl Kii-man, waren mit der Organisation der Sozialdemokraten verbunden. Einzelne lokale Anführer auf dem Land im Verbreitungsgebiet des Aufstandes, wie beispielsweise der Schneider Johannes Josia (Joosia)⁷⁵ in der Gemeinde Allika (Alliko) oder der Schneider Anton Schults in Vaali (Wahlhof) und der Lehrer Ivan Paulus in Velise, die die „Republik“ ausgerufen hatten, waren zu einem gewissen Grad mit den Ideen oder der Bewegung des Sozialismus in Berührung gekommen und konnten sich als Sozialisten hervortun. Ihnen waren die vereinfachten, egalitären Auffassungen zur Volksherrschaft, zur Übernahme des Vermögens der Gutsherren und zur Verteilung an die Armen sympathisch. Nach den Überzeugungen des Gutshofarbeiters in Raasiku (Rasik) Abram Tannvald(t) musste die Macht an das Volk gehen, dafür mussten die Gutsherren „gestürzt“ und die Gutshöfe den Arbeitern übergeben werden. Obwohl der lokale Hauptanführer Ivan Paulus die Gutshöfe Velise und Haimre „zum Besitz des Volkes“ erklärte, wurden dort die Hauptgebäude dennoch in Brand gesteckt. In einer seiner Reden erklärte Paulus:

„Auch ich habe, so wie viele landlose Bauern, eine Kuh, weil die Kinder Milch brauchen; aber die Kuh will Futter, aber es gibt keine Wiese, denn die Barone besitzen auch das letzte Stückchen Land. Männer, wohin tun wir unsere Kühe? Kommt die Regierung des Landes zu Hilfe und versorgt uns mit einer Wiese? Nein! Selber müssen wir, ohne jemandes Hilfe, die Wiesen von den Gutsherren wegnehmen.“⁷⁶

Die späteren Gerichtsverfahren waren ziemlich häufig eine Farce. Da die Anführer und Städter geflüchtet oder in die Illegalität gegangen waren, waren die Hauptangeklagten die landlosen Bauern, die nirgendwohin fliehen konnten. Sie schoben die ganze Schuld den Städtern in die Schuhe. Die Hauptzeugen bei solchen Gerichtsprozessen waren die Landmenschen, die die städtischen Arbeiter nicht kannten, was die Bewahrung von deren Anonymität begünstigte. Wenn ein eigentlicher Anführer der Aufständischen auch vor das Gericht gebracht wurde, dann sprach er, unterstützt durch redengewandte Rechtsanwälte davon, wie gerade er versucht habe, die Gewalt zu verhindern. Ein solches Verdrehen der Tatsachen brachte auch tatsächlich Erfolg. Womit sonst ist beispielsweise das außergewöhnlich milde Gerichtsurteil – ein Jahr Gefangenengenossenschaft – eines so prominenten Staatsfeindes und

75 Pajur, Punane aasta (wie Anm. 70), S. 28.

76 Looring (Hrsg.), Punased aastad (wie Anm. 71), S. 7.

weithin bekannten Rebellenführers einer großen Gegend (Landkreis Läänemaa) wie Ivan Paulus zu erklären.⁷⁷

7. Motive der Plünderer

Über die Handlungsmotive und -ziele der Gutshofplünderer kann man keine eindeutigen Schlüsse ziehen. Da es unter den Plünderern die verschiedensten Menschen gab, gab es auch verschiedene Handlungsmotive. Die Fabrikarbeiter aus Tallinn, die aufs Land gingen, hatten offensichtlich eine für sie rationale Vision von den Zielen ihres Handelns: Waffen und Geld aufzutreiben, Gutsherren als Geiseln zu nehmen, die Zarenherrschaft und die der Gutsherren zu stürzen, die demokratische Republik und revolutionäre Volksselbstverwaltung einzuführen, einen allgemeinen Aufstand zu entfesseln, den Kampf der Arbeiter der Hauptstädte (St. Petersburg und Moskau) zu unterstützen. Die Planer und Initiatoren des Aufstandes aus der Mitte der Sozialdemokraten konnten meinen und hoffen, dass das Militär auf die Seite des Volkes überlaufen, die Autokratie gestürzt und das Land der Gutsherren an das Volk verteilt würde. Auch die lokalen Bauern, die sich den Städtern anschlossen oder getrennt eigenständig agierten, konnten verschiedene, u.a. sehr persönliche Motive haben, wie „alte Rechnungen“ und ein schlechtes Verhältnis zum Gutsherren und zu den Gutshofbediensteten.

Unter den Brandschätzern gab es die verschiedensten Menschen, Fanatiker und Randexistenzen, Freiheit fordernde Patrioten und rebellische Romantiker, Sozialisten und Nationalisten, die im Schimmer des winterlichen Johannisfeuers den Vorstellungen von der baltischen Idylle ein jähes Ende setzen wollten. Die Wut, die geschichtliche Wurzeln hatte und in der die Rache vorherrschte, fand ein irrationales und destruktives Ventil. Für die Ereignisse in Estland am Ende des Jahres 1905 ist das bekannte Bild des Massenpsychologen Gustave Le Bon von der „Revolution als einem momentanen Wutausbruch“ sehr passend. Doch nicht nur dies:

Vielorts war die erste Phase beim Angriff auf die Gutshöfe der Raub von Waffen, Geld und Wertsachen (mancherorts gegen Quittung), die Unterbrechung der Telefonverbindung und die Verhaftung der Gutsherren (dort wo es möglich war). Die zweite Phase bestand darin, das Gutshofeigentum zu zerstören und zu plündern, die dritte Phase darin, die Herbergen und seltener andere Gebäude niederzubrennen. Manche Gutshöfe wurden mehrere Tage in Folge (oder sogar mehrfach an einem Tag) von verschiedenen Trupps geplündert, die Hauptgebäude und Schnapsbrennereien jedoch nicht niedergebrannt (man begnügte sich damit, die Inneneinrichtung zu zerstören und zu plündern), andere wurden gleich beim ersten Mal in Brand gesteckt. Beispielsweise wurde der Gutshof Tammiku (Eichenhain) im Landkreis Harjumaa vier Mal aufgesucht, die Gutshöfe Pahkla (Pachel) und Tohisoo (Tois) drei Mal und beim letzten Mal wurden sie angezündet.⁷⁸ Es gab sowohl Befürworter als auch Gegner des Brandschätzens. Unter den Angreifern der Gutshöfe befanden sich auch

77 N. Kohtukoda [Gerichtshof]: Viimane mõisaterüüstamise protsess [Der letzte Prozess zur Plünderung der Gutshöfe], in: *Õigus*, 7. März 1908.

78 Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70), S. 119, 122.

kriminelle Elemente, deren Ziel es war, Geld und Wertsachen zu rauben, u.a. unter dem Vorwand, für die Partei- oder Revolutionskasse Geld zu sammeln.⁷⁹

Es gibt Beweise dafür, dass zu Beginn des Angriffs auf die Gutshöfe die Anführer der aus Tallinn eingetroffenen Trupps das Niederbrennen und Schnapstrinken zu verhindern versuchten, die lokalen Gutshofarbeiter zum Streik aufriefen und von der Übernahme der Gutshöfe in den Besitz des Volkes sprachen, doch überwogen urgewaltige Anarchie und spontanes Marodieren sowie Massenpsychose und die Dinge nahmen ihren eigenen Lauf. Zum Zerstörungswerk konnten die städtischen Arbeiter aber auch durch die Enttäuschung wegen der geringen Ergebnisse der bisherigen Aktionen (die Verhaftung der Gutsherren und der Waffendiebstahl) gebracht werden. An die Folgen der Gewalttaten wurde dann kaum gedacht.

In den Materialien zu den Gerichtsprozessen sind nicht selten solche Episoden, in denen die Städter die lokalen Bauern dazu zwangen (unter Todesandrohung), mit zur Plünderung der Gutshöfe und Schnapsbrennereien zu kommen.⁸⁰ Manche Einheimische gingen begeistert mit, andere meinten, dass es falsch sei, zu zerstören und zu brandschatzen, und dass darauf eine Strafe folge. Viele Einwohner waren sich später sicher, dass das Anzünden der Gutshöfe eine Provokation der Gutsherren war, denn die Söhne der Gutsherren seien unter den Brandschatzern erblickt worden und die zaristische Regierung habe alle Verluste der Gutsherren entschädigt,⁸¹ was nicht der Realität entspricht.

Dort, wohin die Trupps der Tallinner Arbeiter gelangten, befand sich das Hauptgebiet der angegriffenen Gutshöfe, das regional ziemlich genau begrenzt war.⁸² Es nahm etwa 1/5 des estnischen Territoriums ein. Sogar die westlichen Gebiete der Landkreise Harjumaa und Läänemaa lagen außerhalb dieser Region. In den Ortschaften und Gemeinden, in denen es eine radikale, lokale Gruppe von Aktiven gab, die der Gewalt nicht ablehnend gegenüberstand und deren Anführer selbst an die Spitze der lokalen Trupps traten (Velise, Märjamaa [Merjama], Kohila, Raasiku, Rapla [Rappel], Türi [Turgel]), war die Verwüstungsarbeit gründlicher, denn die Einheimischen kannten die Landschaft und die Objekte, die angegriffen wurden, besser als die Städter. Eine gewisse Rolle spielten die Fabrikarbeiter von Kohila, Türi und Järvakandi (Jerwakant), die ein wenig organisierter handelten. Aber eine so weitreichende Aktion hätte ohne die Beteiligung und Aufwiegelung durch die Tallinner Arbeiter kaum auch nur beginnen können.

79 Räuberbanden, die als Sozialisten auftraten und so auf dem Land Geld erpressten, waren bereits früher überall unterwegs gewesen. Von einer solchen aus gesuchten Kriminellen und entkommenen Gefangenen bestehenden Bande berichteten die Zeitungen. Echo: Kolga-Jaanist. Röövlid [Aus Kolga-Jaani. Räuber], in: Teataja, 16. November 1905.

80 Alfred Kliimann (Hrsg.): 1905. aasta verepulum Eestis I [Das Blutbad von 1905 in Estland I], Harjumaa [Landkreis Harjumaa], Paide 1932, S. 7; Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70), S. 118.

81 Liisa Jänes, Mart Pudivere u.a.: [Mälestused] [Erinnerungen], in: Voldemar Juhanson (Hrsg.): Rahvamälestisi 1905. aastast Eestis. Kogunud 1905. aasta Seltsi ülesandel Voldemar Juhanson 1934. a. suvel. Kahes köites, kd. I [Erinnerungen des Volkes aus dem Jahr 1905 in Estland. Gesammelt von Voldemar Juhanson im Sommer 1934 im Auftrag der Gesellschaft des Jahres 1905. In zwei Bänden, Bd. I], Tartu 1934 [Käsikiri] [Manuskript], in: Eesti Kirjandusmuuseumi Eesti Kultuurilooline Arhiiv [Estnisches Kulturgeschichtliches Archiv des Estnischen Literaturmuseums, im Folgenden: EKM EKLA], 172-5:1, Bl. 28, 41, 59, 99.

82 Hilda Moosberg: 1905.–1907. aasta revolutsioon Eestis [Die Revolution von 1905–1907 in Estland], Tallinn 1955, S. 111.

8. Die Komitees und Gewalt

Die Intensität, mit welcher die Gutshöfe angegriffen wurden, hing von Ort zu Ort nicht wesentlich von den Aktionen und den Formen der Massenbewegung ab, die in den vorausgegangenen Monaten in den Gemeinden stattgefunden hatten. Die Brandschatzung der Gutshöfe verlief nicht synchron mit der illegalen Bildung von Komitees in den Gemeinden als Alternative zur bisherigen Administration, was ein relativ langwieriger und friedlicher Prozess war. Die Beschädigung der Gutshöfe hat keinen direkten Zusammenhang mit der Beteiligung der Gemeinden an der Petitionskampagne im Frühjahr und Sommer, die umfassend und massenhaft war, und nicht mit den Streiks der Gutshofarbeiter, die in der ersten Hälfte des Jahres 1905 etwa 100 Gutshöfe auf dem estnischen Gebiet umfassten,⁸³ aber in nur weniger als zehn (in Ost-Harjumaa) kam es im Dezember zur Niederbrennung des Herrenhauses oder zu einer umfassenderen Zerstörung und Plünderung.⁸⁴

Die Rolle und die Beteiligung der Mitglieder der in den Gemeinden gewählten oder gebildeten illegalen revolutionären Komitees am Überfall auf die Gutshöfe sind meistens ungeklärt. Um solche Personen vor Ort zu erschießen oder anzuklagen, genügte alleine das Vorkommen auf einer Liste des Komitees. Wenn man berücksichtigt, dass im November und Dezember des Jahres 1905 verschiedene illegale Umgestaltungen der Machtorgane der Selbstverwaltung stattfanden, u.a. Wahlen zu den Komitees, bekanntermaßen in etwa 100 von 365 Gemeinden auf estnischem Gebiet⁸⁵ und von diesen in etwa 20 Gemeinden (hauptsächlich in Ost-Harjumaa und Läänemaa) Gutshöfe verbrannt und zerstört wurden, ist es auch möglich, dass die Aktivisten der dortigen Komitees sich an den Überfällen auf die Gutshöfe beteiligten. Doch ist darüber nicht viel namentlich bekannt. Nur bei einem Großprozess (27.2.–6.3.1908) zur Brandschatzung der Gutshöfe im Landkreis Läänemaa am Tallinner Bezirksgericht stehen auf der Liste der Angeklagten die Mitglieder der Komitees von Haimre, Märjamaa und Velise, insgesamt etwa zehn Personen, die auch schuldig gesprochen wurden. Die Anführer des Komitees von Märjamaa und Velise (wahrscheinlich existierte dieses Komitee parallel zu der legalen Gemeinderegierung) standen auch an der Spitze der Gutshofangreifer und ihr Einfluss reichte über ihre Heimatgemeinde hinaus.

Allein die Gründung der revolutionären Komitees in den Gemeinden stellt demnach nicht den Ausschlag gebenden Faktor dar, der den Angriff auf Gutshöfe hervorrief oder begünstigte. Es sind nicht viele Überlieferungen bekannt, wo irgendein Komitee oder Gemeindegemeinschaftsamt sich die Zerstörung des Gutshofeigentums und die Verhaftung des Gutsherren zum Ziel seiner Tätigkeit gesetzt hätte, wenn auch das Verhältnis zum Gutshof nahezu überall angespannt war und viele Forderungen an den jeweiligen Gutsherren gestellt wurden.

Es lässt sich nicht bestätigen, dass die massenhafte Vernichtung des Vermögens der Gutsherren eine gründlich vorbereitete und auf irgendeine Weise im Voraus geplante Aktion gewesen wäre. Für das estnische Gebiet gibt es keine Beweise, dass die großen Volksver-

83 Karjahärm, Pullat, Eesti revolutsioonitules (wie Anm. 35), S. 73; Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70), S. 79-84.

84 [Transehe-Roseneck,] Die Lettische Revolution (wie Anm. 17), S. 344 f., 357-359; Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70), S. 283-290.

85 Karjahärm, Vabariigid ja komiteed (wie Anm. 23), S. 42-45.

sammlungen, an denen auch die ärmlichsten und am radikalsten gesinnten Schichten der Gemeindebevölkerung teilnahmen, wie die Gutshofarbeiter, die Entscheidungen zur Vernichtung des Vermögens der Gutsherren gefällt hätten. Wenn solche Aufrufe in den Versammlungen im Dezember 1905 auch zu hören waren, erreichten sie nicht die Zeitungen und Zeitschriften und schafften es nicht in die wenigen bis heute erhalten gebliebenen Protokolle der Volksversammlungen. Es wurden Entscheidungen zur Verwaltung der Wälder, zur Schließung der Schnapsbrennereien und Kneipen getroffen, aber nicht zu deren Niederbrennen oder Plündern, wie es in Wirklichkeit vielerorts passierte. Die Gründung von bewaffneten Einheiten und die Anschaffung der Gewehre mit dem Geld der Gemeindekasse (es glückte meistens nicht, dieses in die Tat umzusetzen) wurden nicht mit dem Ziel geplant, Gutshöfe, die Polizei und das Militär anzugreifen, wie die Gutsherren und Obrigkeiten später behaupteten, sondern zum Zweck des Selbstschutzes, um die Banden der „Schwarzen Hundert“ zurückzuschlagen und darüber informierte man vielerorts auch die Kommissare für Bauernangelegenheiten und die Landkreispolizei.

Die erhaltenen Beschreibungen der Volksversammlungen beweisen, dass vor der Ankunft der Städter nicht über das Niederbrennen der Gutshöfe gesprochen wurde.⁸⁶ Anscheinend hatten die Einheimischen keine konkreten Pläne zum Überfall auf die Gutshöfe, obwohl es Rachedgedanken gegenüber den verhassten Gutsherren und Gutsbediensteten gegeben haben konnte und das, was in Lettland geschah, über die Zeitungen bekannt war. Die Ankunft der Truppen der Städter rief dort eine ganz neue und einzigartige Situation hervor, weckte lokale Initiative und schuf günstige Bedingungen für destruktives Handeln derjenigen Bauern, die dazu geneigt und bereit waren. Der Impuls zur Plünderung und Zerstörung der Gutshöfe kam sicher aus der Stadt, wenn auch die eigentlichen Brandschatzer nicht überall die Städter waren. Es ist unmöglich aus irgendeiner Beschreibung zu dieser verworrenen Situation, welcher Herkunft sie auch sein mag, herauszulesen, wer in einem konkreten Fall die Initiatoren der Brandschatzungen waren.

9. Die politische Seite des Dezemberaufstands

Obwohl die Revolution von 1905 politisch war, kann man sie anhand des Bewusstseins der Volksmengen nicht überpolitisieren. Der politische Pluralismus in einer modernen, auf Parteien bezogenen Bedeutung war im russischen Staat erst im Entstehen begriffen und die Auffassungen der „einfachen Menschen“ von den politischen Strömungen waren noch verworren. Estnische Zeitungen haben zwar Aufklärungsarbeit betrieben, aber unter den Bedingungen der Autokratie war diese eher von theoretischer Art, weil in Russland die Entsprechungen zum westlichen pluralistischen politischen System fehlten. Die legale Entstehung der Parteien, die erst an den so genannten Freiheitstagen in den letzten Monaten des Jahres 1905 mit dem Manifest vom 17. Oktober möglich wurde, war erst im Werden.

Den Angriff auf die Gutshöfe und die Versuche, in den Gemeinden eine alternative Macht (die Komitees) zu schaffen, kann man nicht eindeutig und direkt mit einer bestimmten Ideologie oder Partei in Verbindung bringen. Nach Russlands Vorbild verbreitete sich auch in den baltischen Provinzen die vereinfachende Auffassung, dass jeder Aktivist, der mit der

86 Jaan Vahtmeister: [Mälestused] [Erinnerungen], in: Mälestisi 1905. aastast (wie Anm. 47), Bl. 5.

herrschenden Ordnung unzufrieden ist, ein Revolutionär und Sozialdemokrat sei, doch so war es nicht.⁸⁷

Welche Begriffe soll man für die massenhafte Beschädigung der Herrenhäuser benutzen? War der am häufigsten verwendete Begriff Pogrom, Terrorakt, bewaffneter Aufstand, Bauernkrieg, Vernichtungskrieg, Bürgerkrieg, spontaner Aufruhr oder agrarische Unruhen? Wo ist die Grenze zwischen einfachem Wüten, Zerstören und Plündern einerseits und politisch motiviertem Handeln andererseits? Vom einfachen ziellosen Plündern, Rauben und Zerstören unterschied sich die Beschädigung der Gutshöfe in Estland dadurch, dass bei diesen Aktionen mehr oder weniger auch die politische Seite zu sehen war, wofür es reichlich Beweise gibt. Es wurden revolutionäre Lieder gesungen (die Marseillaise), es wurde die rote Fahne geschwenkt, die Anführer der Trupps trugen mancherorts rote Erkennungszeichen, es wurden Wertsachen konfisziert und Geld für die Partei- oder Revolutionskasse gesammelt, mancherorts gab es eine Quittung über den Erhalt des Geldes. Die aus der Stadt gekommenen Männer hielten mit den Einheimischen in den Ortschaften und Gemeindehäusern Versammlungen ab, in denen politische Reden gehalten und Losungen wie „Nieder mit der Autokratie!“ gerufen wurden, der Anschluss an die sozialdemokratische Partei erklärt oder die offizielle Symbolik des russischen Imperiums (Bilder der Dynastie der Romanows und Staatswappen) heruntergenommen und zerstört wurde. Die Gutsherren und deren Familienmitglieder wurden (als Geiseln) festgehalten.⁸⁸ Solche „Gefangenen“ aus den Reihen der Zivilisten wollte man gegen die in der Stadt verhafteten Oppositionellen tauschen. Der Truppführer der Sozialdemokraten Reindorf habe in Vändra (Fennern) eine Rede gehalten, in der er vom Freiheitskampf der vorzeitlichen Esten gegen die Ritter gesprochen habe und von der schweren Knechtschaft: „Lasst uns ihnen eine neue Georgsnacht bereiten und sie jetzt endgültig vernichten!“⁸⁹

Im Allgemeinen wurden die Gutsherren in Estland, ungeachtet der Verhöhnung, relativ mild behandelt; aus unbekanntem Gründen wurde der Gutsherr von Peningi (Peningby) Arthur v. Baranoff getötet.

Mancherorts griffen die Aufständischen auch Regierungsbehörden (Polizei und Gericht) an und vernichteten Dokumente. In der Ortschaft Rapla (Rappel) wurde die Kanzlei des Friedensrichters, des obersten Bauernkommissars und des jüngeren Gehilfen des Kreisamtmanns Koževnikov geplündert, wobei offizielle Dokumente vernichtet und zwei Bilder des Kaisers zerstört wurden.⁹⁰ In der Ortschaft Märjamaa wurde am 15. Dezember die Kanzlei des jüngeren Gehilfen des Kreisamtmanns Brezinski geplündert, Dokumente und persönliche Sachen des Polizeibeamten verbrannt, aber die Amtsstube wurde nicht angezün-

87 Meie erakonnad [Unsere Parteien], in: Vabadus, 6. Januar 1906.

88 Von den Aufständischen wurden „gefangen genommen“ Viktor v. Kotzebue (Pargi [Parkhof]), Karl v. Lueder (Kohila), Ernst v. Ramm (Salutaguse [Sallentacken]), Friedrich v. Hippus (Harmi [Harm]), Kornelius v. Samson-Himmelstierna (Kuimetsa [Kuimetz]), Otto v. Stackelberg (Sutlema [Sutlem]), der Jungbaron Odo v. Budberg (Võhma-Vanamõisa [Wõhma-Wannamois]), Alexander Reinhold v. Baer (Piibe [Piep]). Der größere Teil der estländischen Gutsherren war nach dem Landtag in Tallinn geblieben oder dorthin samt der Familie geflohen.

89 Pajur, Punane aasta (wie Anm. 70), S. 45 f.

90 Siehe Rapla meeste protsess [Der Prozess über die Männer aus Rapla], in: Päevaleht, 21. September 1907; Looring (Hrsg.), Punased aastad (wie Anm. 71), S. 58 f.

det.⁹¹ Von der Plünderung der Machtorgane blieben auch die Gemeinderegierungen nicht verschont, bei denen vor allem Dokumente vernichtet wurden – wie in Velise (am 15. Dez.) und in Vigala [Fickel] (am 16. Dez.), wo Ivan Paulus tätig war – und versucht wurde, die Gemeindekasse zu übernehmen, was nicht überall glückte.

Aus den zahlreichen Materialien der Gerichtsprozesse (Anklageakten, Prozessbeschreibungen in den Zeitungen) gewinnt man den Eindruck, dass die Brandschatzung und Zerstörung nicht das primäre Ziel der Aufständischen war, sondern viel eher handelt es sich um solche Gelegenheiten, wo Waffen und Geld verlangt, Wertsachen gestohlen, Schnapsbrennereien und Kneipen der Gutshöfe sowie staatliche Schnapsläden zerstört wurden. Wahrscheinlich gab es Trupps, die nichts niederbrannten, sondern nur zerstörten oder plünderten, oder sie machten dies nicht überall und gleichzeitig. Aus der Anklage des dritten Prozesses zur Niederbrennung der Gutshöfe des Landkreises Harjumaa, der vom 29. bis zum 30. September 1906 am Tallinner Bezirksgericht stattfand, kann man lesen, dass der Gutshof Oru (Orrenhof) von vier Trupps aufgesucht wurde: der erste am 13. Dezember (etwa 15 Männer) verlangte Gewehre, an demselben Tag verlangte der zweite Trupp (etwa 150 Männer) ebenso Gewehre, die aber nicht vorhanden waren; am 15. Dezember zerstörte der eine Trupp (etwa 20 Männer) die Einrichtung des Haupthauses, der andere (etwa 15 Männer) zündete das Herrenhaus an. Vom 13. bis zum 14. Dezember zogen ebenso vier Trupps über den Gutshof Tammiku, aber erst der vierte zündete das Herrenhaus an. Im Gutshof Ravila (Meks) waren die Trupps am 13., 14. und 17. Dezember und erst der dritte Trupp steckte das Wohnhaus des Gutsherrn in Brand.⁹² Hier kann man keineswegs sicher sein, dass nur die von außerhalb eingetroffenen Trupps beteiligt waren; obwohl dies die Bauern vor Gericht behaupteten. Die Ankunft der Städter ermutigte die lokale Bevölkerung und im allgemeinen Durcheinander konnte jeder der Brandstifter gewesen sein.

Nicht bei jedem Gerichtsprozess konnten die Rechtsanwälte die Fälle unter den Paragrafen über einfache Agrarunruhen, d.h. als Wirtschaftsstraftaten einordnen. Insbesondere dann, wenn die Angelegenheit am Militärgericht verhandelt wurde und es um einen Überfall auf Obrigkeiten ging. In den Prozess um die Rebellen von Rapla (21.–26. September 1907) waren sieben Rechtsanwälte einbezogen, doch fiel der Gerichtsentscheid hart aus: 12 Angeklagte wurden zur Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt, drei von ihnen für sechs Jahre und einer für vier Jahre.⁹³ Noch schwerere Strafen erhielten die Beteiligten des Prozesses von Ruhja (Rujen) (10.–20. Juni 1908) im Tallinner provisorischen Militärgericht, denen wegen des Sturzes der Staatsgewalt und der Machtergreifung auf dem lettischen Gebiet im Landkreis Valmiera in Ruhja (Rüjiena) und Umgebung die Todesstrafe drohte. Die Angeklagten kamen zwar mit dem Leben davon, doch wurden 63 von ihnen zu vier bis 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Der Leiter des revolutionären Büros von Ruhja, der Student des Tar-

91 Zapiska prokurora S. Peterburgskoj sudebnoj palaty o zabastovkach rabočich i volnenijach krest'jan v g. Revele i gubernii [Aufzeichnung des Prokuros der St. Petersburger Gerichtskammer über die Arbeiterstreiks und Bauernunruhen in der Stadt Reval und im Gouvernement], 19.12.1905, in: Gosudarstvennyj archiv Rossijskoj Federacii [Staatsarchiv der Russländischen Föderation, im Folgenden: GARF], 124-44-1/1906-1495, Bl. 74p.; Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70).

92 Kohtukoda [Gerichtshof]. Kolmas mõisaterüüstamise protsess [Der dritte Prozess zur Plünderung der Gutshöfe], 1–3, in: Sõnumed, 28.–30. September 1906.

93 Siehe Sõjakohtust [Aus dem Kriegsgericht], in: Päevaleht, 27. September 1907.

tuer Veterinärinstituts Mihhail Aboltin, und der Aktivist und Volksschullehrer in Mõisaküla (Mousekulle), Jaan Sihver, wurden beide zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.⁹⁴

10. Bedrängung der Gutshofbeamten

Anders als gehofft kamen die Aufständischen wenig mit den Gutsherren in Berührung, weil die meisten von ihnen es bereits geschafft hatten, ihre Familien in die Stadt zu bringen. Aus den Anklageakten der Prozesse zu den Brandstiftungen geht hervor, dass solche Fälle typisch waren, wo die Rebellen keine Gutsherren oder Gutshofpächter auf den Gutshöfen vorfanden und daher mit den Gutshofbeamten kommunizieren mussten, die in jener Zeit vorwiegend estnischer Herkunft waren. Von den Gutsverwaltern (in der Volkssprache „Obmann“), die das Wirtschaftsleben des Gutshofkomplexes leiteten, wurden Gewehre und Geld (die Gutshofkasse) gefordert, ausgeruhte Pferde samt Kutschern verlangt, um mit ihnen zum nächsten Gutshof zu fahren. Der Umgang mit den Gutshofverwaltern und anderen Gutshofbeamten, die die Bauern meistens für Handlanger der Gutsherren hielten, hing auch davon ab, wie sie mit der lokalen Bevölkerung auskamen.

In den Anklageakten der Prozesse zur Zerstörung der Gutshäuser sind zahlreiche solche Übergriffe beschrieben, wo deutsche, seltener estnische, Gutshofverwalter festgenommen und geschlagen wurden, ihr Vermögen gestohlen wurde und die Wohnungen in Brand gesteckt wurden. Wenn man den Anklageakten des vierten Prozesses (31. Okt – 2. Nov. 1906) zu der Plünderung der Gutshöfe glaubt, dann verhielten sich die Angeklagten, unter denen fast die Hälfte minderjährige Jugendliche waren (von 24 waren zehn 15–19 Jahre alt), gegenüber den Gutshofverwaltern ziemlich hart, teilweise wurden diese sogar verprügelt. In den Gutshöfen Adila (Addila-Neuhof), Kernu (Kirna-Kohhat), Kurtna und Maidla (Maidel) wurden die Wohnungen der Verwalter geplündert, ihr Vermögen gestohlen und die (deutschen) Verwalter Lang (in Adila), Hans Porre (in Kurtna) und Leopold Wise (in Maidla) festgenommen.⁹⁵ Alle zehn angeklagten Kinder-Revolutionäre und -Plünderer wurden in diesem Prozess zu bis zu zwei Jahren Haft verurteilt.⁹⁶ Der Trupp von Mihkel Aitsam brannte im Gutshof Velise das Haus des Verwalters Jakob Einberg nieder, zerstörte das Haus des Verwalters bei den Gutshöfen Tõlli (Porgenthal) und Teenuse (Stenhusen).⁹⁷ Im Gutshof Haimre im Kreis Läänemaa wurde der Gutshofverwalter, der Untertan des dänischen Königreichs Jens Peder Andersen festgenommen und nach Velise gebracht und einige Tage später auf Paulus' Befehl freigelassen. Laut dem Geschädigten sei „im Haus des Verwalters alles in tausend Stücke zerschlagen worden“.⁹⁸ Im Gutshof Raasiku zwangen die Rebellen den Gutshofverwalter Oskar Lemm, das Haupthaus des Gutshofes anzuzünden.

94 Siehe Sõjakohtu otsus [Der Entscheid des Kriegserichts], in: Päevaleht, 21. Juni 1908.

95 N.: Neljas mõisate rüüstamise protsess 2 [Der vierte Prozess um die Plünderung der Güter 2], in: Sõnumed, 2. November 1906.

96 N.: Neljas mõisate rüüstamise protsess 4 [Der vierte Prozess um die Plünderung der Güter 4], in: Sõnumed, 5. November 1906.

97 Obvinitel'nyj akt [Beschuldigungsakte], 12.8.1909, in: EAA, 105-1-8018, Bl. 7-18.

98 Andersen, Revolutsiooniaasta (wie Anm. 72), S. 74.

Von den Oberförstern und Forstaufsehern wurden Waffen weggenommen, wenn es die Gelegenheit gab auch die so genannte Waldkasse, wie auf den Gutshöfen Laupa⁹⁹ und Ravila.¹⁰⁰ Mancherorts wurden die Häuser der deutschen Oberförster angezündet, wie im Gutshof Orgita (Rosenthal) und im Kleingutshof Kergu (Kerkau). Manchmal bedrängten die Aufständischen auch andere Gutshofangestellte (Schreiber und Buchhalter, Gärtner, Schnapsmeister) und sogar Gutshofdiener, wenn angenommen wurde, dass sie Waffen hätten oder wüssten, wo die Wertsachen der Herren versteckt wären. Den Arbeitern der Branntweimbrennereien wurde befohlen, die Arbeit sofort niederzulegen.

Die Zerstörung der Gutshofwirtschaft als Hauptquelle des eigenen Lebensunterhalts war verständlicherweise nicht im Interesse der Gutshofleute. Deshalb kann man nicht sagen, dass alle Gutshofarbeiter und -angestellte die Vernichtungsarbeit befürworteten und an ihr teilnahmen. Der angezündete Gutshof des Barons Alexander v. Buxhoevden in Haimre und dessen Hoflage (Sulu) ebenso wie der Gutshof der Baronin Natalie Uexküll in Kose-Uuemõisa (Neuenhof-Kosch) wurden von den eigenen Arbeitern gelöscht. Der Gutshof Rudolf v. Lilienfelds in Alu (Allo) wurde auf Druck der lokalen Bevölkerung nicht niedergebrannt, denn dort war die Eröffnung einer Schule geplant gewesen. Die Gutshofdiener versuchten den Gutshof Kiviloo (Fegefeuer) des Barons Konstantin v. Stackelberg und den Gutshof Vanamõisa (Wannamois) (im Landkreis Läänemaa) des Barons Otto v. Budberg zu löschen, aber dies gelang nicht. Ähnliche Vorfälle sind vereinzelt nachweisbar. Generell leisteten die Gutshofdiener den Trupps der Brandschatzer keinen Widerstand, denn die Kräfte waren meistens ungleich und die Größe der noch umherschweifenden Trupps war unklar. Außerdem gab es unter den Bewohnern des Gutshofes sowie unter der Dorfbewölkerung jene, die gleich eifrig dabei waren, zu plündern und die Sachen des Gutsherren nach Hause zu schleppen.

Die Aufständischen hielten die deutschbaltischen Pastoren für Vertreter der „baltischen Herrenkirche“, für die nächsten Verbündeten der Gutsherren, aber das Vermögen der Kirchengüter wurde in Estland, anders als in Lettland, nicht vernichtet. Von den Pastoren (z.B. Arvid Brasche, Moritz v. Busch, Hermann Girgensohn) wurden Waffen und Geld (z.T. auch die Gemeindekasse) verlangt. Im Landkreis Pärnumaa wurde vom Pastor der Hilfskirche Käru (Kerro), Joosep Liiv, der ein Este war, das gesamte Geld, das er bei sich hatte, für die „revolutionäre Kasse“ beschlagnahmt.¹⁰¹ Für die Revolution mussten auch die Besitzer der Fabriken (z.B. der Glashütte Järvakandi) und Kleinindustrien auf dem Land, die Deutschen mehr, die Esten weniger oder gar nicht, Tribut zahlen.

Bei der Schließung und Plünderung der Gutshofkneipen und staatlich betriebenen Schnapsläden wurde von den Gastwirten (den Pächtern der Gastwirtschaften) und Ladenbesitzern, die meistens Esten waren, Geld erpresst. Wie viel Geld aus der Kasse und wie viel privates Geld der Kaufleute dabei für die „Revolutionskasse“ weggenommen wurde, ist nicht bekannt. Aus der Gegend des Aufstands sind auch manche Überfälle auf die Gemeindegliederung (Enge) bekannt, bei denen von dem Gemeindeältesten oder Schreiber Waffen und die Gemeindekasse verlangt wurden. Mancherorts drangen bewaffnete Männer in die Kramläden ein (in Kaelase [Kailes], in Kergu im Landkreis Pärnumaa), in denen sie ebenso

99 Obvinitel'nyj akt [Beschuldigungsakte], 10.9.1906, in: EAA, 105-1-9891, Bl. 17.

100 Obvinitel'nyj akt [Beschuldigungsakte], 12.1.1908, in: EAA, 105-1-8012, Bl. 6-8.

101 Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70), S. 142.

nach Waffen und Geld verlangten, seltener nahmen sie auch Waren mit.¹⁰² Wahrscheinlich handelte es sich um kleinere Gruppen (in den Dokumenten steht „mehrere Männer“), die sich von den größeren Trupps abgesondert hatten und eigenmächtig agierten oder sogar um Räuber und Verbrecher, die im Schatten des allgemeinen Durcheinanders handelten. Zur Not wurden auch die Fuhrmänner von den Bauernhöfen verlangt. In einem Fall starb ein unbewaffneter, als Fuhrmann eingesetzter Bauernknecht im Feuergefecht beim Gutshof Kõima (Kaima) im Landkreis Pärnumaa.¹⁰³

Nicht überall kann die nationale und ständische Zugehörigkeit zwischen den kämpfenden Parteien ausgelotet werden. Beim Gutshof Kõima bildeten nach den Gerichtsmaterialien die Urjadniks Mihkel Toots und Jõgis, die Esten waren, der Baron Pilar v. Pilchau mit seinem Sohn, der Pächter des benachbarten Gutshofes, der Este Peterson mit seinem Sohn und der Gutshofverwalter Walter eine Schutztruppe.¹⁰⁴ Bei der Verteidigung des Gutshofes Salutaguse (Sallentack) wurde der Gutshofgärtner Pärn tödlich verletzt.¹⁰⁵

Im Gutshof Halinga (Hallick) im Landkreis Pärnumaa organisierte der Urjadnik Hans Mitt den Widerstand der lokalen Männer; acht Plünderer (fünf Tallinner Arbeiter und drei Männer vom Land) wurden in Haft genommen, wo sie stark geschlagen worden sein sollen. Der Trupp der Männer aus Velise unter der Führung von Mihkel Aitsam kam, um sie zu befreien und zu rächen. In diesem Konflikt beteiligten sich auf beiden Seiten nur Esten.¹⁰⁶ Als ein weiterer Trupp von Plünderern in den bereits früher angezündeten Gutshof Vana-Vändra gelangte und auch weitere Gebäude in Brand stecken wollte, erhoben sich die Ortsansässigen und riefen eine Militärtruppe aus Pärnu zu Hilfe, die die Bande auseinandertrieb und elf Rebellen nach Pärnu brachte.¹⁰⁷

Die Tatsache, dass im nördlichen Pärnumaa (in Kõima, Halinga und Vana-Vändra) die lokale Bevölkerung einen Angriff von aus nördlicher Richtung gekommenen Truppen mit Waffen abwehrte, zeugt davon, dass die Taktik oder der Plan der Brandschatzung und Plünderung (falls es so etwas überhaupt gab) vereitelt wurde. Die an Zahl kleinen Trupps der Tallinner Arbeiter, die im estländischen Gouvernement agierten, waren bis dahin in der Masse der Bauern aufgegangen oder hatten sich aufgelöst, der anfängliche Elan ließ nach, die Masseneuphorie verflog allmählich, weil die allgemeine politische Situation nicht auf den Fall der Autokratie zusteuerte. Die Ergebnisse der Gewaltanwendung hinsichtlich der Verhaftung der Gutsherren und des Diebstahls von Waffen waren bescheiden.

Wie erwähnt, waren nur wenige Gutsherren auf ihren Gutshöfe im estländischen Gouvernement geblieben. Auch mit ihnen konnte man nichts „Sinnvolles“ anfangen und sie wurden innerhalb kurzer Zeit freigelassen. Als Geiseln während der Verhandlungen waren sie nicht zu gebrauchen, denn es fanden keine Verhandlungen zwischen den Aufständischen und der Obrigkeit statt. Auch Kriegswaffen und Bargeld in den Gutshofkassen waren knapp

102 Pärnumaa mõisate rüüstamise lugu 2 [Die Geschichte der Plünderung der Gutshöfe im Landkreis Pärnumaa 2], in: Postimees, 28. April 1909.

103 Ebenda; Kohtukoda. Vangide lahtipäästmine 2 [Gerichtshof. Befreiung der Gefangenen 2], in: Päevaleht, 27. April 1909.

104 Pärnumaa mõisate (wie Anm. 102).

105 Vedomost' deneznyh štrafov, naložennyh v Pribaltijskikh gubernijach [Verzeichnis der Geldstrafen, ausgesprochen in den baltischen Gouvernements], o.D., in: ERAF, 27-1-177, Bl. 17.

106 Looring (Hrsg.), Punased aastad (wie Anm. 71), S. 19 f.

107 Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70), S. 141.

und man hat es in keiner Weise geschafft, diese im Interesse der Revolution praktisch zu nutzen. Anders als in Lettland war man in Estland nicht im Stande, sich Waffen von der Polizei und dem Militär anzueignen; wahrscheinlich hat man dies auch nicht angestrebt, um keine blutigen Zusammenstöße zu provozieren. Das Büro Ruhja in Lettland plante, eine Abordnung der Volksmiliz entlang der Eisenbahn nach Pärnu zu schicken, um dort nach dem Vorbild der Letten, die Polizei und das Militär zu entwaffnen. Der Plan wurde wegen der Ankunft der Strafkompagnien nicht durchgeführt.¹⁰⁸ Mit Revolvern und Jagdgewehren hatten die Aufständischen keine Hoffnung, gegen die mit Repetiergewehren bewaffnete Armee anzukommen. Parallel zum Anstieg des Widerstands der lokalen Bevölkerung gegen die Plünderung gingen – nach einer Phase der Lähmung – auch die Behörden und der Selbstschutz der Gutsherren an, sich stärker zu zeigen.

11. Interpretationen der Zeitgenossen

Bereits die Zeitgenossen der Ereignisse haben versucht, einen gemeinsamen Nenner für die gegen die Gutsherren gerichteten gewaltsamen Aktionen der städtischen Arbeiter und Bauern in den baltischen Gouvernements zu finden. Die sozialdemokratischen und radikalen Zeitungen und Zeitschriften (Uudised, Teataja) bezeichneten jegliche Regierungsgegner, u.a. auch die Gutshofplünderer, bei jeder Gelegenheit als Revolutionäre und Freiheitskämpfer und versuchten, inhaltlich eine Grenze zwischen den politisch motivierten Revolutionären (als Anhänger der neuen fortschrittlichen Ordnung) und den einfachen Rebellen und Plünderern zu ziehen.¹⁰⁹ Bereits oben ging es darum, dass das Tallinner Komitee der SDAPR und die Arbeiterältesten im November 1905 öffentlich die Beziehungen zu den Plünderern der Gutshöfe leugneten. Wie viele Führungsfiguren der estnischen Sozialdemokratie behauptete der Bolschewik Rudolf Vakmann später (1926), dass der Standpunkt der Partei, bevor die Arbeiter aufs Land gingen, klar gewesen sei: „Die Gutshöfe nicht vernichten“.¹¹⁰

Unmittelbar nach den Ereignissen schrieb einer der Führer der estnischen Sozialdemokraten, Mihkel Martna, in seinem im Jahr 1907 in St. Petersburg veröffentlichten Buch, dass die Parteileitung der föderalistischen Sozialdemokraten grundsätzlich nicht die Taktik der Rache befürwortete und nicht die Vernichtung von Werten, d.h. es gebe keinen Grund, die „Rächer“ oder Plünderer für Sozialdemokraten zu halten, obwohl unter ihnen auch Sozialdemokraten wären, denn auch diese sind „Menschen – mit menschlichen Gefühlen und menschlicher Gesinnung“. Ebenso seien laut Martna die lettischen Sozialdemokraten gegen jeglichen Terror gewesen (dies entspricht nicht der Wahrheit). Doch wären der Rausch der Rache und das „Feuer der Revolution“, das in der Brust der Plünderer brannte, in keiner Weise zu zügeln.¹¹¹

108 Siehe Ruhja protsess [Der Prozess von Ruhja], in: Päevaleht, 12. Juni 1908.

109 Revolutsioon Baltimaal [Die Revolution im Baltikum], in: Uudised, 30. Dezember 1905; Kose kihelkonnast. Rahutused [Aus dem Kirchspiel Kose. Unruhen], in: Uudised, 30. Dezember 1905; A. R-der: Kirjad Lätimaalt. Vabadusevõitlused Riias [Briefe aus Lettland. Freiheitskämpfe in Riga], in: Teataja, 31. November 1905.

110 Vakman, Venemaa (wie Anm. 43), S. 116.

111 M. Jürisson [Mihkel Martna]: Punased aastad Eestis 1905–1906. Eesti revolutsioonilise liiku-

Die konservativen Zeitungen und Zeitschriften dagegen, die für die Gutsherren und die Regierung waren, hoben die kriminelle, destruktive Seite der Bewegung hervor und verwendeten dabei sehr starke Wörter: „Räuber“, „Plünderer“, „Verbrecher“, „Halsabschneider“, „Wilde“, „Landstreicher“ usw.¹¹² Auch die „Postimees“, das Presseorgan der gemäßigten Nationalisten und liberalen Estnischen Nationalen Fortschrittspartei (die im November 1905 gegründet wurde), unterschied sich in ihren Beurteilungen nicht so sehr von ihnen. Auch sie hob die gewalttätige Seite der Bewegung hervor, beschuldigte die Sozialdemokraten der Errichtung einer „Gewalt- und Schreckensherrschaft“¹¹³ und warnte das estnische Volk vor den verhängnisvollen Folgen, wenn es den Weg der Gewalt wählen sollte. In diesem Sinne ist der Aufruf des Anführers der Gemäßigten, Jaan Tõnisson, „An die Freunde des estnischen Fortschritts“ charakteristisch, der mit den Worten endet: „Seht, die schlauen, eigennützigen, verblendeten Bübchen oder *Verbrecher*, die Strafe verdienen, sind die Träger der *gewalttätigen* Strömung. Man darf sie sich nicht über den Kopf wachsen lassen. Ehrliche Leute mögen sich *vereinen*, um solche Elemente zu *unterdrücken!*“¹¹⁴

In dem polemischen Streit mit den deutschbaltischen Zeitungen und Zeitschriften versuchten die gemäßigten Nationalisten zu beweisen, dass die Bauernbewegung auf dem Land nicht gegen die Regierung gerichtet (nicht separatistisch war),¹¹⁵ sondern, anders als in der Stadt (wo es sich um eine Revolution gehandelt habe), eine Bewegung gewesen sei, die die Landwirtschaft, Bildung und Selbstverwaltung beträfe, sie habe eine „landwirtschaftliche Art“ gehabt.¹¹⁶ Das Niederbrennen und die Zerstörung einzelner Gutshöfe seitens der irreführend geleiteten städtischen Arbeiter und Landlose habe durch die Agitation der rebellischen Parteien, d.h. durch die Sozialdemokraten stattgefunden; und dies sei nicht der Wunsch der Bevölkerungsmehrheit gewesen, sondern der einzelner Aufwiegler. Die Gutshofarbeiter seien auch von der durch die wirtschaftliche Knappheit entstandene Beutelust angetrieben worden. Solche Gedanken sind in einem Protestbrief von 25 prominenten Persönlichkeiten aus Tartu gegen die Brutalität der Strafkompagnien enthalten, der am 18. Januar 1906 an die angesehenen Zeitungen der Hauptstadt geschickt wurde.¹¹⁷

mise ajaloolikud ja majanduslikud põhjused [Rote Jahre in Estland 1905–1907. Historische und wirtschaftliche Gründe der estnischen revolutionären Bewegung], St. Petersburg 1907, S. 187–190.

- 112 Mõisate lõhkumine [Die Zerstörung der Gutshöfe], in: Valgus, 22. Dezember 1905, Anhang.
 113 Postimees seletas, et revolutsioonäär on „terrorist ehk hirmu abinõude tarvitaja“ [Postimees erklärte, dass der Revolutionär „ein Terrorist oder Anwender grauenvoller Maßnahmen sei“]. Korratused ja uuendused I [Unordnung und Erneuerungen I], in: Postimees, 11. Juli 1905.
 114 Jaan Tõnisson: Eesti edumeelsuse sõpradele [An die Freunde des estnischen Fortschritts], in: Postimees, 14. Dezember 1905.
 115 Estnische Sozialdemokraten leugneten den Gedanken des Separatismus und der Loslösung der baltischen Länder vom russischen Staat und bestätigten, dass ihr Kampf die gleichen Ziele habe, wie der der russischen Innengouvernements, siehe Kohalik elu. Venelaste kartus [Das lokale Leben. Die Befürchtung der Russen], in: Uudised, 23. Dezember 1905.
 116 Kas tõesti ajaloo võltsimine? II [Tatsächlich eine Fälschung der Geschichte? II], in: Postimees, 27. Januar 1906.
 117 Eesti haritlaste protest päälinna lehtedes [Protest der estnischen Intellektuellen in den Zeitungen der Hauptstadt], in: Postimees, 20. Januar 1906. Den Text des Protestes siehe Aitsam, 1905. aasta revolutsioon (wie Anm. 70), S. 243 f.

Ein übergeordneter Begriff für die Revolution in den baltischen Gouvernements ist in den russischen Texten *pribaltijskaja smuta*,¹¹⁸ der eine regionale Anwendung des in der russischen Historiografie weithin bekannten Begriffs *smuta/smutnoe vremja* ist. Den Angriff auf die Gutshöfe bezeichnete der estländische Vizegouverneur Aleksandr v. Giers in seinem Bericht an den Innenminister Pjotr Durnovo als „Volksaufstand der Esten gegen die Regierung“ (*narodnoe vosstanie protiv pravitel'stva*).¹¹⁹ Der Generalgouverneur des estländischen Gouvernements aus der Zeit des Kriegszustands, Sarantšov, befahl den Chefs der Strafkompagnien den „bewaffneten Aufstand“ (*vooružennoe vosstanie*) niederzuschlagen.¹²⁰ Der Staatsanwalt des Bezirksgerichts von St. Petersburg bezeichnete die Ereignisse in Estland als „öffentlichen Aufstand“ (*otkrytoe vosstanie*).¹²¹

In den Berichten der höheren russischen Beamten wird stellenweise ziemlich wahrheitsgetreu die Tatsache festgestellt, dass verschiedene Faktoren, wie die Verbreitung sozialistischer und nationalistischer Ideen, der Kampf zwischen den Klassen und Ständen, Groß- und Kleinbesitzern, Unter- und Oberschichten miteinander verflochten wären. Der estländische Gouverneur Nikolai v. Bünting berichtete beim Innenminister, dass die Bauernbewegung in Estland sich durch drei Kennzeichen charakterisieren lasse: „nationalistisch, agrarisch und revolutionär“. Unter den tieferen Ursachen für das Niederbrennen der Gutshöfe steht seiner Meinung nach an erster Stelle die „alte historische Feindschaft“ der estnischen bzw. lettischen Bauern gegen die Gutsherren, und um diese zu besänftigen, müssten eine Reihe von unaufschiebbaren und überfälligen Reformen durchgeführt werden.¹²²

Laut dem ehemaligen Rektor und Slawisten der Tartuer Universität, Anton Budiloviš, herrschten in der Revolution von 1905 in Finnland die politischen, in Estland und Lettland die sozialen und in Litauen die religiösen Bestrebungen (*stremenija*) vor, was aber nirgendwo den Separatismus, das Streben nach Autonomie und der Errichtung der föderativen Beziehungen zu Russland, jedoch ohne die endgültige Loslösung vom Imperium, ausschloss.¹²³

118 Vega [V.V. Gejman]: *Pribaltijskaja smuta* [Die baltische smuta], S.-Peterburg 1907; *Obzor dejatel'nosti* (wie Anm. 6), S. 214; *Ukaz imperatora Nikolaja II ob učeždenii dolžnosti vremennogo pribaltijskogo general-gubernatora* [Ukaz des Kaisers Nikolaj II. über die Einrichtung des Amtes des provisorischen baltischen Generalgouverneurs], 28.11.1905, in: Karjachjarm (Hrsg.), *Imperskaja politika* (wie Anm. 6), S. 15.

119 *Vremennyj ispolnitel' dolžnosti estljandskogo gubernatora Aleksandr f. Girs upravljajuščemu ministerstvom vnutrennych del* [Der provisorische Inhaber der Position des estländischen Gouverneurs Alexander v. Giers an den Innenminister], 14.12.1905, in: EAA, R-271-1-1369, Bl. 258.

120 *Dopolnitel'naja instrukcija načal'nikam otrjadov, dejstvujuščich v estljandskoj gubernii* [Ergänzende Instruktion an die Kommandeure der im estländischen Gouvernement tätigen Einheiten], 1.1.1905, in: EAA, 67-1-725, Bl. 12.

121 *Zapiska* (wie Anm. 91).

122 *Estljandskij gubernator Nikolaj G. f. Bjunting ministru vnutrennych del* [Der estländische Gouverneur Nikolaj G. v. Bünting an den Innenminister], 10.1.1906, in: Karjachjarm (Hrsg.), *Imperskaja politika* (wie Anm. 6), S. 51-56.

123 Anton S. Budilovič: *O novejšich dviženijach v srede čudskich i letskich plemen baltijskogo poberežja*. (Reč v toržestvennom sobranii Spb. slavjanskogo blagotvoritel'nogo obščestva, 30 dekabnja 1905 g.) [Über die jüngsten Bewegungen unter den tschudischen und lettischen Stämmen der baltischen Küste. (Rede auf der Festversammlung der St. Petersburger Slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft, 30. Oktober 1905)], Sankt-Peterburg 1906, S. 8-12.

Die neutraleren Beobachter berücksichtigten im Konflikt zwischen dem baltischen Adel und der bäuerlichen Bevölkerung beide Seiten und schrieben vom Bürgerkrieg.¹²⁴

Zusammenfassung

In der Liste des Generalgouverneurs (1908) gibt es 161 Gutshöfe auf estnischem Gebiet, die auf verschiedene Weise beschädigt worden waren, d.h. 16,4% aller Gutshöfe (982).¹²⁵ Ernsthafter erlitten durch Brandschatzung, Zerstörung und Plünderung etwa 100 Gutshöfe Verluste oder etwa 10% aller Gutshöfe, u.a. durch das Niederbrennen der Hauptgebäude etwa 65 Gutshöfe (A. v. Transehe-Rosenecks Liste), wo der Schaden am größten war. Über die Hälfte der größeren Schäden in Estland entfällt auf die Gutshöfe des Landkreises Harjumaa. 20-50% aller Branntweinbrennereien (250) waren betroffen. Die Schäden der Branntweinbrennereien und Gutshofkneipen wurden finanziell zu den Gesamtschäden der Gutshöfe gezählt. Über die durch die Plünderungen der Schnapsläden und -lager entstandenen Schäden führten die staatlichen Steuerämter separat Buch.

Das meiste beschädigte Inventar der Gutshöfe wurde zum großen Teil auf Kosten von günstigen staatlichen Krediten, durch Kreditfonds der Ritterschaften, Auszahlungen der Versicherungsgesellschaften und des Eigenkapitals der Gutsherren, entweder in der früheren oder einer veränderten Form, wiederhergestellt. Doch ein bemerkenswerter Teil blieb auch in Estland in Trümmern (Haimre, Jädivere [Jeddefe], Järvakandi, Kiviloo, Pahkla, Pööravere [Pörafer], Raasiku, Saha [Saage], Tohisoo, Valtu [Waldau], Vanamõisa, Velise usw.).¹²⁶ Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung half den Gutsherren, die Schäden der Revolution zu überwinden. Doch der moralische und emotionale Schmerz lässt sich nicht bemessen.

Warum kehrte sich die Gewalt gerade gegen die Rittergüter, die dem deutschbaltischen Adel gehörten? Der Gutshof – ein Ort der fremden Oberschicht – bildete einen Gegensatz zum Bauernhof und zum Dorf – zum Heim des estnischen Volkes, und dieser Gegensatz hielt sich bis zum Jahr 1919, als die Gründungsversammlung eine radikale Bodenreform verabschiedete. Die Bauern, die kein oder nur wenig Land besaßen, sehnten sich danach, Eigentümer zu werden, was nur auf Kosten der Gutshöfe möglich war. Am Verschwinden der Gutshöfe waren auch die Eigentümer interessiert, die ihren Bauernhof für sich gekauft hatten und die durch den Gutshof auf verschiedene Weise unterdrückt wurden. Mit den Worten von Ants Hein, der über estnische Gutshöfe forscht: „Die Gutshöfe verkörperten eine Art archimedischen Punkt, auf den sich die ganze hiesige Gesellschaft stützte: Wenn auch der Adel auf der einen Seite der Waage nur eine geringe Minderheit der Bevölkerung umfasste, ein knappes halbes Prozent,¹²⁷ handelte es sich dennoch um eine elitäre Minderheit, denn

124 Siehe Aleksandr Kizeveter: *Rossija. Istorija 1895–1907* [Russland. Geschichte 1895–1907], in: F.A. Brokgauz, I.A. Efron (Hrsg.): *Ėnciklopedičeskij slovar'. Dopolnitel'nyj tom II* [Enzyklopädie. Ergänzungsband II], S.-Peterburg 1907, S. 91.

125 Benz, *Die Revolution von 1905* (wie Anm. 6), S. 276 f.; Rosenberg, *Eesti mõisate* (wie Anm. 6), S. 26, 35.

126 Valdo Praust: *Eesti mõisaportaal* [Das estnische Portal der Gutshöfe], einsehbar unter dem URL: <http://www.mois.ee>.

127 Nach Angaben des landwirtschaftlichen Zensus aus dem Jahr 1916 wurden etwa 4 000 Gutsherren (unter ihnen gab es auch Esten und Personen anderer Nationalitäten) mit ihren Familien-

bei ihnen waren nicht nur die meisten Reichtümer versammelt, sondern auch die Kontrolle über das gesellschaftliche Leben“.¹²⁸

Roger D. Petersen merkt an, dass im gewaltsamen Konflikt in den baltischen Ländern im Jahr 1905 die soziale, klassenbezogene Orientierung dominierte, aber die Gewalt habe dort eine ethnische und deutschfeindliche Färbung bekommen.¹²⁹ Wenn es zwischen Estland und Lettland einen großen Unterschied im Ausmaß der Gewalt gibt, so ist der Unterschied mit Blick auf den Aktivismus als politische und soziale Mobilisierung nicht groß.¹³⁰

Der Bürgerkrieg von 1905/06 und die beiderseitige Gewalt war für die baltischen Oberschichten eine Katastrophe, der endgültige Zerfall des patriarchalischen und idyllischen Weltbildes, das auf einem bisherigen Wunschdenken gegründet war, eine Sackgasse der deutschbaltischen politischen Ideologie und Politik, die für die Zukunft nichts Gutes versprach. Das treue Dienervolk, unter denen früher nur einzelne „Aufwiegler“ eine lasterhafte Ausnahme waren, bekam jetzt die Kontur einer wilden und bedrohlichen Feindesgestalt, sowohl im Leben als auch in der Literatur.¹³¹ Die Anspannung und Unsicherheit nahmen noch weiter zu, was dazu beitrug, dass der adelige Grundbesitz in der Zeit zwischen den zwei russischen Revolutionen abnahm. Das Wohlwollen des russischen Absolutismus gegenüber den zarentreuen Balten und der militärisch-polizeiliche Terror in Gestalt von Strafkompagnien brachten nur einen vorübergehenden Nutzen und eine Atempause. Die Antwort der Balten war eine enthusiastische Mobilisierung der nationalen Kräfte, um den Adel, das Bürgertum, die Literaten und die Kleindeutschen zusammenzuschließen, um noch die letzten Bastionen zu verteidigen.¹³²

Die späteren Versöhnungsversuche trugen keine Früchte, die Chancen für ein ruhiges Zusammenleben und für eine ruhige Zusammenarbeit in der gemeinsamen Heimat wurden nach dem Jahr 1905 eher geringer. Um sich den gemäßigten Elementen und der neuen Elite der nationalen Mehrheit anzunähern, kam die deutschbaltische Oberschicht wegen ihres schwach ausgeprägten Liberalismus und ihrer Fehleinschätzung der Kräfteverhältnisse zu spät. Und auch die Gemäßigten selbst, von den Sozialisten abgesehen, hatten mit den

mitgliedern gezählt, was 0,7% von der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung ausmachte, von der ländlichen Bevölkerung etwa 0,5%. Siehe Arno Kõorna: *Suure Sotsialistliku Oktoobrirevolutsiooni majanduslikud eeldused Eestis* [Wirtschaftliche Voraussetzungen für die Große Sozialistische Oktoberrevolution in Estland], Tallinn 1961, S. 125. Im Besitz der Gutshöfe befand sich mehr als eine Hälfte der Ländereien und dort waren mehr als 100 000 Menschen als Arbeitskraft beschäftigt. Siehe Sulev Vahtre, Toomas Karjahärm u.a. (Hrsg.): *Eesti ajalugu V. Pärisorjuse kaotamisest Vabadussõjani* [Estnische Geschichte V. Von der Abschaffung der Leibeigenschaft bis zum Freiheitskrieg], Tartu 2010, S. 124 f. Zu den Gutshöfen siehe näher Rosenberg, *Eesti mõisate* (wie Anm. 6), S. 7-55.

128 Ants Hein: *Sagadi mõis. Sagadi a Country Manor in Estonia*, Tallinn 2011, S. 195.

129 Roger D. Petersen: *Understanding Ethnic Violence. Fear, Hatred, and Resentment in Twentieth-Century Eastern Europe*, Cambridge 2002, S. 91 f.

130 Raun, *Violence* (wie Anm. 17).

131 Siehe z.B. Liina Lukas: *Eesti rahvusimago muutumine baltisaksa kirjanduses* [Die Wandlung des Bildes des estnischen Volkes in der deutschbaltischen Literatur], in: Marin Laak, Sirje Olesk (Hrsg.): *Muutuste mehhanismid Eesti kirjanduses ja kirjandusteaduses. Ettekandeid ja artikleid 1999* [Die Mechanismen der Veränderungen in der estnischen Literatur und Literaturwissenschaft. Vorträge und Artikel 1999], Tartu 2000, S. 27-52; Edzard Schaper: *Timukas* [Der Henker], Tallinn 2009, S. 219-231.

132 Siehe Henriksson, *Vassals* (wie Anm. 34).

Machtambitionen und mit der Forderung nach Selbstbestimmung und politischer Nationalautonomie im Jahr 1905 die Kluft erheblich vergrößert. Auch die Regierung stand mit ihrer geringen Reformfähigkeit und ihrem Streben nach Unifizierung und Russifizierung der evolutionären Modernisierung im Wege.

Aus dem Estnischen übersetzt von Heli Rahkema, Bielefeld

Summary

The article deals with the workers' and peasants' uprising in Estonia in December 1905, which brought about violence and the widespread destruction of property (particularly manors and distilleries) belonging to the Baltic German estate owners – the core of the local nobility. In 1905, according to an official register, 583 manors were damaged in the Baltic provinces of the Russian empire by arson, acts of destruction and plundering, 422 of these on Latvian and 161 on Estonian territory. Of the latter, around 100 manors, i.e. roughly 10% of all Estonian manors, suffered serious damage. Estate owners were taken hostage so that they could be exchanged for imprisoned activists. Weapons, money and valuables were stolen from the manors to help build a revolutionary army to overthrow the government. The reason for this revolutionary terror was the Estonians' national and social antagonism towards the Baltic German nobility, which, in time of weakness on the part of the government, took an irrational and destructive path and spread an atmosphere of euphoria and anarchy. In some places, the rioters also attacked governmental institutions, destroyed documents and the symbols of the empire. Due to the lack of a basic consensus in society, and because the different models of modernization were incompatible, a peaceful resolution of the violent conflict proved impossible.

**Vaterlandsliebe und rollende Steine.
Die öffentliche Rezeption der Auswanderung in Estland
(zweite Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts)¹**

von Aivar Jürgenson

Einleitung: Modernisierungstheorien und die Beziehungen zwischen Mensch und Ort

Der Kulturgeograf Robert Sack hat auf zwei unterschiedliche Einstellungen zur Modernisierung hingewiesen. Laut der ersten bedeutet Modernisierung einen Untergang: die Zunahme der geografischen Homogenität, die den Widerstand des Menschen gegen natürliche und anthropogene Risiken und Gefahren schwächt. Infolgedessen nehme der Individualismus und die Entfremdung von der lokalen Gemeinde auf Kosten des kollektiven Gemeinwesens zu. Der traditionelle Begriff des Ortes löse sich auf – der Ort, der dem Mensch eigentlich erst seine Identität vermittelt, besitze keine bindende Kraft mehr. So entstünden soziale Systeme aus isolierten Individuen, die ihr Potenzial allein auf die Befriedigung eigener Bedürfnisse richteten. Nach diesem Standpunkt wäre die Rückkehr zur lokalen Gemeinde die einzige Rettung. Der zweiten Position zufolge wird Modernisierung hingegen mit Fortschritt assoziiert: Die technologische Entwicklung eröffne die Möglichkeit, die Welt zu rationalisieren und schaffe die Voraussetzungen für einen höheren Lebensstandard. Diese optimistische und globale Anschauung distanziert sich von einer Vergangenheit, als die Welt sich aus lokalen Wirtschaften und Gesellschaften zusammensetzte, die Klientelinteressen und eine lokale Moral genährt und den Menschen an einen Ort gebunden hätten. Die Modernisierung dagegen biete eine globale Wirtschaft, eine globale Kultur, den Status eines Weltbürgers und eine universelle Moral.²

Somit sieht Sack in beiden Fällen die Dynamik und Intensität der Verbindungen der Menschen zu einem Ort als Hauptindikatoren von Modernität an. Zweifellos sind für die Modernität auch weitere Merkmale charakteristisch. Da es aber im vorliegenden Artikel gerade um die Beziehungen zwischen Mensch und Ort gehen wird, bleibt die These von Sack zentral. Die Globalisierungstendenzen der vergangenen Jahrzehnte unterfütterten diese Perspektive und sorgten für ausreichend Diskussionsstoff zum Thema der „natürlichen“ Beziehungen der Menschen zu ihrer Heimat und zu ihrem Heimatort.

Die essentialistische Ortskonzeption besagt, dass jeder Mensch seinen natürlichen Platz habe und mit dem Verlust dieses Ortes auch ein Verlust an Kultur und Identität einhergehe. Der alternative, konstruktivistische Standpunkt trennt dagegen die Identität vom Ort: Der Umzug an einen anderen Ort müsse keinen Identitätsverlust bedeuten, da der Ort aus einem breiten Spektrum von sozialen Beziehungen und aus unterschiedlichen Raumskalen konstruiert sei.³

1 Der Artikel ist im Rahmen der estnischen Forschungsprojekte SF0130038s09 und ETF 9066 entstanden.

2 Robert David Sack: *Place, Modernity, and the Consumer's World. A Relational Framework for Geographical Analysis*, Baltimore, MD u.a. 1992, S. 2.

3 Cathrine Brun: *Reterritorializing the Relationship between People and Place in Refugee Studies*, in: *Geografiska Annaler. Series B: Human Geography* 83 (2001), H. 1, S. 15-25, hier S. 15.

Dieser Paradigmenwechsel hat sich auch auf die Migrationsforschung ausgewirkt. Während in der Migrationsforschung (u.a. in den *refugee studies*) über Jahrzehnte der Gedanke dominierte, dass es den Verlust von Identität, Traditionen und Kultur nach sich ziehe, wenn die Wurzeln durchtrennt und nationale Gemeinschaften verlassen werden, widerlegten nun Forscher, die sich mit dem Thema der Globalisierungsbegeisterung des ausgehenden 20. Jahrhunderts befassten, das Paradigma, wonach die Sesshaftigkeit die Norm und das Einwanderungsland eine fremde Umgebung darstellten.⁴

Das Verständnis von Heimat als essentiell oder konstruktivistisch fand schon immer in der Migrationsforschung Anwendung. Auf die Auswanderungswellen in Estland wurden beide Paradigmen angewendet: in der Interpretation der so genannten großen Flucht in der Mitte des 20. Jahrhunderts,⁵ der Auswanderungen nach Übersee der 1920er Jahre⁶ und auch bei der Bewertung der ersten großen agrarischen Auswanderungswelle in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert. Mit Bezugnahme auf den Heimatbegriff wurde das Recht auf Auswanderung und wurden die Auswanderer selbst einer Bewertung unterzogen.

Im vorliegenden Aufsatz wird am Beispiel der estnischen agrarischen Auswanderung im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts veranschaulicht, wie die Öffentlichkeit auf die Auswanderung reagierte und wie sich ihre Einstellung gegenüber den potenziellen und tatsächlichen Auswanderern herausbildete. Die Entstehung des Diskurses über die Auswanderung stand in engem Zusammenhang mit dem Heimatdiskurs. Ergänzend werden die dynamischen Entwicklungen der Rezeption der Auswanderung analysiert.

Über den Hintergrund der agrarischen Auswanderung

Schon im 19. Jahrhundert führten Industrialisierung, Urbanisierung und agrarische Modernisierung in Westeuropa zu grundsätzlichen Veränderungen der Migrationsbedingungen: Die traditionellen agrarischen Wanderungen verloren an Bedeutung, führten in andere Richtungen oder nahmen neue Formen an. Wanderungsziele waren nunmehr verstärkt die urbanen Zentren.⁷ In Estland fand die Urbanisierung später als in Westeuropa statt – noch im Jahr 1897 machte die Einwohnerschaft der Städte lediglich 19% der estnischen Bevölkerung aus.⁸

4 Z.B. Liisa H. Malkki: Refugees and Exile: From „Refugee Studies“ to the National Order of Things, in: Annual Review of Anthropology 24 (1995), S. 495-523, hier S. 508 f.

5 Z.B. Aivar Jürgenson: Vabatahtliku ja sunniviisilise migratsiooni dihhotoomiast migratsiooni makro- ning mikrotoorie taustal [Über die Dichotomie der freiwilligen und erzwungenen Migration vor dem Hintergrund der Makro- und Mikrotheorien der Migration], in: Acta Historica Tallinnensia (2008), H. 13, S. 92-117.

6 Z.B. Aivar Jürgenson: Ränne ja autobiograafia. Rändest ja väljarändaja kohanemisest Argentinas 1920. ja 1930. aastatel [Auswanderung und Autobiografie. Über die Auswanderung und Anpassung des Auswanderers in Argentinien in den 1920er und 1930er Jahren], in: Mäetagused (2010), H. 44, S. 129-152.

7 Jochen Oltmer: Wanderungsraum Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, in: Inter Finitimos. Jahrbuch zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte 6 (2009), S. 11-29, hier S. 13.

8 Heldur Palli: Eesti rahvastiku ajaloo lühiülevaade [Kurzübersicht zur Geschichte der estnischen Bevölkerung], Tallinn 1998, S. 29.

Der größere Teil der Bevölkerung lebte in den ländlichen Regionen und betrieb überwiegend Landwirtschaft.

Wesentlichen Einfluss auf die Auswanderungsbewegung übte die Siedlungspolitik des zarischen Russland während des ganzen 19. Jahrhunderts und am Anfang des 20. Jahrhunderts aus. Das Territorium des Russländischen Reiches erweiterte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um etwa ein Fünftel. Die Ansiedlungspolitik seitens des Staates war einerseits durch ein kolonialistisches Streben motiviert, die eigene Macht in den neuen Gebieten zu sichern, andererseits sollten sich die Ansiedlungen wie ein Ventil auf den Bevölkerungsdruck der dicht besiedelten mittleren und westlichen Regionen des Reiches auswirken. So entstanden in verschiedenen östlichen und südlichen Regionen des Zarenreiches zahlreiche agrarische Siedlungen von Esten. Die Auswanderung aus Estland fand in drei Etappen statt: Die erste begann im Jahr 1855 und setzte sich im folgenden Jahrzehnt in Richtung Krim und Samara fort; die zweite führte in den 1880er Jahren in den Kaukasus, ins innere Russland sowie nach Sibirien, und die dritte von 1907 bis in die 1910er Jahre hinter den Peipussee und erneut nach Sibirien.⁹

Neben den staatlichen Pull-Faktoren spielten die in der Region wurzelnden Push-Faktoren eine wichtige Rolle. Die soziale Situation vieler Esten war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts alles andere als befriedigend. Als Folge der Kolonialisierung im 13. Jahrhundert wurden die Esten im Laufe der Jahrhunderte zu Leibeigenen; das Land, die Lebensgrundlage der Bevölkerung, gehörte einer kulturell fremden Oberschicht. Als 1816/19 in Estland die Leibeigenschaft abgeschafft und die Schollenpflicht weitestgehend aufgehoben wurde, blieb das Land weiterhin Eigentum der Gutsherren. Die Bauern mussten jedoch, um sich zu ernähren, nach wie vor auf den Feldern der Gutsherren arbeiten. Freizügigkeit bestand wie zuvor nur innerhalb der Grenzen des Gouvernements (Landpflicht).¹⁰

Das Thema, das die bäuerliche Bevölkerung bewegte, war daher die Frage des Landeigentums. Ein intensiver Aufkauf von Bauernhöfen begann in Südostland in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre, in Nordostland überwog zu dieser Zeit noch der Frondienst. Zwei Drittel der estnischen bäuerlichen Bevölkerung waren landlos. In der Auswanderung wurde eine Möglichkeit gesehen, die eigene Situation zu verbessern. Obwohl es in jeder Auswanderungsbewegung Haupt- und Nebenströmungen, unter den Auswanderern aber Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund und unterschiedlichen Zielen gibt, war das Hauptstichwort der Auswanderungskampagnen des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts Landeigentum. Die Auswanderung kann als eine Art Bewegung angesehen werden, die punktuell in unterschiedlichen Teilen des Landes ausbrach und deren Intensität von Region zu Region variierte. Während sie mancherorts einen großen Teil der Bevölkerung umfasste, wanderten aus anderen Gegenden nur einzelne ab. Der estnische Historiker Artur Vassar

9 Samuel Sommer: Väljarändamine ja Eesti asundused endise Venemaa piirides [Auswanderung und estnische Siedlungen innerhalb der Grenzen des ehemaligen Russlands], in: Eesti Hõim (1929), H. 1, S. 11-22, hier S. 12; Joel Sang: Valged laigud eesti keelekaardil [Weiße Flecken auf der estnischen Sprachkarte], in: Keel ja Kirjandus (1982), H. 8, S. 422-428, hier S. 424; Aarand Roos: Jumalaga, Kars ja Erzurum. Türgi eestlaste ajalugu [Auf Wiedersehen, Kars und Erzurum. Die Geschichte der Esten in der Türkei], Tallinn 1992, S. 8.

10 Artur Vassar: Uut maad otsimas. Agraarne ümberasumisliikumine Eestis kuni 1863. aastani [Auf der Suche nach einem neuen Land. Die agrarische Auswanderungsbewegung in Estland bis zum Jahr 1863], Tallinn 1975, S. 42.

charakterisierte die Auswanderung aus Estland als spontane Bauernbewegung, ausgelöst durch die agrarische Übervölkerung.¹¹

Die Wanderungsbewegungen spontan zu nennen, wird der Komplexität der Ursachen jedoch nicht gerecht. Reagieren Menschen auf äußere Bedingungen immer gleich? Wenn man den sozialen Hintergrund der Auswanderer untersucht, stellt sich heraus, dass dies keineswegs der Fall ist. Vassar hielt es ebenso wie sein Kollege Viktor Maamägi, die beide den Paradigmata der sowjetischen Historiografie genügen mussten, für naheliegend, dass die Auswanderungsbewegung vor allem ärmere Bevölkerungsschichten umfasste.¹² Es ist demgegenüber aber bekannt, dass zahlreiche Auswanderer einen moderaten Wohlstand erreicht hatten und auch Hofbesitzer unter ihnen waren.¹³ Für sie stellte die Auswanderung ein geeignetes Instrument dar, die eigene Position in der sozialen Hierarchie zu ändern. Bis 1860 war das Übergewicht der Hofpächter und -besitzer unter den Auswanderern offensichtlich.¹⁴ Priit Pirsko stellte bei der Untersuchung der ersten Auswanderungswelle in den 1850er Jahren fest, dass die Auswanderer keineswegs Vertreter der ärmsten Bevölkerungsschichten waren.¹⁵ Zweifelsohne gab es auch solche, die sehr arm fortgingen und noch ärmer zurückkehrten. Doch nicht alle Armen wanderten aus, um in der Fremde bessere wirtschaftliche Verhältnisse zu suchen; auch blieben nicht alle wohlhabenden Bauern in der Heimat, weil ihre wirtschaftliche Situation nicht verbessert werden musste. Die estnische Öffentlichkeit begann sehr bald nach dem Ausbruch der Auswanderungswelle über Migrationsgründe zu diskutieren und verknüpfte diese mit den Beziehungen der Menschen zum Ort. Der sich gerade herausbildende Heimatdiskurs wurde zunehmend mit dem Migrationsdiskurs in Zusammenhang gesetzt. Aus der Rezeption der Migrationswellen entwickelte sich eine diskursive Praxis, die half, das Modell des Auswanderers und seine Motive klarer zu definieren. Mit dem Auswanderungsdiskurs wurden Nations- und Sprachdiskurs, sogar ein Rassendiskurs aufgegriffen, der von sozialdarwinistischen und eugenischen Ideen gespeist wurde.

Heimat und Auswanderung. Terminologische Überlegungen

Wegen seiner starken emotionalen Aufladung und seines sozial sensiblen Inhalts ist der Begriff Heimat hinsichtlich aktueller gesellschaftlicher Erscheinungen sehr ertragreich. Ein-

11 Ebenda, S. 186-189.

12 Ebenda, S. 40; Viktor Maamägi: Uut elu ehitamas. Eesti vähemusrahvus NSV Liidus (1918–1940) [Beim Aufbau eines neuen Lebens. Die estnische Minderheit in der UdSSR (1918–1940)], Tallinn 1980, S. 8.

13 Ea Jansen: Väljarändamisliikumisest 1860-ndate aastate lõpul ja selle peegeldumisest erinevate ideoloogiliste suundade võitluses Eestis [Über die Auswanderungsbewegung am Ende des 1860er Jahre und deren Widerspiegelung im Kampf der verschiedenen ideologischen Richtungen in Estland], in: Dies. (Hrsg.): C.R. Jakobson ja tema ajastu [C.R. Jakobson und seine Epoche], Tallinn 1957, S. 3-33, hier S. 11.

14 Sommer, Väljarändamine (wie Anm. 9), S. 13; Vassar, Uut maad otsimas (wie Anm. 10), S. 190.

15 Priit Pirsko: Sangatest Samaarasse ja Siberisse [Aus Sangaste nach Samara und nach Sibirien], in: Bergid ja Sangaste. Lehekülgi Sangaste kihelkonna ajalooost [Die Familie Berg und Sangaste. Beiträge zur Geschichte des Kirchspiels Sangaste], Tartu 1994, S. 80-90, hier S. 84.

hergehende Konnotationen wie „Heimatliebe“, „Heimatbewusstsein“, „Heimattreue“ bilden den Rahmen, in welchem eine Gesellschaft das eigene soziale Leben deutet.

Der Begriff Heimat nimmt in Kulturen, in denen kollektivistische gegenüber individualistischen Wertvorstellungen dominieren, eine bedeutende Stellung ein. Die aus der Zeit der Romantik bekannte und insbesondere im deutschen Kulturraum verbreitete stereotype Vorstellung von Heimat, in der Zeit und Raum keine Rolle spielen und Heimat ein für immer verlorener Ort der Sehnsüchte ist,¹⁶ wurde im 19. Jahrhundert durch estnische nationalromantische Dichter und Publizisten mit deutscher Bildung auch im eigenen Sprachraum bekannt. In der Poesie begegnen wir einer altruistischen Liebe zur Heimat, der Bereitschaft, sich auf dem „Altar des Vaterlandes“ zu opfern. Selbst eine „arme“ und „elende“ Heimat, die weder Schutz noch Sicherheitsgefühl bietet, kann identitätsstiftend sein: Wenn auch alles andere wechselhaft sei und aus der Hand gleite, bleibe sie dem Menschen bis zum Ende treu. Wenn auch ärmlich, biete die Heimat dem Menschen etwas, das man nirgendwo anders finden könne – ein Gedanke, den Johann Woldemar Jannsen, der Herausgeber des „Eesti Postimees“, der führenden Zeitung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unermüdlich wiederholte: „Die eigene Mutter und das eigene Land – wenn es auch etwas zu wünschen übrig lässt – finden wir nirgendwo anders als zu Hause“.¹⁷ „[W]as du auch zu tragen und beklagen hättest, du kannst nirgendwo glücklicher werden, als daheim“.¹⁸ Mit diesem bleibenden Wert wird metaphorisch der Heimat eine gegenseitige Abhängigkeitsbeziehung zum Menschen zugewiesen: Die Heimat – arm und elendig, aber doch treu – dürfe man nicht verlassen. Diese Metapher wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in Estland verankert. Aus der Liebe zur Heimat wurde ein kulturelles Diktat: „Die Gesellschaft“ erwartete vom Individuum Liebe und Treue zu dieser „Heimat“.

Die Reaktion der Zurückbleibenden und ihre Gefühlslage hingen von der Qualität und der Intensität ihrer Beziehung zum Auswandernden ab. Die nahen Verwandten empfanden Trauer und Verlust, teilweise auch Schuldgefühle. Der defensive Zustand des Verlassens setzt Schutzmechanismen in Bewegung, um den Abschied besser zu überstehen. „Wir bleiben ja in Kontakt!“, „Wir sehen uns bald wieder!“, „Wir werden uns schreiben!“ – waren die gängigen Abschiedsworte. Bei der Auswanderung in ferne Länder bedeutete der Abschied in vielen Fällen jedoch ein Nimmerwiedersehen. Die Reaktionen ähnelten häufig dem Abschiednehmen von jemandem, der wirklich aus dem Leben scheidet, einem Toten.¹⁹ Dies ist die individuelle Ebene. Daneben gibt es aber – und gab es auch in Estland am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts – noch eine andere Ebene, die gesellschaftliche. Diese spiegelte sich insbesondere in der Dichtung wider.

16 Siehe Albrecht Lehmann: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990, München 1991, S. 78.

17 Mõnni sõnna meie rahva wäljarändamisest [Ein paar Worte zur Auswanderung unseres Volkes], in: Eesti Postimees (1868), Nr. 32, S. 249.

18 Ommalt maalt [Aus dem eigenen Land]: in: Eesti Postimees (1869), Nr. 9, S. 34.

19 León Grinberg, Rebeca Grinberg: Psychoanalyse der Migration und des Exils, München 1990, S. 78.

Auswanderung und Heimat in der Dichtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Die Heimatdichtung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Estland populär wurde, war von einer Ethik getragen, die nach deutschem Vorbild Heimat als heilig stilisierte. So überzog in der Heimatdichtung von Friedrich Reinhold Kreutzwald, Lydia Koidula und anderen, die in der nationalen Bewegung eine wichtige Rolle spielten, ein Grundton, der die Heimat zum heiligsten Wert erhob. Vor diesem Hintergrund lassen sich die Gründe für die Kritik der Dichtenden an der Auswanderung nachzeichnen. Kreutzwald z.B. lässt in seinem Epos „Kalevipoeg“ (dem späteren estnischen Nationalepos) seinen Helden im Nachhinein seine Reise an das Ende der Welt als Irrweg bewerten.²⁰

Im Kontext von Heimat als einem Bild, in dem diese als sicher und glückbringend galt, wurde den Auswanderern nur Mitleid zuteil. Auch Kreutzwald nimmt in seinen Gedichten dieses Bild auf, obwohl aus seinem Briefwechsel hervorgeht, dass er selbst mit dem Gedanken spielte, nach Sibirien umzusiedeln.²¹ Möglicherweise veranlasste dieser biografische Bezug Kreutzwald dazu, zum Thema Auswanderung mehrfach und in unterschiedlichen Genres das Wort zu ergreifen. So gaben möglicherweise seine Gedanken an Migration den Anlass, zur Feder zu greifen und das Gedicht „Väljarändajatele“²² („An die Auswanderer“) zu schreiben. In ihm beschreibt der Ich-Erzähler in elegischem Tonfall das Leben potentieller Auswanderer in der Heimat, als sie noch Pfennige in der Tasche und einen vollen Bauch gehabt hätten, und warnt sie, dass sie in der Fremde das schöne Estland beweinen würden, in dem Wälder rauschen, Brunnen und Quellen den Durst stillen, im Busch die Vögel singen und auf ihre Weise das traurige Herz erfreuen. In der Fremde seien nur leere Felder ohne Wald, keine Schönheit der Bäume und Büsche und auch keine Quellen mit wohlschmeckendem Wasser zu finden.

Während Kreutzwald in diesem Gedicht mal mitfühlend und dann wieder als ein belehrender Außenstehender auftritt, vermittelt das Gedicht „Üks laul kullamaal“²³ („Ein Lied aus Kullamaa“) in der Ich-Form das Bedauern des Auswanderers, der seine Heimat verlässt. Der Ich-Erzähler verflucht denjenigen, der ihn über das Glück im fremden Land angelogen habe, und sich selbst, weil er an diese Geschichten geglaubt und unbesonnen sein Heim verlassen habe. Er beschreibt, wie er in der Fremde statt wie erhofft Milch und Honig nur Schmerz, Elend und Einsamkeit gefunden habe.

In einem weiteren, vermutlich auch aus der Feder von Kreutzwald stammenden Gedicht („Tütarlatse kaibamine vöral maal“ / „Klage eines Mädchens im fremden Land“) wird unter Verwendung des Võru-Dialekts von den Auswanderern aus Võrumaa (Werro) berichtet: Über die zahlreichen Naturbilder – die Berge, der heimische Himmel und der Geruch der Blumen – werden die historischen und sozialen Beziehungen der Menschen zu ihrem Hei-

20 Kreutzwald, Friedrich Reinhold: Kalevipoeg. Üks ennemuistne jutt kahekümnes laulus [Kalevipoeg. Eine Sage in zwanzig Liedern], Tartu 1936, S. 220.

21 Faehlmanns Brief an Kreutzwald, 29.10.1843, in: Eduard Ertis, Rudolf Põldmäe u.a. (Hrsg.): Fr.R. Kreutzwaldi kirjavahetus [Fr.R. Kreutzwalds Briefwechsel], Bd. 1, Tallinn 1976, S. 81-83, hier S. 82.

22 Friedrich Reinhold Kreutzwald: Laulud [Lieder], Tallinn 1953, S. 119.

23 Ebenda, S. 125.

matort angesprochen.²⁴ In „Koeotullek Kullamaalt“ (Heimkehr aus Kullamaa) von O.J. As, einem Gedicht in 22 Strophen über das Elend der Auswanderer in Samara, wird die dominierende Meinung aufgegriffen: Von den Nöten, in die man gerate, wenn man in ein fremdes Land auswandert, befreie man sich erst mit der Rückkehr in die Heimat.²⁵

Großen Widerhall fand die Geschichte von Laksi Tõnis, einem legendären Auswanderungspropheten aus Alatskivi (Allatzkiwwi). Tõnis, ein alter Hofbesitzer, der wahrscheinlich auf Grund von Missernten und Dürren seinen Blick nach Osten richtete und mit heißen Worten zur Auswanderung nach Samara anspornte, wurde durch sein tragisches Ende bekannt, das den Gutsschreiber Joosep Jaagup anregte, ein Lied über ihn zu verfassen: einen ironischen Knittelvers über den unbesonnenen Abschied von der Heimat, der es sogar in die Schulbücher schaffte. Das Gedicht von J. Weizenberg „Tõnis Laks ehk eestlase isamaa“ („Laksi Tõnis oder das Vaterland des Esten“) ist auf der Basis der direkten Eindrücke vor Ort in Alatskivi entstanden. Es wurde 1862 als dünnes Heft und fast zeitgleich in der Zeitung „Perno Postimees“ gedruckt. Die Lebensgeschichte wurde sofort populär.²⁶ Das Gedicht berichtet davon, wie der Bauer Tõnis seinen Hof aus der Hand gab, um nach Russland auszuwandern. Als er wegen der aus Russland eintreffenden schlechten Nachrichten seine Ansicht änderte, zum Gutshof zurückkehrte und auf die Rückgabe seines Hofes hoffte, stellte sich heraus, dass dieser schon weitergegeben worden war. Die Geschichte endet mit einem dramatischen Versprechen an Tõnis: Seine Scholle werde ein Stück Land mit einer Länge von sieben Fuß und einer Breite von vier Fuß sein, also eine Grabstätte.²⁷

Die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat verleiht der Zeit in der Fremde eine tragische Nuance, die bei den Zurückbleibenden Mitleid und ratlose Fragen verursacht, wie beispielsweise in dem Gedicht „Väljarändajatele“ („An die Auswanderer“) von Jakob Liiv von 1887 (gedruckt 1891). Der Dichter verlangt von den Auswanderern Rechenschaft über die Gründe ihrer Emigration, er warnt davor, dass sie in der Fremde Sehnsucht nach ihrem verlorenen Heimatland haben würden.²⁸

Dies sind nur einige Beispiele von beliebten Motiven, denen man in der estnischen Dichtung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnet. Da entsprechende Gedichte ihren Weg auch in die Schulbücher fanden – wie beispielsweise die Geschichte Joosep Jaagups über Laksi Tõnis oder mehrere entsprechende Gedichte im Schullesebuch „Laulud ja loud“ („Lieder und Geschichten“) des Pastors Carl Eduard Malm aus Rapla (Rappel), das im Zeitraum 1874 bis 1892 in mindestens zehn Auflagen erschien²⁹ –, kann von einer enormen Popularität des Themas ausgegangen werden.

24 [Friedrich Reinhold Kreutzwald:] Ommalt maalt [Aus dem eigenen Land], in: Perno Postimees (1865), Nr. 14, S. 113.

25 O.J. As: Koeotullek kullamaalt [Heimkehr aus Kullamaa], in: Perno Postimees (1860), Nr. 47, S. 374 f.

26 Ilmar Arens: Peipsitagused eestlased [Die Esten von hinter dem Peipussee], Tartu 1994, S. 26 f., 30; Vassar, Uut maad otsimas (wie Anm. 10), S. 208; Maie Kalda: Teisi 1850–70-ndate aastate autoreid [Weitere Autoren der 1850–70er Jahre], in: Endel Nirk (Hrsg.): Eesti kirjanduse ajalugu [Geschichte der estnischen Literatur], Bd. 2, Tallinn 1966, S. 158–191, hier S. 168.

27 Juhon Weizenberg: Tõnnis Laks ehk Eestlaste isamaa [Tõnnis Laks oder das Vaterland der Esten], Narva 1862.

28 Jakob Liiv: Viru-Kannel [Viru-Kantele], Bd. 2, Rakvere 1891, S. 13 f.

29 Carl Eduard Malm: Laulud ja loud. Üks kooli lugemise raamat [Lieder und Geschichten. Ein Schullesebuch], Tallinn 1886, S. 112.

Die in der Dichtung vorhandene Verurteilung der Auswanderung stellt im Grunde lediglich den poetischen Überbau zum allgemeinen gesellschaftlichen Duktus dar. Das eigentliche Forum des Letzteren war die estnische Presse, die im Folgenden genauer untersucht wird.

Auswanderung als Krankheit

In der estnischen Presse wurde über die „Krankheit Auswanderung“,³⁰ über das „Leiden Auswanderung“³¹, über das „Auswanderungsfeber“³² und den „Auswanderungsseifer“³³ berichtet.³⁴ Meistens wurden das Wort „Krankheit“ und seine Analogien (wie z.B. Massenpsychose) in einem abschätzigen, beschuldigenden Sinne verwendet. Die Krankheitsrhetorik blieb dabei nicht auf die terminologische Ebene beschränkt. Die Rhetorik – ursprünglich aus dem deutschen Sprachraum übernommen – veränderte sich. „Krankheit“ wurde als komplexer Zusammenhang verstanden: Genannt wurden die Infektionsträger, Bedingungen für die Ansteckung sowie Ansteckungsopfer. Die Krankheit wurde als losgelöst vom menschlichen Willen verstanden. Sie brachte den Menschen in ihre Gewalt und nahm ihm die Möglichkeit, unabhängig zu handeln. Von der Auswanderung als Krankheit zu reden, hatte eine warnende Funktion: Menschen, die sich noch nicht angesteckt hatten, sollten sich von jedweder Auswanderungspropaganda fernhalten. Auswanderung als Krankheit war mehr als eine treffende Metapher. Sie diente als ein Rahmen, innerhalb dessen die estnischen Zeitungen und Zeitschriften die Auswanderung und den Auswanderer während der frühen Migrationswellen betrachteten.

Der April war in Estland seit jeher der Monat, in dem vor Beginn der Feldarbeiten die Landbevölkerung ihren angestammten Ort verließ. In beinahe jedem Frühjahr packten hunderte Familien die Koffer. Während aus manchen Gegenden nur wenige auswanderten, waren es in anderen ganze Dörfer. Die Zeitungen berichteten gerne über diese Ausbrüche, um die These zu bekräftigen, dass die Auswanderung eine ansteckende Krankheit sei. Die Auswanderung und die Geschichten über den erhofften Wohlstand im Einwanderungsland wurden in der Öffentlichkeit als eine Massenpsychose aufgefasst. Die Auswanderung und ihre einzelnen Wellen verursachten im ganzen Land Spannungen, auf welche die Presse schnell reagierte und Position bezog. Sogar in den Kurznachrichten, in denen der Aufbruch der Auswanderer gemeldet wurde, wurde dies in wenigen Phrasen – „dem Vaterland den Rücken kehren“³⁵ – negativ bewertet.

So wurde geschrieben, dass ganze Dörfer für einen Spottpreis ihr Vermögen verkauften und ihre Tiere töten ließen, so dass die Schlachter vor unendlich viel Arbeit stan-

30 Eesti Postimees (1869), Nr. 3, S. 9; Eesti malt [Aus Estland], in: Virulane (1885), Nr. 6, S. 1.

31 Eesti Postimees (1869), Nr. 9, S. 34; Olevik (1902), Nr. 15, S. 15.

32 Eesti Postimees (1869), Nr. 9, S. 34.

33 Meelejahutaja (1885), Nr. 17, S. 78; Olevik (1885), Nr. 28, S. 2; Nr. 18, S. 2; Virulane (1885), Nr. 17, S. 2; Postimees (1894), Nr. 63, S. 2; Postimees (1899), Nr. 65, S. 3.

34 Was die Auswanderung betrifft, sind analoge Vergleiche international gebräuchlich, siehe Sigrid Faltin: Die Auswanderung aus der Pfalz nach Nordamerika im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. u.a. 1986, S. 272; Arnold H. Barton: A Folk Divided. Homeland Swedes and Swedish Americans, 1840–1940, Uppsala 1994, S. 24.

35 Sakala (1885), Nr. 18, S. 2.

den.³⁶ Es wurde berichtet, dass auf Grund der Auswanderung in manchen Gegenden die Landarbeiten im Herbst nicht erledigt wurden und dass die Menschen im Auswanderungseifer ihre Höfe verloren.³⁷ Unter den südestrnischen Bauern kursierten in den 1860er Jahren Gerüchte, wonach die zarische Regierung die Ostseeprovinzen Schweden übergeben habe. Die Emigration entspreche daher dem Willen des Zaren. Wer nicht freiwillig gehe, solle zwangsweise umgesiedelt oder zum Leibeigenen gemacht werden.³⁸ Eine seltsame Logik traf man bei der Planung der Auswanderung an. So gibt es Meldungen von Bauern aus Triigi (Feckerort), die ihre Höfe aufkündigten, in der Annahme, der Staat werde ihre Reisekosten übernehmen, da sie sonst einen so langen Weg gar nicht unternehmen könnten. Als der Gutsherr behauptete, dass es keine Unterstützung geben werde, gaben die Bauern sich mit dieser Information nicht zufrieden, sondern schickten eine Abordnung zum Gouverneur, der die Aussage des Gutsherrn bestätigte.³⁹ Im Jahr 1868 verursachten Bauernfamilien aus Hiiumaa (Dagö), die nach ihrer Ankunft in St. Petersburg unter Bewachung zurückgeschickt worden waren, Aufregung: Anstatt in ihr Heimatdorf zurückzukehren, warteten sie am Strand auf ein „Schiff vom Staat“ Richtung Süden.⁴⁰

Den Bauern, in bürokratischen Dingen unerfahren, bereitete es Schwierigkeiten, die Formalitäten für ihre Auswanderung zu erledigen. Auswanderer, die ihr Gouvernement verließen, mussten sich zunächst an den zuständigen Hakenrichter wenden, um namentlich erfasst zu werden. Wahrscheinlich glaubten die Bauern daher an staatliche Unterstützung. So machten sich beispielsweise 1869 viele Menschen nach Tallinn (Reval), der Hauptstadt des Gouvernements Estland, auf, um von hier – vermeintlich auf Kosten des Staates – weitergeschickt zu werden.⁴¹ Wenn Pachtstellen deshalb „gekündigt wurden, weil die Nachbarn kündigten“,⁴² wurde dies als Massenpsychose interpretiert, die es zu bekämpfen galt.

Von einer derart klischeehaften gesellschaftlichen Einstellung zeugen auch die Zeitungsberichte. Einem festgelegten Schema folgend, wurde zunächst der Heimort verherrlicht und mit dem Auswanderungsziel kontrastiert, dann wurden die Auswanderung und die Auswanderer verurteilt. Oft endete der Artikel mit einer Verordnung der Regierung zur Einschränkung der Auswanderung. Das Schematische wird durch die sich von Text zu Text wiederholenden und leicht verständlichen Bilder betont: „ein rollender Stein setzt kein Moos an“,⁴³ „vom Regen in die Traufe kommen“,⁴⁴ „das eigene Land hat Erdbeeren, das fremde Land Blaubeeren“⁴⁵ sowie themenbezogene Zitate aus der Bibel.⁴⁶ In Kulturen, in denen das Konzept der Heimat hoch bewertet wurde, werden für Auswanderer die Einsamkeit in

36 Eesti Postimees (1869), Nr. 3, S. 9.

37 Ebenda, Nr. 9, S. 35.

38 Jansen, Väljarändamisliikumisest (wie Anm. 13), S. 12; Vassar, Uut maad otsides (wie Anm. 10), S. 75.

39 Vassar, Uut maad otsides (wie Anm. 10), S. 109.

40 Jansen, Väljarändamisliikumisest (wie Anm. 13), S. 8.

41 Ebenda, S. 13.

42 Vassar, Uut maad otsides (wie Anm. 10), S. 83.

43 Perno Postimees (1861), Nr. 45, S. 354; Sakala (1887), Nr. 30, S. 3; Postimees (1892), Nr. 9, S. 3; Postimees (1900), Nr. 93, S. 1 f.

44 Eesti Postimees (1868), Nr. 32, S. 249; Valgus (1884), Nr. 15, S. 1; Postimees (1892), Nr. 9, S. 3.

45 Eesti Postimees (1869), Nr. 9, S. 34; Postimees (1892), Nr. 9, S. 3.

46 Perno Postimees (1861), Nr. 45, S. 354; Postimees (1892), Nr. 9, S. 3.

der Fremde und der Tod in der Einsamkeit als höchste Strafen angesehen.⁴⁷ Estland war in diesem Sinn keine Ausnahme: „Jeder Bettler vor der Kirchentür ist glücklicher und reicher als die Familie eines Auswanderers, die auf fremdem Boden ohne Ernährer, ohne Brot und Obdach vielleicht mehrere hundert Werst von der nächsten Stadt und einige tausend Werst von der Heimat entfernt, von allen verlassen ist“.⁴⁸ Oder: „Die Kreuze auf euren Gräbern werden andere wirksamer warnen, als wir dies konnten“.⁴⁹

Die Auswanderung wurde z.T. auch mit dem geistigen Tod gleichgesetzt: „Sie sind von ihrem lieben Estland, von ihrem guten Volk, von den Schulen, von ihrer lieben Muttersprache, vom Schrifttum und von den Bildungsvereinen getrennt, für immer verschwunden – tot.“⁵⁰ Auf der metaphorischen Ebene gehörte der Tod an sich zum Einwanderungsland. Die Fremde wurde im Gegensatz zum eigenen Land als ein amorphes Chaos dargestellt, in dem das Leben unmöglich sei. Das eigentliche Sein hingegen sei nur auf dem eigenen, geordneten Boden denkbar, außerhalb dessen herrschten indes Chaos und Tod. In dieser Konstruktion impliziert der unbekannte Raum, der hinter den Grenzen des eigenen Raumes liegt, den Tod.⁵¹

Die Auswanderung wurde somit in ihrer Anfangsperiode eindeutig negativ bewertet. Der Auswanderer wurde als jemand charakterisiert, der seiner Heimat gutgläubig den Rücken kehrte, aber kein Glück fand. Es wurden Beispiele aus unterschiedlichen Ländern zur schwierigen Situation der Auswanderer angeführt.

Als Warnung, gewissermaßen als Impfung gegen die Krankheit Auswanderung, sollten auch Bekenntnisse der Heimkehrer wirken. Dies waren Geschichten darüber, wie das idealisierte Bild vom Einwanderungsland Menschen in die Fremde lockte, dort jedoch nur Enttäuschung brachte.⁵² Ein Redakteur der Zeitung „Tallinna Söber“ wollte bei einem Heimkehrer aus dem Kaukasus „näher Auskunft über dieses Paradies“ erhalten, doch wurde er von diesem Mann, „als er den Namen dieses Landes hörte“, gebeten, ihn nicht mehr daran zu erinnern. Die Lebensverhältnisse dort hätten ihn vorzeitig ins Grab bringen wollen. Er danke Gott, dass er mit eigenen Augen Estlands Boden wiedersehen durfte und versprach, „seine Heimat jetzt standhaft zu ehren.“⁵³

In der negativen Besetzung von Auswanderung wurde ein reumütiges Verhalten der Heimkehrer eingefordert.⁵⁴

47 Ina-Maria Greverus: *Auf der Suche nach Heimat*, München 1979, S. 37 f.

48 Postimees (1897), Nr. 223, S. 1; Olevik (1897), Nr. 40, S. 894.

49 Olevik (1885), Nr. 15, S. 1.

50 Jakob Luht: *Hoiatuseks väljarändajatele* [Den Auswanderern zur Warnung], in: *Virmaline* v. 8. Januar 1892, S. 1 f.

51 Siehe u.a. Mircea Eliade: *Sakraalne ja profaanne* [Sakral und profan], in: *Vikerkaar* (1992), H. 4, S. 52-58, hier S. 57.

52 Z.B. *Eesti Postimees* (1869), Nr. 26, S. 94; *Postimees* (1897), Nr. 114, S. 2.

53 *Tallinna Söber* (1885), Nr. 28, S. 2.

54 Ina-Maria Greverus führt eine analoge Reaktion aus dem deutschen Sprachgebiet an, wo Züricher Rückwanderer aus Preußisch-Pommern von 1770/71 „in der Kirche vor versammelter Gemeinde den anwesenden Vogt [...] kniefällig um Gnade angefleht“ hätten, ehe sie wieder aufgenommen worden seien. Ina-Maria Greverus: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Frankfurt a.M. 1972, S. 175.

„Diese Wanderer waren aus dem weiten Land des Glücks zurückgekehrt! Die Menschen saßen auf dem Gras um kleine Feuerchen, und über jedem Feuer stand ein Kochkessel auf drei Beinen. Alles was ich zu sehen bekam, ist der zweite Teil des Traumes des Pharaos: Mir erschien ein Bild mit mageren Kühen, doch war mit den Menschen eine eigenartige Verwandlung geschehen. Ein bitteres kleines Feuer der Not hatte sie ein Jahr lang gereinigt. Stolze Hoffnung und die Wortkargheit des vergangenen Jahres [die Auswanderung fand ein Jahr zuvor statt; A. J.] haben der Demut und dem freundlichen Gespräch Platz gemacht [...].“⁵⁵

Einerseits erklärt die eigene Scham den Unterton der Rückblende; andererseits wollte sich niemand zum Gespött machen. Verspottet wurden aber diejenigen, die den Plan auszuwandern, abgebrochen hatten. So trieb wiederum die Angst, Zielscheibe des Spotts zu werden, viele Unentschlossene erst zur Auswanderung,⁵⁶ andererseits zwang Scham die Heimkehrer, die Bedingungen im Einwanderungsland schlechter darzustellen, als sie in Wirklichkeit gewesen waren.⁵⁷

Darf man der Presse glauben, dann war die Angst vor Schande und Spott so groß, dass mancher es vorzog, anstatt in den Heimatort zurückzukehren, bettelnd von Kneipe zu Kneipe und von Gutshof zu Gutshof zu ziehen.⁵⁸ Als ein Mann auf seiner Rückreise starb, meldete der „Perno Postimees“: „Damit ist es für ihn vorbei mit der Schande, wie ein Bettler zurück in die Heimat kommen zu müssen, die er übermütig verlassen hatte.“⁵⁹ Der besonders gegen Auswanderung eingestellte „Tallinna Söber“ berichtete über die enttäuschten Heimkehrer aus dem Kaukasus: „Jetzt fühlen sie Scham und Leid, aber was soll es: Diese Krankheit muss auskuriert werden, sonst geht sie nicht weg.“⁶⁰

Die Mitteilungen der Presse enthielten darüber hinaus abfällige Untertöne, wie z.B. im „Perno Postimees“ über die Auswanderer nach Sochumi am Kaukasus:

„Als sie auswanderten, sagten sie spöttisch: ‚Auf Wiedersehen, liebe Freunde! Ihr habt uns verboten in dieses gesegnete Land zu gehen, aber wartet nicht auf unsere Heimkehr.‘ – So verabschiedeten sie sich von uns, wobei wir ihnen noch einen guten Weg und eine gute Heimstätte wünschten [...]. Bis Anfang Oktober waren unsere alten Bekannten und Freunde wieder im Hafen von Pärnu [Pernau; A. J.] zu sehen, dem gesegneten Land hatten sie den Rücken gekehrt und waren zurück in die Heimat gekommen!“⁶¹

Spott und Schadenfreude nahmen in der estnischen Presse erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ab.

55 Perno Postimees (1863), Nr. 27, S. 212.

56 Siehe Olevik (1900), Nr. 22, S. 499; Postimees (1897), Nr. 252, S. 1.

57 Dieser Mechanismus war auch für die Leser durchschaubar, die in den Siedlungen lebten, sie protestierten in der Presse vehement gegen eine solche Verleumdung.

58 Perno Postimees (1869), Nr. 21, S. 163.

59 Ebenda.

60 Tallinna Söber (1885), Nr. 1, S. 2.

61 Perno Postimees (1884), Nr. 39, S. 1.

Wie im ganzen Russländischen Reich wurde es zum Problem, dass die Auswanderer ihr ganzes Geld in die Reise investierten und in der Fremde in finanzielle Schwierigkeiten gerieten.⁶² In Estland wurden so genannte Trauerbriefe veröffentlicht, Briefe, in denen die in materielle Not geratenen Siedler um Hilfe aus der alten Heimat baten. Die Briefe wurden von der Presse entweder vollständig oder teilweise gedruckt, häufig von der Redaktion bearbeitet und mit abfälligen Kommentaren versehen. Beispielsweise baten aus Vastseliina (Neuhausen) nach Tomsk Ausgewanderte in einem Brief an ihre in Estland lebenden Verwandten um Vergebung und um Geld für die Heimkehr. Sie beabsichtigten, das Geliehene in vierfacher Höhe zurückzuzahlen, „wenn sie nur in ihre liebe Heimat könnten“. Um die Dramatik zu erhöhen, fügte die Zeitungsredaktion hinzu: „Schade, es werden wahrscheinlich keine Darlehensgeber gefunden.“⁶³ Auf diese Art wurden zahlreiche Briefe abgedruckt, in denen Siedler um Hilfe für die Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse in den neuen Siedlungsgebieten baten.⁶⁴

Der unüberlegte Schritt in die Fremde, die Möglichkeit, angesichts der Strapazen der Reise zu sterben, oder die Ausweisung aus dem Einwanderungsland – Schreckensbilder dieser Art wurden in der estnischen Presse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in sehr großer Zahl veröffentlicht. Durch solche Beiträge wurde gezielt gegen die optimistischen Einstellungen zur Auswanderung agitiert. Dass Artikel dieser Art jedoch kaum Resonanz zeigten, wird aus den über Jahrzehnte gleichlautenden Beiträgen deutlich. Als 1869 Auswanderer im Gouvernement Stavropol feststellen mussten, dass kein freies Land zur Verfügung stand⁶⁵ und sich 1885 praktisch in derselben Gegend diese Situation für 630 neu zugewanderte Menschen wiederholte, kehrten auch in der Presse dieselben Mitteilungen zurück. „Diese klagende Stimme soll lehrreich und mahnend für diejenigen sein, die sorglos und leichten Schrittes dem Vaterland den Rücken kehren wollen.“⁶⁶ Aufrufe wie diese verhallten jedoch.

Denn es gab nach wie vor viele, die, nachdem sie sich mit der „Krankheit“ Auswanderung angesteckt hatten, die Koffer packten und kaum darüber nachdachten, ob die Fremde ihnen überhaupt irgendeine Perspektive bieten könnte. Ungeachtet der Zeitungsartikel hielt sich der Glaube, dass in Russland freies Land vorhanden sei, die Ansteckungsgefahr mit der „Krankheit“ Auswanderung blieb bestehen.

Wer trägt die Schuld?

Bei einer Infektion kann man versuchen, dem Kranken selbst die Schuld zu geben, doch steckt die eigentliche Quelle der Infektion anderswo. Wenn es eine Epidemie gibt, hat sie eine Ursache, einen Feind, den es aufzuspüren gilt.

62 V.A. Stepynin: *Kolonizacija Jenisejskoj gubernii v epochu kapitalizma* [Die Kolonisierung des Gouvernements Jenisej während der Epoche des Kapitalismus], Krasnojarsk 1962, S. 334.

63 *Postimees* (1898), Nr. 219, S. 3.

64 *Z.B. Eesti Postimees* (1902), Nr. 26, S. 330.

65 *Eesti Postimees* (1869), Nr. 10, S. 39.

66 *Tallinna Söber* (1885), Nr. 25, S. 2.

Auch jetzt begannen Kommentatoren, nach einem Feind zu suchen. Dabei wurde die Gestalt des Feindes nach klassischem Muster geschaffen. Ein Feind ist geheim, verborgen, verlogen und böse.⁶⁷ In der Presse wurde über „heuchlerische, schmeichlerische Taschendiebe, Aufschreiber [„üleskirjutajad“, d.h. Leute, die die Auswanderung propagieren; A. J.] und falsche Propheten“⁶⁸ berichtet, über diejenigen, die „für einen Judaslohn arme Menschen in Unglück und Tod irreleiten“;⁶⁹ über Betrüger, die „euer Blut bis zum letzten Tropfen aussaugen“ wollen.⁷⁰

Diejenigen, die für ein fremdes Land warben, wurden in finsternen Tönen dargestellt; sie waren die Feinde,

„die ihr ganzes Leben lang mit Lüge und Spitzbübigkeit mit dem Unglück der ehrlichen Menschen sich die Taschen zu füllen versuchen. Sie nähern sich euch in Gestalt eines wohlthätigen Engels und erzählen dabei sanfte, schöne und schmeichelnde Geschichten [...]. Sie versprechen euch oft noch mehr, als ein Mensch jemals versprechen kann, aber wenn dies alles zu erfüllen wäre, dann sind sie verschwunden. Seid ihr einmal in ihre Klauen geraten, lassen sie euch nicht los, ehe sie euch mit ihrer Schlaueit und mit ihrem Betrug vollkommen eingewickelt haben.“⁷¹

Die Registrierung der Auswanderer wurde schlimmer als Diebstahl und die Registerführer, die so genannten Aufschreiber („üleskirjutajad“), hielt man für schlimmer als Pferdediebe: „Der Dieb nimmt ein Stück, lässt den Herren aber in seinem Haus und in seiner lieben Heimat friedlich leben, wo er mit Arbeit und Fleiß die entstandenen Schäden wieder ausgleichen kann. Der Aufschreiber betrügt seine armen Opfer um ihr Geld und schickt sie außerdem zum Herumstreichen in ein fernes Land, wo sie ihr Vermögen, ihre Körperkraft und oft auch ihr Leben verlieren.“⁷²

Aber es gab auch direkt genannte „Feinde“, beispielsweise Joosep Robert Rezoldt (1847–1909), ein Gymnasiallehrer estnischer Herkunft, der in Tbilisi wohnte und eine Reihe von Artikeln über den Kaukasus als potentielle Einwanderungsregion in der estnischen Presse veröffentlichte. Mit seinen Artikeln gab er einen Impuls mit gewaltiger Wirkung: Ganze Dörfer wurden vom Auswanderungseifer erfasst. Rezoldt machte sich damit zum Ziel von Anfeindungen und wurde ebenso wie seine „Nixenlieder, die Menschen ins Unheil locken“ scharf kritisiert.⁷³ Ins Kreuzfeuer der Kritik war zuvor bereits Johann Leinberg (1812–1885) geraten, der als „Prophet Maltsvet“ eine Art Sekte gegründet und Hunderte von Menschen zur Auswanderung auf die Krim bewegt hatte.⁷⁴ In Palamuse (St. Bartholomäi) wurde Gustav Ottoson weithin bekannt, der Besitzer einer Pachtstelle in der Gemeinde Kullamaa (Goldenbeck), der vorhatte, nach Samara und Saratov zu ziehen, um Erkundigungen

67 Wenn auch eigentlich die Anstifter häufig der Öffentlichkeit bekannt waren. Siehe Vassar, Uut maad otsimas (wie Anm. 10), S. 36.

68 Tallinna Söber (1885), Nr. 31, S. 1.

69 Ebenda, Nr. 1, S. 2.

70 Perno Postimees (1869), Nr. 2, S. 13.

71 Luht, Hoiatuseks (wie Anm. 50), S. 1 f.

72 Tallinna Söber (1885), Nr. 8, S. 2.

73 Ebenda, Nr. 2, S. 1.

74 Z.B. Eesti Postimees (1868), Nr. 32, S. 249.

einziehen, zu diesem Zweck elf Interessenten registrierte und von jedem einen halben Rubel für die Reisekosten nahm. Der Mann wurde wegen „Anstiftung der Gemeinde zur Rebellion“ auf Befehl des Ordnungsrichters verhaftet und mit 60 Rutenschlägen bestraft, da ihm die notwendige Vollmacht gefehlt habe.⁷⁵

Zu den Beschuldigten gehören auch frühere Auswanderer, die in ihren Briefen den neuen Wohnort beschönigten und mit ihren Worten immer mehr Menschen zur Auswanderung anstifteten. So wurde über einen Mann berichtet, der in einem Brief an seinen früheren Nachbarn die Auswanderung in den Kaukasus gepriesen habe – „er lebe dort wie ein Gutsherr“. Ein Vergleich, der sich später, als die Nachbarn tatsächlich im Kaukasus eintrafen, als falsch erwies.⁷⁶ In der Presse wurde noch weiteres Öl ins Feuer gegossen, indem die früheren Siedler bezichtigt wurden, sie wollten nur Menschen anlocken, um ihre eigene Langeweile zu vertreiben oder von ihnen Hilfe zu bekommen.⁷⁷

Wenn in der Presse appelliert wurde, nicht jedem zu glauben, sondern bei Auswanderungswunsch gebildete Menschen um Rat zu fragen,⁷⁸ dann stieß diese Empfehlung zumeist auf taube Ohren. Der Mensch glaubt, was er glauben will. Häufig kam es gerade auf Grund von Gerüchten zur Auswanderung. Wir können uns vorstellen, welche Wirkung die Geschichten über Einwanderungsregionen unter den von der „Massenpsychose“ erfassten Esten erzielten, so dass sich nach dem Motto „wenn man an die Geschichte eines freigelassenen Soldaten glaubt“⁷⁹ viele Menschen in Bewegung setzten. Den Behörden wurde misstraut und es wurde ihnen unterstellt, dass sie Gesetze und Vorschriften verheimlichten.⁸⁰ Der „Eesti Postimees“ bekam wütende Leserbriefe, in denen die Zeitung als Handlanger derjenigen beschuldigt wurde, die die Auswanderung verleumdete und behinderte.⁸¹ Die Auswanderungsbefürworter glaubten nicht an die Bekenntnisse der Heimkehrer, Letztere hätten Böses getan und seien sozusagen aus dem Paradies vertrieben worden. Der sich für die Volksbildung einsetzende Lehrer August Nigol besuchte während des Ersten Weltkrieges estnische Siedlungen und berichtete, die Bewohner der Siedlung Om seien überzeugt, dass schon vor 40 Jahren verschiedentlich Land für Siedlungen bestimmt worden sei. Zwar habe Estland davon erfahren, doch sei diese Information durch den Einfluss der Gutsherren vertuscht worden.⁸² Bis praktisch zum Ende der Auswanderungsbewegung wurde die estnische Presse beschuldigt, Informationen über die Siedlungen verheimlicht zu haben.⁸³

Als die Presse eine Information der Regierung veröffentlichte, wonach die Ausweisung von Siedlungsland beendet sei, erklärten manche Befürworter der Auswanderung, dies rühre entweder vom Wunsch der Gutsherren her, den Abfluss von Arbeitskräften zu verhindern,

75 Vassar, *Uut maad otsides* (wie Anm. 10), S. 32.

76 Tallinna Sõber (1885), Nr. 2, S. 1.

77 Eesti Postimees (1871), Nr. 23, S. 132; Postimees (1900), Nr. 93, S. 1 f.

78 Tallinna Sõber (1885), Nr. 31, S. 1.

79 Eesti Postimees (1868), Nr. 30, S. 239.

80 Vassar, *Uut maad otsides* (wie Anm. 10), S. 75.

81 Eesti Postimees (1869), Nr. 19, S. 73.

82 August Nigol: *Eesti asundused Siberis* [Estnische Siedlungen in Sibirien], in: *Postimees* v. 26. September 1917, S. 1.

83 K. Peet: *Mis nägi maakuulaja* [Was der Kundschafter sah], in: *Meie Kodumaa* v. 3. Januar 1908, S. 1.

oder von der Missgunst früherer Siedler, die keine Neusiedler wünschten.⁸⁴ Die Auswanderungsgegner deuteten hingegen z.B. die positiven Briefe von Siedlern als Produkte der Langeweile, da ihre Autoren auf Schicksalsgenossen aus Estland warteten.⁸⁵ Lügen und Desinformation bestimmten die Rhetorik beider Parteien: Einerseits wurden die Schuldigen gesucht, die das Volk mittels falscher Informationen in die Fremde lockten, andererseits wurden die Machthaber und die Presse beschuldigt, Informationen zu verheimlichen.

Der Auswanderer als Sündenbock

Die Warnungen, die in der Presse ausgesprochen wurden, waren offensichtlich wenig wirksam, denn die Auswanderung nahm nicht ab, sondern zu. Während man bisher die Auswanderer als Opfer von Fehlinformationen gesehen und die Schuldigen andernorts gesucht hatte, wurden jetzt die Anschuldigungen gegen die Auswanderer selbst gerichtet. Der Auswanderer wurde zum Sündenbock gemacht, der die Schuld all derer zu tragen hatte, die mit den negativen Erscheinungen in der Gesellschaft verbunden wurden. Von diesem latenten Wohlgefühl bei der Übertragung kollektiver Verantwortung auf den Auswanderer zeugen zahlreiche Presseartikel. Den Auswanderern wurde vorgeworfen, dass sie die estnische Nation über die ganze Welt zerstreuen würden und das Volk überfremdeten.⁸⁶ Es wurde über den nationalen Verlust geschrieben⁸⁷ sowie über die „Faulen“ und „Gesetzesbrecher“, die in der Fremde Estlands Namen beschmutzen würden.⁸⁸ Außerdem bremse die Auswanderung in Estland den Kauf von Hofstellen,⁸⁹ verursache den Verlust von Arbeitskräften und damit den Verlust des Nationaleinkommens,⁹⁰ den Untergang des estnischen Landes und Volkes, den Rückgang der wirtschaftlichen sowie seiner moralischen Kraft.⁹¹ Es wurde über Menschen berichtet, die „in der Heimat unmoralisch gelebt haben und jetzt in Russland auf ein besseres Leben hoffen“.⁹²

Anfang des 20. Jahrhunderts wurden immer stärker Fragen zur „Rassengesundheit“ diskutiert. So wurde in der Presse zunehmend über die wirtschaftliche und kulturelle Verkümmern der Esten berichtet. Die Schuld für diesen Prozess wurde üblicherweise denjenigen zugewiesen, die vom Land in die Stadt geflohen waren, sowie denjenigen, die schon zu Deutschen geworden waren; nun gesellten sich auch die Auswanderer in diese Reihe. Die Artikel beruhten auf Ideen einer Populationstheorie, die schon seit dem 17. Jahrhundert in Europa zirkulierten⁹³ und die am Ende des 19. Jahrhunderts und am Anfang des 20. Jahrhunderts auch in Estlands nationaler Ideologie Fuß fassten. Die sozialdarwinistischen

84 Väljarändajad [Die Auswanderer], in: Eesti Postimees (1871), Nr. 20, S. 115.

85 Eesti Postimees (1869), Nr. 23, S. 132.

86 Perno Postimees (1861), Nr. 45, S. 354.

87 Olevik (1885), Nr. 15, S. 1.

88 Eesti Postimees (1884), Nr. 16, S. 2; Postimees (1898), Nr. 256, S. 3.

89 Eesti Postimees (1869), Nr. 3, S. 9.

90 Olevik (1885), Nr. 15, S. 1.

91 Postimees (1900), Nr. 93, S. 1 f.

92 Eesti Postimees (1884), Nr. 16, S. 2.

93 Peter Marschalck: Deutsche Überseewanderung im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie der Bevölkerung, Stuttgart 1973, S. 86.

Äußerungen zur Verkümmernng biologischer und geistiger Eigenschaften eines Volkes untermauerten die Theorie von der „Kontraselektion“: Das estnische Volk verliere seine Elite durch Germanisierung oder Auswanderung.

„Das ist wie eine allgemeine Verkümmernng, eine körperliche, moralische und geistige Unvollkommenheit. In unseren Kreisen findet man so wenige Personen mit feiner Intelligenz und Geisteshaltung und deren Aussehen einen gewissen europäischen Stempel trüge, einen, der vermuten ließe, dass sich in ihnen die Kraft mehrerer Generationen gesammelt hätte [...]. Geradezu verwunderlich sind dieser Mangel an körperlicher Schönheit und die geistige Armut, welche bei der überwältigenden Mehrheit unseres Volkes zu beobachten sind. Wir sind tatsächlich so wenig schön, so knapp begabt, so wenig intellektuell. Woher kommt das?“⁹⁴

Dieses tragische Bild des Esten zeichnete der bekannte estnische Sprachwissenschaftler Johannes Aavik. Eine Antwort auf seine Frage fand Aavik in der umgekehrten Selektion: Die besten Söhne des Volkes würden weggehen, die schwachen würden bleiben und zunehmend schwächer werden.

Infolgedessen wurden die Auswanderer nicht allein des Verrats an der Heimat beschuldigt, sondern schlimmer noch: des Untergangs der Heimat. Die Liebe zur Heimat als kulturelles Diktat verwandelte die ganze Heimat in einen nostalgischen und illusionären Raum. Die Metapher der armen Heimat, die sich unter Einfluss der vaterländischen Dichtung herausbildete, wurde zum Symbol der Heimatliebe. Der Abschied von einer armen Heimat wurde vor diesem Hintergrund als eine größere Sünde betrachtet, als aus einer reichen Heimat fortzugehen – eine arme Heimat zu verlassen, wurde mit Verrat gleichgesetzt.

Die Ohnmacht, die den Kampf gegen die „Krankheit“ Auswanderung begleitete, wurde zur Schadenfreude, indem man sich von den Auswanderern lossagte. So lässt sich Zufriedenheit über die Abwanderung jedes Einzelnen finden, da dieser Platz für einen anderen mache. Oder der Auswanderer wurde des Leichtsinns beschuldigt, der Verantwortungslosigkeit denen gegenüber, mit denen er zusammen gelebt hatte.⁹⁵ Der unbedachte Abschied machte den Auswanderer in den Augen der Zurückbleibenden wertlos: „Geht dann, ihr Schafsköpfe, aus dem Weg, damit den vernünftigeren Menschen mehr Platz bleibt!“⁹⁶; „in unserer Heimat wird jedes Jahr eine hohe Zahl von jungen Arbeitern volljährig, die euren Platz besser füllen, als es für euch möglich war [...]. Dem estnischen Volk schadet es nicht, wenn manch verdorrtes Äpfelchen vom Stamm über die Grenze fällt [...]. Aber es soll kein Auswanderer glauben, dass es in der Heimat einen Grund gäbe, sie zu beweinen.“⁹⁷

94 Johannes Aavik: Üks meie kulturalise nõrkuse põhjustest: vastupidine seleksioon [Einer der Gründe unserer kulturellen Schwäche: umgekehrte Selektion], in: *Virmalised* (1914), H. 27, S. 209 f., hier S. 209.

95 Siehe Grinberg, Grinberg, *Psychoanalyse* (wie Anm. 19), S. 75-78.

96 *Eesti Postimees* (1871), Nr. 20. S. 1.

97 *Olevik* (1885), Nr. 15, S. 1.

Der Auswanderer als Informationsbedürftiger

Die Presseberichterstattung konnte zwar emotional und gegen die Auswanderung gerichtet sein, doch hatten die Zeitungsredakteure durchaus mit einigen Kenntnissen ihrer Leserschaft zu rechnen. Allein die Veröffentlichung von abschreckenden Informationen zur Auswanderung und zu den Lebensumständen der Siedler reichte nicht aus. Das Thema vollkommen negativ darzustellen, hätte jedoch den Verlust der Leserschaft nach sich gezogen.

Allgemein ist festzuhalten, dass die Nachfrage nach Informationen über die Auswanderungsziele umso größer wurde, je höher das Auswanderungsfieber stieg. In der Migrationsforschung wird betont, dass es sich bei Migration nicht um ein Ereignis, sondern um einen Prozess handelt:⁹⁸ angefangen von der latenten, sich herausbildenden Bereitschaft auszuwandern bis hin zur eigentlichen Auswanderung. Eine wichtige Rolle spielen auch die Einflüsse der privaten und öffentlichen Sphäre. Wie und unter Einfluss welcher Faktoren schätzt ein Mensch, der die Auswanderung in Erwägung zieht, seine Chancen ein, in der Heimat zu bleiben oder diese zu verlassen?

Einerseits setzt die Entscheidung eines Menschen, die Verbindung zu seiner Umwelt abzubrechen und seine Heimat zu verlassen, voraus, dass er seine Situation als unerträglich und diesen Schritt daher als notwendig ansieht. Andererseits braucht es dafür auch das Wissen um die Folgen dieser Entscheidung. Im Fall der Migration ist eine der wichtigsten treibenden Kräfte die Verbreitung von Informationen. Diese beeinflussen die Entscheidung für oder gegen die Auswanderung maßgeblich. An Informationen konnte man auf verschiedene Weisen gelangen: Eine der wichtigsten Quellen waren die Briefe der ersten Auswanderer, die die Angehörigen erhielten. Den Siedlern war nur zu gut bekannt, dass in der Heimat ein großes Interesse an ihrem Leben bestand. Ebenso wussten sie, auf welche Informationen gewartet wurde – schließlich waren sie selbst einmal in derselben Situation gewesen und erinnerten sich, wie man bei Gerüchten über entfernte Länder der Fantasie freien Lauf gelassen hatte. Auch sie hatten in der alten Heimat die Vor- und Nachteile der Auswanderung abgewogen und in jeder neuen Meldung eine Bestätigung oder Infragestellung ihrer Entscheidung gesehen. Da die Resonanz auf diese Briefe groß war, wurden sie bald auch in der Presse veröffentlicht. In zahlreichen Zeitungen wurde dafür eine eigene Rubrik geschaffen.⁹⁹

Zunächst charakterisierte ein naiver Optimismus die geschickten Beschreibungen des Lebens in der neuen Umgebung. Sowohl die gegenwärtige Lebensweise als auch die eigene Zukunft wurden beschönigt dargestellt.¹⁰⁰ Die Neuankömmlinge tendierten dazu, die positiven Seiten des neuen Landes hervorzuheben. Das Vorhandene wurde idealisiert, das Unangenehme nicht benannt. Psychologisch gesehen handelte es sich hierbei häufig um eine Schutzreaktion auf die schweren Bedingungen am neuen Ort. Oft findet sich neben einer positiven Vorausschau auch ein kritischer Rückblick auf die alte Heimat. Im Jahr 1899 schrieb ein Mann, der in eine estnische Siedlung in Sibirien umgesiedelt war, über die lokalen Esten, die einst dorthin verbannt worden waren. Ihm zufolge konnte man noch fast

98 Beispielsweise Alexander Freund: *Aufbrüche nach dem Zusammenbruch. Die deutsche Nordamerika-Wanderung nach dem Zweiten Weltkrieg*, Göttingen 2004, S. 20.

99 U.a. in „Sakala“ die Rubrik „Eesti asunikud“ [Estnische Siedler], in „Peterburi Teataja“ die Rubrik „Asundustest“ [Über die Siedlungen].

100 Sakala (1910), Nr. 27, S. 2; Nr. 11, S. 2.

ein halbes Jahrhundert nach der Verbannung von den Betroffenen hören, wie sie „gleichsam der Hölle entkamen und ins Paradies gelangten“. Er erwähnte einen Verbannten, der zum Dank dafür, dass er nach Sibirien geschickt wurde, seinem Herrn ein aus einer Birkenwurzel geschnittenes Messer geschickt habe.¹⁰¹ Auch in der heutigen mündlichen Überlieferung der sibirischen Esten sind die Geschichten darüber sehr verbreitet, dass Eltern aus ihrer Verbannung nach Sibirien nicht mehr nach Estland zurückkehren wollten.¹⁰²

Der Aspekt der Rechtfertigung bestärkte derlei Äußerungen. Wenn oben vom Schamfaktor die Rede war, der die gegenüber der Auswanderung Unentschlossenen zur Entscheidung zwang und unter dessen Einfluss die enttäuschten Heimkehrer das Auswanderungsland in finsternen Tönen beschrieben, dann spielte derselbe Faktor auch bei denjenigen Siedlern eine Rolle, die in der Fremde zwar nicht ihr Glück fanden, deren Situation ein Bleiben aber zuließ. Es wurden also die positiven Seiten der Zielregion betont, die negativen blieben häufig unerwähnt. Diese Form der Beschönigung führte zur Kritik an den Briefschreibern.

Wenngleich die Briefe für diejenigen, die auswandern wollten, eine wichtige Informationsquelle darstellten, fehlten in ihnen allgemeinere Informationen sowie Ratschläge zu Reisemöglichkeiten. Diese Lücken wurden von der Presseberichterstattung gefüllt. Es wurden Ratschläge und Warnungen ausgesprochen und das Schicksal der Auswanderer betont sachlich beleuchtet. So erschien 1897 über mehrere Ausgaben in der Zeitung „Sakala“ der Artikel „Über die Auswanderung nach Sibirien“. Der Verfasser hatte sich während des Sommers 1896 in mehreren Gouvernements in Sibirien aufgehalten und mit den Lebensumständen der dortigen Siedler vertraut gemacht. Er riet im einleitenden Teil zur Vorsicht und informierte umfassend über die agrarischen und natürlichen Bedingungen. Die Intention des Autors lag darin, den Leser davon zu überzeugen, dass es viel teurer und mühsamer sei, ein Zuhause in Sibirien zu gründen, als man es sich erzählte. Gleichzeitig wurden Informationen über die Reisebedingungen vermittelt.¹⁰³ Der „Postimees“ veröffentlichte 1897 über mehrere Ausgaben¹⁰⁴ Abschnitte aus dem Buch von Kristjan Palu (Pallo): „Die ersten Auswanderer Estlands oder 40 Jahre in Samara“. Die Niederschrift einer „wahrheitsgetreuen“ Geschichte der Siedlungen hielt man einerseits wegen der als realitätsnah eingeschätzten Informationen, andererseits zum Zweck der Widerlegung der früheren Verurteilungen in der Presse für sinnvoll. So wurden die Auswanderungsgebiete vorgestellt, ein Überblick über ihre geografischen und klimatischen Verhältnisse geliefert und über Bevölkerung und Geschichte geschrieben. Beispielsweise erschien im „Päevaleht“ 1909 ein Überblick über die Gegend am Amur von A. Aavakivi, der im Fernen Osten Landvermessungen durchgeführt hatte. Zusätzlich zu den Auswanderungsbedingungen gab er einen Überblick über die Zusammensetzung der dortigen Bevölkerung, über die klimatischen Verhältnisse und die vorhandene Infrastruktur. Bei der Beschreibung der Amur-Region setzte er deren Dimensionen in einen für estnische Bauern verständlichen Maßstab.¹⁰⁵ Auch die Eröffnung der

101 Georg Eduard Luiga: Enne ja nüüd Siberis [Früher und heute in Sibirien], in: Postimees (1899), Nr. 191, S. 1.

102 Aivar Jürgenson: Siberiga seotud: eestlased teisel pool Uuraleid [Mit Sibirien verbunden: die Esten jenseits des Urals], Tallinn 2006, S. 119 f.

103 Sakala (1897), Nr. 9-11.

104 Postimees (1897), Nr. 223, 252, 253.

105 A. Aavakivi: Väljarändamine Amuurimaale II [Auswanderung ins Land am Amur II], in: Päevaleht v. 7. Juli 1909, S. 1.

Transsibirischen Eisenbahn, die die Auswanderung nach Sibirien verstärkte, beförderte eine Reihe von Berichten. In ihnen wurde die Zugfahrt aus Estland über Russlands Ebenen und über den Ural nach Sibirien beschrieben.¹⁰⁶ Die Artikel beinhalteten Regierungsankündigungen zu staatlichen Vergünstigungen. Ab 1910 erschien die Zeitschrift „Asunik“ („Der Siedler“), zu deren Zielen die Verbreitung von Informationen zum Thema Auswanderung zählte.

Auswanderung – der Ausweg

Die Heimat zu verlassen, war eine doppelte Lossagung: Nach Meinung der Zurückbleibenden stellte die Auswanderung ein unverzeihliches Fehlverhalten gegenüber der Heimat und den Heimatliebenden dar. Die Debatte über das Recht eines Menschen auf Auswanderung ist eigentlich eine Debatte darüber, was Heimat ist. *Ubi bene, ibi patria* – die liberale Haltung erkennt das Bedürfnis eines Menschen nach Territorium an, setzt aber voraus, dass ein Mensch sich auf einem konkreten Territorium nur dann heimisch fühlt, wenn ihm durch das Land Wohlstand gesichert wird.¹⁰⁷ Dieser Gedanke reicht bis in die politische Sphäre hinein: Joachim Stark beispielsweise schrieb, dass sich die zwischenmenschliche Kommunikation nur in der Republik dem Ideal nähert. Stark behauptete, dass die republikanische Identität die einzige sei, die eine Zukunft habe.¹⁰⁸ Natürlich ist der Gedanke von der Verbindung von Heimat und politischem System nicht neu. Man denke an die Aussagen der französischen Aufklärer zur Existenz des Vaterlandes nur unter der Herrschaft eines guten Königs – unter dem Joch des Despotismus sahen sie kein Vaterland.¹⁰⁹ Von hier ist es nur ein Schritt bis zur konstruktivistischen Darstellung von Heimat, die sich der Dekonstruktion der alten und scheinbar selbstverständlichen, essentialistisch-wesentlichen Beziehungen zwischen Mensch und Ort widmet. Neben einer essentialistischen Darstellung von Heimat, die allerdings auch in den späteren Jahrzehnten nicht ganz verschwand, trat auch in Estland im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine konstruktivistische Darstellung, in der die Identität eines Menschen und seiner Zukunft nicht zwingend mit seinem Geburtsland verbunden wurde.

Die Vorboten zu diesem neuen Denken lassen sich schon in Artikeln finden, in denen die Liebe zur Heimat mit dem persönlichen Wohlergehen, mit den wirtschaftlichen Aussichten verknüpft wurde. In der Zeitung „Eesti Postimees“, in der hinsichtlich der Auswanderung eine konservative Position vertreten wurde, wurden von Zeit zu Zeit auch konträre politische Meinungen publiziert. So wurde beispielsweise schon früh ein Beitrag veröffentlicht, dessen Stil an den von Carl Robert Jakobson erinnert, der neben Jannsen eine wichtige Figur der nationalen Bewegung war. Der Autor des Artikels trat den Anschuldigungen gegenüber den Auswanderern entgegen und hob den wirtschaftlichen Druck als Grund für die

106 Sakala (1901), Nr. 13, S. 1; A. Laos: Rahva rändamisest Siberisse [Über die Auswanderung des Volkes nach Sibirien], in: Valgus v. 25. November 1903, S. 1.

107 Greverus, Auf der Suche (wie Anm. 47), S. 164.

108 Joachim Stark: Heimat und territoriale Identität im Rahmen einer kritischen Theorie des Ethnischen, in: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 34 (1991), S. 11-34, hier S. 26.

109 Gilbert Gornig: Das Recht auf Heimat und das Recht auf die Heimat, in: Katharina Weigand (Hrsg.): Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert. Vorstellungen und Wirklichkeit, München 1997, S. 33-50, hier S. 37.

Auswanderung hervor, der Menschen dazu zwingt, in der Fremde Besseres zu suchen.¹¹⁰ Grundlegende Veränderungen des Paradigmas stellten aber auch die Texte von Jakobson nicht dar: Er vertrat zwar hinsichtlich der Auswanderungsmotive einen liberaleren Standpunkt, seine grundsätzliche Einstellung gegenüber der Auswanderung und dem Verlassen der Heimat blieb aber eindeutig negativ.

Die Anzahl der Artikel wuchs, in denen Migrationsmotive hinterfragt wurden. Aus diesen Beiträgen wurde deutlich, dass nicht der Anstieg der Bevölkerung das Problem ausmachte, sondern die Tatsache, dass die Lebensmittelressourcen nicht ausreichend zur Verfügung standen und infolgedessen Hunger drohte. Es wurde darüber berichtet, wie Dampfmaschinen die Menschen aus der Produktion verdrängten. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurde in der Presse empfohlen, die Auswanderung durch die Intensivierung des Ackerbaus, durch die Einführung der Gärtnerei und durch die Gründung von Neusiedlerhöfen in Estland aufzuhalten.¹¹¹ Auf diese Weise wurde landwirtschaftlicher Fortschritt als Mittel gegen weitere Auswanderungen angepriesen.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts gewann ein liberaler Diskurs an Popularität, in dem sich die Idee vom Staat als Beschützer seiner „Bürger“ und als Garant ihres Wohlstandes spiegelt. In ihm wurden wirtschaftliche Gründe als Migrationsmotive herangezogen. So befand die Zeitung „Olevik“, dass das Leben sehr schwer sei, wenn das Tageseinkommen eines Arbeiters 40 Kopeken betrage, der Unterhalt eines Pferdes aber bereits 50 Kopeken am Tag ausmache. Man könne daher den Wunsch nach besseren Wohnverhältnissen nicht für Habgier halten.¹¹² „Die Liebe zum und der Glaube an das Vaterland können einen Menschen nur dort halten, wo der Mensch sich selbst und seine Familie ernähren kann“¹¹³; „die Heimat ohne Heim ist nichts wert, wenn Du als Mensch keine Rechte hast“.¹¹⁴ Der in der „Sakala“ geäußerte Gedanke, nur sehr schwerer wirtschaftlicher Druck zwingt Menschen zur Auswanderung,¹¹⁵ war im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts tonangebend. Im liberalen Diskurs wurde der zuvor vertretene Standpunkt, die Auswanderer seien „der Abschäum“ des Volkes, in Frage gestellt. Im Gegenteil meinte man nun, dass die Auswanderer zum aufgeweckten Teil der Bevölkerung zählten, der sich mit der vorhandenen Ordnung nicht abfinden wolle:

„Auswanderer sind weder verschlafen noch schlummern sie im Traum wie Knechte. Es sind Menschen voller Lebenskraft und Unternehmungsgeist, die durch Not und Elend gehen, um sich ein besseres Leben zu schaffen. Sie wollen keine Sklaven sein und keine Sklaven bleiben, sondern sie suchen, wo das Leben leichter und freier ist. [...] Auswanderer sind mitunter Menschen, die nicht nach Schönheit und Lust streben, sondern danach, wo sie sich mit weniger Mühe Brot und Obdach beschaffen können, als in ihrer engen Heimat.“¹¹⁶

110 Eesti Postimees (1869), Nr. 19, S. 73.

111 Kündja (1885), Nr. 27-28, S. 134 f.; Postimees (1899), Nr. 215, S. 1.

112 Olevik (1902), Nr. 15, S. 15.

113 Ebenda.

114 Vabadus (1907), Nr. 34, S. 3.

115 Sakala (1910), Nr. 28, S. 2.

116 Meie Kodumaa 1908, Nr. 1, S. 1 f.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde das Thema Auswanderung in der Presse immer mehr zum Vorwand, um die herrschenden Verhältnisse zu kritisieren. Das Joch des Gutshofes und die Schwere des Lebensunterhaltes oder der Verlust der Heimat – die Wahl musste zwischen zwei Übeln getroffen werden. Als ursächlich wurden die ungerechten lokalen Verhältnisse angesehen.¹¹⁷ Auswanderung wurde zu einem Ventil und mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft verbunden: Der Arbeitskräftemangel in der Heimat zwingt die Landbesitzer, die Arbeit besser zu bezahlen und die Pachtkosten zu senken.¹¹⁸

„Weiter so ein Leben zu haben, wie in unserem Lande die Kärntner eines Gutshofes und die Besitzer einer ärmlichen Hofstelle haben, die vom Morgengrauen bis zum Abendrot für den Reichtum des Gutsherren schuftet müssen, das heißt schlicht sich umzubringen und ist ein Unsinn. Auch sie wollen ja leben, wollen auch essen und sich ausruhen. In unserer gekreuzigten Heimat bekommen sie dies nicht, dann bleibt als einziger Gedanke zu suchen, wo das Leben leichter und freier ist. [...] Es bleibt immer übrig, das, was hier knapp ist, und das ist das Brot, in den weiten, leeren Wäldern Sibiriens zu suchen.“¹¹⁹

Für Auswanderungsbestrebungen setzte sich die Redaktion des „Asunik“ ein. Hier wurde eine sozusagen exterritoriale Position eingenommen: Estland sei nicht das einzige Land, in dem Esten lebten und Hunger litten. Es wurde empfohlen, sich dort anzusiedeln, wo die Lage sowohl wirtschaftlich als auch in geistiger Hinsicht besser sei. In „Asunik“ waren auch kosmopolitische Töne vertreten: „Die Auswanderung mischt die Völker und Nationen, ebnet die religiösen und sozialen Trennwände zwischen ihnen, legt den Grund für das Gedeihen des Menschengeschlechts und für Freiheit.“¹²⁰

Zusammenfassung

Die Auswanderung war kein isoliertes Ereignis und betraf nicht allein die Auswanderer, vielmehr handelte es sich um einen langfristigen Prozess mit einem großen gesellschaftlichen Resonanzboden. In der Polemik zum Thema Auswanderung stießen verschiedene Diskurse aufeinander: über Heimat und Auswanderung, über Sesshaftigkeit und Mobilität, ergänzt um den Diskurs über Nation und Ethnizität. Im Spannungsfeld dieser verschiedenen Diskurse nahm die Öffentlichkeit in der Frühphase eine überwiegend negative Haltung gegenüber der Auswanderung ein. Erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begann sich dies zu ändern.

Teilweise sind die Standpunkte hinsichtlich der Frage der Auswanderung in der Fachliteratur uneinheitlich.¹²¹ In der estnischen Presse fehlte zunächst eine befürwortende Hal-

117 Postimees (1901), Nr. 215, S. 5; Postimees (1900), Nr. 75, S. 1 f.; Õigus (1908), Nr. 61, S. 1; Peterburi Teataja (1909), Nr. 78, S. 1.

118 Õigus (1908), Nr. 61, S. 1.

119 Peet, *Mis nägi* (wie Anm. 83), S. 1.

120 Asunik (1910), Nr. 7.

121 Z.B. Barton, *A Folk Divided* (wie Anm. 33).

tung nahezu vollkommen. Doch wurde nach den Gründen gesucht und das Phänomen der Auswanderung als ein Symptom der bestehenden Missverhältnisse gewertet. Somit kann mit Blick auf die estnische Presse konstatiert werden, dass sich die Standpunkte in konservativ und liberal teilten. Zwei verschiedene Auffassungen von Heimat existierten: die essentialistische und die konstruktivistische. Die Konservativen tendierten zu Traditionen, zur Bewahrung der herrschenden Sozialstruktur und der Hierarchie. Hier wurde die Frage der Identität in den Vordergrund gestellt. Dem Begriff Heimat wurden die Muttersprache, die Familie und der Glaube zugerechnet. Es wurde davon ausgegangen, dass diejenigen, die diese Werte missachteten, ihre Identität verlören und ihrer Heimat nicht wert seien. Die liberal-konstruktivistische Richtung vertrat die Meinung, dass Heimat nur dann eine Heimat sei, wenn sie ihre Bewohner schützen und ernähren könne. Heimat wurde als gegenseitige Verpflichtung verstanden. Nach diesem Denken war es möglich, dass Menschen von den Bindungen an ihre Heimat frei würden, sobald diese Heimat ihrerseits ihre Verpflichtungen nicht einhält. Auswanderer stellten in diesem Sinn eher den fortschrittlicheren und entwicklungsfähigeren Teil der Bevölkerung dar, mit genügend Unternehmungsgeist und Mut für das Wagnis, neue Wege zu gehen.

Aus dem Estnischen übersetzt von Heli Rahkema, Bielefeld

Summary

During the second half of the 19th century and at the beginning of the 20th century, Estonia experienced extensive emigration to other regions of the Russian empire. This was an agrarian resettlement triggered on the one hand by the shortage of arable land in Estonia and on the other hand by the desire of the state to populate the sparsely populated regions of the country. This emigration was not an isolated event; rather it was a prolonged process that received a major social response. Public opinion in Estonian society elevated collectivism and essential ties to the homeland and early on assumed opinion on emigration, and this opinion was predominantly negative. Only at the beginning of the 20th century did attitudes begin to change.

The opinions on emigration are often divided into two groups – those who were in favour and those who opposed it. The pro-emigration trend was practically not represented in the Estonian press initially. We can, however, find trains of thoughts that saw emigration as a signal indicating that all was not well in the homeland. Thus, the expressions in “favour of emigration” or “opposed to emigration” are not justified when discussing the Estonian press. The terms conservative and liberal seem more appropriate when referring to opinions on this issue. Conservatives tended to maintain the traditions, the prevailing social relations and hierarchy. As an argument they presented an emotional concept closely tied to traditions – the concept of “fatherland”, and the supporting concepts of “mother tongue”, “family”, and “religion”. They deemed that those who abandon these values do not really deserve their fatherland that they belong to the less valuable part of the nation that the fatherland can easily do without. The other, liberal trend favoured the idea that fatherland is fatherland only when it can protect and support its inhabitants, meaning that the fatherland has an obligation to a person, and non-fulfilment of this obligation frees the person from any obligations to the fatherland. The representatives of the liberal trend did not consider

the emigrants the outcasts of society but rather as a more progressive part of the nation, more capable of development, possessing enough initiative to escape poor conditions and move elsewhere where the opportunities seemed better.

We should also emphasise the fact that the conservative and liberal trends did not exist simultaneously as major trends – the former conservative trend prevailed from the beginning of the emigration to the end of the 19th century, and was then gradually replaced by the liberal trend. The *caesura* between the two trends was the different understanding of the concept fatherland.

Die tschechoslowakische Krise und die baltischen Staaten

von Magnus Ilmjärv

Die geografische Lage der Tschechoslowakei ähnelt in gewisser Hinsicht derjenigen der baltischen Staaten, denn auch in ihr treffen sich Ost und West. Wie Esten, Letten und Litauer in Folge des Zusammenbruchs des Russländischen Reichs, erlangten Tschechen und Slowaken ihre Unabhängigkeit nach dem Ersten Weltkrieg und den darauf folgenden Revolutionen, die zur Auflösung des österreichisch-ungarischen Imperiums führten. Die Grenzen des neuen Staates wurden in den Friedensverträgen von Versailles, von Saint-Germain-en-Laye und von Trianon festgelegt.

In der Zwischenkriegszeit lebten in der Tschechoslowakei 14 Mio. Einwohner, davon 3 Mio. Deutsche. Die territoriale Lösung führte zu Konflikten mit Deutschland, Polen und Ungarn: mit Deutschland um das Sudetenland, mit Polen um Cieszyn/Teschen, mit Ungarn um Teile der Slowakei und Transkarpatien.

Zum Wendepunkt in der Friedensordnung von Versailles und in der französischen Außenpolitik wurde 1923 die Ruhrkrise. In ihrer Folge verschlechterten sich die Beziehungen Frankreichs mit Belgien und Italien. Im Mittelmeerraum verstärkte sich die Verbindung zwischen Spanien und Italien, die von Großbritannien unterstützt wurde. Andererseits näherte sich Frankreich Anfang 1924 der Tschechoslowakei und Polen an. Am 24. Januar wurde ein französisch-tschechoslowakischer Bündnis- und Freundschaftsvertrag geschlossen, der jedoch keine Militärkonvention enthielt. Zwar hätte Paris gerne einen gegenseitigen Beistandspakt zwischen Prag und Warschau gesehen, doch ein solches blieb aus.¹ Das Vertragswerk von Locarno führte noch einmal zur Neubewertung der französischen Außen- und Sicherheitspolitik. Während Frankreich bis dahin versucht hatte, die deutsche Gefahr dadurch auszubalancieren, dass Deutschland mit Hilfe von Allianzen oder durch die Vergrößerung der eigenen Möglichkeiten eingeengt wurde, näherte sich Paris im Rahmen des Prinzips der kollektiven Sicherheit nun Berlin an: Um die Gefahr zu neutralisieren, kam man dem Staat näher, von dem diese Gefahr ausging.² Der Vertrag von Locarno bot jedoch Osteuropa keine Garantien und ließ Deutschland die Möglichkeit, die Souveränität der Tschechoslowakei zu verletzen. Andererseits jedoch förderte der ungarische Revisionismus die Herausbildung von neuen Blöcken in der Region – die Gründung der Kleinen Entente zwischen der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien.

Die Machtübernahme Hitlers verschärfte die innere Lage der Tschechoslowakei durch die Politisierung der Sudetendeutschen. Nach Ansicht Hitlers und anderer führender Nationalsozialisten sollte die Tschechoslowakei zuerst von seinen Bündnispartnern und dem

1 Isabelle Davion: *Les projets de Foch à l'est de l' Europe (1919–1924)*, in: *Cahiers du CESAT* (Juni 2007), S. 23-27, hier S. 26 f.; Piotr Stefan Wandycz: *The Twilight of French Eastern Alliances, 1926–1936: French-Czechoslovak-Polish Relations from Locarno to the Remilitarization of the Rhineland*, Princeton, NJ 1988, S. 10-12.

2 Randall L. Schweller: *Deadly Imbalances. Tripolarity and Hitler's Strategy of World Conquest*, New York, NY 1998, S. 67.

Völkerbund isoliert werden, bevor man sie zerstören könne. Hitlers Politik richtete sich gegen die Existenz eines Staates in der Mitte Europas, der über eine große deutsche Minderheit verfügte und der sich in seiner Außenpolitik an der Sowjetunion und Frankreich orientierte. Aus dem Gebiet der Tschechoslowakei sollte nach seiner Auffassung ein Kerngebiet des Reiches werden.³

Kleinstaat können sich im Falle eines Konflikts der Großmächte neutral verhalten, sie können sich dem stärkeren, auch einem potentiell feindlich gesinnten Staat anschließen (*bandwagoning*) oder mit ihrem Bündnisverhalten ein Gleichgewicht der Kräfte suchen. Stephen M. Walt zufolge betreibt ein Kleinstaat die Politik des *bandwagoning*, wenn er den Konflikt vermeiden möchte. Seine Möglichkeiten, auf die Lösung des Konflikts einzuwirken, sind begrenzt, Bündnispartner fehlen und die politische Führung des Kleinstaates zieht die Möglichkeit in Betracht, aus der Annäherung an einen potentiellen Gegner bei siegreichem Ausgang des Konflikts am Gewinn zu partizipieren.⁴ Walt zufolge sei *bandwagoning* vor allem dann eine Option, wenn ein Kleinstaat Nachbar einer Großmacht ist. Ein Land, das auf das Gleichgewicht der Kräfte setzt, sei seiner Meinung nach jedoch in der besseren Position, da der Aggressor in diesem Fall einer kombinierten Opposition gegenüberstehe, während im Falle des *bandwagoning* der Aggressor bei Erfolg mehr und mehr zusätzliche Bündnispartner erhalten würde und seine Ressourcen größer würden.⁵ Auch Eric J. Labs folgt der Theorie der Internationalen Beziehungen, nach der sich ein schwacher Staat tendenziell eher mit einer ihn gefährdenden Großmacht auf *bandwagoning* einlässt. Labs sieht dieses Zusammengehen jedoch eher als einen Imperativ an. Im Konfliktfall auf der Seite des Siegers zu stehen, geschehe ungeachtet der Frage, ob der Sieger das Gleichgewicht der Kräfte gefährdet oder nicht.⁶ Der US-amerikanische Historiker Paul Schroeder beschäftigt sich mit den Handlungsoptionen und Strategien von Staaten in Krisensituationen. Als „hiding“ bezeichnet er den Versuch, sich der Krise zu entziehen und damit eine der beiden Konfliktparteien zu begünstigen – eine, wenn man so will, Vogel-Strauß-Taktik.⁷ Auch für ihn ist das *bandwagoning* eine Möglichkeit, Schutz zu suchen, und zwar durch Vereini-

3 Vgl. Johann Wolfgang Brügel: *Czechoslovakia before Munich. The German Minority Problem and British Appeasement Policy*, Cambridge 1973, S. 175-194. Zur tschechoslowakischen Außen- und Sicherheitspolitik siehe Mark Cornwall, Robert J.W. Evans (Hrsg.): *Czechoslovakia in a Nationalist and Fascist Europe 1918–1948*, Oxford 2007; Vít Smetana: *In the Shadow of Munich. British Policy towards Czechoslovakia from the Endorsement to the Renunciation of the Munich Agreement (1938–1942)*, Prag 2008; Aleksandr Bobrakov-Timoškin: *Proekt „Čechoslovakija“. Konflikt ideologij v pervoj Čechoslovackoj respublikе (1918–38)* [Projekt „Tschechoslowakei“. Konflikt der Ideologien in der ersten Tschechoslowakischen Republik (1918–38)], Moskau 2008.

4 Stephen M. Walt: *The Origins of Alliance*, Ithaca, NY u.a. 1987, S. 29 f.

5 Ebenda.

6 Eric J. Labs: *Do Weak States Bandwagon?*, in: *Security Studies* 1 (1992), Nr. 3, S. 383-416.

7 Paul W. Schroeder: *The Neo-Realist Theory of International Politics: A Historian's View*, in: *ACDIS Occasional Paper* (April 1991), S. 3 f. Schroeder nennt als weitere Strategien die Neutralitätserklärung in der allgemeinen Krise, die Bitte um Garantien seitens einer der beiden Konfliktparteien, sich in die Isolation zu verabschieden, das Simulieren einer Verteidigungsposition in der Hoffnung, die Krise möge vorbeiziehen, diplomatischen Schutz bei anderen Staaten zu suchen, Freundschaftsbeziehungen zu bzw. nicht-militärische Hilfe von einer Großmacht zu suchen, ohne sich ihr als Partner anzuschließen sowie die Verpflichtung auf Gewaltverzicht.

gung mit der stärkeren Seite, selbst dann, wenn man gegenüber dem möglichen Verteidiger schutzlos ist und seine eigene Unabhängigkeit riskiert.⁸

Die baltischen Staaten und auch die Tschechoslowakei sind Beispiele, wie nach dem Münchener Abkommen von 1938 versucht wurde, sich an die neuen außenpolitischen Umstände mithilfe des *bandwagoning* anzupassen. Die vier Staaten versuchten alles zu vermeiden, was als Gegnerschaft zum Deutschen Reich hätte interpretiert werden können. Das Ende der Tschechoslowakei kam im März 1939. Und der Hitler-Stalin-Vertrag vom August 1939 brachte das *bandwagoning* der baltischen Staaten gegenüber der Sowjetunion mit sich.

Die heutige Geschichtsschreibung in der Russländischen Föderation und in den drei baltischen Staaten zur tschechoslowakischen Krise von 1938/39 könnte gegensätzlicher nicht sein. In den baltischen Staaten dominiert die Ansicht, das Münchener Abkommen habe keine direkte Verbindung mit dem Schicksal Estlands, Lettlands und Litauens 1939/40.⁹ In manchen Darstellungen wird die tschechoslowakische Krise ganz übergangen und das Münchener Abkommen nicht erwähnt.¹⁰ Die russische Historiografie indes geht davon aus, dass sich der Hitler-Stalin-Pakt aus dem Münchener Abkommen herleiten ließe.¹¹ Hier wird behauptet, dass der Kreml seit dem Herbst 1938 die Vereinbarung zwischen London und Paris auf der einen und Berlin auf der anderen Seite als Schaffung einer gemeinsamen antisowjetischen Front gefürchtet habe.

Im vorliegenden Artikel geht es auf der Grundlage von umfangreichem Archivmaterial¹² und der einschlägigen Forschungsliteratur um die Außenpolitik der baltischen Staaten im

8 Ebenda, S. 4; Michael Sheehan: *The Balance of Power. History and Theory*, London u.a. 1996, S. 162-169.

9 Vgl. Maksims Duhanovs, Inesis Feldmanis u.a.: *1939. Latvia and the Year of Fateful Decisions*, Rīga 1994; Edvardas Tuskenis (Hrsg.): *Lithuania in European Politics*, New York, NY 1998; Vahur Made: *Eesti ja Rahvasteliit [Estland und der Völkerbund]*, Diss. Universität Tartu, Tartu 1999.

10 Vgl. Dajna Blejere, Ilgvars Butulis u.a.: *Istoriija Latvii. XX vek [Geschichte Lettlands. 20. Jahrhundert]*, Rīga 2005, S. 180 f. – Als Ausnahmen sei auf die folgenden Arbeiten hingewiesen: Algimantas Kasparavičius: *Lietuva 1938–1939 m. Neutraliteto iluzijos [Litauen 1938–1939. Die Illusion der Neutralität]*, Vilnius 2010; Dalia Bukelevičiūtė: *Lietuvos ir Čekoslovakijos dvišalių santykių dinamika 1918–1939 metais. Monografija [Die Dynamik der bilateralen Beziehungen Litauens und der Tschechoslowakei in den Jahren 1918–1939. Monografie]*, Vilnius 2010; Luboš Švec, Vaidas Šeferis u.a. (Hrsg.): *Češi, Litevci a středoevropský vektor jejich moderní historie / Čekai, lietuviai ir Vidurio Europos vektorius jų moderniojoje istorijoje [Tschechen, Litauer und der mitteleuropäische Vektor der modernen Geschichte]*, Prag 2012.

11 Vgl. Michail I. Mel'tjučov: *Upuščennyj šans Stalina. Sovetskij Sojuz i bor'ba za Evropu 1939–1941 (dokumenty, fakty, suždenija) [Stalins verpasste Chance. Die Sowjetunion und der Kampf um Europa 1939–1941 (Dokumente, Fakten, Überlegungen)]*, Moskau 2000, S. 52-54; Natal'ja S. Lebedeva, Mariuš Volos [Mariusz Wołos] u.a. (Hrsg.): *Mjunchenskoe soglašenje 1938 goda: Istoriija i sovremennost'. Materialy meždunarodnoj konferencii, Moskva, 15–16 oktjabrja 2008 g. [Das Münchener Abkommen 1938: Geschichte und Gegenwart. Materialien einer internationalen Konferenz, Moskau, 15.–16. Oktober 2008]*, Moskau 2009; Aleksandr O. Čubar'jan: *Kanun tragedii. Stalin i meždunarodnyj krizis: sentjabr' 1939 – ijun' 1941 goda [Am Vorabend der Tragödie. Stalin und die internationale Krise: September 1939 – Juni 1941]*, Moskau 2008, S. 26, 35; Sergej Z. Sluč (Hrsg.): *SSSR, Vostočnaja Evropa i Vtoraja mirovaja vojna, 1939–1941. Diskussii, komentarii, razmyšlenija [Die UdSSR, Osteuropa und der Zweite Weltkrieg, 1939–1941]*, Moskau 2007.

12 Benutzt wurden Dokumente aus den folgenden Archiven: Eesti Riigiarhiiv (Tallinn) [Estnisches Staatsarchiv, im Folgenden: ERA], Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs (Rīga) [Staatliches Historisches Archiv Lettlands, im Folgenden: LVVA], Lietuvos centrinis valstybės archyvas (Vilnius)

Kontext der internationalen Beziehungen. Es mag auf den ersten Blick überraschen, dass Estland, Lettland und Litauen, die keine unmittelbaren Nachbarn der Tschechoslowakei waren, trotzdem zu Faktoren in der Geschichte der tschechoslowakischen Krise und des Münchener Abkommens wurden. Im Hinblick darauf sind jedoch wichtige Fragen offen geblieben: Wie verhielten sich die baltischen Staaten zu den Sanktionsverpflichtungen, die ihnen die Völkerbundsatzung im Fall einer Aggression auferlegte, zur tschechoslowakischen Krise und zum Münchener Abkommen? Welchen Einfluss übten Deutschland, Polen und die Sowjetunion vor dem Abschluss des Münchener Abkommens auf die Politik der baltischen Staaten aus? Und wie hat schließlich das Münchener Abkommen die Beziehungen der baltischen Staaten zu Deutschland, zur Sowjetunion und zu den westlichen Demokratien beeinflusst?

Die 8. Konferenz der Außenminister der baltischen Entente

Vom 10. bis 12. Juni 1938 tagte in Riga die 8. Konferenz der Außenminister der 1934 ins Leben gerufenen baltischen Entente. Alle drei Außenminister wiesen in ihren Eröffnungsreden auf die Instabilität der internationalen Lage hin und erklärten, dass die baltische Entente bereit sei, zur Sicherung des Weltfriedens beizutragen. Der estnische Außenminister Karl Selter trug in diesem Zusammenhang ein Anliegen der estnischen Regierung vor, dem zufolge die baltischen Staaten in Anlehnung an die Deklarationen der skandinavischen Länder eine Erklärung hinsichtlich der Anwendung des Art. 16 der Satzung des Völkerbunds abgeben sollten.¹³

Was war der Hintergrund dieses Vorschlags? Bekanntlich sollte der Völkerbund den *Status quo* erhalten, der sich nach dem Ersten Weltkrieg herausgebildet hatte. Die we-

[Litauisches Hauptstaatsarchiv, im Folgenden: LCVA], Suomen Ulkoasiainministeriön Arkisto und Suomen Kansallisarkisto (Helsinki) [Archiv des Finnischen Außenministeriums, im Folgenden: UM], Kungliga Krigsarkivet (Stockholm) [Königliches Kriegsarchiv, im Folgenden: KKA], Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (Berlin) (im Folgenden: PA AA), Archiwum Akt Nowych (Warschau) [Archiv neuer Akten, im Folgenden: AAN], Archiv Ministerstva zahraničnich věcí České republiky (Prag) [Archiv des Außenministeriums der Tschechischen Republik, im Folgenden: MZV], US National Archives II (Washington, DC) (im Folgenden: NA II), Library of Congress (Washington, DC) (im Folgenden: LC), United Kingdom National Archives (London) (im Folgenden: UKNA), Archiv vnešnej politiki Rossijskoj Federacii, Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii und Rossijskij gosudarstvennyj archiv (Moskau) [Archiv der Außenpolitik der Russländischen Föderation, im Folgenden: AVP RF].

13 Die VIII Konferenz der Außenminister der Baltischen Union in Riga 10.–12.6.1938, in: ERA 957-14-597, Bl. 77 f.; Protokoll der Sitzung des Staatsrates (*Riiginõukogu*) und des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten der Staatsversammlung (*Riigivolikogu*), 20.9.1939, in: Sveriges Riksarkivet / Baltiska arkivet [Schwedisches Staatsarchiv, Baltisches Archiv, Stockholm]; siehe auch den Bericht des finnischen Gesandten in Riga, Eduard H. Palin, 25.7.1938, in: UM 5C/16. Der lettische Historiker Aivars Stranga betont, dass der Art. 16 insbesondere für Lettland und Litauen aktuell war, da unter Berücksichtigung der geografischen Lage Estlands, der Transport der sowjetischen Truppen durch Estland unwahrscheinlich gewesen wäre. Aivars Stranga: Latvia and the Baltic Policies of the USSR, Poland and Germany in late 1930s, in: Latvijas Zinātņu Akadēmijas Vēstis (1993), Nr. 11, S. 9-15, hier S. 14; vgl. auch Lilita Zemīte: Latvia in the League of Nations, Riga 2002, S. 115.

sentlichen Artikel der Völkerbundsatzung betrafen die Unverletzlichkeit des Territoriums und der Unabhängigkeit der Mitgliedstaaten (Art. 10), die Notwendigkeit, Maßnahmen zur Friedenssicherung zu ergreifen, sollte sich ein Mitglied einem Krieg oder einer Kriegsgefahr ausgesetzt sehen (Art. 11), und schließlich die Frage der Sanktionen gegen einen Mitgliedsstaat, der die Satzung verletzt bzw. gegen ein anderes Mitglied einen Krieg beginnt (Art. 16). Demnach mussten die Völkerbundstaaten die Wirtschaftsbeziehungen mit dem der Aggression schuldigen Land einstellen und den Umgang ihrer Bürger mit diesem Staat verhindern. Der Völkerbundrat hatte das Recht, Empfehlungen auszusprechen, welche Staaten sich militärisch am Völkerbundeinsatz beteiligen sollten, um den *Status quo ante* wiederherzustellen. Dafür mussten die Mitglieder den Durchmarsch der hierfür eingesetzten Militärverbände über ihr eigenes Gebiet gewährleisten.¹⁴ Diese Bestimmungen sollten die kollektive Sicherheit garantieren, wobei die von der Satzung vorgesehene Sicherheitsarchitektur die Solidarität der Mitglieder voraussetzte. Praktisch jedoch blieb dies unerreicht, da bereits gleich nach der Gründung des Völkerbundes die Prinzipien seiner Satzung missachtet wurden. Die Wirksamkeit der Wirtschaftssanktionen wurde ohnehin dadurch verringert, dass die USA dem Völkerbund fernblieben. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten führte dann zu einer ernsten Krise des Prinzips der kollektiven Sicherheit bzw. des Systems von Versailles. Der Völkerbund war weder in der Lage, das Scheitern der Abrüstungsverhandlungen und die japanische Aggression gegen China zu verhindern, noch die italienische Eroberung Abessinien abzuwenden, oder etwas gegen die Remilitarisierung des Rheinlandes und die Berliner Revision des Friedensvertrags zu tun.

In Skandinavien hatte sich vor allem Schweden um die Annullierung des Art. 16 bemüht. Der schwedische Außenminister Rickard Sandler verlangte im Namen der skandinavischen Länder im März 1937, dass die Anwendung des Artikels von den Mitgliedsstaaten im konkreten Fall nicht ohne deren Einverständnis gefordert werden dürfe.¹⁵ Für diesen Standpunkt bemühte sich Sandler auch um die Unterstützung der baltischen Staaten. Während einer Visite in deren Hauptstädten im Juni 1937 erklärte er, dass Sanktionen gegen einen aggressiven Staat einen Angriff provozieren könnten.¹⁶ Aus schwedischer Sicht waren die möglichen Konsequenzen von Art. 16 für die eigene Sicherheit in Anbetracht des deutschen Bedürfnisses nach schwedischem Eisenerz extrem schwerwiegend. Auf einer Tagung der skandinavischen Außenminister, die vom 4. bis 6. April 1938 in Oslo stattfand, wurde eine Deklaration verabschiedet, in der die Rückkehr zur Neutralitätspolitik und die Freiwilligkeit der Umsetzung der vom Völkerbund verhängten Sanktionen betont wurden. Am 13. Mai verabschiedeten die Parlamente Schwedens, Norwegens, Islands, Dänemarks und Finnlands neue Neutralitätsbeschlüsse, und am 27. Mai wurde die so genannte Stockhol-

14 Covenant of the League of Nations. Including Amendments in Force August 8th, 1934. League of Nations (1934), S. 6 f, 11.

15 Max Jakobson: Diplomaattien talvisota. Suomi maailmanpolitiikassa 1938–1940 [Die Diplomatie des Winterkriegs. Finnland in der Weltpolitik 1938–1940], Porvoo u.a. 1968, S. 53.

16 Siehe Sandler's Memorandum, 30.6.1937, in: UD HP20b; Memorandum des estnischen Außenministers Friedrich Akel, 22.6.1937, in: ERA 957-14-445, Bl. 2; Tagebuch des bevollmächtigten Vertreters der UdSSR in Litauen, Boris G. Podol'skij, 17.7.1937, in: AVP RF 05-17-73-33, Bl. 157-159; Wilhelm M. Carlgren: Rootsi ja Baltikum. Maailmasõdade vahelisest ajast sõjajärgsete aastateni. Ülevaade [Schweden und das Baltikum. Von der Zwischenkriegszeit bis zu den Nachkriegsjahren. Ein Überblick], Tallinn 1995, S. 28; Zemīte, Latvia (wie Anm. 13), S. 108.

mer Deklaration veröffentlicht, der zufolge sich die genannten Länder verpflichteten, ihre Neutralitätspolitik nicht ohne Konsultation der anderen Staaten zu verändern. Auf der Konferenz der Außenminister der „Osloer Gruppe“¹⁷, die am 23. und 24. Juli in Kopenhagen tagte, wurde dem Völkerbund vorgeschlagen, im eigenen Interesse den Mitgliedsländern das Recht zu geben, über die Anwendung der Sanktionen selbst zu entscheiden.¹⁸

Auf der baltischen Konferenz im Juni 1938 reagierte der litauische Außenminister Stasys Lozoraitis auf den estnischen Wunsch bezüglich des Art. 16 zurückhaltend: Letzterer sei nicht eindeutig begründet, weshalb keine Stellungnahme abgegeben werden sollte – eine solche könne überdies als Unterstützung Deutschlands ausgelegt werden. Laut Lozoraitis käme der Verzicht auf Sanktionen nur dann infrage, wenn diese durch internationale Garantien ersetzt würden.¹⁹ Im Januar 1938 hatte er die litauischen Diplomaten im Ausland instruiert, Litauen dürfe keine Erklärungen gegen das Prinzip der kollektiven Sicherheit und den Art. 16 abgeben.²⁰ Auch der lettische Außenminister Vilhelms Munters nahm in dieser Frage eine ambivalente Haltung ein. Noch während seines Besuchs in Moskau im Sommer 1937 hatte er verkündet, dass Lettland die Verpflichtungen der Völkerbundmitgliedschaft einhalten werde, ohne jede Heuchelei den Beitritt der Sowjetunion begrüße und eine loyale Zusammenarbeit im Völkerbund als Grundlage für die lettische Außenpolitik ansehe.²¹ Der finnische Gesandte in Riga, Eduard H. Palin, berichtete seiner Regierung, die lettische Regierung sei Munters' zufolge grundsätzlich bereit, Selters' Vorschlag zu erwägen.²² Auf der Konferenz wurde jedoch beschlossen, diese Frage einstweilen zur Kenntnis zu nehmen und ihre Diskussion über diplomatische Kanäle zu führen. In einem Kommuniké, das zum Abschluss der Konferenz herausgegeben wurde, war allerdings von den Idealen des Völkerbundes nicht mehr die Rede.

Auch Jaroslav Šejnoha, der tschechoslowakische Geschäftsträger in Tallinn, analysierte mehrfach die estnische Einstellung zum Völkerbund. Bereits im Februar 1938 hatte er festgestellt, dass manche Stimmen die Umgestaltung des Völkerbundes forderten und estnische Politiker ihr Land hinsichtlich der Frage der Sanktionen in die Richtung der Oslo-Gruppe

17 Am 22.12.1930 wurde in Oslo die so genannte Osloer Konvention verabschiedet. Die Signatarstaaten Belgien, Dänemark, Luxemburg, Holland, Norwegen und Schweden erklärten hierin die Notwendigkeit zu wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Finnland schloss sich der Konvention 1933 an. Mit der Haager Vereinbarung vom 28.5.1937 vertiefte sich die Zusammenarbeit. Holland, Belgien und Luxemburg verpflichteten sich nun, den Partnern gegen entsprechende Gegenleistungen Einfuhrvergünstigungen zu gewähren. War die Zusammenarbeit zunächst vor allem wirtschaftlich, dominierten später politische Aspekte. Die Vertreter der Oslo Gruppe trafen sich zu regelmäßigen Konferenzen, um die außenpolitische und wirtschaftliche Kooperation weiterzuentwickeln. Ger van Roon: *The Neutrality of the Oslo States*, in: Jukka Nevakivi (Hrsg.): *Neutrality in History. Proceedings of the Conference on the History of Neutrality organized in Helsinki 9.–12. September 1992*, Helsinki 1993, S. 159-170, hier S. 160.

18 Politiken vom 25.7.1938.

19 Jindřich Dejmek: *Československo a Litva v labyrintech mezinárodních vztahů třicátých let* [Die Tschechoslowakei und Litauen in den Labyrinthen der internationalen Beziehungen der dreißiger Jahre], in: Švec, Šeferis (Hrsg.), *Češi, Litevci a středoevropský vektor* (wie Anm. 10), S. 105-126, hier S. 122.

20 Česlovas Laurinavičius: *1938 metų Sudetų krizė ir Lietuva* [Die Sudetenkrise im Jahr 1938 und Litauen], in: ebenda, S. 149-193, hier S. 163.

21 Pravda, vom 16.6.1937.

22 Palin aus Riga, 25.7.1938, in: UM 5/C16.

steuerten. Nach Analyse der Äußerungen estnischer Diplomaten und Journalisten sagte er voraus, dass alle drei baltischen Staaten auf der Vollversammlung des Völkerbundes im September 1938 dem Vorbild der Oslo-Staaten folgen würden.²³ Auch im französischen Außenministerium sah man die von den Esten angeregte Stellungnahme zur Frage des Art. 16 kritisch. Ende Juli 1938 kam man auf einer Sitzung im Quai d'Orsay überein, dass der estnische Standpunkt den anderen Staaten als schlechtes Beispiel dienen und Polen ihn im Hinblick auf die Tschechoslowakei ausnutzen könne. Das System militärischer Sanktionen sei ohne den Art. 16 überhaupt nicht denkbar; daher wäre eine estnische Erklärung „schockierend“ (*choquante*), zumal sie zu gewissen Divergenzen in der baltischen Entente führen würde.²⁴

Die außenpolitischen Aktivitäten Polens

Eines der vorrangigen Ziele der polnischen Außenpolitik in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre war es, einerseits Moskau von der Lösung europäischer Fragen auszuschließen, andererseits kam es Warschau darauf an, Deutschland in seine Schranken zu weisen. In den Jahren 1936/37, insbesondere aber nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938, war die polnische Diplomatie der Ansicht, dass es an der Zeit sei, das Projekt *Międzymorze* (*Intermarium*, „Zwischen den Meeren“, Drittes Europa) zu verwirklichen. Die polnischen Diplomaten sollten diesen Plan propagieren. *Międzymorze* war ursprünglich eine Idee von Józef Piłsudski gewesen, deren Entstehung bis unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg zurückreicht. Sie zielte auf eine mittel- und osteuropäische Föderation unter der Leitung Polens ab, die auch die baltischen Staaten umfassen sollte.²⁵ Nach dem polnischen Historiker Marek Kornat sah der polnische Außenminister Józef Beck das Projekt jedoch eher als Intention, nicht aber als einen klar umrissenen politischen Plan an. Beck schwebte ein Block der mittel- und osteuropäischen Staaten unter polnischer Leitung vor, der von der Ostsee bis zur Adria reichen sollte. Dieser Block sollte eine selbstständige Außenpolitik betreiben, unabhängig von der Sowjetunion und von Deutschland, sollte aber auch kein Satellit der Demokratien, unter maßgeblicher Beteiligung Polens, Rumäniens und Ungarns, sein.²⁶ Beck glaubte, die

23 Šejnoha aus Tallinn, 28.2.1938, in: MZV, Trezorové spisy II/1 Tallin 1938 PZ č 1-26/PPZ č I-IV.

24 So der Mitarbeiter der litauischen Gesandtschaft in Paris, Ladas Natkevičius, 30.7.1938, in: LCVA 648-1-29, Bl. 152 f.

25 Vgl. Piotr Okulewicz: *Koncepcja „międzymorza“ w myśli i praktyce politycznej obozu Józefa Piłsudskiego w latach 1918–1926* [Die Konzeption des „Międzymorze“ in den Gedanken und der politischen Praxis des Lagers Józef Piłsudski in den Jahren 1918–1926], Poznań 2001; Waldemar Rezmer: *Małe państwa bałtyckie 1918–1940. Próby sojuszy wojskowych* [Die kleinen baltischen Staaten 1918–1940. Versuche Militärbündnisse], in: Mariusz Wołos, Jarosław Kłaczek u.a. (Hrsg.): *Nad Bałtykiem. W kręgu polityki, gospodarki, problemów narodowościowych i społecznych w XIX i XX wieku. Księga jubileuszowa* [An der Ostsee. Politik, Wirtschaft sowie Nationalitäten- und Gesellschaftsfragen im 19. und 20. Jahrhundert. Jubiläumsband], Toruń 2005, S. 931-935.

26 Marek Kornat: *Pol'skaja koncepcija „Międzymorze“ v 1937-1938 gg.: političeskij mif i istoričeskaja real'nost'* [Die polnische Konzeption „Międzymorze“ 1937–1938: politischer Mythos und historische Realität], in: Lebedeva, Volos u.a. (Hrsg.): *Mjunchenskoe soglašenje 1938 goda* (wie Anm. 11), S. 59-83, hier S. 61.

Gegensätze zwischen den letztgenannten Staaten überbrücken zu können und wollte neben den baltischen Staaten auch Griechenland und Jugoslawien mit einbeziehen. Er ging davon aus, dass wenn Polen zwischen Deutschland und der Sowjetunion laviere und auf Rumänien, die baltischen Staaten und Finnland Einfluss ausübe, weder Deutschland noch die Sowjetunion einen Krieg gegen diesen neutralen Block beginnen würden.²⁷ In Polen galt *Międzymorze* als Garant der eigenen Sicherheit, wodurch dem Land der Status einer Großmacht, der „dritten Macht“ in Europa zugesprochen wurde.²⁸ In der polnischen Außenpolitik wurden die Tschechoslowakei und darüber hinaus auch Litauen als Hindernisse bei der Realisierung dieser Großmachtidee gewertet.

Es stellt sich die Frage, ob der *Międzymorze*-Plan der politischen Realität in Osteuropa in der Zwischenkriegszeit Rechnung trug und seine Verwirklichung überhaupt denkbar war. Außerdem ist es von Interesse, wie die baltischen Staaten ihn in ihrer Außenpolitik beurteilten.

Der lettische Außenminister scheint das Projekt *Międzymorze* im Großen und Ganzen gutgeheißen zu haben. Im Mai 1937, als sich Munters im Zusammenhang mit den Krönungsfeierlichkeiten in England aufhielt, stellte er im Foreign Office (FO) sogar ein „eigenes“, d.h. ein lettisches *Intermarium* vor. Mithilfe eines Gürtels neutraler Staaten wolle Riga die Lage in Osteuropa stabilisieren, um so auch die Möglichkeit eines Konflikts zwischen Deutschland und der Sowjetunion zu reduzieren. Zu diesem Gürtel sollten diejenigen Staaten gehören, die in einen Konflikt dieser beiden Mächte hinein geraten drohten – die baltischen Staaten, Finnland, Polen – gegebenenfalls sollte ein Block von Rumänien bis Schweden aufgebaut werden. Munters' Vorstellung war durchaus ehrgeizig: Entweder sollten Litauen oder sogar alle drei baltischen Staaten Nichtangriffspakte mit Berlin abschließen. Das Gespräch im FO endete mit dem Aufruf, London möge zur Bildung eines neutralen Blocks in Osteuropa beitragen, da von dessen Gründung der Frieden in Europa abhängt.²⁹ Munters gelang es, auf einer feierlichen Zusammenkunft das lettische *Intermarium* auch Finanzminister Neville Chamberlain vorzustellen. Dieser jedoch habe erwidert, dass die Regierung Seiner Majestät keine besonderen Verpflichtungen in Osteuropa eingehen könne. Auf Munters' Vorstellung von der Aufrechterhaltung des Friedens in Osteuropa erwiderte der Leiter der Abteilung für nordische und baltische Länder im FO, Lawrence Collier, mit einer prägnanten Bemerkung: „I fear this is an unusually lengthy record“.³⁰

27 Siehe eine zusammenfassende Übersicht des estnischen Militärattachés in Warschau und Bukarest über die Errungenschaften des Aufbaus der polnischen Landesverteidigung im Jahre 1936: Herbert Raidna aus Warschau, 12.12.1936, in: ERA 495-12-190, Bl. 2 f.; US-Militärattaché Lowell M. Riley aus Prag, 22.8.1938, in: NA II RG-165 M-1508, R-4.

28 Vgl. Stanislav V. Morozov: *Pol'sko-čechoslovackie otnošenija 1933–1939. Čto skryvalos' za političeskoj „ravnoudalennosti“ ministra Ju. Beka* [Polnisch-tschechoslowakische Beziehungen 1933–1939. Was verbarg sich hinter der Politik der „Äquidistanz“ des Ministers J. Beck], Moskau 2004, S. 307. In seinen Memoiren blieb Beck in Bezug auf diesen Plan recht zurückhaltend: „Mein Anliegen war es, eine Grundlage für die ideologische Einheit in diesen osteuropäischen Ländern zu schaffen, die keinen Anspruch auf die Rolle einer Großmacht erhoben und nicht gewillt waren, sich den Großmächten zu unterwerfen.“ Józef Beck: *Final Report*, New York, NY 1957, S. 118.

29 Colliers Memorandum, 11.5.1937, in: UKNA FO 371/21057, N2548/124/59.

30 Ebenda.

Der Oberbefehlshaber der estnischen Streitkräfte Johan Laidoner äußerte andernorts Vergleichbares. Zumindest erklärte er auf einem Treffen mit in Tallinn akkreditierten Diplomaten im März 1938, dass die Beseitigung der polnisch-litauischen Streitfrage – Kaunas hatte auf ultimativen polnischen Druck hin diplomatische Beziehungen mit Warschau aufnehmen müssen – einen *cordon sanitaire* zwischen Deutschland und der Sowjetunion habe sichtbar werden lassen, in dem insgesamt 65 Mio. Menschen wohnten (Esten, Letten, Litauer, Polen, Rumänen etc.). Nach einem Bericht der britischen Gesandtschaft habe Laidoner in einem derartigen Block die Gewähr gesehen, den Frieden zu schützen.³¹ Es ist eine andere Frage, wie seriös die Ausführungen des Oberbefehlshabers vor dem Hintergrund der weitreichenden Ambitionen Warschaus und der estnischen Außenpolitik waren, die sich ab 1935/36 an Deutschland orientierte. Glaubte Laidoner selbst an diese Vision? Im Mai 1938 versicherte Außenminister Selter dem deutschen Gesandten Hans Frowhein, es sei für Estland gefährlich, sich Polen zu stark anzunähern. Estland wolle aber die guten Beziehungen zu Warschau aufrechterhalten.³² Im estnischen Außenministerium hielt man den *Międzymorze*-Plan für „eine Idee ohne großen Wert“, d.h. für unrealistisch, zumal sich nicht nur die Sowjetunion, sondern auch Deutschland von einer Achse Tallinn-Bukarest bedroht fühlen könnte. Estland laufe daher Gefahr, in Anbetracht der polnisch-französischen und polnisch-rumänischen Verträge in den Konflikt in Mitteleuropa mit hineingezogen zu werden. „Es ist ein großer Irrtum, wenn in Europa angenommen wird, dass die baltischen Staaten zusammen am Leben bleiben oder auf einmal zerstört werden“, erklärte der Leiter der politischen Abteilung des Außenministeriums, Nikolai Kaasik, dem tschechoslowakischen Vertreter Šejnoha.³³ Diese Aussage beruhte auf der Annahme, dass sich die geografische Lage Estlands von derjenigen Lettlands und Litauens unterscheide. Man ging davon aus, dass Lettland und Litauen gleich zu Beginn der militärischen Auseinandersetzung Kriegsschauplatz werden würden. Der estnische Gesandte in Berlin, Karl Tofer, beurteilte Ende 1938 die Situation folgendermaßen: Polen sei aufgrund seiner wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nicht in der Lage, groß angelegte außenpolitische und strategische Pläne zu verwirklichen.³⁴

Nach der erzwungenen Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Polen war Litauen im Frühjahr und Sommer 1938 bestrebt, sich wieder von dem ungeliebten Nachbarn zu distanzieren, schließlich stand die Vilnius-Frage nach wie vor auf der Tagesordnung. Die Spannungen zwischen den beiden Ländern – auch wegen der Behandlung der jeweiligen Minderheiten – konnten nicht überwunden werden. All dies beeinflusste auch die in der litauischen und polnischen Presse vertretenen Positionen.³⁵ Kaunas befürchtete, das polnische Ultimatum könne einen Eroberungsversuch nach sich ziehen; Polen könne zudem den

31 Memorandum des Mitarbeiters der britischen Gesandtschaft in Tallinn, Leslie, 29.3.1938, in: UKNA FO 371/22218, N1660/1/59.

32 Frowhein aus Tallinn, 24.5.1938, in: NA II RG-242 T-120 R-914; 385423.

33 Šejnoha aus Tallinn, 27.2.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Tallin 1938 PZ č 1-26/PPZ č I-IV.

34 Tofers Bericht, 2.12.1938, in: ERA 957-14-573, Bl. 223.

35 Siehe den Brief des britischen Geschäftsträgers in Kaunas, Thomas Preston, an den britischen Gesandten Charles W. Orde in Riga, 14.6.1938, in: UKNA FO 371/22218, N3192/1/59; Bericht des Mitarbeiters der britischen Botschaft in Warschau, Clifford Norton, 10.8.1938, in: UKNA FO 371/22218, N4019/1/59; Bericht des britischen Botschafters in Warschau, Howard Kennard, 7.9.1938, in: UKNA FO 371/22218, N4491/59.

„Korridor“ an Deutschland abtreten und dafür als Gegenleistung einen alternativen Zugang zum Meer durch Litauen in Liepāja (Libau) erhalten.³⁶

So gelang es der polnischen Außenpolitik nicht, den Traum von *Międzymorze* zu verwirklichen. Kornat bezeichnet ihn als Suche nach ergänzenden Sicherheitsgarantien in einer Situation, in der das politische System, das nach dem Ersten Weltkrieg vom Völkerbund und von Frankreich aufgebaut worden war, nicht mehr existierte.³⁷ Zugleich spielte aber selbst das FO Becks Ambitionen im Sommer 1938 einmal durch: Demzufolge könnte Polen „aufgrund seiner geografischen Lage einer der wichtigsten Eckpfeiler, wenn nicht der wichtigste Eckpfeiler sein in einem Block neutraler Pufferstaaten, der zwischen Deutschland und der Sowjetunion liegt, aus Polen und den baltischen Staaten besteht und gegebenenfalls mit den skandinavischen Ländern assoziiert ist“.³⁸

Warschau war 1938 klar, dass die Sowjetunion der Tschechoslowakei sowohl mit Durchquerung des polnischen Gebietes als auch der baltischen Staaten wirksame Hilfe leisten könnte. Andererseits wollte Polen selbst an einer möglichen Aufteilung der Tschechoslowakei beteiligt sein. Sollte die Rote Armee durch polnisches Gebiet vorrücken, war Polen zu Widerstand bereit. Daher war Polen im Sommer 1938 auch sehr daran interessiert, dass die baltischen Staaten die Sanktionen des Völkerbundes für unverbindlich erklärten.³⁹ Warschau wollte angesichts der tschechoslowakischen Krise seine Stellung im Baltikum festigen und die Politik Estlands und Lettlands beeinflussen, eine Haltung zu den Sanktionen einzunehmen.⁴⁰

Am 13. Juni traf Beck in Begleitung Tadeusz Kobylańskis, des Leiters der Ostabteilung des polnischen Außenministeriums, in Tallinn ein. Während der Visite wurden protokollarische Reden voller gegenseitigen Lobeshymnen und Schmeicheleien gehalten.⁴¹ Beck propagierte die Neutralität und bestand darauf, Art. 16 für unverbindlich zu erklären (einen möglichen Durchmarsch der Roten Armee durch Polen nicht zuzulassen). Schon vor der Visite hatte der estnische Gesandte in Warschau, Hans-Johan-Ernst Markus, auf Becks Auffassung hingewiesen, wonach „Europa vor allem durch feindliche Ideologien zweier Kolosse – Deutschland und Russland – bedroht [werde; M. I.], weswegen die Staaten, die sich zwischen diesen beiden Kolossen befinden, strikte Neutralität einhalten sollen“.⁴² In der Öffentlichkeit begnügten sich beide Seiten mit allgemeinen Äußerungen über ihre ge-

36 Memorandum des britischen Militärattachés in allen drei baltischen Staaten, C.S. Vale, 29.3.1938, in: UKNA FO 371/22218, N1660/1/59.

37 Kornat, *Pol'skaja koncepcija* (wie Anm. 26), S. 79.

38 Ebenda, S. 77.

39 Vgl. Anna Cienciala: *Poland and the Western Powers 1938–1939. A Study in the Interdependence of Eastern and Western Europe*, Toronto 1968, S. 79 f. Der polnische Gesandte in Paris Łukasiewicz sagte im Gespräch mit dem französischen Außenminister, Polen werde im Falle eines Versuchs des Durchmarsches Widerstand gegen die Rote Armee leisten; dies werde Krieg zwischen Polen und der Sowjetunion bedeuten. Bohdan B. Budurowycz: *Polish-Soviet Relations 1932–1939*, New York, NY u.a. 1963, S. 115.

40 Berichte des lettischen Gesandten in Warschau, Miķelis Valters, 11.6., 15.6., 17.6.1938, in: LVVA 2575-15-96, Bl. 101 f., Bl. 89-91.

41 Bericht des Mitarbeiters der finnischen Gesandtschaft in Tallinn, Koistinen, 16.6.1938, in: KA Hynninen, 2.

42 Bericht des estnischen Gesandten in Warschau, Johannes Markus, 3.6.1938, in: ERA 957-14-572, Bl. 158r.

meinsamen Interessen.⁴³ In einem Interview vor seiner Abreise erklärte Beck estnischen Journalisten, das gegenseitige Vertrauen zwischen Estland und Polen sei wichtiger als irgendwelche Urkunden. Unter Bezugnahme auf Spekulationen in der ausländischen Presse verkündete er jedoch, dass man in der estnisch-polnischen Zusammenarbeit auf die Doktrin der Blöcke verzichten müsse.⁴⁴

In Zusammenhang mit Becks Besuch berichtete der tschechoslowakische Vertreter Šejnoha, in Tallinn sei noch nie so viel vom Durchmarsch der sowjetischen Truppen geredet worden; beide Seiten hätten sich über Verhaltensregeln bei einem eventuellen Durchmarsch der Roten Armee geeinigt. Šejnoha erwähnte auch die Ansicht des stellvertretenden Außenministers Oskar Ōpik: Ein Durchmarsch der Roten Armee würde nicht nur zum Verlust der Unabhängigkeit, sondern auch zur Vernichtung der Bevölkerung führen. Die estnische und polnische Außenpolitik beurteilte der tschechoslowakische Gesandte kritisch: Tallinn erkenne keine deutsche Bedrohung. Wer eine solche sähe, den hätten die Behauptungen Frohweins beschwichtigt, Deutschland gewährleiste den Frieden. Die Neutralität Estlands scheine bisher recht einseitig gelagert zu sein. Šejnoha schloss, dass der polnische Vertreter in Tallinn letztlich bewusst oder unbewusst für deutsche Interessen einstehe.⁴⁵

Als Beck im Juli Riga besuchte, legte er zuvor eine kaum 30-minütige Zwischenlandung in Kaunas ein. Laut „Lietuvos Aidas“ traf er sich dort mit dem Leiter der politischen Abteilung des Außenministeriums, Juozas Urbšys, und den in Litauen akkreditierten polnischen Diplomaten. Beispiellos sei dabei der Umstand gewesen, dass ein Vertreter der polnischen Regierung auf litauischem Territorium von einem Vertreter der litauischen Regierung empfangen wurde. Offiziell hieß es, beim Frühstück auf dem Flugplatz seien nur diplomatische Komplimente ausgetauscht worden.⁴⁶ In Riga traf sich Beck auch mit dem lettischen Präsidenten Kārlis Ulmanis. Die Frage der polnischen Minderheit in Lettland, welche die gegenseitigen Beziehungen bisher belastet hatte, wurde mindestens für diesen Moment von der Tagesordnung gestrichen. Ein Mitarbeiter der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Riga führte allerdings aus, dass die lettische Öffentlichkeit ungeachtet der Visite ihre misstrauische und reservierte Haltung gegenüber Polen beibehalte.⁴⁷

Gegenüber lettischen Journalisten erklärte Beck jedoch in Riga, dass auch über die Sanktionen des Völkerbundes diskutiert worden sei, deren automatische Verhängung Polen ablehne.⁴⁸ In einem späteren Interview in Oslo meinte der polnische Außenminister dann, es gebe hinsichtlich des Völkerbundes zwei Herangehensweisen: Die eine, befürwortende, sei jedoch von Müdigkeit und Gleichgültigkeit gekennzeichnet, während die zweite, ablehnende, den Kampf gegen diese Gleichgültigkeit involviere.⁴⁹ Während seines Besuches in

43 Vgl. z.B. *Gazeta Polska* vom 11.6.1938.

44 Šejnoha aus Tallinn, 16.9.1938, in: *Dokumenty československé zahraniční politiky. Československá zahraniční politika v roce 1938. Svazek I (1. leden – 30 června 1938)* [Dokumente der tschechoslowakischen Außenpolitik. Die Außenpolitik der Tschechoslowakei im Jahre 1938. Bd. I (1. Januar – 30. Juni 1938)], Praha 2000, S. 537-539.

45 Ebenda.

46 *Lietuvos Aidas* vom 14.7.1938; *Lietuvos Źinios* vom 14.7.1938; siehe auch Preston, 13.7.1938, in: UKNA FO 371/22218, N37671/1/59.

47 Bericht des Mitarbeiters der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Riga, Haussmann, 22.11.1938, in: *MZV Riga 1938 PZ č.1-14*.

48 *Jaunākās Ziņas* vom 15.7.1938.

49 *Jaunākās Ziņas* vom 6.8.1938.

Riga war in den lettischen und litauischen Zeitungen ausschließlich von der Notwendigkeit die Rede, gute Beziehungen zu Polen aufrecht zu erhalten.⁵⁰ Doch war dies nicht so einfach. Munters' Ansichten jedenfalls änderten sich nach seiner Unterhaltung mit Beck unerwartet. Es schien, als hätte der lettische Außenminister seine „Gleichgültigkeit“ überwunden. Während des Dinners zu Ehren des polnischen Gastes betonte er, dass keine äußere Kraft der aufrichtigen Freundschaft zwischen Lettland und Polen schaden könne. Zugleich müsse Lettland vermeiden, in einen Konflikt verwickelt zu werden, um seine lebenswichtigen Interessen zu bewahren.⁵¹ Als sich Munters Anfang August Fragen des sowjetischen Gesandten Ivan Zotov stellte, gab er zu verstehen, er stimme mit Beck darin überein, dass die Anwendung des Art. 16 nicht verbindlich sein könne: „Man darf ein Land nicht dazu zwingen an etwas mitzuwirken, was es möglicherweise gar nicht will.“⁵²

Am 27. Juni 1938 traf der Chef des polnischen Hauptstabes, Brigadegeneral Waclaw Stachiewicz, in Riga ein. Zwei Tage später war er in Tallinn, danach in Helsinki. In Zusammenhang mit seinem Estland-Besuch verbreiteten sich erneut Gerüchte über ein bevorstehendes polnisch-estnisches Militärabkommen.⁵³ Es steht außer Frage, dass beide Besuche der polnischen Vertreter in unmittelbarem Zusammenhang mit der politischen Situation Europas im Frühjahr und Sommer 1938 standen. Die Gespräche wurden fortgesetzt: Im August traf Brigadegeneral Władysław Bortnowski in Riga⁵⁴ und Tallinn ein, im September besuchte eine Delegation des polnischen Schutzverbandes die estnische Hauptstadt.⁵⁵

Dem polnischen Historiker Piotr Tadeusz Kołakowski zufolge ging der polnische Hauptstab zwar nicht davon aus, dass Moskau Prag tatsächlich Hilfe leisten würde, doch setzte er Präventivmaßnahmen um: Die Garnisonen Ostpolens und Wolhyniens wurden personell verstärkt sowie Fliegerstaffeln im südöstlichen Polen stationiert. Kołakowski interpretiert dies als Maßnahmen gegen eine befürchtete Luftbrücke zwischen der Sowjetunion und der Tschechoslowakei über polnisches Territorium. Mit Besorgnis wurden sowjetische Manöver in den grenznahen Bezirken beobachtet.⁵⁶ Am 21. September erließ der Hauptinspektor der Streitkräfte, Edward Rydz-Śmigły, den Befehl, zur Besetzung von Teschen eine separate militärische Einheit aufzustellen – die Operativgruppe „Śląsk“, zu deren Kommandeur Brigadegeneral Bortnowski Rydz-Śmigły unterstellt wurde. Bortnowski hatte bis zum 1. Oktober die Kampfbereitschaft der Einheit sicher zu stellen.⁵⁷ Angesichts dieser wichtigen Aufgabe, die Bortnowski übertragen worden war, dürfte es sich bei dessen Abstecher nach Tallinn und Riga um keinen reinen Höflichkeitsbesuch gehandelt haben. Allerdings konnten über seine Gespräche im August 1938 keine Aufzeichnungen gefunden werden. Mit diesem

50 Jaunākās Ziņas vom 13.7.1938; Lietuvos Aidas vom 14.7.1938.

51 Vgl. Stranga, Latvia (wie Anm. 13), S. 15.

52 Ivan Zotovs Tagebuch, 2.8.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 134.

53 Valters aus Warschau, 28.6.1938, in: LVVA 2575-15-96, Bl. 73; Bericht des Mitarbeiters der schwedischen Gesandtschaft in Tallinn, Erik v. Sydow, 28.6.1938, in: KKA UD HPIEe.

54 Vgl. Stranga, Latvia (wie Anm. 13), S. 14.

55 In der zweiten Hälfte des Jahres 1938 trafen u.a. ein Geschwader des polnischen Aeroklubs und polnische Kriegsschiffe in Tallinn ein. Vgl. Piotr Łossowski: Stosunki Polsko-Estońskie 1918–1939 [Polnisch-estnische Beziehungen 1918–1939], Warschau 2010, S. 165.

56 Piotr Kołakowski: Między Warszawą a Pragą. Polsko-Czechosłowackie stosunki wojskowo-polityczne 1918–1939 [Zwischen Warschau und Prag. Polnisch-tschechoslowakische militärpolitische Beziehungen 1918–1939], Warszawa 2009, S. 488.

57 Ebenda, S. 509.

Besuch, der ausgerechnet zu einem Zeitpunkt stattfand, als die tschechoslowakische Krise zu eskalieren drohte, wurde offenbar das Ziel verfolgt, die Einsatzbereitschaft der beiden Staaten zu ermitteln und sie zu veranlassen, sich dem Transit fremder Truppen zu widersetzen sowie wahrscheinlich auch die militärische Situation der sowjetischen Marine und der Roten Armee zu erkunden.

Ähnliche Absichten verfolgte auch der nördliche Nachbar Estlands: Unmittelbar nach Stachiewicz' Abreise aus Helsinki war am 5. Juli der Oberbefehlshaber der finnischen Streitkräfte, Generalleutnant Hugo Österman,⁵⁸ in Tallinn eingetroffen. Während der Öffentlichkeit berichtet wurde, Österman erwidere nur einen Besuch Laidoners aus dem Jahre 1936,⁵⁹ sollte er – folgt man dem finnischen Historiker Jari Leskinen – ermitteln, ob Estland im Falle eines eventuellen sowjetischen Angriffs als Verbündeter Finnlands in Frage käme.⁶⁰ Noch am selben Tag versicherte interessanterweise der estnische Generalstabchef Nikolai Reek dem deutschen Gesandten Frohwein, Estland sei fest entschlossen, im Falle eines sowjetischen Durchmarschversuchs, Krieg gegen Moskau zu führen. Estland hoffe jedoch, wenn es dazu käme, auf militärische Hilfsgüter aus Deutschland. Estland könne zur Unterstützung der deutschen Kriegsmarine problemlos den Finnischen Meerbusen verminen, um die sowjetische Flotte daran zu hindern, den Verkehr auf der Ostsee zu kontrollieren. Frohwein berichtete, er habe sich im Namen seines Landes über den festen estnischen Entschluss befriedigt gezeigt, den Durchmarsch der Roten Armee militärisch zu verhindern; dieser Haltung käme indes noch größeres Gewicht zu, wenn sich Finnland und Lettland ihr anschließen.⁶¹

Die Besuche von Stachiewicz und Beck führten in der internationalen Presse zu unterschiedlichen Spekulationen darüber, ob die polnische Außenpolitik den Verzicht auf die kollektive Sicherheit und den Abschluss eines Bündnisses zur Mäßigung der beiden ideologischen Feinde bzw. die Errichtung einer neutralen Zone anstrebe, in der Polen mit der

58 Im März 1938 hatte Österman mit einer Gruppe ehemaliger Jäger auf Einladung des Oberkommandos der Wehrmacht Deutschland besucht und an Festlichkeiten zu Ehren der Kriegsteilnahme des ehemaligen 27. Jägerbataillons in Greifswald teilgenommen. Der finnische General wurde am 28. März von Hitler höchstpersönlich empfangen. Auf einem feierlichen Mittagessen in der finnischen Botschaft in Berlin traf er mit Außenminister Joachim v. Ribbentrop zusammen; anwesend war zudem General Rüdiger v.d. Goltz. Siehe die Briefe des in Helsinki residierenden deutschen Militärattachés für Finnland, Estland und Lettland, Horst Rössing, an den Geschichtsprofessor der Universität Helsinki und ehemaligen Diplomaten Herman Gummerus 7.2., 17.3.1938, in: VA Herman Gummerus, Bl. 50; Greifswalder Zeitung vom 2.4.1938. Risto O. Peltovuori: Saksa ja Suomen talvisota [Deutschland und der finnische Winterkrieg], Helsinki 1975, S. 26, 28; ders.: Suomi saksalaisin silmin 1933–1939. Lehdistön ja diplomatian näkökulmia [Finnland mit deutschen Augen 1933–1939. Die Presse und diplomatische Perspektiven], Helsinki 2000, S. 166; Greifswalder Zeitung vom 31.3.1938.

59 Siehe Koistinen aus Tallinn, 14.7.1938, in: KA Hynninen, Bl. 2; Päevaleht vom 5.7.1938.

60 Österman habe daher sein Hauptaugenmerk auf das wirtschaftliche Potenzial Estlands gerichtet. Jari Leskinen: Vaiettu Suomen silta. Suomen ja Viron salainen sotilaallinen yhteistoiminta Neuvostoliiton varalta vuosina 1930–1939 [Die stumme Brücke Finnlands. Geheime militärische Kooperation gegen die Sowjetunion zwischen Finnland und Estland 1930–1939], Helsinki 1997, S. 97.

61 Frohwein aus Tallinn, 5.7.1938, in: Molotovi-Ribbentropi paktist baaside lepinguni. Dokumente ja materjale [Vom Molotow-Ribbentrop-Pakt bis zum Stützpunktevertrag. Dokumente und Materialien], Tallinn 1989, S. 57–59.

baltischen Entente und den skandinavischen Ländern kooperieren würde. Es wurde sogar von einer möglichen Konferenz der skandinavischen Länder, der baltischen Staaten und Polens berichtet. Zugleich wurde angekündigt, dass Polen infolge des Kräftemessens in Europa in eine Situation geraten könne, in der eine Neutralitätserklärung ohne Belang sei.⁶²

Insgesamt erwies sich der Plan eines „Dritten Europa“ als Fiktion. Ungeachtet der polnischen Großmachtbestrebungen fehlte es dem Land an politischen, wirtschaftlichen und militärischen Voraussetzungen für die Bildung und Führung eines solchen Staatenblocks. In Skandinavien wurde zudem das autoritäre Regime der polnischen Obristen scharf kritisiert. Auch in Estland wurde zuweilen die Auffassung vertreten, die polnische Innen- und Außenpolitik sei völlig inakzeptabel.⁶³ Polen konnte zudem die vielen Konflikte zwischen den anvisierten Ländern nicht überbrücken. Indem es das „Dritte Europa“ einerseits gegen den Völkerbund und andererseits gegen Deutschland und die Sowjetunion steuern wollte, trug es dazu bei, alle Grenzstaaten in die Isolation zu treiben. Damit kam Beck's Politik trotz aller Betonung der deutschen und sowjetischen Gefahr faktisch den Anliegen Berlins weit entgegen.

Die Sowjetunion und die polnische Baltikumpolitik

Das polnische *Międzymorze*-Projekt sah der Kreml als Versuch der Wiederrichtung eines *cordon sanitaire* an, als eine anti-sowjetische und anti-tschechoslowakische Politik. Prag hielt die polnische Vision für unrealistisch und sah sie zudem als eine Politik, die zur Einkesselung und Isolation des eigenen Staates führte. So erklärte Außenminister Kramil Krofta dem litauischen Gesandten in Prag, der von Polen geplante Block sei für ihn völlig unbegreiflich und sinnlos.⁶⁴ Vladimir Potemkin wiederum, seines Zeichens sowjetischer stellvertretender Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, wies am 26. März 1938 die Gesandten in Warschau, Kaunas, Riga und Tallinn an, die polnischen Aktivitäten im Hinblick auf die baltischen Staaten zu beobachten. Er vermutete, dass Polen der baltischen Entente beitreten könne.⁶⁵

Die Visiten von Stachiewicz und Beck verärgerten den Kreml, weil sie die Sorge vergrößerten, Polen könnte sich an den Konferenzen der Außenminister der baltischen Entente beteiligen.⁶⁶ In Moskau wurde Beck gelegentlich als Helfershelfer der Hitler-Anhänger oder als Spion angesehen; er galt als der öffentliche Feind.⁶⁷ Seine Aktivitäten im Hinblick auf Rumänien, Ungarn und das Baltikum (*Międzymorze*) wurden von der sowjetische Presse als

62 Presseabteilung der finnischen Gesandtschaft in Polen, 27.7.1938, in: SArk 1354/13; Svenska Dagbladet vom 20.7.1938; Uusi Suomi vom 26.7.1938; Basler Nachrichten vom 5.8.1938.

63 Vgl. Lossowski, *Stosunki Polsko-Estońskie* (wie Anm. 55), S. 163.

64 Bericht des litauischen Gesandten in Prag, Edvardas Turauskas, an Lozoraitis, 29.4.1938, in: LCVA 648-1-16, Bl. 163.

65 Potemkin an die Vertreter der UdSSR in Litauen, Lettland, Estland und Polen, 26.3.1938, in: AVP RF 05-18-09-145, Bl. 1 f.

66 Siehe z.B. die Nachricht des Leiters der 1. Westlichen Abteilung des sowjetischen Außenministeriums Grigorij Ja. Bežanov an den sowjetischen Gesandten in Kaunas, Pavel N. Krapivintsev, 25.7.1938, in: AVP RF 0151-29-55-2, Bl. 16.

67 Siehe den Bericht des Mitarbeiters der estnischen Gesandtschaft in Moskau, Voldemar Ojansoon, 20.7.1938, in: ERA 957-14-573, Bl. 50-52. Siehe z.B. K. Pjaseckij: *Pol'skij minister – gitlerovskij*

eine gegen die UdSSR und die Tschechoslowakei gerichtete Intrige behandelt, als Bestreben, Deutschlands Vertrauen zu erringen bzw. die Demokratien zu einer passiven Haltung gegenüber den baltischen Staaten und Skandinavien zu bewegen.⁶⁸

Das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten wusste, dass während der polnischen Besuche über die Aushebelung des Art. 16 gesprochen wurde.⁶⁹ Die auf der Außenministerkonferenz der baltischen Entente aufgeworfene Stellungnahme zum Art. 16 wurde kritisiert. In der sowjetischen Presse wurden „faschistische Länder“ beschuldigt, die Auflösung des Völkerbundes zu betreiben: Es hieß, die Völkerbundsanktionen seien verbindlich und gerade Kleinstaaten hätten allen Grund zur Besorgnis.⁷⁰

Die sowjetischen diplomatischen Vertreter in den baltischen Hauptstädten vertraten die Ansicht, gerade die auf Art. 16 beruhende kollektive Abwehr gegen aggressive Länder beschütze die durch diese gefährdeten Kleinstaaten.⁷¹ Als Druckmittel dienten die Wirtschaftsbeziehungen. So beschloss das Politbüro am 28. Juni, den sowjetisch-lettischen Handelsvertrag vom 4. Dezember 1933 zu annullieren, wenn sich Riga nicht bereit erkläre, die für die Schiffsfrachten und den Transit anfallenden Gebühren als Teil des Gesamtwarenumsatzes anzusehen.⁷² Darüber hatte der sowjetische Gesandte in Riga, Zotov, das lettische Außenministerium bereits am 29. Juni informiert. Aus seinem Bericht geht hervor, dass diese Drohung noch um Beschuldigungen gegen die lettische Außenpolitik ergänzt wurde, womit Riga faktisch nahegelegt wurde, seine Außenpolitik zu ändern.⁷³

Deutschlands Baltikumpolitik und der Völkerbund

Die Grundsätze des Völkerbundes in der zwischenstaatlichen Kommunikation – Vereinbarungen und Kompromisse – entsprachen nicht Hitlers Vorstellungen. Dieser wollte einen beständigen, einen nach dem Prinzip der Stärke dominierten „Daseinskampf um den Lebensraum“ führen.⁷⁴ Aus seiner Sicht hinderte ihn der Völkerbund an der Verwirklichung seiner Ambitionen. Hitler und sein Außenminister Konstantin v. Neurath, die Deutschland als Großmacht reanimieren und daher die Grenzen im Osten revidieren wollten, verfolgten die Wiederaufrüstung Deutschlands. Die deutsche Außenpolitik sollte Einmischungen in die inneren Angelegenheiten von außen unterbinden und der Regierung freie Hand für ihre rassistische, antisemitische Innenpolitik lassen sowie die Expansion nach außen gewährleisten.⁷⁵ Solange Deutschland im Völkerbund blieb, war es jedoch in einem Beziehungsnetz

špion [Der polnische Minister – ein Spion Hitlers], in: *Kommunističeskij internacional* vom (3.) März 1938, S. 102-104; *Pravda* vom 5.1.1938.

68 Siehe Pjaseckij, *Pol'skij minister*; *Pravda* vom 10.2., 19.7.1937, 2.6., 21.6.1938; *Leningradskaja Pravda* vom 10.7.1938.

69 Ivan Zotovs Tagebuch, 18.7.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 133.

70 *Pravda* vom 25.1., 19.7.1938.

71 Zotovs Tagebuch, 2.8.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 135.

72 Beschluss des Politbüros, 28.6.1938, in: *Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskij istorii* (Russländisches Staatsarchiv der sozial-politischen Geschichte, Moskau) 17-162-23, Bl. 93.

73 Zotovs Tagebuch, 2.7.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 121.

74 Vgl. Christoph M. Kimmich: *Germany and the League of Nations*, Chicago, ILL 1976, S. 173-193.

75 Ebenda.

gefangen, das es zu Kompromissen zwang. Am 14. Oktober 1933 erklärte Berlin daher seinen Austritt.⁷⁶

Berlin versuchte die europäischen Kleinstaaten davon zu überzeugen, dass der Völkerbund lebensunfähig sei und nur durch ihre Neutralitätspolitik ersetzt werden könne. So etwa hieß es nach der Konferenz der Außenminister der skandinavischen Länder im Juni 1937 in der Zeitschrift „Völkerbund und Völkerrecht“, dass sich die skandinavischen Länder gemeinsam mit den Niederlanden, der Schweiz und wahrscheinlich auch mit Belgien „in ihrem eigenen Interesse und in demjenigen Europas“ trotz diverser Störungsversuche bedingungslos neutral verhalten würden.⁷⁷ Der finnische Gesandte in Berlin, Aarne Wuorimaa, berichtete in Helsinki im Oktober 1937 von der Zufriedenheit der Deutschen, wenn sich Kleinstaaten zu neutralen Bündnissen zusammenschlossen, bedeute dies doch, dass auf eine automatische Anwendung des Art. 16 und des Prinzips der kollektiven Sicherheit verzichtet werde, welche Berlin als „größte Gefahr für die Wahrung des Friedens“ ansehe.⁷⁸ Die deutsche Presse reagierte kritisch, wenn bestimmte Aktivitäten in Hinsicht auf England, Frankreich oder die Sowjetunion entfaltet wurden oder Gerüchte über deren Annäherung auftauchten.⁷⁹ Zugleich wurde all das positiv beurteilt, was die Hoffnungen der Kleinstaaten auf den Völkerbund infrage stellte.⁸⁰

Deutschland sah Mittel- und Osteuropa als seine Einflussphäre an, in der keine polnische Konkurrenz geduldet wurde. Bei deutschen Diplomaten und in der deutschen Presse erregten die Besuche polnischer Vertreter im Baltikum Bedenken, da mit diesen eine Erweiterung der baltischen Entente bzw. der Abschluss eines militärischen Bündnisses bezweckt werden könnte. Die polnischen Aktivitäten in Hinsicht auf Finnland ließen in Berlin jedoch noch größere Zweifel aufkommen.⁸¹ Man erwog, Wilhelm Keitel, den Chef des Stabes des Oberkommandos der Wehrmacht, im Juli 1938 nach Tallinn zu entsenden. Die Initiative dafür war eigentlich von Estland ausgegangen.⁸² Allerdings kam dieser Besuch nicht zu Stande. Im estnischen Armeestab glaubte man, dass Keitel infolge des „Anschlusses“ von Österreich und infolge des Spanischen Bürgerkriegs zu beschäftigt sei.⁸³ Tatsächlich fürchtete Tallinn die sowjetische und wahrscheinlich auch die polnische Reaktion. Vor diesem Hintergrund mag einleuchten, dass Gesandter Frohwein dem Auswärtigen Amt nahelegte, Deutschland solle Rücksicht auf die geografische Lage Estlands nehmen und darauf verzichten, die Beziehungen beider Länder bloß zu legen.⁸⁴

76 Ebenda, S. 190.

77 Siehe den Bericht von Aaro Pakaslahti, damals Mitarbeiter in der Berliner finnischen Gesandtschaft, 21.6.1937, in: UM 5 C/5.

78 Wuorimaa aus Berlin, 14.10.1937, in: UM 5 C/5.

79 Leipziger Neueste Nachrichten vom 21.6.1937; Völkischer Beobachter vom 15.6.1937; Berliner Börsen-Zeitung vom 8.6., 18.6.1937.

80 Siehe die Übersicht über die ausländische Presse, erstellt vom Pressebüro des Estnischen Außenministeriums, 22.1.1938, in: ERA 1093-1-147, Bl. 20.

81 Siehe *Ilustrowany Kurier Godzienny* vom 8.7.1938; *Collier an Orde*, 7.7.1938, in: UKNA FO 371/22218, N3192/1/59; Kennard aus Warschau, 23.6.1938, in: UKNA FO 371/22218, N64/139/1/38.

82 Frohwein aus Tallinn, 30.7.1937, in: PA AA Gesandtschaft Reval 29 C 1. Bd. 6.

83 Sydow aus Tallinn, 28.6.1938, in: RA UD HP1Ee; Bericht des schwedischen Militärattachés in allen drei baltischen Staaten, Karl Lindqvist, aus Riga, 18.6., 30.6.1938, in: KKA B I 1938/3.

84 Frohwein aus Tallinn, 8.6.1938, in: PA AA Gesandtschaft Reval 403875-403880.

Noch vor den Besuchen der polnischen Repräsentanten hatte Frohwein Außenminister Selter eine Reihe von außenpolitischen Fragen gestellt. Er warnte seinen Gesprächspartner davor, dass das Reich so genannte verwickelnde Pakte nicht gutheiße und Kooperationsverträge eher von Nachteil seien. Selter erwiderte darauf, er könne sich nicht vorstellen, dass der polnische Außenminister an der Konferenz der Außenminister der baltischen Entente teilnehme.⁸⁵ Trotzdem hegte Frohwein weiterhin die Befürchtung, der polnische Außenminister könnte als Beobachter an der Außenministerkonferenz teilnehmen.⁸⁶

Je näher aber eine Entscheidung in der Sudetenfrage rückte, desto nachdrücklicher bestand Berlin darauf, dass auch die baltischen Staaten zum Art. 16 Stellung nahmen. Es lag auf der Hand, dass der Völkerbundrat im Falle eines Kriegsausbruchs zur Verhinderung der (deutschen) Aggression auch die baltischen Staaten verpflichten würde, der Roten Armee das Durchmarschrecht zu gewähren. Vor diesem Hintergrund strebte Berlin eine diplomatische und militärische Isolation der Tschechoslowakei an.⁸⁷ Im Hinblick auf die baltischen Staaten setzte die deutsche Außenpolitik ihre Hoffnung auf Estland, denn im Falle einer estnischen Unverbindlichkeitserklärung zum Art. 16 wären auch Lettland und Litauen gezwungen, diese abzuschließen. Am 29. August kam der Berliner Journalist Karl Megerle⁸⁸, ein Verwandter Görings und mit der Dienststelle von v. Ribbentrop verbunden, als deutscher Emissär nach Tallinn.⁸⁹ Megerle legte der estnischen Regierung nahe, sich mit einer Erklärung hinsichtlich der Frage des Art. 16 zu beeilen, schließlich werde der Völkerbund bei einer unerwarteten Verschärfung der Lage das Durchmarschrecht für die Sowjetunion verlangen.⁹⁰

Auch die Entscheidungen Rigas waren sowohl von deutschem Druck als auch von den Positionen Estlands und der skandinavischen Länder beeinflusst. Im Auswärtigen Amt ging man davon aus, dass sich Riga zum Art. 16 schwankend verhalten würde und aus diesem Grund die deutsche Diplomatie zum Handeln gezwungen sei. Am 1. September benachrichtigte der Abteilungsleiter für Skandinavien und das Baltikum im Auswärtigen Amt, Werner v. Grundherr, dem kommissarischen Ersten Sekretär der lettischen Botschaft in Berlin, Eriks Pauls Igenbergs, dass es an der Zeit sei, deutlich auszusprechen, dass Deutschland Staaten nicht als neutral ansehe, die fremden Truppen erlaubten, sich auf ihrem Staatsgebiet zu

85 Frohwein aus Tallinn, 24.5.1938, in: NA II RG-242 T-120 R-914; 385423.

86 Frohwein aus Tallinn, 16.7.1938, in: NA II RG-242 T-120 R-914, 385438-385439.

87 Vgl. Luboš Švec: *Československo a pobaltské státy v letech 1918–1939. Vývoj politických a hospodářských vztahů Československa s Litvou, Lotyšskem a Estonskem v meziválečném období* [Die Tschechoslowakei und die baltischen Staaten 1918–1939. Die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Tschechoslowakei mit Litauen, Lettland und Estland in der Zwischenkriegszeit], Praha 2001, S. 276.

88 Megerles Artikel folgen den Richtlinien, die ihm von v. Ribbentrop und dem deutschen außenpolitischen Forschungsinstitut erteilt worden waren, sie erschienen – darunter auch Texte zum Baltikum – in den wichtigsten deutschen Zeitungen: Berliner Börsen-Zeitung, Völkischer Beobachter und Westfälische Landeszeitung. In den Jahren 1932 bis 1938 war er eng mit den österreichischen Nationalsozialisten verbunden. Er hatte auch einen Anteil an der Entscheidung in der Sudetenkrise. Siehe Megerle Papers 1938–1940, in: NA II RG-242 T-120, R-1374, D527452.

89 Verzeichnis der Personen, die am 29.8.1938 über den Tallinner Grenzübergang einreisten und am 31.8.1938 abreisten, in: ERA 495-11-28/I, Bl. 457, 465.

90 Megerles Memorandum, 31.8.1938, in: Documents on German Foreign Policy 1918–1945, Series D (1937–1945), Vol. V.: Poland, The Balkans, Latin America, The Smaller Powers 1937–1939, Washington, DC 1953, S. 464 f.

bewegen. Er fragte direkt, ob Lettland neutral sein wolle oder sich nur hinter der Neutralität verstecke und der Roten Armee das Durchmarschrecht gewähre. Außerdem empfahl er, sofort eine Erklärung in dieser Frage abzugeben. Igenbergs berichtete von dem entschiedenen Ton, in dem ihm dies vorgetragen wurde.⁹¹ 1941 sagte der lettische Außenminister Munters in einem NKVD-Verhör aus, v. Grundherr habe Igenbergs des Weiteren erzählt, Estland und Finnland hätten sich bereits stärker an Deutschland angenähert als Lettland. Munters zufolge habe ihm Staatssekretär Ernst v. Weizsäcker zudem erklärt, dass Berlin von Riga die strikte Einhaltung der Neutralität erwarte; in keinem Fall dürften sowjetische Flugzeuge Lettland überfliegen.⁹²

Berlin bemühte sich auch um Einflussnahme in Litauens Politik. Am 24. Juni trafen sich Lozoraitis und Jurgis Šaulys, der litauische Gesandte in Berlin, mit Außenminister Joachim v. Ribbentrop. In einem mehr als eine Stunde dauernden Gespräch ging es um die Klaipėda-Frage, doch wurde auch über die politische Lage in Europa allgemein gesprochen. Lozoraitis' Frage, wie die Reichsregierung die Sicherheit in Osteuropa zu garantieren beabsichtige und warum sie im Hinblick darauf immer nur von Westeuropa spräche, wurde faktisch mit einer Drohung erwidert: Solange die Tschechoslowakei enge Beziehungen zur Sowjetunion pflege, könne Deutschland nicht von der Sicherheit Osteuropas reden. Berlin sei der Ansicht, dass die Sowjetunion ganz Europa bedrohe. Lozoraitis berichtete, dass die baltischen Staaten nach v. Ribbentrops Auffassung „stets Rücksicht auf die bolschewistische Gefahr nehmen sollten“. Die Existenz der baltischen Staaten könnte enden, wenn Russland sie verschlucke. Deutschlands Haltung gegenüber den baltischen Staaten wiederum hinge davon ab, wie diese zum Bolschewismus stünden.⁹³ Zwar wurden der Völkerbund und der Art. 16 in diesem Gespräch nicht direkt erwähnt, doch waren die Äußerungen über die Tschechoslowakei und die Sowjetunion deutlich genug: Die baltischen Staaten dürften sich in ihrer Außenpolitik nicht an Prag orientieren und müssten sich von Moskau distanzieren.

Der Höhepunkt der Krise

Am 19. September 1938, am gleichen Tag, als England und Frankreich Prag die ultimative Forderung stellten, die deutsch besiedelten Gebiete an Deutschland abzutreten, verkündeten Selzer und Munters vor der Vollversammlung des Völkerbundes, dass sich ihre Regierungen das Recht einräumten, in jedem Einzelfall selbst darüber zu entscheiden, inwieweit die Bestimmungen des Art. 16 anzuwenden seien.⁹⁴ Lozoraitis, der bislang jede Stellungnahme zu dieser Frage verweigert hatte, gab am 22. September zusammen mit den Vertretern Polens und Rumäniens eine Erklärung gleichen Inhalts ab. Seine Rede war jedoch widersprüchlich. Zunächst schwor er den Grundsätzen des Völkerbundes Treue und erklärte, Gerechtigkeit müsse stets den Vorrang vor Gewalt haben. Bevor er am Ende diesen Treueschwur be-

91 Igenbergs aus Berlin, 1.9.1938, in: LVVA 2574-4-7165, Bl. 43 f.

92 Protokol doprosa Mutersa V.N. ot 20.11.1941 [Verhörprotokoll von V.N. Munters vom 20.11.1941], in: Hoover Institution on War, Revolution and Peace. Hoover Institution Archives, Stanford, CA, Ronis, 1.

93 Lozoraitis' Memorandum über das Gespräch mit v. Ribbentrop, 24.6.1938, beigelegt in dem Bericht Prestons aus Kaunas, 12.7.1938, in: UKNA FO 371/22220, N3624/2/59.

94 Made, Eesti ja Rahvasteliit (wie Anm. 9), S. 101 f.

kräftigte, erklärte er jedoch, dass sich Litauen angesichts der Erklärungen, die mehrere Delegationen auf der Vollversammlung abgegeben hätten, dem im Juli verlautbarten britischen Vorschlag anschließe, der Völkerbund solle unter den jetzigen Bedingungen den Art. 16 nicht so auslegen, dass er automatisch zu Sanktionen führe.⁹⁵

Somit gab es keine gemeinsame Erklärung der baltischen Entente zum Art. 16. Die Vertreter der Sowjetunion, Neuseelands und Chinas verteidigten ihn mit der Behauptung, dass einseitige Erklärungen nicht geeignet seien, die Bestimmungen des Völkerbundstatuts zu ändern, da dieses einen völkerrechtlichen Vertrag darstelle, der nur mit Zustimmung aller Parteien abgeändert werden könne. Noch unmittelbar vor dem Beginn der Vollversammlung war Frankreich bestrebt, auf Estland, Lettland und Polen in dieser Hinsicht Druck auszuüben. Am 15. September hatte sich der ehemalige Ministerpräsident und Außenminister Frankreichs, nunmehr Delegationsleiter beim Völkerbund, Joseph Paul-Boncour, Munters und Selter in Genf mitgeteilt, dass seine Delegation eine Erklärung zum Art. 16 kritisch sehe, da sie der Autorität des Völkerbundes schade und in Anbetracht der gegenwärtigen internationalen Lage unvernünftig sei. Munters erwiderte, Lettland könne in Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1919 einen russischen Durchmarsch nicht zulassen.⁹⁶ Trotz der Absicht der beiden Minister, den Art. 16 in Frage zu stellen, hakte Paul-Boncour nach, ob Lettland und Estland denn bereit seien, sich an den Sanktionen zu beteiligen, sollte der Völkerbundrat dies verlangen. Faktisch war dies die Frage, ob Riga und Tallinn den sowjetischen Truppen erlaubten, ihr Territorium für den Einsatz gegen Deutschland zu nutzen.

Und Lozoraitis? Es liegt auf der Hand, dass der litauische Außenminister dem äußeren Druck nachgab. Noch Ende August hatte er einem polnischen Diplomaten mitgeteilt, er befürworte eine automatische Anwendung des Art. 16. Der Außenminister führte dabei aus, im Falle einer Aggression wären die 150 000 litauischen Soldaten durch weitere 100 000 zu ergänzen, damit das Land sich nicht selbst verteidigen müsse. Diese eventuelle Hilfe dürfe jedoch nicht zu einer zweiten Aggression führen.⁹⁷ Damit erkannte er die Möglichkeit an, dass die Rote Armee nach ihrer „Hilfeleistung“ im Land bleiben könnte. Wie der litauische Historiker Česlovas Laurinavičius anmerkt, gibt es in den öffentlichen Reden des litauischen Präsidenten und des Ministerpräsidenten aus dem September 1938 keine Hinweise auf eine Neutralitätspolitik. Außerdem reiste Lozoraitis tatsächlich als Befürworter des Prinzips der kollektiven Sicherheit nach Genf. Es hat daher den Anschein, als hätte Lozoraitis in letzter Minute der Absicht zugestimmt, den Art. 16 für nicht verpflichtend zu erklären. Darauf weist die Auskunft des stellvertretenden estnischen Außenministers Õpik in der Sitzung der Kommission für Auswärtige Angelegenheiten der *Staatsversammlung (Riigivolikogu)* am 20. September hin: Demnach sei es Selter in Genf gelungen, sich auf über eine Woche währenden Verhandlungen mit dem lettischen und litauischen Außenminister zu einigen.⁹⁸ Dass Lozoraitis auch durch seinen lettischen Kollegen beeinflusst wurde, lässt ein Interview mit Munters vom 3. Oktober 1938 in „Lietuvos Aidas“ vermuten: Nur selten, so hieß

95 Vgl. Laurinavičius, 1938 metų Sudetų krizė ir Lietuva (wie Anm. 20), S. 165.

96 Bericht des estnischen Gesandten in London, August Johannes Schmidt (seit 1940: Torma), 5.10.1938, in: ERA 957-14-571, Bl. 102 f.; Stranga, Latvia (wie Anm. 13), S. 15.

97 Lozoraitis' Memorandum, 2.9.1938, in: LCVA 383-7-2068, Bl. 310; Laurinavičius, 1938 metų Sudetų krizė ir Lietuva (wie Anm. 20), S. 163.

98 Protokoll der gemeinsamen Sitzung *des Ausschusses* für auswärtige Angelegenheiten und Landesverteidigung der *Staatsversammlung und* des Staatsrates, 20.9.1939, in: BA.

es hier, hätten die Vertreter der baltischen Staaten sich so oft besprochen wie auf dieser Versammlung.⁹⁹

Offiziell wurde die Stellungnahme zur Frage des Art. 16 damit begründet, dass der Völkerbund kraftlos und in eine Krise geraten sei, während die Kleinstaaten es vermieden, in einen Konflikt zwischen den Großmächten hineingezogen zu werden.¹⁰⁰ Für die Tschechoslowakei und die Sowjetunion wiederum enthielten die Stellungnahmen zum Art. 16 die Botschaft, dass die Grenzstaaten keine Sanktionen gegen den Aggressor unterstützen und sich einem Durchmarschversuch der Roten Armee widersetzen würden. Die Hilfeleistung der Roten Armee an die Tschechoslowakei hätte nun bedeutet, in den Augen der Weltöffentlichkeit selbst zum Aggressor zu werden. Für die Tschechoslowakei hatte diese Wendung der Ereignisse zur Folge, dass auch die letzte Chance auf Hilfe gegen Hitler vertan war. Sogar im unwahrscheinlichen Fall, dass der Völkerbundrat den Art. 16 zur Anwendung bringen würde, würden Polen, die baltischen Staaten und Rumänien faktisch zu militärischen Verbündeten Deutschlands werden. Es sei an dieser Stelle an die Ansprache des tschechoslowakischen Ministerpräsidenten Milan Hodža während der außerordentlichen Sitzung des Kabinetts am 21. September erinnert, in der er erklärte, dass nach Auskunft der eigenen Armeeführung ein isolierter Konflikt das Ende der Tschechoslowakei bedeute, schon weil auch mit einem Angriff der Nachbarstaaten gerechnet werden müsse.¹⁰¹

Angesichts der Krise ergriffen mehrere europäische Länder Schutzmaßnahmen. Schweden gab am 23. September bekannt, dass ein Viertel der Wehrpflichtigen, deren Wehrdienst im Herbst enden sollte, in den Kasernen blieb.¹⁰² Auch in Norwegen sollten Marinesoldaten bis auf weiteres nicht vom Wehrdienst freigestellt werden. Darüber hinaus setzte die Marine ihre Manöver fort.¹⁰³ Belgien berief die Reservisten zum Wehrdienst ein. Die litauische Militärführung ließ die Garnisonen in erhöhte Kampfbereitschaft versetzen. In vielen Garnisonen wurde der Urlaub der Offiziere und der Mannschaften unterbrochen, Versetzungen in den Ruhestand wurden aufgeschoben und die Reservisten vom 1. bis zum 22. September zu Manövern einberufen.¹⁰⁴ Der polnische Geheimdienst erhielt Nachrichten über Standortverlegungen der litauischen Truppen in den Bezirk Klaipėda.¹⁰⁵ Auch in Lettland waren bereits im Herbst 1937 Manöver an der Südgrenze durchgeführt worden, wobei die lettischen Truppen gehalten waren, einen Angriff aus dem Süden, d.h. aus Deutschland abzuwehren und ihm so lange standzuhalten, bis die Hilfskräfte aus dem Osten, d.h. aus der Sowjetunion, einträfen.¹⁰⁶ An sich war daran nichts Ungewöhnliches, denn schon zuvor hatten die lettischen Manöver nach einer ähnlichen Vorlage stattgefunden, nur dass dabei festgelegt worden war, dass das Land auch aus dem Osten angegriffen werden könnte. Ein

99 Lietuvos Aidas vom 3.10.1938.

100 Postimees vom 22.9.1938.

101 Dokumenty po istorii Mjunchenskogo sgovora 1937–1939 [Dokumente zur Geschichte der Münchener Verschwörung], Moskau 1979, S. 249.

102 Päevaleht vom 23.9.1938

103 Ebenda vom 25.9.1938.

104 Der Chef des Geheimdienstes des Grenzschutzkorps, Gurbiski, an den Chef der IV. Unterabteilung der II. Abteilung des Generalstabes, 20.10.1938, in: AAN Warszawa Sztab Główny 616/334.

105 Ebenda.

106 Earl L. Packer, US-Botschaft Riga, 29.10.1937, in: NA II RG-59 M1177, R-10.

Militärattaché der USA in Riga, der zusammen mit seinem Kollegen in Estland die Lage analysierte, nahm an, dass die Sowjetunion und Lettland ein Militärabkommen unterzeichnet hätten, das vorsah, Lettland im Fall eines deutschen Angriffs zu helfen.¹⁰⁷ Im Januar 1937 hatten die Stäbe der lettischen und der litauischen Armee gemeinsame Manöver an der lettisch-litauischen Grenze durchgeführt,¹⁰⁸ in dem der Angriff aus dem Westen, d.h. aus Deutschland erfolgte.

Estland führte während der tschechoslowakischen Krise keine Mobilmachung durch. Šejnoha zufolge ging Laidoner davon aus, dass die Großmächte ein Abkommen zum Nachteil der Tschechoslowakei treffen würden.¹⁰⁹ Auf dem Höhepunkt der Krise breiteten sich Gerüchte aus, die Sowjetunion wolle im Kriegsfall estnische Flugplätze und Marinestützpunkte nutzen.¹¹⁰ Der sowjetische Geheimdienst fing ein Telegramm ab, das der italienische Gesandte Vincenzo Cicconardi in Tallinn am 27. September nach Rom geschickt hatte. Hierin hieß es, der stellvertretende Außenminister Oskar Ōpik habe Cicconardi erklärt, im Falle eines Weltkriegs könnte eine sowjetische Einmischung über estnisches, lettisches und später wahrscheinlich auch polnisches und litauisches Gebiet erfolgen. Estland, Lettland und Polen würden sich dem jedoch militärisch widersetzen. Da die Polen eine starke Konzentration sowjetischer Truppen an ihrer linken Flanke nicht dulden könnten, würden sie wohl auch dann eingreifen, wenn ihr Territorium unberührt bliebe. Die genannten Länder wollten die Verteidigung des Deutschen Reichs gegen einen Angriff der UdSSR über die baltischen Staaten auf sich nehmen.¹¹¹

Estnische Militärs schlossen die Möglichkeit eines Kriegsausbruchs nicht aus. Am 9. Oktober informierte Šejnoha Prag darüber, dass es angesichts der Möglichkeit eines Durchmarsches der sowjetischen Truppen Beratungen mit polnischen und finnischen Offizieren sowie mit dem Stellvertreter des schwedischen Stabschefs in Tallinn gab. Šejnoha konnte über den Inhalt der Gespräche, die auf Laidoners Gut Viimsi (Wiems) stattfanden, nicht viel in Erfahrung bringen – abgesehen von der phrasenhaften Wiederholung des Bekenntnisses zur Neutralität sowie der Bereitschaft, sich gegen den Durchmarsch egal welcher Truppen zur Wehr zu setzen.¹¹² Immerhin erfuhr der tschechoslowakische Gesandte, dass sich am 20. September auf Anordnung von Präsident Konstantin Päts die Ausschüsse für Auswärtige Angelegenheiten und für Landesverteidigung der beiden Kammern der Staatsversammlung zu einer gemeinsamen Sitzung versammelt hatten, an der auch Stabschef Reek und der Chef des Militärgeheimdienstes Richard Maasing beteiligt waren.¹¹³ Über diese mehr als zweieinhalb Stunden lange Sitzung existiert ein fünfseitiges Protokoll, aus dem hervorgeht,

107 Packer aus Riga, 29.10.1937, in: NA II RG-59 M1177, R-10.

108 Bericht des US-Gesandten in Riga, Arthur Bliss Lane, 1.2.1937, in: NA II RG-59 M1177, R-10.

109 Šejnoha aus Tallinn, 29.9.1938, in: Dokumenty československé zahraniční politiky. Československá zahraniční politika v roce 1938 [Dokumente der tschechoslowakischen Außenpolitik. Die Außenpolitik der Tschechoslowakei im Jahre 1938. Bd. II (1. Juli – 5. Oktober 1938), Praha 2000, S. 264 f.

110 Frohwein aus Tallinn, 19.11.1938, in: PA AA Pol. VI 4292 403911.

111 ERA(F) 138SM-1-55, Bl. 94 f.

112 Šejnoha aus Tallinn, 9.10.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Tallin 1938 PZ č 1-26/PPZ č I-IV.

113 Protokoll der Sitzung *des Ausschusses* für auswärtige Angelegenheiten der *Staatsversammlung*, 20.9.1939, in: BA; Hynninen aus Tallinn, 21.9.1938, in: KA Hynninen, Bl. 2.

dass Ōpik die Anwesenden über die Genfer Erklärung des Außenministers vom 19. September informierte. Ōpik begründete die Stellungnahme zum Art. 16 mit dem britischen Vorschlag vom Juli zur Unverbindlichkeit der Sanktionen, auf den sich bereits Lozoraitis berufen hatte. Wesentliche Einwände wurden auf der Versammlung nicht vorgebracht.¹¹⁴ Laut einem Bericht des finnischen Gesandten in Tallinn, Paavo Hynninen, gingen Reek und Maasing auf die tschechoslowakische Krise und eine eventuelle sowjetische Hilfe für Prag ein. Ihnen zufolge wollte die estnische Militärführung im Falle eines Kriegsausbruches in Mitteleuropa Truppen an die Ostgrenze schicken.¹¹⁵

Auch in Estland wurden Maßnahmen getroffen. In der Zeit vom 24. bis 27. September liefen die estnischen U-Boote „Kalev“ und „Lembit“ den Hafen von Helsinki an. Offiziell wurde verlautbart, dass Marinekommandeur Kapitänleutnant Joosep Pruun seinen Gastgeber – darunter u.a. Verteidigungsminister Juho Niukkanen, Österman und Stabschef Karl Lennart Oesch – einen Höflichkeitsbesuch abstatte.¹¹⁶ Während der Visite wurde die Durchführung eines gemeinsamen Manövers vereinbart. Schließlich fand am 8./9. Oktober in Estland ein gemeinsames Manöver der Armee und des Schutzbundes (*Kaitseliit*) statt.¹¹⁷

Auch die Nachbarn der Tschechoslowakei trafen militärische Vorbereitungen. Rumänien schickte Militäreinheiten an seine Westgrenze. Ungarn leitete eine Truppenkonzentration an der Grenze zur Slowakei und Transkarpatien ein. Am 20. September veröffentlichten mehrere polnische Zeitungen eine Regierungsmitteilung über militärische Maßnahmen an der tschechoslowakischen Grenze. Zur gleichen Zeit wurden in den sowjetischen Grenzbezirken groß angelegte Manöver durchgeführt – an der Grenze waren knapp 34 000 Mann stationiert.¹¹⁸ Ende September wurden Manöver der Roten Baltischen Flotte durchgeführt. Während dieser fuhren sowjetische Kriegsschiffe aus dem Finnischen Meerbusen auch auf das offene Meer.¹¹⁹

Am 29./30. September 1938 tagte die Münchener Konferenz, die bekanntlich mit dem Einverständnis der Westmächte endete, das Sudetenland von der Tschechoslowakei abzutrennen. Deutschland wurde das Recht eingeräumt, ab dem 1. Oktober die im Vertrag angeführten deutsch besiedelten Gebiete zu besetzen. England und Frankreich, die bisher den *Status quo* aufrecht zu erhalten versucht hatten, willigten nun in Hitlers Forderungen ein. Die Prager Regierung, die nicht eingeladen worden war, gab dem diplomatischen Druck aus London, Paris und Rom nach. Am 1. Oktober forderte auch Polen ultimativ die Abtretung des Bezirks Teschen von der Tschechoslowakei, der bereits am darauf folgenden Tag eingenommen wurde.

114 Protokoll der gemeinsamen Sitzung des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten und Landesverteidigung der Staatsversammlung und des Staatsrates, 20.9.1939, in: RA BA.

115 Hynninen aus Tallinn, 21.9.1938, in: KA Hynninen, Bl. 2.

116 Vgl. Leskinen, *Vaiettu Suomen silta* (wie Anm. 60), S. 227.

117 Vale aus Riga, 19.10.1938, in: UKNA FO 371/22226, N5272/154/59.

118 Die Größe der sowjetischen militärischen Einheiten, die an der tschechoslowakischen Grenze konzentriert waren, belief sich auf 28 236 Soldaten, 6 208 Unteroffiziere, 1 522 Offiziere, 112 Panzer, 707 Lastkraftwagen, 8 731 Pferde, 176 Funkstationen und 459 Motorräder. Vgl. Morozov, *Pol'sko-čechoslovackie otnošenija* (wie Anm. 28), S. 422.

119 In der *Pravda* vom 2. Oktober 1938 wurde vom Abschluss dieser Manöver berichtet.

Estland und die tschechoslowakische Krise

Am 9. Oktober notierte Šejnoha, die Furcht vor dem Durchmarsch fremder Truppen sei in Estland Ausdruck der Angst vor einer Krise im Weltmaßstab, wobei die sowjetische Armee berechtigt oder unberechtigt „als bolschewistisches Ungeheuer“ dargestellt werde, welches die Bevölkerung mit Deportation und Vernichtung bedrohe, während die „deutsche Gefahr“ viel weiter entfernt sei.¹²⁰

Die Stimmung in Estland war gegenüber der Tschechoslowakei tendenziell eher freundlich, während sie gegenüber Deutschland feindlich war. In den polnischen Akten wird hierzu ausgeführt, dass sich auch gegenüber Polen eine feindliche Haltung eingebürgert habe, obgleich die Stimmung früher eher polenfreundlich gewesen sei. Die polnische Gesandtschaft in Tallinn protestierte gegen estnische Presseberichte über das Ultimatum und die Besetzung des Bezirks Teschen. Als „wichtigste Quelle der uns feindlich gesinnten Propaganda“ wurde die auflagenstärkste estnische Zeitung „Päevaleht“ ausgemacht, wie der polnische Militärattaché Stanisław Szczekowski Warschau mitteilte. So sei am 21. September eine Karikatur unter dem Titel „Aufteilung des Beutegutes“ in dieser Zeitung erschienen, die einen am Boden liegenden und von drei Adlern angegriffenen Hirsch zeigte. Szczekowski ging davon aus, dass es sich dabei um den polnischen Adler handelte. Er legte Protest beim Chef des Militärgeheimdienstes Maasing ein, dem er mitteilte, dass die Veröffentlichung solcher Karikaturen charakteristisch für die Presse polenfeindlicher Länder sei.¹²¹ Dennoch erschienen am 30. September zwei weitere Karikaturen im „Päevaleht“: Die eine zeigt einen Tisch, hinter dem zwei Demokraten und zwei Diktatoren stehen, die mit einem Faustschlag über das Schicksal des auf dem Tisch zitternden Engels entscheiden; auf der anderen stoßen dieselben Hände unter großem Jubel mit Bierkrügen an. – Beides deutliche Anspielungen auf die Münchener Konferenz.

Nach Ansicht Szczekowskis waren drei Faktoren für die gegen Deutschland und Polen gerichtete estnische Propaganda verantwortlich: zum einen Personen, die Kontakt zu den Vertretungen Frankreichs, Englands und der Tschechoslowakei pflegten. Laut Szczekowski finanzierten französische und tschechische Diplomaten sogar einige estnische Journalisten und agitierten auf Sprachkursen und geselligen Zusammenkünften, weshalb die estnische Intelligenz unter den nachteiligen Einfluss der „französisch-tschechischen Demokratie“ geraten sei. Als zweiten Faktor benannte er die Reste der ehemaligen Linken, die Halbintelligenz und Industriearbeiter. Bei ihnen handelte es sich seiner Ansicht nach um Komintern-Agenten, die aufgrund der erwarteten deutschen Invasion in Panik geraten seien. Den dritten Faktor erkannte er in den Freimaurern und dem Rotary Club, dem, die sei hier angemerkt, tatsächlich eine Reihe von einflussreichen Personen angehörten – Regierungsmitglieder, ehemalige Minister, hohe Militärs, Wissenschaftler, Geschäftsleute und Journalisten.¹²²

Der polnische Gesandte Waław Przesmycki berichtete am 5. Oktober, in der estnischen Gesellschaft nähme auf dem Höhepunkt der Krise die Panik zu und Fehlinformationen verbreiteten sich mit jeder Stunde schneller. Der „Desinformation“ beschuldigte er diejenigen

120 Šejnoha aus Tallinn, 9.10.1938, in: MZV Tallin 1938 PZ č 1-26 PPZ č I-IV.

121 Szczekowski aus Tallinn, 2.10.1938, in: AAN Sztab Główny 616/357.

122 Ebenda.

Esten, die er als Gesinnungsgenossen der Briten, Franzosen und Tschechen einstufte. Er warf auch dem estnischen Außenministerium vor, die Kontrolle verloren zu haben, da der zuständige Minister nicht in Estland weilte. Auch Przesmycki drückte seine Unzufriedenheit mit der estnischen Presse aus.¹²³

Auf der einen Seite erklärten Przesmycki zufolge estnische Politiker und Offizielle der Tschechoslowakei ihr Mitgefühl wegen der Münchener Beschlüsse, auf der anderen Seite wurde auch den Siegern gratuliert. So lautete, wiederum nach Informationen Przesmyckis, Selters Standpunkt zur Besetzung des Bezirks Teschen: „Polen soll das erhalten, was ihm tatsächlich gehört.“ Auch der Präsident der Staatsversammlung Jüri Uluots habe Przesmycki „zu einer gerechten Lösung der Streitfrage“ gratuliert.¹²⁴ Die Krise in der Tschechoslowakei beeinflusste jedoch die estnische Einstellung zu Polen. In einem Bericht vom 20. Oktober schrieb der polnische Militärattaché, ein Großteil der Esten sei Polen gegenüber nicht mehr freundlich gesinnt.¹²⁵ In einem anderen Bericht von Szczekowskis wird als Grund für die feindliche Haltung der Esten gegenüber Polen deren Mentalität genannt: Als Bürger eines Kleinstaats nähmen sie grundsätzlich eine feindliche Haltung gegen jedwedes Kräftemessen der Großmächte ein.¹²⁶ Ähnlich urteilte auch der tschechoslowakische Vertreter Šejnoha: Ein kleines Volk habe Mitleid mit dem Schicksal eines anderen kleinen Volkes.¹²⁷

Der tschechoslowakische Diplomat führte weiter aus, die estnischen Amtspersonen und Offiziere hätten nach dem Abschluss des Münchener Abkommens angenommen, dass der Westen, d.h. die Demokratien, verrottet und die Rote Armee kraftlos sei: Man glaube „den angenehmen Berichten“ über die Schwäche der Sowjetunion. Der Diplomat deutete an, dass sich die estnische Presse im Laufe der Jahre die Manier angeeignet habe, über die Sowjetunion ausschließlich negative Nachrichten zu vermitteln.¹²⁸

Wie schätzte die außenpolitische estnische Führung diese Ereignisse ein? Die Frage lässt sich am besten anhand der Erläuterungen beantworten, die Laidoner, der nicht nur Oberbefehlshaber der Streitkräfte, sondern auch Vorsitzender des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten des Staatsrats war, im Oktober, November und Dezember 1938 den Chefredakteuren der Zeitungen gab, sowie anhand der Vorträge, die er im Ausschuss für Auswärtige Angelegenheiten und in der höheren Militärschule hielt. Der General war bestrebt, die Politik der Großmächte vorauszusehen, die estnische Neutralitätspolitik, die strategische Lage des Baltikums und die Chancen, sich aus dem kommenden Krieg herauszuhalten, zu

123 Auszug aus Przesmyckis Vortrag, 5.10.1938, in: AAN Sztab Główny 616/356.

124 Ebenda.

125 Vgl. Łossowski, *Stosunki Polsko-Estońskie* (wie Anm. 55), S. 163 f.

126 Memorandum (undatiert), in: AAN Sztab Główny 616/356.

127 Šejnoha aus Tallinn, 9.10.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Tallin 1938 PZ č 1-26/PPZ č I-IV.

128 Šejnoha aus Tallinn, 24.11.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Tallin 1938 PZ č 1-26/PPZ č I-IV; vgl. zur Haltung der estnischen Presse gegenüber der UdSSR Liisi Rannast-Kask: *Osveščenie sovetskoj dejstvitel'nosti v èstonskich ežednevnyh gazet „Postimees“ i „Pjävaleht“ v 1935–1940 godach* [Die Darstellung der sowjetischen Wirklichkeit in den estnischen Tageszeitungen „Postimees“ und „Pävaleht“ in den Jahren 1935–1940], in: Rejnchard [Reinhard] Krumm, Nikita Lomagin u.a. (Hrsg.): *Obraz drugogo. Strany Baltii i Sovetskij Sojuz pered Vtoroj mirovoj vojny* [Das Bild des Anderen. Die Länder des Baltikums und die Sowjetunion vor dem Zweiten Weltkrieg], Moskau 2012, S. 58-78.

analysieren. Er gab aber zugleich auch ein Urteil über das Schicksal der Tschechoslowakei ab. Es sei aber vorausgeschickt, dass der General gerade in seinen Erläuterungen für die Presse Wunschvorstellungen in Bezug auf die Politik der Großmächte und die strategische Lage des Baltikums als Realität ausgab: All das stand der allgemeinen Stimmung entgegen und widersprach auch dem, was die ausländische Presse darüber schrieb.

Mit dem Münchener Abkommen sei nach Laidoner in erster Linie einer großen Katastrophe vorgebeugt worden.¹²⁹ Er machte zugleich geltend, dass der östliche Nachbar ungeachtet der „Säuberungen“ gegen die Führung der Roten Armee für Estland nach wie vor gefährlich sei.¹³⁰ Die Außenpolitik Prags erklärte Laidoner hingegen in der Vorlesung für die höhere Militärschule für völlig verfehlt. Die Tschechoslowakei sei im Unterschied zu Estland ein Staat, der infolge der Machenschaften der Großmächte ohne Krieg entstanden sei; er werde nun genau deshalb zerstört, weil die Armee mental nicht auf Kriegführung eingestellt sei.¹³¹ Die deutsche Expansion werde sich durch das Donaubecken nach Rumänien und in die Südbezirke der Sowjetunion bewegen.¹³² Das nationalsozialistische Regime und Hitler hielt er vom estnischen Standpunkt aus sogar für vorteilhaft.¹³³ In seinem Vortrag ging er auch auf eine eventuelle Vereinbarung zwischen Deutschland und der Sowjetunion zum Nachteil Estlands ein. Er glaube nicht an eine solche Kombination, zumal Deutschland nicht auf seinen Einfluss in Estland verzichten werde.¹³⁴ Am Ende seines Vortrags stellte Laidoner die Frage, was Estland tun müsse, wenn ihm sowohl aus dem Osten als auch aus dem Westen Gefahr drohe. Die Lösung lag für ihn darin, dass man die Lage beobachten und im entscheidenden Moment den richtigen Entschluss treffen müsse.¹³⁵ In einem Vortrag, den er Anfang November vor Reserveoffizieren hielt, warf er die Frage auf, ob sich Estland gegen die Rote Armee verteidigen könne, wick einer konkreten Antwort jedoch dahingehend aus, dass der Krieg nicht nur zwischen der Sowjetunion und Estland ausbrechen werde, und sich auch aus diesem Grund andere antisowjetische Kräfte an der Ostseeküste organisieren würden. Dass im Grunde nur Deutschland eine solche Macht darstellte, ließ der General unerwähnt. Im Gegensatz zur Presse, die auf Instruktion Laidoners ihren Lesern erklärte, dank der Neutralität sei es möglich, sich nicht am Krieg zu beteiligen, äußerte der General vor den Reserveoffizieren die Auffassung, Estland habe in einem europäischen Krieg keine Möglichkeit, Zuschauer zu bleiben.¹³⁶

129 Protokoll einer Sitzung des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten und Landesverteidigung der Staatsversammlung und des Staatsrates, 14.10.1938, in: BA.

130 Gespräch des Oberbefehlshabers der Streitkräfte mit den Chefredakteuren der Zeitungen, 6.10.1938, in: ERA 2553-1-60, Bl. 99.

131 Konспект zur Vorlesung, die Generalleutnant J. Laidoner am 14.12.1938 in der höheren Militärschule hielt, in: ERA 495-12-224, Bl. 24.

132 Ebenda, Bl. 27.

133 Ebenda, Bl. 7-9.

134 Ebenda, Bl. 29, 30. Siehe auch den Bericht des Oberbefehlshabers der Streitkräfte General Laidoner zur außenpolitischen Lage in der Generalkommission der Hauptversammlung der Staatsversammlung, 14.10.1938, in: ERA 2553-1-60, Bl. 130.

135 Konспект zur Vorlesung, Bl. 34.

136 Rede des Oberbefehlshabers der Streitkräfte J. Laidoner während eines geselligen Beisammenseins der Reserveoffiziere im Kasino des Zentralverbandes der Tallinner Offiziere, 6.11.1938, in: ERA 2553-1-80, Bl. 2.

Karl Tofer, der estnische Gesandte in Berlin, war der Ansicht, dass infolge des Münchener Abkommens ein großer außen- und militärisch-politischer Erdbebenstoß zu Gunsten Deutschlands stattgefunden habe. Auch er vermutete indes, dass sich die deutsche Expansion eher in den Nahen Osten und auf die Erdölfelder Rumäniens zubewege. Tofer setzte Tallinn zudem davon in Kenntnis, dass in Berlin von einem innenpolitischen Kollaps der Sowjetunion die Rede sei, als eine Krise des Regimes, eine Krise der Partei und eine Krise der kommunistischen Idee an sich.¹³⁷ Der estnische Gesandte in Moskau, August Rei, schätzte die außenpolitische Lage der Sowjetunion nach dem Abschluss des Münchener Abkommens zunächst durchaus pessimistisch ein: Die UdSSR sei von der großen europäischen Politik gänzlich isoliert. Rei zufolge hätte die sowjetische Führung zwei Möglichkeiten erörtert: Erstens, eine Vereinbarung mit Hitler zu treffen und falls notwendig, erhebliche Konzessionen zu machen, und zweitens, sich aus der europäischen Politik zurückzuziehen und dafür die „Weltrevolution“ und die Komintern zu unterstützen. Rei nahm an, dass aufgrund der außenpolitischen Krise in Europa Außenkommissar Maksim Litvinov sein Amt einbüßen und Deutschland seine außenpolitischen Aktivitäten auf Polen richten werde. Aber schon einige Tage später berichtete Rei unter Berufung auf einen ausländischen Gesandten an Tallinn, dass es keine radikalen Veränderungen in der sowjetischen Außenpolitik geben werde.¹³⁸

Tallinn schickte mit Jaan Lattik einen Beobachter in die Tschechoslowakei, der nicht nur ehemaliger Außenminister, sondern auch Vater der Schwiegertochter des Präsidenten Päts war, und in Genf auf den Versammlungen des Völkerbundes bereits mit dem tschechoslowakischen Präsidenten Edvard Beneš gesprochen hatte.¹³⁹ Lattiks Lageberichte wurden im Regierungsorgan „Uus Eesti“ veröffentlicht. Unter dem Titel „Pilvi ei ole enam“ (Es gibt keine Wolken mehr) schrieb er, dass das Münchener Abkommen den europäischen Frieden gerettet habe. Die Abtrennung des Sudetenlandes beurteilte Lattik dabei nicht weiter.¹⁴⁰ Auch Hanno Rahamägi, ein Journalist des „Uus Eesti“, schätzte die Münchener Konferenz durchaus positiv ein: „In Genf sehen wir den blinden Idealismus, in München aber den Realismus, der sich auf die Stärke stützt.“¹⁴¹ Vor dem Münchener Abkommen war die sozialistische „Rahva Sõna“ die einzige Zeitung, die sich traute, zum Schicksal der Tschechoslowakei und zum Münchener Abkommen Stellung zu beziehen. Doch wurden genau diese Stellungnahmen der Zeitung zum Verhängnis: Sie wurde verboten.¹⁴²

Bei der Analyse der Presseartikel muss zwischen den offiziellen und inoffiziellen Stellungnahmen unterschieden werden. Der offizielle „Uus Eesti“ war z.B. die einzige Zeitung, mit der der deutsche Gesandte Frohwein aufgrund ihrer positiven Beurteilung der Münchener Konferenz zufrieden war: „Während die offizielle Position trotz der weitverbreiteten Panik neutral ist, so kann dies nicht über die Einstellung der estnischen Presse behauptet

137 Tofer aus Berlin, 2.12.1938, in: ERA 957-14-573, Bl. 22 f.

138 Rei aus Moskau, 28.10., 1.11.1938, in: ERA 957-14-573, Bl. 92-99.

139 Šejnoha aus Tallinn, 9.10., 15.10.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Tallin 1938 PZ č 1-26/PPZ č I-IV.

140 Uus Eesti vom 9.10., 15.10.1938.

141 Uus Eesti vom 29.9.1938.

142 Rahva Sõna vom 12.8., 2.9., 23.9.1938; Beschluss des Leiters der Inneren Sicherheit, 29.9.1938, in: ERA 852-1-2569, Bl. 27.

werden“.¹⁴³ Während die Redaktion des „Uus Eesti“ bestrebt war, die Ereignisse so zu schildern, wie die Regierung sie sehen wollte, schrieben die Redaktion von „Päevaleht“, „Rahvaleht“ und „Rahva Sõna“ nach Einschätzung des deutschen Gesandten im Prager Geist und ignorierten völlig die Nachrichten des Deutschen Nachrichtenbüros.¹⁴⁴ Tatsächlich war der Prozess der Gleichschaltung der estnischen Presse bis zum September 1938 noch nicht vollendet.¹⁴⁵ Bei der weiteren Beschränkung der Pressefreiheit spielte wieder die deutsche, aber auch die polnische Gesandtschaft eine Rolle. Am 27. Oktober wurde der Chef der Informationsabteilung des staatlichen Propagandadienstes verpflichtet, den Presseorganen die verbindlichen Leitlinien der Regierung hinsichtlich der Innen- und Außenpolitik zu übermitteln.¹⁴⁶

Letland und die tschechoslowakische Krise

Am 13. September schickte der tschechoslowakische Gesandte in Warschau, Juraj Slávik, ein Telegramm an Prag, in dem es um eine Erklärung des lettischen Vertreters in Warschau und Budapest, Miķelis Valters, ging, die dieser nach einem Gespräch mit dem lettischen Präsidenten Kārlis Ulmanis über die entscheidenden Faktoren im Lande gemacht habe. Während bestimmte Kreise in den baltischen Staaten noch für die Neutralität seien, seien die Militärs und die öffentliche Meinung vor allem in Lettland davon überzeugt, dass die drei Staaten¹⁴⁷ im derzeitigen Konflikt nicht neutral bleiben könnten. Sie müssten sich an Frankreich und England anschließen, aber vielleicht auch an die Sowjetunion, da dann, bei einer zeitweiligen Besetzung dieser Länder deren Unabhängigkeit garantiert sei. Valters schloss nicht aus, dass auch Polen sich ein Beispiel an den baltischen Staaten nehmen könnte.¹⁴⁸ Der Inhalt dieser Erklärung wurde am 15. September auch der sowjetischen Gesandtschaft in Riga bekannt.¹⁴⁹ Aus Sláviks Telegramm wird nicht klar, ob Valters mit

143 Frohwein aus Tallinn, 7.10.1938, in: NA II RG-242 T-120 R-190, 40381. Auch der britische Gesandte in Tallinn erwähnte, dass deutschfeindliche Stimmungen in Estland während der tschechoslowakischen Krise stärker als je zuvor zum Ausdruck kamen. Gallienne aus Tallinn, 26.9.1938, in: UKNA FO 371/22229, N4988/349/59.

144 Frohwein aus Tallinn, 7.10.1938, in: NA II RG-242 T-120 R-190, Bl. 40381; vgl. Uus Eesti vom 29.9.1938.

145 Vgl. Magnus Ilmjärv: Hääletu alistumine. Eesti, Läti ja Leedu välispoliitilise orientatsiooni kujunemine ja iseseisvuse kaotus. 1920. aastate keskpaigast anneksioonini [Stumme Unterwerfung. Die Herausbildung der außenpolitischen Orientierung Estlands, Lettlands und Litauens und der Verlust der Unabhängigkeit. Von der Mitte der 1920er Jahre bis zur Annexion], Tallinn 2004, S. 481-486.

146 Beschluss der estnischen Regierung, 27.10.1938, in: ERA 1093-1-6, Bl. 1.

147 Der tschechoslowakische Gesandte in Tallinn, Šejnoha, dem Prag auftrag, Valters' Äußerungen in Tallinn zu erläutern, berichtete am 20. September, dass die baltischen Staaten weniger einheitlich seien als angenommen. In Estland gehe man davon aus, dass sich die Länder von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer angesichts der sowjetischen Gefahr gegen ihren Willen an Deutschland orientieren müssten. Sláviks Telegramm aus Warschau, 13.9.1938, in: Dokumenty československé zahraniční politiky II (wie Anm. 109), Bl. 265 f.

148 Ebenda, Bl. 264 f.

149 Tagebuch des Ersten Sekretärs der sowjetischen Gesandtschaft in Riga, M.S. Vetrov, 30.9.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 171.

einem besonderen Auftrag nach Warschau kam, sodass es sein könnte, dass Valters seine persönliche Meinung ausdrückte. Darauf weist ein Bericht der US-Gesandtschaft vom 14. September hin, in dem es heißt, dass das lettische Außenministerium den Durchmarsch der Armee eines fremden Staates ausschließt.¹⁵⁰

Es hat den Anschein, dass die Mehrheit der lettischen Militärs mit der Sowjetunion sympathisierte, dies geht jedenfalls aus den Informationen des tschechoslowakischen Militärattachés in Lettland, Oldřich Farský, hervor. Nachdem dieser im August in derselben Funktion nach Moskau versetzt worden war,¹⁵¹ versicherte ihm noch am 24. September sein lettischer Kollege, Oberstleutnant Jānis Zālītis, im Namen der drei baltischen Staaten, dass diese auf der Seite der Sowjetunion stünden, sollten Deutschland und Polen die Tschechoslowakei angreifen und Moskau Prag Hilfe leisten.¹⁵² Zālītis hatte bereits früher sowjetischen Diplomaten gegenüber erklärt, er sei der Sowjetunion gegenüber freundlich gesinnt.¹⁵³ Auch der Stellvertreter des Stabschefs der lettischen Streitkräfte, General Roberts Dambītis, beteuerte einem sowjetischen Diplomaten gegenüber an einem der letzten Septembertage, dass die Sowjetunion wohl einen Krieg führen müsse und mit dem ihr freundlich gesonnenen Lettland unter gewissen Voraussetzungen Einvernehmen erzielen könne.¹⁵⁴ Der lettische Vizepräsident und Kriegsminister Jānis Balodis wiederum war nicht wählerisch in seinen an deutsche Stellen gerichteten Äußerungen; Gerüchte über seine sowjetfreundliche Haltung waren auch in der Bevölkerung weit verbreitet.¹⁵⁵ Offenbar befürwortete er ein aktives Eingreifen der Sowjetunion in Europa. So hatte er am 23. Februar 1938 auf einem Empfang der sowjetischen Gesandtschaft anlässlich des Jahrestages der Gründung der Roten Armee verkündet, dass seine Sympathie der Sowjetunion gelte.¹⁵⁶ Hohe lettische Militärs betonten ihr Wohlwollen gegenüber Rumänien, mit dem wiederum Prag freundschaftliche Beziehungen unterhielt. So berichtete der rumänische Gesandte in Riga, Vasile Stoica, viele lettische Militärs, darunter drei Generäle und der Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte, empfänden große Verehrung für den König, die Regierung und die Rumänen insgesamt; ihrer Ansicht nach sei eine feste Haltung Bukarests von weitreichender moralischer Bedeutung.¹⁵⁷ Jūlijs Druva, der Präsident der staatlichen Kammer für Literatur und Kunst und Vorsitzende des lettischen Journalistenverbandes, überzeugte Ende

150 Packers Telegramm aus Riga, 14.9.1939, in: NA II RG-59 M1177, R-9.

151 Oberst Oldřich Farský wurde 1936 als tschechoslowakischer Militärattaché in allen drei baltischen Staaten mit Sitz in Riga akkreditiert. Im Februar 1938 entschied das Prager Verteidigungsministerium, František Destrlich zum 1. August 1938 als Militärattaché in Moskau abzuberaufen und Farský an dessen Stelle zu ernennen, Farský sollte für Litauen zuständig bleiben, Estland und Lettland von dem bisherigen Militärattaché in Warschau, Oberst Prokop Kumpošta, übernommen werden. Skalický aus Kaunas, 16.2.1938; tschechoslowakisches Verteidigungsministerium an das Außenministerium, 11.2.1938; tschechoslowakische Gesandtschaft in Kaunas an das litauische Außenministerium, 4.7.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 1938/3.

152 Gespräch G.I. Osetrovs, des provisorischen Leiters der Außenbeziehungen des Volkskommissariats für Verteidigung, mit Farský, 24.9.1938, in: LC Volkogonov R-10.

153 Siehe z.B. Zotovs Tagebuch, 2.8.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 138.

154 Vetrovs Tagebuch, 30.9.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 140, 169.

155 Stranga, Latvia (wie Anm. 13), S. 15.

156 Zotovs Tagebuch, 5.2.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 40.

157 Stoica aus Riga, 25.10.1938, in: Silviu Miloiu, Ēriks Jēkabsons u.a. (Hrsg.): The Romanian-Latvian Relations. Diplomatic Documents (1918–1958), Targoviste 2012, S. 353.

Oktober den tschechoslowakischen Gesandten Pavel Baráček-Jacquier, dass Ulmanis Sympathie für die Tschechoslowakei hege. Auf Baráček's Frage, welche Perspektiven sich für Lettland angesichts der sowjetisch-deutschen Beziehungen ergäben, meinte Druva, Lettland sei im Falle eines Konflikts gehalten, die Sowjetunion auch dann zu unterstützen, wenn es dadurch seine Unabhängigkeit verlieren sollte. Dafür bewahre es wenigstens seine nationale Identität.¹⁵⁸

Gerüchten zufolge hatte Moskau während der kritischen Septembertage U-Boote in die Rigaer Bucht geschickt und Fliegerstaffeln an der lettischen Grenze stationiert.¹⁵⁹ Am 29. September veröffentlichte die regierungsfreundliche, halbamtliche Zeitung „Brīvā Zeme“ zur Beruhigung der Bevölkerung einen Aufruf von Präsident Ulmanis, nicht ängstlich zu sein, schließlich bleibe die Hoffnung, dass der Krieg verhindert werden könne und sei dies auch im allerletzten Moment. Die tschechischen Diplomaten in Riga charakterisierten die Stimmung in Lettland nach der Münchener Konferenz als germanophob, emotional jedoch russo- und anglophil. Baráček stellte Deutschlandfeindlichkeit auch bei Regierungsmitgliedern fest: „Alle Minister, mit denen sich der Gesandte unterhielt, machten auf mehr oder weniger verständliche Weise deutlich, dass sie gegenüber Deutschland negativ eingestellt seien.“¹⁶⁰ Diese Behauptung beruhte jedoch auf der aktuellen Stimmung in Lettland. Bei Weitem nicht alle Regierungsmitglieder teilten Druvas prosovietische Auffassung. Am 18. August erklärte der lettische Minister für Öffentliche Angelegenheiten, Alfreds J. Berziņš, dem sowjetischen Gesandten Zotov und dem Geheimdienstvertreter Ivan Čičaev, dass kein fremder Soldat Lettland durchqueren dürfe und dass weder eine moralische noch physische Demütigung geduldet werde.¹⁶¹ Dem polnischen Gesandten in Riga gegenüber meinte Berziņš, Lettland verfüge zwar nur über eine kleine Armee, doch könne es dessen ungeachtet in keinem Fall einen sowjetischen oder deutschen Durchmarsch zulassen und werde seinen Möglichkeiten entsprechend Widerstand leisten.¹⁶² In mehreren Berichten Baráček's und in dessen Gesprächen mit in Riga akkreditierten Diplomaten wurden Ulmanis, Munters und die lettische Regierung beschuldigt, sich außenpolitisch an Deutschland zu orientieren.¹⁶³

Der polnische Militärattaché berichtete, dass es selbst im lettischen Offizierskorps polenfeindliche Stimmungen gab, die auf einer speziellen Konferenz zum Thema Tschechoslowakei geäußert worden seien.¹⁶⁴ Auch in Lettland kamen im Sommer und Herbst 1938 Zweifel auf, ob Polen nicht einen geheimen Bündnisvertrag mit Deutschland abschließen würde. Es breiteten sich Gerüchte über polnisch-deutsche Pläne zur Besetzung Litauens und Lettlands aus.¹⁶⁵ So erkundigte sich Berziņš beim polnischen Gesandten Jerzy Kłopotowski

158 Baráček aus Riga, 31.10.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Riga 1938 PZ č 1-14/PPZ č III-IV.

159 Vetrovs Tagebuch, 20.10.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 181; v. Grundherr's Memorandum, in: NA II RG-242 T-120 R-1371, D525580.

160 Baráček aus Riga, 22.11.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Riga 1938 PZ č 1-14/PPZ č III-IV.

161 Zotov's Tagebuch, 19.8.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 150.

162 Bericht des polnischen Militärattachés in Riga, Feliks Brzeskwinski, 27. 9.1938, in: AAN Sztab Główny 616/357.

163 Baráček aus Riga, 17.10, 21.10.1938, in: MZV; siehe auch Zotov's Tagebuch, 18.7.1938, in: AVP RF 05-18-145-107, Bl. 126.

164 Brzeskwinski aus Riga, 27. 9.1938, in: AAN Sztab Główny 616/357.

165 Chef des polnischen Geheimdienstes des Grenzschutzkorps, Jan Gurb'ski, an den Chef der

darüber, ob Polen und Deutschland außer dem Nichtangriffspakt von 1934 noch irgendeinen geheimen Vertrag abgeschlossen hätten.¹⁶⁶

Außenminister Munters drückte dem tschechoslowakischen Gesandten in Riga seine Entrüstung über die Beschlüsse der Münchener Konferenz aus, ginge doch seiner Ansicht nach damit eine Bedrohung an die Adresse der westlichen Demokratien einher. „Sie [die westlichen Demokratien; M. I.] zahlen damit, dass sie in der ganzen Welt an Prestige und Einfluss einbüßen. Frankreich ist zu einer Großmacht zweiten Ranges herabgesunken. [...] Über Frankreich kann man sagen – ‚Tout est perdu, y compris l’ honneur‘. [...] Aber auch England kommt seine Schwäche teuer zu stehen.“¹⁶⁷ Munters ging nicht davon aus, dass die Rote Armee zu einer längeren Kriegführung fähig sei, stehe doch die Sowjetunion aufgrund ihrer Innenpolitik am Rand einer Katastrophe. Zur selben Zeit, in der dieses Gespräch stattfand, stellte der britische Gesandte Charles W. Orde Munters die Frage, wie er bzw. seine Regierung die jüngsten Ereignisse in Europa beurteile. In Ordes Bericht hieß es über Munters: „I found him greatly relieved that thanks to the Prime Minister’s efforts peace had been preserved. [...] Mr. Munters agreed that it was great gain from the Prime Minister’s visits to Germany that they had provoked open manifestations of the desire for peace among the ordinary population“.¹⁶⁸

In der lettischen Presse wurde nicht ausdrücklich die Unterstützung für die Tschechoslowakei geäußert. So veröffentlichte etwa „Brīva Zēme“ am 5. Oktober einen Leitartikel unter dem Titel „Gedanken über aktuelle Ereignisse unserer Zeit“ aus der Feder des französischen Publizisten Henry de Chambon, der sich oft mit Fragen der baltischen Politik auseinandersetzte. Ihm zufolge war in Europa eine neue Ordnung im Entstehen, und die Münchener Konferenz stelle den Ausgangspunkt für eine neue Politik dar. Die Tschechoslowakei habe zwar nach Sicherheitsgarantien gesucht, doch habe ein einziger Windstoß alles wie eine Seifenblase zerstört. Der Autor fürchtete, dass Deutschland seinen Blick nun auf die englischen und französischen Kolonien richten könnte. Die der Regierung nahe stehende Zeitung „Rīts“ sprach der Tschechoslowakei in nachsichtigem Ton ihre Anteilnahme daran aus, dass Prag das industriell entwickelte Sudetenland eingebüßt habe und dass nun die Bevölkerungszahl wie der Export des Landes sinke. Die Verbündeten hätten die Tschechoslowakei im Stich gelassen. Aus Prager Sicht könne es keinen Grund geben, vom Fortbestand des Friedens zu sprechen.¹⁶⁹

Zweifellos veröffentlichte die lettische Presse aus ausländischen Zeitungen übernommene Nachrichten und Artikel, in denen Polen und Deutschland in etwas ungünstigem Licht erschienen. Besonderen Ärger erregte bei den polnischen Diplomaten jedoch ein aus der litauischen Presse übernommener Text, der in der in Riga herausgegebenen deutschsprachigen „Baltischen Korrespondenz“ abgedruckt wurde. Hierin seien die territorialen Forderungen Polens an die Tschechoslowakei verzerrt dargestellt worden.¹⁷⁰ Ein Anfang November abgefasster Bericht Kłopotowskis lässt erkennen, dass der Gesandte nach wie vor mit der

IV. Unterabteilung der II. Abteilung des Generalstabes, 20.10.1938, in: AAN Sztab Główny 616/334.

166 Brzeskwinski aus Riga, 27. 9.1938, in: AAN Sztab Główny 616/357.

167 Baráček aus Riga, 17.10.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Riga 1938 PZ č 1-14/PPZ č III-IV.

168 Orde aus Riga, 14.10.1938, in: UKNA FO 371/22227, N223/223/59.

169 Rīts vom 6.10.1938.

170 Brzeskwinski aus Riga, 27.9.1938, in: AAN Sztab Główny 616/357.

lettischen Presse unzufrieden war. Aus demselben Bericht geht hervor, dass Munters die lettischen Journalisten wiederholt instruiert habe, „vernünftigen Objektivismus und äußerste Bescheidenheit bei der Darlegung der Meinungen der Franzosen und Engländer zu erreichen“.¹⁷¹

Aufgrund der Kursänderung der „großen Politik“ und der dadurch bedingten deutschfeindlichen Erscheinungen in der lettischen Öffentlichkeit sah sich Munters gezwungen, Stellung zu nehmen. Er fasste seine Schlussfolgerungen über den Zusammenbruch des Versailler Systems im einflussreichen lettischen Magazin „Sējējs“ und auch in der militärischen Zeitschrift „Lāčplēsis“ zusammen. Der erste Aufsatz wurde auch in der „Rigaschen Rundschau“ veröffentlicht.¹⁷² Hierin konstatierte Munters, dass sich „das dynamische Zentrum Europas“ infolge der Ereignisse des Jahres 1938 nach Deutschland verlagert habe und dass das Versailler System zusammengebrochen sei. Gegen die Behauptung, die lettische Armee hätte der Tschechoslowakei Hilfe leisten können, wandte er ein, dass kein Land den Durchmarsch fremder Truppen freiwillig zulassen werde. Den Einwand, Deutschland werde sich nicht damit begnügen, was es in München erreicht hatte, konterte Munters mit der Überzeugung, man dürfe Hitler schon glauben, dass das Reich keine weiteren territorialen Ansprüche in Europa mehr erhebe. Lettland jedoch setze sein Vertrauen nicht mehr auf den Völkerbund, da man sich von überholten Ansichten lossagen müsse. Im Kern aber ging es in seinem Aufsatz um die Neutralität. Munters' Aufruf, sich auch außenpolitisch an einem neuen Europa zu orientieren, erregte bei den in Riga akkreditierten Auslandsvertretern erhebliches Aufsehen.¹⁷³ Unter dem „neuen Europa“ verstand Munters das Deutsche Reich.

Litauen und die tschechoslowakische Krise

Auch in Kaunas wurden die Ereignisse in der Tschechoslowakei aufmerksam verfolgt. Die tschechoslowakische Regierung wurde in der litauischen Presse dafür kritisiert, die Anhänger der von der NSDAP unterstützten Sudetendeutschen Partei unter Konrad Henlein zu nachsichtig behandelt zu haben.¹⁷⁴ In der Sicht der ausländischen Beobachter seien die litauische Öffentlichkeit und die Regierung Ende September 1938 fassungslos gewesen. Während der Tage der Krise hoben wie in Riga auch hier die Menschen ihr Erspartes von den Konten ab. Gerüchte besagten, Litauen habe mit der Sowjetunion einen Vertrag geschlossen und werde am 1. Oktober die allgemeine Mobilmachung anordnen. In der Öffentlichkeit und in der Armee wurde zum Teil darauf gehofft, Litauen werde aufgrund der internationalen Lage Vilnius zurück erhalten, sollte Polen in den Krieg mit der Tsche-

171 Kłopotowski aus Riga, 3.11.1938, in: NA II RG M1751 R-34.

172 Lāčplēsis (1938), Nr. 6; Sējējs (1938), Nr. 11; Rigasche Rundschau vom 5.11.1938.

173 Baráček aus Riga, 16.11.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Riga 1938 PZ č 1-14/PPZ č III-IV. Munters' Bereitschaft, sich den Politikern des „neuen Europa“ anzunähern, äußerte sich wohl auch in seiner in Genf abgegebenen Erklärung, in der er Carl J. Burckhardt, dem Oberkommissar der Freistadt Danzig, den Vorschlag unterbreitete, der Danziger NS-Gauleiter Albert M. Forster könne die baltischen Staaten besuchen. Chodacki aus Gdańsk, 6.10.1938, in: NA II M1751 R-34.

174 Dejmek, Československo a Litva (wie Anm. 19), S. 122.

choslowakei und der Sowjetunion hineingezogen werden.¹⁷⁵ Laut den Ausführungen des tschechoslowakischen Gesandten Jan Skalický hegte die Militärführung die Befürchtung, der Durchmarsch der Roten Armee könne einen Anstoß zur Bolschewisierung Litauens geben.¹⁷⁶ Auf dem Höhepunkt der Krise kamen in Litauen weitere Gerüchte in Umlauf, nach denen Berlin auf Kaunas Druck ausübe, um sich auf litauischem Gebiet Handlungsfreiheit im Falle des sowjetischen Durchmarsches zu sichern.¹⁷⁷ Nach Informationen der sowjetischen Militäraufklärung erhielt der litauische Armeestab am 26. September die Nachricht, dass in Ostpreußen die allgemeine Mobilmachung angeordnet worden sei.¹⁷⁸

Ende Oktober lösten Gerüchte über mögliche weitere polnische Aktionen bereits Panik aus. Selbst nach Ankara gelangte die Nachricht, dass Polen einen Staatsstreich in Litauen vorbereite und dass die Sowjetunion im Falle eines polnischen Angriffs auf Litauen eingreifen werde.¹⁷⁹ In Kaunas hieß es, Deutschland und Polen wollten einen Pakt zum Nachteil Litauens abschließen. Am 25. Oktober berichtete Aleksej Merekalov, der sowjetische Botschafter in Berlin, von einem angeblichen baldigen Treffen Hitlers mit Beck in Frankfurt an der Oder, auf dem die Frage einer gemeinsamen Grenze zwischen Polen und Ungarn erörtert werden würde und eventuell auch über Gdańsk (Danzig) und Klaipėda (Memel) sowie über die Teilung Litauens gesprochen werden könnte.¹⁸⁰ Merekalov zufolge seien die litauischen Diplomaten deprimiert und glaubten nach den Ereignissen in der Tschechoslowakei nicht an die Möglichkeit einer Hilfe von außen. Anfang Oktober kamen Gerüchte in Umlauf, die sich angeblich auf eine im „Kurjer Krakowski“ veröffentlichte Nachricht der polnischen Nachrichtenagentur stützten, Berlin habe von Kaunas die Revidierung des englisch-litauischen Handelsvertrags und die Einstellung der Zusammenarbeit mit Moskau gefordert. Vermeintlich sei in der Note mitgeteilt worden, dass Berlin bereit sei, alle für den Export nach England vorgesehenen litauischen Milchprodukte zu erwerben und einen Nichtangriffspakt abzuschließen, wenn Litauen Deutschlands Forderungen nachkomme.¹⁸¹

Das litauische Außenministerium bat die Warschauer Gesandtschaft um Informationen darüber, was für antilitauische Aktionen Polen durchführen könne.¹⁸² Eventuell aus diesem Grunde erklärte Beck Ende Oktober, dass die Behauptungen, das Deutsche Reich und

175 Der Chef des Geheimdienstes des Grenzschutzkorps (wie Anm. 104); vgl. auch Leon Mitkiewicz: *Wspomnienia Kowieńskie* [Kaunaer Erinnerungen], London 1968, S. 106 f.

176 Skalický aus Kaunas, 30.9.1938, in: *Dokumenty československé zahraniční politiky II* (wie Anm. 109), S. 467 f.

177 Ebenda, S. 468 f.

178 Nachricht an den NKVD aus Kaunas, 26.9.1938, in: *Rossijskij gosudarstvennyj voennyj archiv* [Russländisches staatliches Militärarchiv, Moskau], 33987-3-1144, Bl. 348.

179 Bericht des britischen Botschafters in Ankara, Percy Loraine, 28.10.1938, in: UKNA FO 371/22218, N5297/1/59.

180 Merekalov aus Berlin, 25.10.1938, in: Grigorij N. Sevost'janov (Hrsg.): *Moskva-Berlin. Politika i diplomatija Kremlja 1920–1941. Sbornik dokumentov v trech tomach. Tom 3: 1933–1941* [Moskau-Berlin. Politik und Diplomatie des Kremls 1920–1941. Dokumentensammelband in drei Bänden. Bd. 3: 1933–1941], Moskau 2011, S. 270.

181 Siehe das Memorandum des Leiters des Central Department des FO, William Strang, 4.10.1938, in: UKNA FO 371/22220, N4885/2/59.

182 Vgl. Bukelevičiūte, *Lietuvos ir Čekoslovakios dvišalių santykių dinamika* (wie Anm. 10), S. 134.

Polen hätten sich auf Kosten Litauens geeinigt, nichtig seien.¹⁸³ Andererseits wurde die britische Regierung gefragt, ob sie in Anbetracht der antilitauischen Agitation in Polen und angesichts der deutschen Propaganda hinsichtlich der Klaipėda-Frage annehme, dass Polen und Deutschland gegen Litauen vorgehen würden.¹⁸⁴ Die Gerüchte, dass die Sowjetunion in einen eventuellen Konflikt zwischen Polen und Litauen eingreifen werde, versetzten auch London in Unruhe. Aus Moskau trafen jedoch beruhigende Nachrichten ein: Es seien zwar gewisse Drohungen möglich, doch sei ein Eingriff der Sowjetunion aufgrund ihrer inneren und militärischen Schwäche nicht wahrscheinlich.¹⁸⁵ Die Gerede von den deutschen Ansprüchen im Hinblick auf den englisch-litauischen Handelsvertrag erregten in London ebenfalls Ärger. Es hieß in Reaktion darauf, dass sich die Regierung Seiner Majestät allen Versuchen widersetzen werde, den Handelsbeziehungen beider Länder zu schaden.¹⁸⁶ Die vorhandenen Archivmaterialien lassen immerhin den Schluss zu, dass London etwas zur Unterstützung Litauens tat. Man führte einige Gespräche mit polnischen Diplomaten, um diese zu ermahnen, Ruhe und Gelassenheit zu bewahren. So schrieb der britische Geschäftsträger in Kaunas, Thomas Preston, dem FO, er habe dem polnischen Gesandten in Kaunas, Franciszek Charwat, erklärt, „that I did not think that there would be any necessity for the Poles to carry out their threats.“ Charwat wiederum drückte daraufhin wahrscheinlich die Position seiner Regierung aus, indem er nachdrücklich erklärte, dass in der veränderten politischen Lage Europas ein kleines Land wie Litauen die Wünsche von 35 Mio. Polen zu berücksichtigen habe.¹⁸⁷

Der litauische Außenminister Lozoraitis äußerte dem tschechoslowakischen Gesandten Skalický gegenüber seine Sympathie für die Tschechen und Slowaken in deren Kampf um die Bewahrung der Grundlagen der europäischen Werte. Das Münchener Abkommen habe er als äußerst negativ empfunden, denn es führe zum Vertrauensverlust in Hinblick auf die alten und neuen Verträge sowie zum Zusammenbruch des bisherigen europäischen Sicherheitssystems.¹⁸⁸ Auch andere litauische Diplomaten machten ihre Emotionen bezüglich des Münchener Abkommens in ihren Berichten an das Außenministerium deutlich: Im Bericht des litauischen Gesandten in Paris, Petras Klimas, finden sich Ausdrücke wie „das Zeitalter des internationalen Gangstertums“, „eine durchaus egoistische, prinzipienlose Politik“ oder „die Verneinung der internationalen Moral“.¹⁸⁹

Die Haltung der litauischen Bevölkerung zu den Ereignissen unterschied sich in den verschiedenen nationalen Gruppen erheblich. Laut den Ausführungen des litauischen Historikers Saulius Kaubrys ergibt sich auf der Grundlage der von ihm genutzten Materialien der litauischen Staatssicherheit ein eindeutiges Bild für die Mehrheit der Litauer, die Sympathie

183 Siehe das Telegramm des britischen Botschafters in Moskau, Viscount Chilston, 7.11.1938, in: UKNA FO 371/22219, N5377/1/59.

184 Colliers Note, 18.10.1938, in: UKNA FO 371/22220, N5046/2/59; Telegramm des Foreign Office an Kennard, 24.10.1938, in: UKNA FO 371/22218, N5167/1/59.

185 Chilstons Telegramm, 7.11.1938, in: UKNA FO 371/22219, N5377/1/59.

186 Siehe Parliamentary question vom 6.10.1938, in: UKNA FO 371/22220, N4908/2/59.

187 Preston aus Kaunas, 26.10.1938, in: UKNA FO 371/22219, N5314/1/59.

188 Skalickýs Berichte aus Kaunas, 16.9., 30.9.1938, in: Dokumenty československé zahraniční politiky II (wie Anm. 109), S. 467-469; Skalický aus Kaunas, 22.9.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Kaunas 1938 PZ č 1-39/PPZ č I-III.

189 Vgl. Laurinavičius, 1938 metų Sudetų krizė ir Lietuva (wie Anm. 20), S. 160.

für die Tschechoslowakei und die Sowjetunion hegten, Deutschland und Polen gegenüber jedoch feindselig eingestellt waren. England und Frankreich wurden des Verrats beschuldigt. Die in Litauen lebenden Polen und Deutschen nahmen dabei insbesondere einen Verlust der eigenen Sicherheit wahr. Kaubrys meint, die Tschechoslowakei, die bei den Litauern den Status eines progressiven Staates genoss, sei zu einem eigenartigen Maßstab geworden, denn angesichts der Ereignisse in Mitteleuropa begann man daran zu zweifeln, ob es dem eigenen Staat gelingen könne, Klaipėda zu halten. Die polnischen und deutschen nationalen Minderheiten jedoch hätten genau umgekehrt auf die Ereignisse reagiert: Sie freuten sich über die Expansion ihrer jeweiligen historischen Heimat. Beide Gruppen hätten ihre Bemühungen darum verstärkt, größere Rechte für sich zu fordern. Der „Anschluss“ Österreichs und das Münchener Abkommen riefen bei vielen litauischen Deutschen Euphorie hervor, so dass ihr Interesse an einer Autonomie Klaipėdas zunahm.¹⁹⁰

Der polnische Militärattaché in Kaunas, Leon Mitkiewicz, betonte in seinen Memoiren, dass die Litauer Polen wegen der Besetzung Teschens heftig kritisiert hätten.¹⁹¹ Auch der estnische Gesandte in Kaunas, Aleksander Warma, schrieb, nach Ansicht der Litauer hätten die Polen die am Boden liegenden Tschechen mit den Füßen getreten.¹⁹² Der tschechoslowakische Gesandte Skalický berichtete von Bürgern und Korporationen, die Geld für die Tschechoslowakei gestiftet und freiwillige Hilfe angeboten hätten.¹⁹³

Ungeachtet des repressiven Pressegesetzes, das am 16. November 1935 in Kraft getreten war,¹⁹⁴ wurden sowohl vor als auch nach dem Abschluss des Münchener Abkommens Sympathieerklärungen für die Tschechoslowakei in der Presse und im Radio abgegeben. Die litauische Regierung ließ dies geschehen. So schrieb „Lietuvos Žinios“ am 21. September, dass britische Arbeiter den von der eigenen Regierung erarbeiteten Plan der Teilung der Tschechoslowakei als Verrat und Schande bezeichneten. Die Zeitung fügte ihrerseits hinzu, dass dies umso schändlicher sei, weil damit alles verraten werde, was moralisches Gewicht besitze und worauf man gehofft habe.¹⁹⁵ „XX Amžius“ schrieb am selben Tag, die meisten Kleinstaaten hätten ihr Vertrauen bisher auf Paris und London gesetzt, was nun nicht mehr möglich sei. Die Demokratien hätten eine andere Stadt dem Frieden zum Opfer gebracht, seien nunmehr desorientiert und bereiteten sich auf ihr eigenes Ende vor. Die Zeitung stellte pessimistisch fest, dass die kleinen Länder sich über jede Stunde der Freiheit freuen und dies bewusst ausnutzen sollten.¹⁹⁶ Fasst man die Beurteilungen der litauischen Presse zusammen, so sind folgende dominierende Aspekte zu erkennen: Zunächst einmal wurden die Ambitionen Deutschlands, Polens und Italiens kritisiert. Bis zum Münchener Abkommen blieb jedoch die Hoffnung, England und Frankreich würden den Frieden schon zu schützen

190 Vgl. Saulius Kaubrys: Čekoslovakijos likiminės peripetijos Lietuvos visuomenės recepcijoje 1938–1939 m. [Der schicksalshafte Umschlag in der Tschechoslowakei in der Rezeption der litauischen Gesellschaft 1938–1939], in: Švec, Šeferis (Hrsg.), Češi, Litevci a středoevropský vektor (wie Anm. 10), S. 195–218, hier S. 201–205.

191 Mitkiewicz, Wspomnienia (wie Anm. 175), S. 105 f.

192 Warma aus Kaunas, 9.10.1938, in: ERA 957-14-572, Bl. 39.

193 Skalický aus Kaunas, 22.9.1938, in: MZV Trezorovė spisy II/1 Kaunas 1938 PZ č 1-39/PPZ č I-III.

194 Vyriausybės Žinios vom 16.11.1935; Lietuvos Aidas vom 19., 21.11.1935; Rytas vom 7.1.1936.

195 Lietuvos Žinios vom 21.9.1938.

196 XX Amžius vom 21.9.1938.

wissen. Später jedoch erklang auch Kritik an den Demokratien. Der Völkerbund und das Prinzip der kollektiven Sicherheit wurden generell als Garanten des Friedens angesehen, weshalb die Stellungnahme zum Art. 16 und die bedingungslose Neutralität für Litauen als nachteilig gesehen wurden.

München stellte Litauen vor die Wahl. „Das Schicksal der Tschechoslowakei öffnete dem Land in brutaler Weise die Augen. [...] Es wurde deutlich, dass der bisherige Kurs unverzüglich zu ändern und eine völlig neue außenpolitische Richtung einzuschlagen war.“¹⁹⁷ So jedenfalls charakterisierte die Lage des Landes der finnische Gesandte in Riga und Kaunas, Eduard Palin. Auch Skalický schätzte die Situation ähnlich ein: Ein kleines Land wie Litauen habe sich gleich vor der Frage gesehen, was aus ihm in der Zukunft werde.¹⁹⁸ Am 20. Oktober fand eine Konferenz der in den europäischen Staaten akkreditierten litauischen Gesandten statt,¹⁹⁹ bei der die außenpolitische Orientierung diskutiert wurde. Man war der Ansicht, Frankreich habe nach dem Abschluss des Münchener Abkommens an Prestige verloren; man könne infolge der wirtschafts- und innenpolitischen Schwierigkeiten des Landes nicht mehr auf Pariser Unterstützung zählen. Bezüglich Englands war man der Ansicht, London könne ausschließlich politische und moralische Hilfe leisten. Hinsichtlich der Sowjetunion wurde festgestellt, dass in Anbetracht des Münchener Abkommens und der im März erfolgten „Normalisierung“ der Beziehungen mit Polen der sowjetische Einfluss auf Litauen beinahe verschwunden sei. Insgesamt kam man zu der Einsicht, dass man der Erklärung des Außenministers zum Art. 16 folgen sollte, und dass in der Klaipėda-Frage kaum mit wirksamer Unterstützung Englands und Frankreichs gerechnet werden könne. Daher sei Litauen gehalten, außenpolitisch großen Wert auf die Beziehungen mit Deutschland und Polen zu legen, sich bedingungslos neutral zu verhalten und die Klaipėda-Frage zu lösen. Die Gesandten waren jedoch nicht dafür, sich völlig an Deutschland zu orientieren.²⁰⁰ Die Öffentlichkeit wurde über diese Konferenz nicht informiert. Die der Regierung nahe stehende Zeitung „Lietuvos Aidas“ berichtete nur, dass es in Anbetracht dessen, dass Europas politische und moralische Prinzipien der letzten 20 Jahre an Bedeutung eingebüßt hätten, darauf ankäme, in der Außenpolitik neue Methoden anzuwenden, und Litauen daher seine Neutralität verfolgen werde.²⁰¹

Am 28. November sandte Lozoraitis ein Memorandum an zehn litauische Gesandtschaften, das Leitlinien für deren zukünftiges Handeln enthielt.²⁰² An wichtigster Stelle standen die Beziehungen mit Deutschland. Litauen sei bestrebt, auf legale und friedliche Weise die Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung des Status von Klaipėda zu schlichten, und zu solchen Zugeständnissen bereit, die mit der Unabhängigkeit des Landes und seinen internationalen Verpflichtungen im Einklang stünden. Der Gesandte in Berlin sollte sich erkundigen, ob Berlin die litauischen Bestrebungen zur Verbesserung der Beziehungen

197 Palin aus Riga, 7.11.1938, in: UM 5C/26.

198 Skalický aus Kaunas, 22.9.1938, in: MZV Trezorové spisy II/1 Kaunas 1938 PZ č 1-39/PPZ č I-III.

199 Lietuvos Aidas vom 19.10.1938.

200 Ōpiks Memorandum, 1.11.1938; Warma aus Kaunas, 25.10.1938, in: ERA 957-14-572, Bl. 67 f.; Palin aus Riga, 7.11.1938, in: UM 5C/26; Just aus Kaunas, 2.11.1938, in: NA II RG-242 T-120 R-1146, 449633-449637.

201 Lietuvos Aidas vom 22.10., 23.10.1938.

202 Lozoraitis Memorandum, 28.11.1938, in: LCVA 648-1-53, Bl. 326-333.

billige, und welche Wünsche Deutschland für die Normalisierung des gegenseitigen Verhältnisses hege. Um Vertrauen in Litauen zu erwecken und die Deutschen im Klaipėda-Gebiet zu neutralisieren, sollte der Gesandte bei der deutschen Regierung um eine Garantie der territorialen Unversehrtheit Litauens ersuchen. Lozoraitis betonte, die litauische Regierung wolle neutral bleiben und versuche alles zu vermeiden, was Deutschland als gegen sich gerichtet empfinden könnte. Der Gesandte sollte die Neuausrichtung der litauischen Außenpolitik zunächst im Auswärtigen Amt und danach auch Hitler persönlich erläutern.²⁰³ Es sei angemerkt, dass der litauische Gesandte in Moskau, Jurgis Baltrušaitis, im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten nicht die Absicht seines Landes verhehlte, sich außenpolitisch zukünftig stärker an Deutschland zu orientieren.²⁰⁴

An zweiter Stelle nach Deutschland kam Polen. Hier waren psychologische Faktoren wichtig, unter denen die Beziehungen zwischen beiden Ländern litten, aber auch Möglichkeiten, diese zu verbessern. Lozoraitis zufolge war Litauen bereit, Polen Zugeständnisse zu machen.²⁰⁵

Am 2. November fand im litauischen Armeestab eine hochrangige Versammlung statt, auf der Oberbefehlshaber Stasys Raštikis in seiner Analyse der internationalen Lage erklärte, dass Litauen in der entstandenen Situation Rücksicht auf Deutschland nehmen und die Wirtschaftsbeziehungen zu ihm ausweiten müsse. Dabei dürfe man nichts unternehmen, was als Widerstand gegen deutsche Absichten ausgelegt werden könnte. Die deutsche Einverleibung von Klaipėda hielt der Militärführer aber nicht für aktuell; möglicherweise wollte er keine Unruhe stiften. Im Hinblick auf Polen erklärte Raštikis, dass in der Vergangenheit Fehler gemacht worden seien. So habe man nicht vorausgesehen, dass Litauen in seinen Beziehungen zu Polen Spannungen vermeiden sollte.²⁰⁶

Schlussfolgerungen

Der estnische und lettische Entschluss, den Art. 16 für unverbindlich zu erklären, ging auf die Position und das Vorbild der skandinavischen Länder, aber auch auf den Druck Deutschlands und Polens zurück. Die entsprechende litauische Erklärung lässt sich wiederum auf den Druck Estlands und Lettlands zurückführen. Die Haltung der drei Staaten zum Art. 16 bedeutete für die Tschechoslowakei und die Sowjetunion faktisch, dass der Roten Armee im Falle des Versuchs der militärischen Hilfe für Prag Widerstand geleistet werden würde. Diese Politik der Grenzstaaten bedeutete die Errichtung einer symbolischen antisowjetischen Barriere, welche durchaus eine nicht ganz unbedeutende Rolle bei den Ereignissen im September/Oktober 1938 spielte.

Die Unverbindlichkeitserklärung des Art. 16 wurde in den Kleinstaaten damit begründet, dass die Effektivität des Völkerbundes bei der Lösungssuche im Falle einer Krise geringer

203 Ebenda, Bl. 327-329.

204 Tagebuch Litvinovs. Empfang von Baltrušaitis, 21.12.1938, in: AVP RF 05-18-138-6, Bl. 279.

205 Ebenda, Bl. 329 f. Die Beziehungen zu weiteren Ländern wurden erwähnt, doch waren sie von weitaus geringerer Bedeutung.

206 Vertrauliche Mitteilung des Oberbefehlshabers der Armee, Generals Raštikis, 2.11.1938, in: AAN Sztab Główny 16/324.

geworden sei; bei einer internationalen Zuspitzung wollten die Kleinstaaten nicht in die Konflikte der Großmächte hineingezogen werden. Die Kleinstaaten, darunter die baltischen Staaten, die erklärten, in jedem Einzelfall selbst darüber beschließen zu wollen, ob sie sich an den Sanktionen des Völkerbundes beteiligen, beschränkten jedoch so ihre Möglichkeit, selbst bei einer Aggression Hilfe zu erhalten. Ungeachtet dessen, dass auch die lettische und die litauische Regierung während der Krise bestrebt waren, ihre Unparteilichkeit zu demonstrieren, machten mehrere Regierungsmitglieder und Militärs dieser Länder deutlich, dass sie sich näher zur UdSSR hingezogen fühlten als zum skeptisch beäugten Berlin und Warschau. Innerhalb der lettischen Militärführung lässt sich sogar die Bereitschaft erkennen, der Roten Armee den Durchmarsch zu ermöglichen, um gemeinsam Krieg gegen Deutschland zu führen. Die litauische Regierung und Militärführung wiederum bekundeten ihre Sympathie für den Völkerbund. Auch in Litauen gab es Tendenzen, die darauf hindeuten, dass im Ernstfall bei grundsätzlicher Sympathie für die Sowjetunion Deutschland und Polen Widerstand geleistet worden wäre.

Für die Esten in außen- und verteidigungspolitisch entscheidenden Positionen machte die in Lettland und Litauen zur Zeit des Abschlusses des Münchener Abkommens herrschende Stimmung klar, dass sie in einer Krisensituation auf die Partner in der baltischen Entente Lettland (mit dem Estland seit 1921 zudem ein Militärbund verband) und Litauen nicht hoffen konnten. Lettland würde nicht zusammen mit dem Deutschen Reich gegen die Sowjetunion Krieg führen. Das politische Bündnis mit Litauen und Lettland wurde daher für Estland als nachteilig angesehen.

Die estnische und litauische Presse teilte sich im Hinblick auf die Einstellung zur tschechoslowakischen Krise in ein offizielles und ein oppositionelles Lager. Das offizielle war bestrebt, die Bevölkerung zu beruhigen und zu demonstrieren, dass nichts Besonderes passiert wäre. Das oppositionelle Lager hingegen erklärte, dass Deutschland eine aggressive Gewaltpolitik betreibe, Frankreich und England die Tschechoslowakei ihrem Schicksal überlassen bzw. Prag verraten hätten. In diesem Zusammenhang wurde in der oppositionellen Presse die Sorge ausgedrückt, die Kleinstaaten könnten bald selbst einer Aggression zum Opfer fallen. Die lettische Presse äußerte nicht explizit ihre Unterstützung für die Tschechoslowakei. Die deutschsprachige Presse wiederum rechtfertigte die deutsche Politik in der tschechoslowakischen Krise. Die überwiegende Sympathie der baltischen Völker für die Tschechoslowakei hatte somit keinen besonderen Einfluss auf die Politik ihrer Regierungen.

Das Münchener Abkommen hatte weitreichende Folgen: Der britische und französische Einfluss auf die europäische Politik nahm ab. Die politische Dominanz von London und Paris auf der europäischen Bühne, die auf dem Versailler Vertrag beruhte, war beendet. Das System der französischen Militärbündnisse wurde aufgelöst. Die Tschechoslowakei geriet in völlige Abhängigkeit von Deutschland. Das Kräftegleichgewicht in Europa änderte sich zu Gunsten Berlins. Wie auch andere Länder Osteuropas zogen die baltischen Staaten aus dem Münchener Abkommen ihre Konsequenzen: England und Frankreich würden nichts zur Gewährleistung ihrer Sicherheit tun; die Versprechen aus London und Paris waren bedeutungslos. Nach dem Abschluss des Abkommens verstärkte sich in den baltischen Staaten die Ansicht, Deutschland sei die einzige Kraft in Europa, die der Sowjetunion und dem Bolschewismus Widerstand leisten könne. Deutschlands Einfluss, sein militärisches und wirtschaftliches Potenzial hatte in dieser Sicht nach Beendigung der tschechoslowakischen Krise in gewaltigem Maße zugenommen und seine strategische Situation war durch das Auf-

marschgelände im Sudetenland erheblich verbessert worden. Der Einfluss der Sowjetunion auf die europäische Politik wiederum hatte sich bedeutend vermindert.

Estland, Lettland und Polen unterschätzten die stabilisierende Rolle, die die Tschechoslowakei in Mitteleuropa gespielt hatte. Während die Tschechoslowakei von der europäischen Karte für sechs Jahre verschwand, verschwanden die baltischen Staaten infolge der Ereignisse der Jahre 1939/40 jedoch für mehr als 50 Jahre.

Aus dem Estnischen übersetzt von Heli Rahkema, Bielefeld,
bearbeitet von Karsten Brüggemann, Tallinn

Summary

Historians have left a number of vital questions concerning the Czechoslovak crisis and the Munich Pact unanswered: What was the attitude of the Baltic states toward Article 16 of the League of Nations Pact, towards the Czechoslovak crisis and towards the Munich Pact? How did the events that had occurred and were occurring in Czechoslovakia reverberate in the domestic politics of the Baltic states? Similarly, no answer has been sought to the question as to how the Czechoslovakian crisis affected the relations of the Baltic states with Germany, the Soviet Union and the western democracies.

Today's historiographies of Russia and the Baltic states present conflicting views of the Czechoslovakian crisis. The view that there is no direct link between the Munich Pact and the fate of the Baltic states in 1939/40 dominates the historiographies of the Baltic states. Exceptions are, however, provided by some Lithuanian historians and the collection of presentations from the 2010 conference on Czechoslovakian-Lithuanian relations sponsored jointly by Lithuanian and Czech historians. Russian historiography, on the other hand, claims that the 1939 Molotov-Ribbentrop Pact was a direct result of the Munich Pact.

In the current article I shall attempt, based on archival materials and publications, to analyse the foreign policy of the Baltic states in the context of international relations, and to show how historians have explained the behaviour of small states in times of crisis. The decision by Estonia and Latvia to declare Article 16 of the League of Nations optional was a result of the stand taken by the Scandinavian countries but also of pressure from Germany and Poland. Lithuania's decision was, in turn, the result of pressure from Estonia and Latvia as the two other members of the Baltic league. The Baltic declaration in regard to Article 16 signalled to Moscow that the Baltic states were not going to employ economic and military sanctions against an aggressor, and that they were going to repulse any attempt of the Red Army to pass through the territories located between the Soviet Union and Germany. Declaring Article 16 optional helped to resolve the Czechoslovakian crisis in favour of Germany. In spite of the fact that the Latvian and Lithuanian governments attempted to demonstrate their neutrality during the crisis, several government members and military leaders of these countries expressed Soviet-friendly and anti-German and anti-Polish opinions. In analysing the mood of the Latvian military leadership it becomes apparent that they were prepared to enable the Red Army to transit Latvia and to fight with the Red Army against Germany. In the case of Lithuania, the support of the government and military leaders for the League of Nations is evident. Certain attitudes are also discernible which give rise to the supposition that, in the case of conflict, Lithuania would have inclined towards the Soviet Union and not

to Germany and Poland. Until the conclusion of the Munich Pact, Latvia's foreign policy leaders believed above all that only the League of Nations and collective security could guarantee their independence. After the conclusion of the Munich Pact, the Latvian foreign policy leaders became seriously interested in "unconditional neutrality", which in essence meant orientation towards Germany. In contrast to Latvia, from 1935-1936 the Estonian military and foreign policy leaders viewed the Soviet Union as the main danger to their sovereignty, whereas the people at large feared first Germany and only then the Soviet Union as their true enemy. After the Munich Pact, the dominant belief in Estonia was that Latvia as a wartime ally would not fight with Germany and Estonia against the Soviet Union and that a political alliance with Latvia and Lithuania would be detrimental to Estonia. This resulted in a noticeable weakening of the Baltic League, that is in the cooperation among the member countries. The Latvian press did not express its support of Czechoslovakia as openly. The approach of the Estonian and Lithuanian press to the Czechoslovakian crisis was two-fold: the official approach and that of the opposition. The official approach attempted to calm the public and to show that nothing special had occurred. The approach of the opposition was to declare that the politics of Germany and Poland were the politics of aggressive force and that France and England had abandoned Czechoslovakia to its fate, or even, had betrayed it. The approach of the German-language press in the Baltic states to the crisis was to side with Germany. Munich had far-reaching consequences. As a result of the agreement, the influence of England and France on European politics weakened. England and France had lost the supremacy of power which they had previously enjoyed in Europe. The balance of power in Europe swung in Germany's favour. Lithuania was forced to cede Klaipeda. The Baltic states drew their own conclusions about the Munich Pact and the resulting situation in Europe. It was understood that England, France and the League of Nations were powerless, should a new crisis develop, to guarantee the security of Eastern Europe. After the Munich Pact, the groups in the Baltic states who saw Germany as the only power capable of opposing the Soviet Union gained in strength.

The Baltic states and Czechoslovakia are an example of how, after the Munich Pact, countries found a suitable 'bandwagon' on which to jump, choosing the politics of accommodation in an attempt to avoid what might be seen as opposition to Germany.

Administrative Shakeup in Industry and Construction: The 1957–1965 “Sovnarkhoz” Reform in the Estonian SSR*

by Maie Pihlamägi

After Stalin’s death in 1953 attempts were made in the Soviet Union to eliminate the influence of Stalin and his government’s repressive measures on political, social, cultural and economic life. Nikita Khrushchev, in the course of the liberalisation of economic policy, initiated a reform for improvement of industrial and construction management in 1957. Through the decentralisation of the management system of the most important economic sector of the Soviet Union – industry – Khrushchev expected to overcome industrial stagnation and achieve economic growth. In the republics, too, there were great expectations that reform providing them with greater decision-making power would create new opportunities for regional economic development and improve the people’s quality of life. The cultural transformation resulting from Khrushchev’s liberalisation has been explored thoroughly in Estonian literature,¹ but it cannot be said that there has been a systematic literature review of economic transformation.

This article attempts to fill the gap and discusses the implementation and evolution of the industrial management reform in the Estonian SSR (ESSR) from 1957–1965. The changes in management and planning, the influence of organisational changes on industrial development and problems in the process of implementing the reform will be examined on the basis of archival documents, legal acts, memoirs, interviews and relevant literature.

Ideology and nature of the reform

The year 1957 saw a reorganisation of the administration of industry and construction in the USSR that has been called the *sovnarkhoz* (“Sovet Narodnogo Khozaistva”, Council of the National Economy) reform. It was primarily economic factors which made this restructuring necessary. The rapid increase in production volume, particularly heavy industry (soviet capital goods industry) production, prescribed in the sixth five-year plan (1956–1960) adopted at the 20th Congress of the Communist Party of the Soviet Union (CPSU) had never materialised. It was therefore imperative to find new mechanisms to boost economic growth and prove to the rest of the world that the USSR could achieve the goal laid down by the 20th Congress: to rapidly catch up with the developed western countries in *per capita* production. Stalin’s death had steered economic thought in a new direction, thus serving as a catalyst for the reform. An understanding had been reached that the widespread use of

* This article was compiled as part of the target financing project SF0130038s09 of the Estonian Ministry of Education and Science.

1 See Olaf Kuuli: Diskussioon eesti kultuuripärandist Hruštšovi “sula ajal” [Discussion on the Estonian cultural heritage during the “thaw” under Khrushchev], in: Kleio. Ajaloo ajakiri (1995), No. 4, pp. 29-39; Olaf Kuuli: Sula ja hallad Eesti NSV-s. Kultuuripoliitikast aastail 1953–1969 [Thaws and frosts in the Estonian SSR. On cultural policy in the years 1953–1969], Tallinn 2002.

prison labour was inefficient and had to be abolished; that resources, natural and otherwise, could be put to more productive use to jumpstart the economy; that the excessive red tape crippling effective management should be reduced; that the individual republics' right of decision-making on economic matters needed to be expanded in order to encourage an active utilisation of local resources.

The basic idea behind the reform – creating regional bodies vested with the rights and authority to engage in planning and managing local economies – was raised in the discussions at the December 1956 CPSU Central Committee plenum. In his monograph Yegor Demichev, a leading scholar of the reform, describes it as a brainchild of a collective think tank rather than of Nikita S. Khrushchev.² Khrushchev, however, expanded on the idea and listed its main points in the theses approved at the February 1957 CPSU Central Committee plenum and the subsequent public discussion.

On 7 May 1957 the discussion on the overhaul of industrial management was continued by the Supreme Soviet of the Soviet Union. Speaking about the goals of the reform, Khrushchev described the Soviet economy as a unified complex, and called for a strong focus by the republics' industry and construction administrations on the industrial sectors which were considered essential from the economic perspective of the whole state.³ He also cautioned about the possible effect of a shift of managerial functions from central authorities to local structures, which might lead to favouring local interests to the detriment of all-union goals, and even to plans to develop self-sufficient economies. Khrushchev branded this as localism, and called for a ruthless fight against this tendency.⁴ The ideological foundation of the Soviet economy was to remain intact: preferential development of heavy industry as a prerequisite for the rapid growth of the national economy and a steady increase in public welfare and prosperity. Khrushchev stressed the urgency of an unwavering adherence to this course of development in both short- and long-term plans.⁵ Thus, the Soviet leaders were ready for radical organisational changes, but maintained a conservative attitude towards the rules of the economic development.

The Supreme Soviet session was adjourned on 10 May with the adoption of the Act “On Future Improvements in the Management Organisation of Industry and Construction”⁶ which outlined the new management model. The law abolished the branch ministry system and replaced it with the territorial management principle. New bodies were established to supervise local industrial and construction management: *sovnarkhozy*⁷ governed by the

2 Egor V. Demichev: *Reforma upravleniia promyshlennost'iu i stroitel'stvom 1957–1965 gg. v kontekste spetsifiki otechestvennoi istorii* [The reform of management of industry and construction in the years of 1957–1965 in the specific context of national history], Moscow 2011, p. 131.

3 Nikita S. Hruštšov: *Tööstuse ja ehitustegevuse juhtimise organiseerimise edasisest täiustamisest. Ettekanne NSV Liidu Ülemnõukogu seitsmendal istungjärgul 7. mail 1957* [The further improvements of the organization of management on industry and construction. Presentation to the seventh session of the USSR Supreme Soviet on the 7th May 1957], Tallinn 1957, p. 55.

4 *Ibidem*, p. 55.

5 *Ibidem*, p. 63.

6 *Direktivy KPSS i sovetskogo pravitel'stva po khoziaistvennym voprosam, t. 4: 1953–1957 gody* [Directives of the CPSU and the Soviet government on economic issues, vol. 4: 1953–1957], Moscow 1958, pp. 784–805.

7 *Sovnarkhozy* were hardly a new phenomenon. They were initially created during the era of War

republics’ councils of ministers. The act brought about the demise of 10 all-union and 15 union-republic ministries, transferring their subordinate enterprises to the jurisdiction of *sovnarkhozy* in the respective economic administrative regions. *Sovnarkhozy* were vested with the obligation to co-ordinate their work with the respective republics’ governments as well as the State Planning Committee of the Soviet Union (Gosplan) and republic planning committees, finance ministries, and State Bank (Gosbank).

The central all-union ministries that survived were those of the aviation industry, radio industry, defence industry, shipbuilding industry, energy, and chemical industry. These ministries engaged in production planning and control of their subordinate enterprises located in the economic administrative regions.

The State Economic Commission of the Council of Ministers of the USSR was abolished and its functions transferred to the Gosplan responsible for centralised planning and interregional co-ordination. The deadline for industrial reorganisation was set for 1 July 1957. This reform was the first serious attempt to remove some of the major sources of inefficiency in the Stalinist management and planning system.⁸

The implementation of the 10 May Act launched a process during which ministries were abolished, *sovnarkhozy* were established, and industry and construction enterprises were transferred to the jurisdiction of *sovnarkhozy*, or local soviets. *Sovnarkhozy* had already been operating in economic administrative regions for several months when, on 26 September 1957, the USSR Council of Ministers belatedly approved the *sovnarkhoz* statutes⁹ stipulating their rights, obligations, responsibility and functions. Until then there had been no clear understanding of their purpose, perceptions ranging from the new institutions being local representatives of the central government to their acting as republican administrative bodies.¹⁰ In a situation in which the competence and authority of *sovnarkhoz* remained exclusive, even the Communist Party was undecided and wary of exerting any pressure.¹¹

The implementation of the “sovnarkhoz” reform in the Estonian SSR

Mimicking the proceedings all over the vast Soviet Union, Khrushchev’s theses inspired a public discussion in the ESSR. The theses were discussed at trade union and party meetings; opinions were voiced in newspapers. The Estonian Communist Party (ECP) Central Committee fifth plenum discussed and approved the theses on 27 April 1957. They decided to form a *sovnarkhoz* for the administration of industry and construction in the ESSR (with

Communism and existed until the early 1930s, supervising the light (soviet consumer goods) and food industries.

8 Joseph S. Berliner: Planning and Management, in: Abram Bergson, Herbert S. Levine (Eds.): The Soviet Economy: Toward the Year 2000, London 1984, pp. 350–390, here: p. 353.

9 See Polozhenie o sovete narodnogo khozaistva ekonomicheskogo administrativnogo raiona [Statutes on a Council of the Regional National Economy], in: Sobranie postanovlenii pravitel’stva SSSR [Collection of the USSR government regulations] 1957, No. 12, art. 121.

10 Demichev, Reforma (see note 2), p. 166.

11 Memorandum by Mr Hutching, Second Secretary of the British Embassy Moscow, 19 February 1958, in: National Archives United Kingdom (NAUK), Foreign Office (FO) 371, ref 135300, N 564, N 1102/6.

the exception of small enterprises supervised by local soviets, and co-operative industries). The ECP Central Committee and the ESSR Council of Ministers were told to work out reorganisation proposals and prepare the structure of the *sovnarkhoz*.¹² A commission was formed of high-ranking party and government figures: Valter Klausson (First Deputy Chairman of the ESSR Council of Ministers), Ernst Ristimägi (Secretary of the ECP Central Committee), Albert Vendelin (Deputy Chairman of the ESSR Council of Ministers), Aleksander Hromov (Chairman of the ESSR Planning Commission), Karl Vaino (Head of the Department of Industry and Transport of the ECP Central Committee), and Arnold Veimer (Deputy Chairman of the ESSR Planning Commission). The commission was asked to work out proposals for the *sovnarkhoz* reform in the ESSR. The final proposals¹³ were formulated based on the provisions of the 10 May Act and submitted for approval to the CPSU Central Committee and subsequently to the ESSR Supreme Soviet to be adopted as a law.

These proposals differed considerably from the commission's initial idea¹⁴ which retained the ministry as the principal form of local industrial management. Based on the republic's industrial structure, the plan envisaged the formation of seven large republic ministries to replace the all-union ministries that had been abolished, plus a union-republic agency responsible for the supply of materials and technologies. It was deemed practical to extend the economic area beyond the republic's administrative borders to embrace the city of Ivangorod that was economically closely linked with the city of Narva anyway.¹⁵ This scheme stemmed from the decision of the 1957 February plenum of the CPSU Central Committee which sanctioned the transfer of managerial duties from all-union industrial ministries to the republics, approved the territorial principle of administration, and acknowledged the need to develop new forms of management, although it failed to specify any of them.

After discussions, the ESSR Supreme Soviet on 7 June 1957 adopted the Act "On Further Improvement of the Administration of Industry and Construction in the Estonian SSR"¹⁶. The law stipulated the creation of an economic area equivalent to the administrative territory of the ESSR, where industry and construction would be supervised by a local *sovnarkhoz* subordinate to the ESSR Council of Ministers. Acting within its competence, the *sovnarkhoz* had the right to issue decrees and resolutions based on and aimed at abidance by the laws of the ESSR and the USSR. The reform deadline was 1 July 1957, by which date the seven

12 Postanovlenie V plenuma TsK EKP [Regulation of the 5th plenum of the ECP CC], 27 April 1957, in: Eesti Riigiarhiivi Filiaal (ERAF), f 1, n 4, s 2036, l 5-7.

13 See Predlozhenie ob obrazovanii Soveta narodnogo Khoziaistva Estonskoi SSR [Proposal for the establishment of the Council of the National Economy (CNE) of the ESSR], [undated], in: Eesti Riigiarhiiv (ERA), f R-1, n 17, s 1354, l 185-196.

14 Predlozhenie komissii o reorganizatsii upravleniia promyshlennost'ju i stroitel'stvom [Commission's proposal for reorganization of the management of industry and construction], [Mach 1957], in: ERA, f R-1, n 17, s 1354, l 136-140.

15 Ivangorod (Jaanilinn) was incorporated into the RSFSR early in 1945 when the administrative borders of the ESSR were changed.

16 Seadus tööstuse ja ehitustegevuse juhtimise organiseerimise edasisest täiustamisest Eesti NSV-s [Act "The further improvements of the organization of management on industry and construction of the Estonian ESSR"], in: Eesti NSV Ülemnõukogu neljanda koosseisu viies istungjärg 6.–7. juunil 1957 [Fifth Session of the Supreme Soviet of the ESSR 6–7 June 1957. Fourth Convocation], Tallinn 1957, pp. 95-97.

union-republic ministries of the ESSR (Forest Industry, Urban and Rural Construction, Light Industry [soviet consumer goods industry], Meat and Dairy Industry [Food Products Industry, Construction Materials Industry, and Fishing Industry] and two republic ministries [Public Utilities and Local Economic Affairs, and Oil Shale and Chemical Industries]) were to have been abolished and their enterprises and organisations handed over to the *sovnarkhoz* or local soviets in agreement with a list approved by the ESSR Council of Ministers.

An act passed by the ESSR Supreme Soviet on 7 June 1957 appointed former Deputy Chairman of the ESSR Planning Commission Arnold Veimer as Chairman of the *Sovnarkhoz* of the ESSR and as Deputy Chairman of the ESSR Council of Ministers; Albert Vendelin was appointed First Deputy Chairman of the *Sovnarkhoz* and Minister of the ESSR; Karl Vaino and Vladimir Kāo were appointed Deputy Chairmen of the *Sovnarkhoz* and Ministers of the ESSR.¹⁷ Furthermore, Vladimir Kāo was appointed head of the *Sovnarkhoz* arts council formed in August 1957. The chairman of the *Sovnarkhoz* was also a member of the ECP Central Committee. The *sovnarkhoz* had its own party organisation to supervise its work and inform the ECP Central Committee of any shortcomings.

The structure of the ESSR *Sovnarkhoz* consisted of the central apparatus and individual administrations of the industrial sectors. The central apparatus had 14 subunits: management; inspectorate directly supervised by the chairman; and 12 departments – industry, technology, planning and economics, transport and cargo, leading cadres and educational establishments, working cadres, labour and wage calculation, capital construction, financial affairs, special affairs, legal and administrative affairs, and central accounting.¹⁸ Ten administrations based on the industrial structure were created for the direct management of the enterprises in the *sovnarkhoz* system: Administration of Oil Shale and Chemical Industry (head: Aleksander Freiberg); the self-sufficient Energy Administration “Eesti Energia” (Leonid Ingar); Administration of Machine-Building (Gustav Mõttus); Administration of Construction Materials Industry (Heino Joosti); Administration of Forest, Pulp and Paper Industry (Anatoli Feodorov); Administration of Light Industry (Nikolai Prokhorov); Administration of Food Industry (Vladimir Lipp); Administration of Meat and Dairy Industry (Jaan Pärn); Administration of Fishing Industry (Konstantin Kulazhenko); Construction Administration (Vsevolod Generalov). The latter was formed on the basis of the construction and assembly directorates of the former ministries. Besides these ten, a self-sufficient Administration of Material-Technical Supply and Sales (Peeter Rahomägi) was created from the ministries’ chief directorate of supply and sales¹⁹ to supervise the material and technical supplies and product marketing of the enterprises subordinated to the local *sovnarkhoz*.

The economic regions were thus able to continue controlling the individual branches of the economy through these administrative bodies. The majority of the principal *sovnarkhoz* staff were former top tier officials of the Planning Commission or ministries. For example, L. Ingar had worked as head of “Eesti Energia” (Estonenergo), H. Joosti as Deputy Minister in the Ministry of Construction Materials, V. Kāo as Minister of Light Industry. Employees

17 Eesti NSV Ülemnõukogu otsused [Decisions of the Supreme Soviet of the ESSR], in: Eesti NSV Ülemnõukogu neljanda koosseisu (see note 16), pp. 101 f.

18 Postanovlenie Soveta narodnogo khozaistva ESSR [Regulation of the CNE of the ESSR], 12 June 1957, No. 1, in: ERA, f R-1809, n 1, s 1, l 6-8.

19 Ibidem, l. 6.

in the central administration numbered 160; together with the branch administrations this made a total of 770.²⁰

The principal tasks of the regional *sovnarkhoz* were: to work out and implement current and prospective plans for the economic region; to supervise the planning process in industrial enterprises and organisations; to submit proposals for solving major economic problems to the Council of Ministers; to improve planning and production management; to supervise the mechanisation and automation of production processes; to organise residential construction and the construction of cultural facilities and child care institutions; to organise material and technical supplies and product sales; to improve labour protection in cooperation with trade unions; to supervise the observance of labour laws and discipline; to provide enterprises with financial resources and check their financial performance; to compile consolidated reports and submit these to the relevant institutions; to carry out audits in subordinate enterprises.

The tasks listed above repeated the standard statutes of the *sovnarkhoz* ratified by the USSR Council of Ministers. This was not surprising, because *sovnarkhozy* were formed on the same model throughout the Soviet Union. Hindrek Meri whose career in ESSR Planning Commission spanned over 20 years, writes in his memoirs that most of the decrees issued by the ESSR Council of Ministers were based on all-union legal acts that had to be copied verbatim.²¹

The reform did not seek a full reorganisation of industrial administration: in the new system, *sovnarkhoz* was the principal, but not the only, form of management of industry and construction (Table). Enterprises producing for the local market were supervised by the local soviets or the Ministry of Local Industry, and the producers' co-operatives (*artels*) were supervised by the ESSR Council of Producers' Co-operation. Khrushchev explained why the economic administrative regions were allowed to retain such a variety of administrative arrangements in a report delivered at the seventh session of the USSR Supreme Soviet. If local industry and producers' co-operatives were subordinated to *sovnarkhozy*, he said, less attention would be paid to the development of key branches of the economy.²² Also, there remained a number of all-union ministries associated with defence industry. These continued to perform their supervisory function over enterprises located in the economic administrative regions (for example Loksa Shipyard, Tallinn Sport Boats Factory, Baltic Factory of Ferroconcrete Products and Structures, Railway Sleepers Treating Factory, Printing Shop of the USSR Central Statistical Administration, etc.). Thus, each economic region had an industrial sector not controlled by the republic and operating under the direct superintendence of Moscow.

20 ENSV Rahvamajanduse Nõukogu keskaparaadi töötajate arv 1957 [The number of staff in the central administration of the CNE of the ESSR for 1957], [29 August 1957], in: ERA, f R-1809, n 1, s 1, l 108; Postanovlenie Soveta Ministrov ESSR [Regulation of the Council of Ministers of the ESSR], 8 June 1957, No. 196, in: ERA, f R-1, n 3, s 950, l 598-600.

21 Hindrek Meri: Tagasivaateid veerevast vagunist [Memoirs from rolling wagon], Tallinn 2008, p. 250.

22 Hruštšov, Tööstuse (see note 3), p. 28.

Table: Total output of ESSR industry by subordination, %²³

| | 1955 | 1957 | 1958 | 1960 | 1963 | 1964 | 1965 |
|---|------|------|------|------|------|------|------|
| Total industry | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 |
| incl. industry of all-union subordination | 23.6 | 2.0 | 1.7 | 1.2 | 8.9 | 9.9 | 30.5 |
| Industry subordinated to ESSR Council of Ministers | 76.4 | 98.0 | 98.3 | 98.8 | 91.1 | 90.1 | 69.5 |
| incl. industry subordinated to <i>Sovnarkhoz</i> | – | 79.7 | 75.4 | 80.1 | 71.7 | 70.4 | – |
| Industry subordinated to local soviets | 4.9 | 7.3 | 8.3 | 7.6 | 2.4 | 2.4 | 2.2 |
| Industry subordinated to ministries and central offices | 71.5 | 11.0 | 14.6 | 11.1 | 17.0 | 17.3 | 67.3 |

By the end of 1957, more than 200 industrial enterprises and building organisations in Estonia had been subordinated to the local *sovnarkhoz*. These included enterprises which had been placed under all-union supervision in 1940/41. When hostilities ended on Estonian territory in 1944, the ESSR government immediately sought their return to republic subordination, but unsuccessfully.²⁴

The reform continued in 1958 and 1959. The reorganisation of artels into state enterprises in 1959 brought some of them under the *sovnarkhoz*. By 1 January 1960 the ESSR *Sovnarkhoz* supervised 340 industrial enterprises and 13 building organisations.²⁵ Changes in subordination also saw an amalgamation of smaller enterprises into larger ones. In 1958 alone, mergers of 38 small enterprises resulted in 18 bigger entities in a move aimed at improving utilisation of production capacities.²⁶

The *sovnarkhoz* also took over the following institutes and educational establishments: the scientific research institute, Oil Shale Institute, and 12 technical high schools, including Tallinn Polytechnic High School, Pärnu Peat Technology School, Võru Local Industry Technical School, Tartu Construction Technical School, Tallinn Fishing and Fisheries Technical School, Öisu Dairy Industry Technical School, Tallinn Light Industry Technical School, Tallinn Mining Technology School.²⁷ On 1 September 1958 the Tallinn Mining Technology

23 25 aastat Nõukogude Eestist. Statistiline kogumik [25 years Soviet Estonia. Collection of Statistical Data], Tallinn 1965, p. 34; Narodnoe khoziaistvo Estonskoi SSR v 1965 godu. Statisticheskii sbornik TsSU ESSR [The national economy of the Estonian SSR in 1965. Collection of Statistical Data], Tallinn 1966, p. 58; Osnovnye pokazateli po itogam raboty promyshlennykh predpriatii i stroitel'nykh organizatsii Soveta Narodnogo Khoziaistva ESSR za 1957 god [The results of the key indicators of the industrial enterprises and construction organizations of the Council of the National Economy of the ESSR in 1957], Tallinn 1958, p. 25.

24 Pis'mo predsetatelia Soveta Narodnykh Komissarov (SNK) Estonskoi SSR A. Veimera na zamestitelia predsetatelia SNK SSSR V.M. Molotovu [Letter from the Chairman of the Council of People's Commissars of the ESSR, A. Veimer, to the Deputy Chairman of the Council of People's Commissars of the SSSR, V.M. Molotov], 9 October 1944, in: ERA, f R-1, n 5, s 91, l 9-10.

25 Nõukogude Eesti saavutusi 20 aasta jooksul. Statistiline kogumik [The achievements of the Soviet Estonia over 20 years. Collection of Statistical Data], Tallinn 1960, p. 21.

26 Godovoi otchet Soveta narodnogo khoziaistva ESSR za 1958 god [1958 Annual report of the CNE of the ESSR], [1 April 1959], in: ERA, f R-1809, n 1, s 2038, l 4.

27 Postanovlenie Soveta Ministrov ESSR (see note 20), l 600.

School was transferred to Kohtla-Järve and merged with the local Oil Shale Processing Technical School. On 1 September 1957 the Pärnu Peat Technology School was closed and the students, depending on their specialisations, were transferred to either the Kohtla-Järve Oil Shale Processing Technical School or Tallinn Polytechnic High School.²⁸ These educational establishments trained specialists for the system of the national economic council. In order to introduce young mothers to the labour market, the *sovnarkhoz* was given supervision of kindergartens and crèches, which mainly catered for the children of the *sovnarkhoz* system employees.

The ESSR was one of the 105 *sovnarkhozy* formed by 1 July 1957.²⁹ The final arrangement differed slightly from the initial plan to create 92 *sovnarkhozy*, including 68 in the RSFSR, 11 in the Ukrainian SSR, and one in each of the remaining Soviet republics.³⁰ The initial plan was criticised by the Uzbeks and Kazakhs who insisted on the right to form a larger number of *sovnarkhozy*. Their wish was granted: the Kazakh SSR was allowed to set up nine, and the Uzbek SSR, five *sovnarkhozy*.³¹ Under a law passed by the Ukrainian Supreme Soviet on 30 May, 11 *sovnarkhozy* were established in the republic, in accordance with the original plan.³² Under a Supreme Soviet decree, the Russian SFSR had formed 70 *sovnarkhozy* by 1 July 1957. However, the arrangement did not last long: on the orders of the USSR.

Council of Ministers the number was soon reduced to 68. This reduced the total number of *sovnarkhozy* in the Soviet Union to 103 by the end of 1958.³³ The most influential role in the *sovnarkhoz* system was played by the RSFSR and Ukraine, the two republics with the largest number of new administrative bodies.

The first conclusions of the managerial reform and its effect on industry were drawn at the ECP tenth congress held on 28–30 January 1958. Emphasis was placed on the fact that the reorganisation had been completed by the due date, and that the new administrative system had yielded positive results in industry and construction. However, several missteps had been taken and needed to be corrected. The Chairman of the ESSR *Sovnarkhoz*, Arnold Veimer, focused in his speech on the tasks faced by the new structure, and responded to criticism. It appeared that the critical party members had been inadequately informed of the work of *sovnarkhoz*, since as a result of the new situation they had lost control of the planning and implementation process. Veimer, however, admitted that bureaucracy was still rife in *sovnarkhoz* and its subdivisions: outstanding problems were tackled by bureaucratic means, without studying them on location or heeding specialist opinion.³⁴ Naturally, bureaucracy

28 Postanovlenie Soveta narodnogo khoziaistva ESSR [Regulation of the CNE of the ESSR], 5 September 1957, No. 12; 10 September 1957, No. 14, in: ERA, f R-1809, n 1, s 1, l 150, 167.

29 Demichev, *Reforma* (see note 2), p. 164; Philip Hanson: *The Rise and Fall of the Soviet Economy. An Economic History of the USSR from 1954*, London et.al. 2003, p. 58.

30 See Hruštšov, *Tööstuse* (see note 3), p. 27.

31 Howard R. Swearer: *Khrushchev's Revolution in Industrial Management*, in: *World Politics 12* (1959), pp. 45-61, here: p. 48.

32 The reorganisation of industry in the Ukrainian SSR May-June 1957, in: NAUK, FO 371, ref 129046, (S1103/15).

33 Memorandum by Mr Hutching (see note 11).

34 Stenogramma i protokol X s'ezda KP Estonii [Verbatim report and protocol of the 10th congress of the ECP], in: ERAF, f 1, n 4, s 2156, l 246-248.

in the ESSR was nothing compared to the red tape in, say, the *Sovnarkhoz* of Northern Caucasus. The latter supervised only 78 industrial enterprises, but had 27 structural units and subdivisions with a total of 363 employees.³⁵

Influence of the new management system on the development of industry

1958 was the year of testing for the new management system. It was also the first year that the republics were able to draw up their own plans for the national economy. This process now followed a new scheme: enterprise or building organisation – industrial sector administration – *sovnarkhoz* – republic’s planning commission – republic’s Council of Ministers – USSR Gosplan – USSR Council of Ministers. After a go-ahead from the highest level the plan made the reverse journey all the way back to the enterprise. Unlike previously when the enterprise merely implemented the plans sent down from the ministry, the new planning process was designed to better illuminate the performance, capacity and economic potential of the enterprise.³⁶

The 1958 plan for national economic development generally followed the reference figures of the sixth five-year plan. However, growth targets for several important products such as fuel, or ferrous and non-ferrous metals, were lowered in the light of the failure to achieve the high growth rate anticipated in the plans for the two preceding years. This was one of the reasons why the sixth five-year plan was cancelled in September 1957.³⁷ Regions of the Soviet Union varied as to their economic status, however, and it would be unfair to speak of retarded industrial growth in the ESSR. Commenting on the 1957 plan performance, the Chairman of the ESSR Council of Ministers, Aleksei Müürisepp, noted that the annual industrial production plan was fulfilled 108%. Total production as compared to 1956, grew by 13% rather than the 4.4% forecast.³⁸ The *sovnarkhoz* had among its staff a number of young, talented economists who sought to make maximum use for Estonia’s benefit of the opportunities provided by the new system. They worked with unparalleled enthusiasm, engaging in discussions and debates on how to organise work more efficiently, dynamically and sparingly, and how to save labour, materials and energy.³⁹ Industrial leaders were obviously inspired to over-fulfill the plan and take on the additional obligations as laid down in the regulations that allowed the republic to keep any excess products.⁴⁰

35 Swearer, *Khrushchev’s Revolution* (see note 31), p. 47.

36 Nataliya Kibita: *Moscow-Kiev Relations and the Sovnarkhos Reform*, in: Jeremy Smith, Melanie Ilic (Eds.): *Khrushchev in the Kremlin. Policy and Government in the Soviet Union, 1953–1964*, London et.al. 2011, p. 94-111, here: p. 100.

37 Soviet 1958 plan reflects continued growth retardation, 20 December 1957, in: NAUK, FO 371, ref 135300, Ns. 1102/2.

38 Eesti NSV Ülemnõukogu 4. koosseisu 6. istungjärg 3.–4. veebruaril 1958. Stenogramm [Sixth session of the Supreme Soviet of the ESSR on 3–4 February 1958. Fourth Convocation. Verbatim report], Tallinn 1958, p. 5.

39 Uno Mereste: *Toimunust & kaasaelatust. 1. osa. Meenutusi aastaist 1928–1964* [Memoirs of events and personal experience of 1928–1964], Tallinn 2003, pp. 726 f.

40 See ENSV Rahvamajanduse Nõukogu 31. detsembri 1957. a määrus nr 53. [Regulation of the CNE of the ESSR 1957, No. 53, 31 December], in: ERA, f R-1809, n 1, s 1, l 418.

The ESSR Supreme Soviet ratified the 1958 economic development plan on 3 February 1958. In his introduction, Aleksei Müürisepp stressed that, with the Estonian economy being part of the Soviet economy, the 1958 plan for the ESSR followed the general strategy outlined in the all-union plan and aimed at developing heavy industry branches.⁴¹ The focus was on the energy, oil shale, engineering and construction materials industries. Taking into account the steel crises in the Soviet Union the leaders of the ECP Council of Ministers and National Economic Council decided to focus on the development of branches of the engineering industry which would require a small amount of steel. Since the 1958 prognosis anticipated a decline in the centrally distributed material-technical supplies, the planned growth rate for Estonia's total industrial output stood at only 3.8%, which was 0.6% lower than the proposal for 1957.⁴² The *sovnarkhoz* enterprises were given higher goals. The total output for 1958 was to increase by 4.1% compared to 1957.⁴³

The ESSR successfully fulfilled the 1958 plan: total industrial production targets were exceeded by 6%.⁴⁴ *Sovnarkhoz* fulfilled the plan of total output by 105.3%, while production volume grew by 9.5% compared to 1957, a much bigger percentage than anticipated.⁴⁵ Müürisepp attributed the success to the ongoing reform in industrial management.⁴⁶ The 1958 plan, however, retained a characteristic trait of the five-year plans: the total production volume was achieved in roubles, whereas the target was not entirely met as far as the product list was concerned. The 1958 plan was not met in 12 product sectors, including peat briquette, lime, drainage pipe, and large concrete and silica blocks.⁴⁷

1958 was a crucial year for the future of the engineering industry in Estonia: a foundation was laid for the electronics and apparatus industry based on new technology. The production of high-tech enterprises (Mercury-arc Rectifiers Factory, H. Pöögelmann Electrotechnical Factory, Võru Gas Analysers Plant, Tartu Apparatus Factory, and Tallinn Measuring and Control Instruments Factory), however, was mostly consumed by the USSR war industry. The machine-building, electronics and apparatus industries were also important exporting industries. A substantial contribution towards their advancement was made by the Electrotechnical Research Institute of the ESSR *Sovnarkhoz*, established in November 1958 for the purpose of developing new technology for industry. These enterprises employed highly qualified workers and engineers who had been trained in vocational schools and higher educational establishments. By the end of 1956, 3,700 engineers with higher education were employed in the national economy; the number increased to 6,300 (1.7-fold) by the end of 1960, and to 9,100 (2.5-fold) by the end of 1965.⁴⁸

41 Eesti NSV Ülemnõukogu 4. koosseisu 6. istungjärg (see note 38), p. 4.

42 Ibidem, p. 8.

43 Ibidem, p. 9.

44 Eesti NSV Ülemnõukogu 4. koosseisu 8. istungjärg 12.–13. jaanuaril 1959 [Eighth session of the Supreme Soviet of the ESSR on 12th–13th January 1959], Tallinn 1959, p. 5.

45 Godovoi otchet (see note 26), l 1.

46 Eesti NSV Ülemnõukogu 4. koosseisu 8. kaheksas (see note 44), p. 5.

47 Ibidem.

48 Eesti NSV rahvamajandus. Statistiline kogumik [The National Economy of the ESSR. Collection of Statistical Data], Tallinn 1957, p. 178; Eesti NSV rahvamajandus 1970. aastal. Statistiline aastaraamat [The National Economy of the ESSR in 1970. Statistical Yearbook], Tallinn 1971, p. 242; Toomas Karjahärm, Väino Sirk: Kohanemine ja vastupanu. Eesti haritlaskond 1940–1987 [Adaptation and resistance. Estonian Intellectuals in 1940–1987], Tallinn 2007, p. 262.

However, some warning messages about “localism” occurred when the national economic regions compiled the development plan for 1958. Ukrainian enterprises engaged in a dispute with the republic planning commission over a national economic strategy that channelled major investments into industries catering for the home market, while cutting back on the production of various goods and commodities which were crucial on the all-union scale.⁴⁹ Even though a suitable plan submitted to Moscow for approval finally met all the criteria, the USSR Gosplan changed some 300 targets in Ukraine’s 1958 plan. The explanation was that in the 1957 plan, the Ukrainian Council of Ministers had failed to give due consideration to all relevant circumstances, and had reduced investments by 4.7 billion roubles.⁵⁰ Similarly, the Latvian and Georgian SSRs were actively working to bolster their national economies.⁵¹

A comparison between the USSR Gosplan’s own calculations and the plans submitted by the Ukrainian SSR and other republics led the former to the conclusion that central authorities’ expectations regarding the new planning system had been unjustified. Many industries lowered their figures for products of all-union importance in favour of exports to other republics, and simultaneously increased production of consumer goods for the local market.⁵²

It was obvious that the republics’ perception of the new, more extensive rights did not coincide with the viewpoint of the central authorities. The central government expected the *sovnarkhozy* and republics’ planning commissions to align the regional development plans with the all-union focus on heavy industry. Since the implementation of the sixth five-year plan was problematic, the central government had relied on *sovnarkhozy* to increase industrial production and at the same time to cut costs. After all, they possessed adequate information on local resources and production capacities as well as the ability to solve problems quickly. Republic governments and *sovnarkhozy* in turn presumed that the reform was primarily intended to bolster regional economies, and this was the assumption on which they based their 1958 plans. As well as being a logical conclusion of the new administrative system, this idea reflected the actual needs and the economic situation in the economic administrative regions.

However, the authors of the reform and the USSR Gosplan could not accept that the economic regions used their new freedom to decide which branches of industry to develop, ignoring the all-union economic interests and the regulating and co-ordinating role of the USSR Gosplan. The 1958 plan was the first – and last – not compiled under Moscow’s strict dictate. All subsequent plans were to be based on investment and production targets, which were dictated by the USSR Gosplan and correlated with the reference figures in the seven-year plan (1959–1965).

In September 1957 the CPSU Central Committee and the USSR Council of Ministers adopted a decision to draft a new seven-year plan of economic development for the following reasons: the production growth figures that had been adjusted downwards for the 1957 plan no longer tallied with the directives of the five-year plan; industrial reorganisation entailed

49 Kibita, *Moscow-Kiev Relations* (see note 36), p. 100.

50 *Ibidem*.

51 Memorandum by Mr Hutching (see note 11).

52 Kibita, *Moscow-Kiev Relations* (see note 36), p. 100.

changes in planning principles; utilisation of the recently discovered natural gas resources in the north-western part of the USSR stood high on the agenda; it was paramount to eliminate the underdevelopment of the chemical industry.⁵³ Olaf Kuuli, who has studied the changes in ESSR cultural policy in Khrushchev's "thaw" period, notes that the seven-year plan, in itself an unusual form of planning, was created by attaching the last two years of the sixth five-year plan to the next five-year plan with a view to improving the general economic situation in the light of the failure to implement the sixth five-year plan.⁵⁴ However, the main reason for adopting the seven-year plan lay in Khrushchev's focus on long-term plans as instrumental in defining the correct proportions of economic development, as well as in his ambitions. It was Khrushchev's goal to catch up with the United States of America in *per capita* production by the year 1972, i.e. by the end of the second seven-year plan.⁵⁵

At the start of 1959, the 21st extraordinary congress of the CPSU approved the new long-term plan (control figures) of economic development for 1959–1965. These control figures were provided in percentage terms and were derived from the adjusted targets for 1958. The year with deflated figures was obviously picked as the reference point in order to make the growth rate seem all the more impressive. By 1965 the total industrial output of the USSR was to grow by 80% in comparison with 1958 (the prioritised heavy industrial output by 85–88% and consumer goods production by 62–65%). The average annual growth rate for industrial output was set at 8.6%, or 135 billion roubles⁵⁶ (9.3% in heavy industry and 7.3% in light industry).⁵⁷ The planned annual growth rate of Soviet industrial production was nearly four times higher than the rate posted by the USA (2.2%).⁵⁸ Khrushchev thus hoped to come a big step closer to his primary goal.

The tasks set for the ESSR were much more intense. The seven-year plan prioritised oil shale, chemical, energy, machine-building, building materials, textile and fishing industries. Total industrial output was to increase 1.8-fold (machine-building 2.3-fold, oil shale industry 1.8-fold, and the cement production industry more than six-fold). Electricity production was to increase more than five-fold, meat and meat products 1.9-fold, butter 1.8-fold, and fishing 2.2-fold. To meet these goals, new investments of 8 billion roubles were planned, 1.8 times more than in 1952–1958.⁵⁹ The preferential development of heavy industry saw the share of light industry in total industrial output reduced from 44.8% in 1958 to 39.8% in 1965,

53 Postanovlenie Tsentral'nogo Komiteta KPSS i Soveta Ministrov SSSR [Regulation of the CPSU CC and Council of Ministers of the USSR], 19 September 1957, No. 1146, in: Sobranie postanovlenii pravitel'stva SSSR 1957, No. 13, art. 122.

54 Kuuli, Sula ja hallad (see note 1), p. 92.

55 Long Term Prospects of the Soviet Economy, E.I.G. 57 (30), in: NAUK, FO 371, ref 135300.

56 90 bln roubles during the previous seven years.

57 Kommunisticheskaia partiia Sovetskogo Soiuz a rezoliutsiia i resheniia s"ezdov, konferentsii i plenumov TsK, t. 7: 1955–1959 [Resolutions and decisions of the congresses, conferences and plenary sessions of the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union, vol. 7: 1955–1959], Moscow 1971, p. 420.

58 Oleg Hoeffding: The Soviet Seven Year Plan, Santa Monica, CA, p. 3, see URL: <http://192.5.14.43/content/dam/rand/pubs/papers/2008/P1607.pdf> (5 November 2012). Later published as Oleg Hoeffding: Substance and Shadow in the Soviet Seven Year Plan, in: Foreign affairs 37 (1959), pp. 394–406.

59 Kommunisticheskaia partiia (see note 57), p. 467 f.; Nõukogude Eesti saavutusi 20 aasta jooksul (see note 24), p. 17.

or by five percentage points.⁶⁰ The lion’s share of capital investments – 5.6 billion roubles, or 70% – was channelled into the industrial sector for the building of industrial production sites.⁶¹ The increase in production volumes was to be achieved mainly (more than 75%) through a rise in productivity assisted by modern technology. Employment in industry was to increase by 21.9%, or 32,300 people (from 147,700 in 1958 to 180,000 in 1965).⁶²

Achieving industrial growth predominantly through greater productivity was a very optimistic idea in the light of previous developments. It was, however, the only option seeing that growth through extensive development was crippled by the demographic situation. It was during the seven-year plan period that the young people born during the war entered the labour market. As the birth rate had dropped considerably during the war years, the cohort entering the labour market was predictably smaller than the exiting cohort.

The seven-year plans of the other Baltic republics were similarly intense. The total industrial output of the Latvian SSR was to increase more than 1.6-fold within the seven years, that of Lithuania, 1.8-fold.⁶³ Besides catering to their own economies, all three Baltic republics had to contribute to both the huge Soviet fishing complex by launching ocean fishing, as well as to the Soviet chemical industry, which was to catch up with the West. Estonia was burdened with an additional, all-important task – that of supplying electricity to the north-western territories of the USSR.

The first years of the seven-year plan saw its successful implementation in all economic regions. This inspired Khrushchev to believe that the failure of the sixth five-year plan could be rectified by taking on extra tasks. Having come to the conclusion that the seven-year plan was too modest, he had the figures adjusted upwards in 1961. The adjusted targets prescribed that the total industrial output of the ESSR was to increase 203% by the year 1965 instead of the 180% laid down by the control figures.⁶⁴ The 1962 national economy development plan was modified so as to match the higher goals.

In both 1962 and 1963, the ESSR was able to achieve these goals, and the total output exceeded the plan. Senior managers of the former Tallinn Liqueur and Vodka Distillery (since 1971 “Liviko”), Udo Themmas and Avo Veinthal, reminisce that the production plan was of prime importance and had to be fulfilled at all costs, or else “heads would roll”. The principal deterrent was an insufficient supply of materials and equipment. Frequently, managers had to engage in extra activities, such as inventing, or procuring certain machinery parts from other parts of the Soviet Union. Plans were very tight and workers were often driven to exhaustion. The final figures would be computed at the very end of the year, making year-ends particularly busy. For a very long period, nearly every New Year’s Eve

60 Ob“iasnitel’naia zapiska k perspektivam razvitiia narodnogo khoziaistva Estonskoi SSR na 1959–1980 gody [Explanatory note on the prospects of economic development of the Estonian SSR for 1959–1980], [undated], in: ERA, f R-973, n 5, s 1212, l 3.

61 Kontrol’nye tsifry razvitiia narodnogo khoziaistva SSR na 1959–1965 gg. (po respublikam) [Control figures of the economic development in the USSR for 1959–1965 (by Republics)], [16 August 1958], in: ERA, f R-973, n 2, s 37, l 16.

62 Ob“iasnitel’naia zapiska (see note 60), p. 6.

63 Kommunisticheskaia partiia (see note 57), pp. 463–465, 467 f.

64 Utochnennye kontrol’nye tsifry semiletnego plana razvitiia narodnogo khoziaistva Estonskoi SSR na 1959–1965 gody [Revised control figures of the seven-year plan for the economic development of the Estonian SSR for 1959–1965], in: ERA, f R-973, n 5, s 1227, l 5.

was spent working almost up until midnight.⁶⁵ In part, it was the enterprises themselves that were to blame for such tight schedules: the draft plans submitted for approval suggested lower figures so as to guarantee over-fulfilment and the ensuing bonuses. Higher authorities, however, adjusted the figures upwards in an often unjustified and arbitrary move, as they possessed no adequate information on the actual resources.⁶⁶

Every year there was one important sector or another in which the targeted production volumes were not reached. For example, in the years 1959–1963 the plan failed for several industrial product categories, such as peat briquette, synthetic resins, cement, fibre cement, fibreboard, particle board, oil shale, paper, cellulose, tricot products, and also for meat and dairy products.⁶⁷ The reasons for the failure were multiple. Supplies of raw materials and equipment were insufficient and thus impeded the production process; new production capacities failed to be launched in due time; plans were altered multiple times a year, often in retrospect; losses of working time ran high because of work stoppages, absenteeism and a high workforce turnover. In 1960, for example, in the ESSR *Sovmarkhoz* system the average loss of working time per worker because of stoppages and absenteeism amounted to 1.8 days in industry and 2.8 days in construction. In the course of one year, 23% of industrial workers in the *sovmarkhoz* system switched jobs; in the construction sector the percentage was as high as 53%.⁶⁸ The main reasons for moving jobs were (in this order): dissatisfaction with housing conditions⁶⁹, dissatisfaction with working conditions, and dissatisfaction with earnings.⁷⁰ Improvement of welfare facilities and housing conditions was seen as the principal incentive for reducing the mobility of workers and creating commitment to the enterprises. However, neither housing construction nor the construction of childcare facilities could meet the demand.

65 Liviko. Liviko juhatuses esimehe Udo Themase ja tootmisdirektor Aavo Veinthali meenutused [Liviko. Memoirs of the Chairman of the Board of Liviko Udo Themase and production manager Aavo Veinthal], in: Enno Tammer (Ed.): *Nõukogude aeg ja inimene [Soviet Time and People]*, Tallinn 2004, pp. 166–176, here p. 166.

66 Eesti NSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 7. istungjärg 20. oktoobril 1965. Stenogramm [Seventh session of the Supreme Soviet of the ESSR on 20 October 1965. Sixth Convocation. Verbatim report], Tallinn 1958, p. 13.

67 Eesti NSV Ülemnõukogu 5. koosseisu 9. istungjärg 26.–27. detsembril 1962. Stenogramm [Ninth session of the Supreme Soviet of the ESSR on 26–27 December 1962. Fifth Convocation. Verbatim report], Tallinn 1963, p. 5; Eesti NSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 3. istungjärg 15. ja 16. jaanuaril 1964. Stenogramm [Third session of the Supreme Soviet of the ESSR on 15–16 January 1964. Sixth Convocation. Verbatim report], Tallinn 1964, p. 5; ENSV Ministrite Nõukogu määrus [Regulation of the Council of Ministers of the ESSR], No. 81, 24 February 1964, in: ERA, f R-1, n 3, s 1706.

68 ENSV Ministrite Nõukogu büroo istungi protokoll nr 30 [Protocol of the meeting of the Bureau of the Council of Ministers of the ESSR, No. 30], 4 July 1961, in: ERA, f R-1, n 3, s 1470, l 395.

69 During the Soviet period urban housing was in short supply. The vast majority of housing stock in the cities belonged to the government. Housing was distributed to industrial enterprises by municipal authorities based on an established number of square meters per person. The workers were provided with housing in dormitories (mass housing for workers) or individual apartments by the workplace. The big enterprises also constructed accommodation for their workers. The workers preferred the workplaces which offered apartment-style housing for their families.

70 Donald Filtzer: *Soviet Workers and de-Stalinization. The Consolidation of the Modern System of Soviet Production Relations, 1953–1964*, Cambridge 1992, p. 50.

In the USSR as a whole, several factors coincided to mean that the 1963 economic year failed to live up to expectations. Crop failures led to disruptions in food supply, and industrial growth was retarded. In 1963 agricultural production dropped by one fifth.⁷¹ The industrial growth rate remained below 8%,⁷² reeling under the negative effect of the confusion caused by a reshuffling in the party apparatus. In August 1962, Khrushchev while on vacation in the Crimea, had the idea of splitting the party apparatus into two parts, one half supervising agriculture, and the other industry. On 10 September he formulated this idea in a memorandum to the CPSU Central Committee.⁷³ The 1962 November plenum of the Central Committee discussed and approved the proposal. Since this coincided with the amalgamation of *sovnarkhozy* to form larger units, major confusion resulted. In 1963, party functionaries, planners and bureaucrats alike were in the dark about their respective fields of responsibility. Additional problems were caused by Khrushchev pressing ahead with the implementation of an investment programme of 42 billion roubles for an accelerated development of the chemical industry in order to guarantee a threefold increase in production by the end of the seven-year plan.⁷⁴ Khrushchev hoped to make up for the Soviet chemical industry's 20-year lag behind the West, especially in the production of mineral fertilisers.⁷⁵ Alec Nove, the renowned scholar of the Soviet economy, has called this goal, which threatened the balance of the economy, absurd – and justly so.⁷⁶

Once again the figures were revised and, based on the 1963 results, more detailed plans for economic development were drawn up for 1964/65. To jumpstart the chemical industry, resources were pulled from capital investments earmarked for housing and consumer service facilities. Several consumer service projects were suspended, while residential construction turned its focus to co-operative housing. This shift in focus in fact reflected a rise in living standards. People now had resources to purchase co-operative apartments under an instalment payment agreement, which soon led to waiting lists several years long. Also all-union ministries and enterprises began to build housing and holiday facilities for their workers. Not infrequently, an apartment was a stronger motive than salary.

The 1964/65 plan for the ESSR was directed towards the preferential development of the chemical industry. The plan stipulated a 23% increase in the production of mineral fertilisers to 755,000 tons a year, and a more extensive use of oil shale chemicals as raw materials for tanning substances, resins and glues.⁷⁷ Among the targets was an increase in total industrial output by 5.2% in 1964 as compared to 1963, and by 8.4% in 1965 as compared to 1964, mostly through higher productivity.⁷⁸

71 Hanson, *The Rise and Fall* (see note 29), p. 73.

72 Alec Nove: *An Economic History of USSR*, New York, NY 1986, p. 363.

73 William Taubman: *Hruštšov ja tema aeg* [Khrushchev and his time], Tallinn 2006, p. 495.

74 See Nikita S. Hruštšov: *Keemiatööstuse forsseeritud arendamine on põllumajandusliku tootmise kasvu ja rahva heaolu tõusu tähtsamaid tingimusi. Ettekanne ja lõppsõna NLKP Keskkomitee pleenumil 9. ja 13. detsembril 1963* [The forced development of the chemical industry is one of the most important prerequisites for achieving the growth of agricultural production and improving the people's welfare. The presentation and the final word to the 9th Plenum of the CPSU Central Committee on 9th and 13th December 1963], Tallinn 1964, p. 13.

75 Hanson, *The Rise and Fall* (see note 29), p. 62.

76 Nove, *An Economic History* (see note 72), p. 362.

77 Eesti NSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 3. istungjärk (see note 67), pp. 8 f.

78 *Ibidem*, p. 10.

Even though the goals set for the Baltic republics were higher than the Soviet Union average, Estonia, Latvia and Lithuania reached the industrial output level stipulated in the seven-year plan's reference figures by the end of 1964, a full year ahead of the actual deadline.⁷⁹ In October 1964, however, Khrushchev was removed from power by his political opponents, and hence missed the plan's final year. His ouster has inspired huge speculation. Some explain the removal by the weakening of his authority in the 1960s; others, including Jan Åke Dellenbrant, ascribe it to Khrushchev's policy of radical de-Stalinisation and his foreign policy, in relation to Germany in particular.⁸⁰

The ESSR successfully fulfilled the most important target set in the seven-year plan: total output. The aggregate industrial output more than doubled, instead of the planned 1.8-fold increase. Objectives were also met in terms of productivity increase (1.5 times the plan), cost reduction, accumulation and capital investments, as well as product range, albeit with a few exceptions.⁸¹ The predetermined target figures were not reached in certain crucial product categories, e.g. cement, cellulose, paper, cotton fabric, linen fabric, wool fabric, tricot outerwear, and butter. The Deputy Chairman of the ESSR Council of Ministers, Hendrik Allik, said in his speech at the ESSR Supreme Soviet session on 27 December 1965 that as far as the value of capital assets was concerned, during these seven years the ESSR had built up a second industry equal in size to the pre-1959 industry. The development of the national economy explained the nearly 1.9-fold increase in national income and the 1.6-fold increase in monetary incomes of households; housing resources in cities grew by 40%.⁸² To acknowledge the progress made in the national economy, the ESSR was awarded the Order of Lenin in 1965.⁸³

Nobody mentioned the reference figures adjusted in 1961, which, in fact, called for the doubling of total output in 1965 compared to 1958. The statistical office publications supported the success story of the ESSR's industry, operating with the 1959 reference figures for 1959–1965 rather than the adjusted targets, and with gross output measures instead of the net measures showing actual growth.⁸⁴ This once again raises the question of the reliability of Soviet statistics which throughout the existence of the Soviet Union displayed a tendency to embellish and exaggerate any and all results.⁸⁵

79 Arnol'd T. Veimer: *Razvitie promyshlennosti Estonskoi SSR za semiletie (1959–1965 gg.)* [The development of the industry of the Estonian ESSR during the seven year plan (1959–1965)], Moscow 1967, p. 8.

80 Jan Å. Dellenbrant: *Reformists and Traditionalists. A Study of Soviet Discussions about Economic Reforms 1960–1965*, Stockholm 1972, p. 110.

81 Eesti NSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 7. istungjärg (see note 66), pp. 5 ff.; ENSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 8. istungjärg 27.–28. detsembril 1965. Stenogramm [Eighth session of the Supreme Soviet of the ESSR on 27–28 December 1965. Sixth Convocation. Verbatim report], Tallinn 1968, p. 4 ff.; Protokol zasedaniia X plenuma TsK KP Estonii [Protocol of the meeting of the 10th Plenum of the Central Committee of the ECP], 27 December 1965, in: ERAF, f 1, n 4, s 3203, l 23.

82 ENSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 8. istungjärg (see note 81), p. 5.

83 Protokol zasedaniia (see note 81), l 24.

84 See Kontrol'nye tsifry (see note 61), pp. 16 ff.; *Narodnoe khoziaistvo Estonskoi SSR v 1965 godu. Statisticheskii sbornik* [The national economy of the Estonian SSR in 1965. Collection of Statistical Data], Tallinn 1966, p. 69.

85 About the reliability of Soviet statistics, see: Olaf Mertelsmann: *Nõukogude statistika probleeme –*

The planned increase in production through higher productivity came to nothing because the modernisation of production processes and the development and application of new technology were slower than expected. Arnold Veimer admitted in his speech at the Supreme Soviet session in December 1965 that the anticipated magnitude in growth had been achieved mainly through growth in the workforce, by attracting workers from other sectors, in particular from the agrarian sector.⁸⁶ The principal source, though, was immigration from other Soviet republics. This was not a new phenomenon for the ESSR. The influx of immigrants from other Soviet republics began almost simultaneously with the return of Soviet power at the end of 1944. The post-war immigration peak coincided with the period of the first five year plan, when the native reserves were inadequate to meet the workforce numbers needed to fulfil the ambitious economic growth and construction targets. Unfortunately, there are insufficient data on population movement from 1944–1949. However, Olaf Mertelsmann argues that during the period 1945–1949 the annual influx was 20,000 people.⁸⁷ Mertelsmann’s figures are remarkably smaller than those of Tõnu Parming, who reports that approximately 180,000 immigrants arrived in Estonia between 1945 and 1949.⁸⁸ As a result, Estonia became a country of immigration. 28,000 people immigrated to the ESSR in the following five years (1951–1955) and 25,500 people during the period 1956–1960, a significant decline compared to the post-war years in any case. In the 1950s, the natural increase was a greater cause of population growth than immigration. This trend changed after 1960: From 1961 to 1965 immigration was higher than the natural increase. During this period, immigration to Estonia amounted to 43,100, i.e. 17,600 more than in the previous five years and 57.4% of the total population increase of 75,100.⁸⁹

Immigration was encouraged by several big construction projects listed in the seven-year plan (“Punane Kunda” Cement Factory, Narva Power Station and Maardu Chemical Plant). In a bid to deal with a shortage of human resources, these sites were designated as Komsomol (All-Union Leninist Young Communist League) construction projects to attract young people from all over the Soviet Union. The seven-year plan saw an advancement of various sectors in the metalworking industry, machine-building and apparatus industry for the production of excavators, oil equipment, electrical engines, road graders, cable products, electrotechnical products, and measuring instruments and apparatus. These branches of industry used imported raw materials and parts, and exported their products to other regions of the USSR and to foreign markets. Aleksei Hõbemägi, a veteran of the ESSR *Sovnarkhoz* Administration of Machine-Building, described the *sovnarkhoz* period as crucial for the development of the Estonian machine-building industry, and a period of powerful

allikakriitiline lähenemisviis [Problems in Soviet statistics – a source-critical approach], in: Tõnu Tannberg (Ed.): Eesti ajaloost 19.–20. sajandil. Uurimusi historiograafiast, allikaõpetusest ja institutsioonidest [About History of Estonia in the 19th and 20th centuries. Studies of historiography, historical sources and institutions], Tartu 2012, pp. 515–527.

86 Eesti NSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 7. istungjärk (see note 66), p. 10.

87 Olaf Mertelsmann: *Der stalinistische Umbau in Estland*, Hamburg 2006, p. 130.

88 Tõnu Parming: *Population Changes in Estonia, 1935–1970*, in: *Population Studies* 26 (1972), pp. 53–78, here pp. 58, 60.

89 See Eesti NSV rahvamajandus 1975. aastal. Statistika aastaraamat [The national economy of the Estonian SSR in 1975. Statistical Yearbook], Tallinn 1976, p. 28.

growth.⁹⁰ During this period the pre-war equipment of the machine-building industry was replaced.⁹¹

During the seven-year period oil shale mining increased substantially: the Baltic Power Station, which in 1965 produced 7.1 billion kWh of electricity and supplied energy to the ESSR and the north-western part of the USSR, utilised oil shale. Likewise, the rapidly developing oil shale chemical industry consumed large amounts of oil shale. Focus on superphosphate fertilisers led to intensive phosphorite mining and the opening of new phosphorite mines. Compared to heavy industry, the growth rate in food and consumer goods production remained modest. In the food industry, the one sector receiving vigorous support was fishing and fisheries. Fishing increased 3.1-fold during the seven-year period, instead of the planned 2.2-fold growth.

Growth was similarly modest in light industry, as a result of the small-scale investment in the sector.⁹² Too much emphasis on heavy industry had absorbed a large share of investments. However, even with relatively low production, large quantities of consumer goods were exported from Estonia. Even so, people remember the 1960s as a period of abundance compared to the difficult post-war years.⁹³ Ell Maansoo (born 1935) cannot remember exactly when the word “deficit” came into wider use; it was probably post-1960s, as during the 1960s the choice of consumer goods available was relatively extensive.⁹⁴

Beyond the success story

Despite the remarkable achievements in the industrial sector under the reform, industry faced a variety of problems. It was not long before problems in the management reform manifested themselves. These included complications with the procurement of raw materials, supplies and equipment. Operational management had been transferred to *sovnarkhozy*, yet advance directive planning remained the competence of USSR Gosplan, as did the allocation of material-technical resources. The chronic supply problem that had beleaguered the Soviet economy since the introduction of five-year plans further escalated under the new management setup. Moscow began to receive complaints that the new system that had replaced the old one (under which supplies were the responsibility of the respective ministries) was not functioning properly.⁹⁵

Dissatisfaction with the arrangement causing major supply problems was also voiced by the Chairman of the ESSR *Sovnarkhoz*, Arnold Veimer. In a speech at the ECP tenth

90 Ain Alvela: Aleksei Hõbemägi – kogu elu sündmuste keerises [Alexei Hõbemägi – Whole life in the midst of turmoil], in: Äripäev, 31 January 2007.

91 Aleksei Hõbemägi: Memoirs of the ESSR Sovnarkhoz Administration of Machine-Building. Author's interview, Tallinn, 19 January 2012.

92 Eesti NSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 7. istungjärk (see note 66), p. 6.

93 Enno Tammer: Spikker defitsiidimaailma sisenemiseks [Guide for entering into the world of deficit], in: Tammer (Ed.), Nõukogude aeg (see note 65), p. 186.

94 Ell Maansoo: Millal algas defitsiidi aeg [When did the era of deficit start?], in: Tammer (Ed.), Nõukogude aeg (see note 65), p. 189.

95 Nove, An Economic History (see note 72), p. 360; Swearer, Khrushchev's Revolution (see note 31), p.58.

congress in January 1958 he criticised the supply scheme under which two-thirds of the material-technical resources were planned and centrally distributed by the USSR Gosplan, and one-third by the local planning commission: two separate actions without time overlap. The USSR Gosplan, as it was only able to allocate the resources which were actually physically available, unilaterally modified the production list to conform to this status, overriding the already approved financial and production plans. This led to a conflict between production schedules and supply plans. Veimer stressed the need to change the supply system, and made the following suggestions: ask Moscow to coordinate production schedules and supply plans; abolish the two-tier planning of material-technical resources; reduce the 45-day supply period which had a detrimental effect on production; simplify the procedure of placing orders with Moscow; reduce the unreasonably large number of obligatory targets; drop the practice of annually switching supply partners, which ruled out stable economic ties between economic regions.⁹⁶ Aleksei Hõbemägi says that Moscow was in fact averse to the republics fostering direct relations without its mediation. A promising co-operation between the Estonian and Latvian metal industry administrations, for instance, was nipped in the bud.⁹⁷

The economic regions' protests and proposals regarding the supply issue were taken into consideration in the 4 May 1958 CPSU Central Committee and USSR Council of Ministers' decree on measures for improving the planning process.⁹⁸ However, since the problems were inherent in the economic system as such, nothing changed. In fact, the decree was a step back towards centralisation, as the planning and distribution of material resources was taken over by the USSR Gosplan. Republics were only allowed to use non-allocated resources for the production of basic goods.

In 1961, in an attempt to ensure better planning and distribution of material resources among the economic regions and to improve operational management the economic administrative regions were consolidated into 17 major economic areas under the supervision of co-ordinating and planning councils.⁹⁹ A broad-based co-ordinating and planning council was a consulting body which included representatives of the region's party and government agencies and planning commissions, chairmen of the local *sovnarkhozy*, presidents of the academies of sciences, top specialists from leading enterprises, scientific research institutions and design institutions, representatives of the USSR *Sovnarkhoz* and Gosplan. The council was expected to thoroughly familiarise itself with the situation in the economic region's industrial, construction and transport sectors, and work out proposals for a more effective utilisation of local natural resources, machinery and industrial equipment and labour resources. Bolstering relations with other economic regions to guarantee the

96 Stenogramma i protokol X s'ezda KP Estonii [Verbatim report and protocol of the 10th Congress of the ECP], in: ERAF, f 1, n 4, s 2156, l 246-248.

97 Hõbemägi, *Memoirs* (see note 91).

98 O merakh po ulucheniuiu planirovaniia narodnogo khoziaistva [On measures for improvement of economic planning], in: *Sobranie postanovlenii pravitel'stva SSSR* [The collection of regulations of the SSSR government] 1958, No. 9, art. 75.

99 *Postanovlenie TsK KPSS i SM SSSR* [Regulation of the CPSU CC and the Council of Ministers], 26 April 1961, No. 381, in: *Sobranie postanovlenii pravitel'stva SSSR* [The collection of regulations of the SSSR government] 1961, No. 8, art. 59.

implementation and execution of state plans was also among its responsibilities. Decisions of the council were of a recommendatory nature for the republics' governments, the USSR *Sovnarkhoz* and Gosplan.

The new planning units were indeed of considerable size. Of a total of 17 co-ordinating councils, ten were formed in the RSFSR, which had 68 operating *sovnarkhozy*.¹⁰⁰ The major economic regions included the Western Economic Region covering the Lithuanian, Latvian and ESSR with their respective *sovnarkhozy*. According to the statutes of the Co-ordinating and Planning Council of *Sovnarkhozy* of the Western Economic Region¹⁰¹ ratified on 13 March 1962, the council met alternately in Vilnius, Riga and Tallinn. The sessions were chaired by a representative of the hosting republic. The council's headquarters were located in Riga, its ten-member administration was serviced by the Latvian SSR Council of Ministers, and its upkeep costs were covered by the central budget. However, these councils had a brief existence: it was soon obvious that they were inefficient and in fact unnecessary. The Co-ordinating and Planning Council of *Sovnarkhozy* of the Western Economic Region was officially abolished in July 1963.¹⁰²

The failure of the co-ordinating councils ultimately inspired a new direction which materialised in the decision of the CPSU Central Committee plenum of November 1962 to improve regional administration by reinforcing the *sovnarkhozy* through amalgamation and certain adjustments in their competences.¹⁰³ A new body was formed for further improvement of management and planning – the USSR Supreme Council of National Economy (*Vesenkha*), the highest state agency for the administration of industry and construction. Its first chairman was Dmitrii Ustinov.¹⁰⁴ The USSR Gosplan specialised in long-term planning, while the function of current planning was transferred to *Vesenkha*. The State Economic Commission was liquidated.¹⁰⁵

Of the 105 *sovnarkhozy* established in 1957, only 47 survived until the start of 1963, following the amalgamation and the formation of major economic regions. Of these, 24 were on the territory of the RSFSR, seven in the Ukrainian SSR. The *sovnarkhozy* of the four Central Asian republics were merged into one. In reality, very little was achieved by the creation of larger planning regions.¹⁰⁶

100 Demichev, *Reforma* (see note 2), p. 178.

101 ENSV Ministrite Nõukogu 13. märtsi 1962. a määrus nr 114 [Regulation of the Council of Ministers of the ESSR, 1962, No. 114, March 13], in: ENSV Ministrite Nõukogu määruste ja korralduste kogu [Regulations and orders of the Council of Ministers of the ESSR] 1962, No. 15, art. 61.

102 ENSV Ministrite Nõukogu 15. juuli 1963. a määrus nr 348 [Regulation of the Council of Ministers of ESSR 1963, No. 348, July 15], in: ENSV Määruste ja Korralduste Kogu [Regulations and orders of the Council of Ministers of the ESSR] 1963, No. 25, art. 99.

103 *Kommunisticheskaia partiia Sovetskogo Soiuz v rezoliutsiiax i resheniiax s'ezdov, konferentsii i plenumov, t. 8: 1959–1965* [Resolutions and decisions of the congresses, conferences and plenary sessions of the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union, vol. 8: 1959–1965], Moscow 1972, pp. 386–395.

104 NSVL Ülemnõukogu Presiidiumi 13. märtsi 1963. aasta seadlused nr 1119 ja 1125 [Decrees of the Presidium of the USSR Supreme Soviet of 13 March 1963, No. 1119 and 1125], in: ENSV Ülemnõukogu Teataja [Gazette of the Supreme Soviet] 1963, No. 12, pp. 260, 263.

105 Swearer, *Khrushchev's Revolution* (see note 31), p. 49.

106 Nove, *An Economic History* (see note 72), p. 364.

The amalgamation of the *sovnarkhozy* did not concern the three Baltic republics. The *sovnarkhozy* of Estonia, Latvia and Lithuania SSR continued their separate existence, albeit with slightly modified competences. In 1962, the Fisheries Administration of the ESSR *Sovnarkhoz* along with its enterprises was handed over to the all-union Chief Directorate of the Western Basin Fisheries, and the Energy Administration “Eesti Energia” together with its subdivisions was transferred to the jurisdiction of the union-republic Chief Directorate of Energy and Electrification created by the ESSR Council of Ministers.¹⁰⁷ In 1963, the Construction Administration and its subdivisions exited the structure of the ESSR *Sovnarkhoz*; the union-republic ESSR Ministry of Construction was established for more effective management of capital construction.¹⁰⁸ Once the fishing and energy industries and construction had been placed under all-union or union-republic supervision not only the ESSR *Sovnarkhoz*, but also the ESSR Council of Ministers lost much of its authority over the industries located on Estonian territory. The ESSR authorities had no say in planning the labour resources or production volumes of enterprises of all-union subordination. Even the management under mixed union-republic supervision was based on principles introduced by the respective centralised union-republic ministry of the Soviet Union.

These manoeuvres in key sectors of Soviet industry suggest that the central government did not trust the *sovnarkhozy*, as it strengthened control over their operations and restricted their responsibilities. On the other hand, there was an expansion of the *sovnarkhozy* at the expense of other types of management.

In 1962 in a bid to abolish parallelism in the management of industrial enterprises, the ESSR Ministry of Local Economic Affairs was reorganised and its subordinate manufacturing enterprises were handed over to the *Sovnarkhoz*. To raise the efficiency of management, smaller enterprises were merged into larger units.

Some reorganisation also took place in the inner structure of the national economic council. The Administration of Material-Technical Supply and Sales was renamed the Chief Directorate of Material-Technical Supply and Sales.¹⁰⁹ In order to cut administrative expenses, in January 1962 the Administration of Meat and Dairy Industry and the Administration of Food Products Industry were merged into the ESSR *Sovnarkhoz* Administration of Food Products Industry, led since February 1962 by Aleksander Strizh. In February the Administration of the Food Products Industry was renamed the Administration of Food Industry.¹¹⁰

107 ENSV Ministrite Nõukogu 18. septembri 1962. a määrus nr 453 [Regulation of the Council of Ministers of the ESSR 1962, No. 453, September 18], in: ERA, f R-1, n 1, s 1483, l 291-294; EKP Keskkomitee ja ENSV Ministrite Nõukogu 19. oktoobri 1962. aasta määrus nr 491 [Regulation of the ECP CC and the Council of Ministers of the ESSR 1962, No. 491, October 19], in: ENSV Ministrite Nõukogu Määruste ja Korralduste Kogu [Regulations and orders of the Council of Ministers of the ESSR] 1962, No. 53, art. 187.

108 ENSV Ülemnõukogu 31. jaanuari 1963. a seadlus Eesti NSV Ehitusministeeriumi moodustamise kohta [Decree of the Supreme Council of the ESSR of 31st January 1963 on the formation of the Ministry of Construction of the Estonian SSR], in: ENSV Ülemnõukogu Teataja [Gazette of the Supreme Soviet of the ESSR] 1963, No. 6, art. 25.

109 ENSV Ministrite Nõukogu 6. märtsi 1962. a määrus nr 107 [Regulation of the Council of Ministers of the ESSR 1962, No. 107, March 6], in: ENSV Ministrite Nõukogu Määruste ja Korralduste Kogu [Regulations and orders of the Council of Ministers of the ESSR] 1962, No. 14, art. 56.

110 ENSV Ministrite Nõukogu 6. veebruari 1962. a määrus nr 55 [Regulation of the Council of

As a result of this reshuffle the number of branch administrations fell to six. The Administration of the Construction Materials Industry, Administration of Light Industry, Administration of Machine-Building, Administration of Forest, Pulp and Paper Industry, Administration of Oil Shale and Chemical Industries, and the Administration of Food Industry as well as the Chief Directorate of Material-Technical Supply and Sales operated until their liquidation in 1965. The final year of the seven-year plan also marked the end of the *sovnarkhoz* reform.

The 1965 September plenum of the CPSU Central Committee, having discussed the improvement of management and planning and stronger stimulation of industrial production, concluded that the existing management system and methods did not conform to the contemporary conditions and level of productive forces. Industrial management was criticised for preferring administrative methods over economic methods, curbing the right of enterprises to pursue economic activities, and for the formal nature of the self-supply principle, and overregulating the work of enterprises with an excessive amount of planning targets. It was also stated that territorial management discouraged specialisation by the branch principle and impeded the development of rational production relations between enterprises. To ensure further industrial development and higher production efficiency, the plenum therefore adopted a decision to reorganise industrial management according to the branch principle by creating all-union and union-republic ministries to supervise the respective branches of industry.¹¹¹

This decision spelt the demise of *sovnarkhozy*. On 1–2 October 1965 the USSR Supreme Soviet session supported the transition of industrial administration from the territorial to the branch principle, the ministry as the mode of management, and the five-year plan as the principal format of a planned economy. The *sovnarkhoz* system was denounced for the same flaws that the ministries were once criticised for: resources were not used to the maximum; utilisation of production capacities in new enterprises was lacking in efficiency; growth of productivity was inadequate; application of new technology and scientific achievements was not active enough; organisation of production was substandard.¹¹²

The resolution was approved by the ECP Central Committee plenum on 19 October, and by the ESSR Supreme Soviet on 20 October 1965. The Supreme Soviet then adopted a law¹¹³ which abolished the ESSR *Sovnarkhoz* and branch administrations, replacing them with five union-republic ministries (Forest, Pulp and Paper Industry, Construction Materials

Ministers of the ESSR 1962, No. 55, February 6], in: ENSV Ministrite Nõukogu Määruste ja Korralduste Kogu [Regulations and orders of the Council of Ministers of the ESSR] 1962, No. 7, art. 28; ENSV Ministrite Nõukogu korraldus 30. jaanuarist 1962 nr 95-k. [Order of the Council of Ministers of the ESSR 1962, No. 95-k, January 30], in: Ibidim, art. 31; Eesti NSV Ministrite Nõukogu 17. veebruari 1962 määrus nr 80 [Regulation of the Council of Ministers of the ESSR 1962, No. 80, February 17], in: Ibidim, No. 10, art. 40.

111 Kommunisticheskaia partiia (see note 103), pp. 517 f.

112 Zasedaniia Verkhovnogo Soveta SSSR shestogo sozyva, shestaia sessiia (1–2 oktiabria 1965 g.). Stenograficheskii otchet [Sixth session of the Supreme Soviet of the USSR on 1–2 October 1965. Sixth Convocation. Verbatim report], Moscow 1965, pp. 10–13.

113 Seadus “Tööstuse juhtimise organite süsteemi muutmise ja mõnede teiste riikliku juhtimise organite kohta”. [The Act on “Modification of the management system in industry and other areas”], in: ENSV Ülemnõukogu Teataja [Gazette of the Supreme Soviet of the ESSR] 1965, No. 43, art. 178.

Industry, Light Industry, Food Industry, and Meat and Dairy Industry) and two administrative bodies (Administration of Chemical Industry and Chief Directorate of Material-Technical Supply). Most of these were the namesakes of the ministries that had existed until 1957, which suggests that the move was a simple reinstallation of the ministries system. The newly appointed Deputy Chairman of the ESSR Council of Ministers, Arnold Veimer, however, insisted that the aim of the reorganisation was not to return to the old system, but to take management to a new level, with a focus on the economic factor.¹¹⁴

By the end of 1965, of the 160 enterprises belonging to the ESSR *Sovnarkhoz* system, 31 had been handed over to all-union ministries, 112 to union-republic ministries, and 17 to the Ministry of Local Industry. Because of the organisational adjustments in management, in 1965 the ESSR Council of Ministers' control over the industry located on Estonian territory was reduced and the changes were reflected in the structure of total industrial output (Table). The Deputy Chairman of the ESSR Council of Ministers, Hendrik Allik, insisted that the transition was well organised and did not disrupt the execution of the plan.¹¹⁵ The ESSR *Sovnarkhoz* liquidation commission led by Veimer worked from 5 January to 1 March 1966.¹¹⁶

Conclusion

In the course of the liberalisation of economic policy in the USSR, the reform for improvement of the industrial and construction management was initiated in 1957. Through decentralisation of the management of industry, which was the most important economic sector of the Soviet Union, central government and communist party leaders expected to overcome industrial stagnation and guide the country to economic progress. The territory of the Soviet Union was divided into economic regions and the new management bodies, *Sovnarkozy* (National Economic Councils), were established for the management of industry and construction in these regions. The branch principle in planning and management was replaced by the territorial principle. However, this management reorganisation only embraced one sector of economy: industry, and not even the whole of industry. Local soviets and some all-union ministries retained their positions alongside the *sovnarkhozy*.

The ESSR *sovnarkhoz* like others had high expectations of the reform which provided them with greater decision-making power and created new opportunities for regional economic development and for the improvement of standards of living. *Sovnarkhoz* were given the right to compile the plans for industrial development, specialisation and cooperation, to implement plans for and supply of materials and technologies, and to control the economic and financial activities of enterprises. They also had to bear full responsibility for the fulfilment of plans. The centralised planning categories were supposed to be broader, leaving detailed decisions up to the *sovnarkhoz*. Nevertheless, the centralised categories

114 ENSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 7. istungjärg (see note 66), p. 12.

115 ENSV Ülemnõukogu 6. koosseisu 8. istungjärg (see note 81), p. 5.

116 ENSV Rahvamajanduse Nõukogu likvideerimiskomisjoni protokollid [Protocols of the Liquidation Commission on the National Economic Council of the ESSR], [5 January 1966, 28 February 1966], in: ERA, f R-1809, n 1, s 581, l 1, 22.

gradually expanded and the role of the National Economic Council narrowed. *Sovnarkhoz* preserved the right to plan and allocate only those products which were entirely produced and used within the Estonian administrative region. General industrial development trends and production volumes were prescribed centrally.

Since the economic system as a whole did not change and the new managerial bodies gave preference to administrative methods over economic methods, the problems inherent to the earlier era of five year plans, persisted. For example, legal acts, including the plans for the national economy, both short and long term, were adopted in retrospect, with major delay; plans were changed frequently, often in retrospect; the quantitative growth of heavy industry was prioritised; the total gross rather than net output was the most important indicator of success. Changes in industrial administration did not change investment priorities. Heavy industry continued to absorb the vast majority of investments and this badly affected the growth of the consumer goods industry.

During the implementation of the reforms, industry faced many problems. One of the biggest problems was planning, which was characterised by a shift towards complexity and detail and based on past statistics. The large number of plans: gross output, commodity production, rise in productivity, putting capital assets into operation, implementation of new technology, supply of materials and technology etc. made co-ordination difficult. The plan targets were often changed, causing a great deal of confusion because some targets were adjusted while other related figures remained unaltered. Enterprises had very little say in the planning process (with the exception of the 1958 plan). The numerous and overly detailed targets were approved by higher authorities, whereas enterprises only functioned as executors.

Another major problem was related to supplies to industry. The existing system of supplies did not function properly and was unable to provide enterprises with the raw materials, technology and equipment needed for normal production processes. The enduringly dysfunctional supply system caused work stoppages and hindered the launching of new products. On the upside, however, it encouraged inventiveness and creativity, both in technology and general management.

Industrial management reform had positive effects too. First of all, industrial growth was impressive, especially in heavy industry. However, the Soviet practice of inflating the results must be kept in mind. Shortage of labour and the need to develop and implement new technologies shifted the focus to training qualified specialists for the national economy. The Estonian machine-building, apparatus and electronics industries developed as a result of innovative production and technological advances and were able to create and effectively produce complex, knowledge-intensive products. Devolution of decision-making power to economic region level encouraged local initiative in exploiting resources and introducing new technologies. Many young, educated and enthusiastic people came to work in the system of *sovnarkhoz*. All this boosted the economy and living standards.

Liquidation of the *sovnarkhozy* in 1965 and transition of industrial management back from the territorial to the branch principle and restoration of the all-union and union-republic ministerial system put an end to the short-lived experiment and increased the degree of centralisation.

Zusammenfassung

In dem vorliegenden Artikel wird die Reform der Verwaltung von Industrie und Bauwesen in der Estnischen SSR behandelt – die Einführung des Volkswirtschaftsrats (*sovnarchoz*), die in der UdSSR in den Jahren 1957 bis 1965 umgesetzt wurde. Die Reform zielte auf eine Dezentralisierung der Verwaltungsstrukturen ab, um das Entscheidungsrecht der Unionsrepubliken in Wirtschaftsfragen zu stärken. Mit der Reform hoffte man auf ein schnelles Wirtschaftswachstum und eine Verbesserung des Lebensstandards.

Im Mittelpunkt stehen Veränderungen in Industrie und Bauwesen, infolge derer das bisherige auf Produktionszweigen basierende Prinzip der Produktionssteuerung durch das territoriale Prinzip ersetzt wurde. Auch wird veranschaulicht, wie die Reform die Industrieentwicklung in der ESSR beeinflusste. Zudem werden die daraus entstandenen Probleme, die Gegenmaßnahmen und die Ergebnisse der Reform analysiert.

Zusammenfassung aus dem Estnischen übersetzt von Heli Rahkema, Bielefeld

FORSCHUNGSBERICHT

Baltische Nahrungsgeschichte. Ein Forschungsbericht¹

von Ulrike Plath

*Nothing is more interesting than
that something that you eat*
(Gertrude Stein)

Äpfel und Kartoffeln, Beeren und Pilze, Zimtgebäck und Piroggen, Quark, Fisch und Rauchsinken, Wodka, Kräutertee und Kwass: Wer könnte sich die baltische Nahrungskultur ohne sie vorstellen? Während das öffentliche Interesse an der Ernährung, der Verbreitung von Herstellungstechniken, nahrungsrelevantem Wissen sowie am kulinarischen Geschmack früherer Jahrhunderte im Baltikum in den letzten Jahren deutlich zugenommen hat,² hinkt die Forschung diesem Trend hinterher. Gering ist das Wissen nicht nur bezogen auf neuere technik-, umwelt- und kulturgeschichtliche Ansätze, in denen man sich etwa mit der Entwicklung von Hygiene, Konservierungstechnologie, Nahrungsmittelüberwachung oder den Fragen der Sortenvielfalt und -reinheit beschäftigt, sondern auch bezogen auf eines der zentralen Themen der internationalen Nahrungsgeschichte: die Verbreitung von Lebensmitteln im Zuge des „Columbian Exchange“, von Kolonialismus und Globalisierung.³

Sicherlich erwähnt werden muss hier aus historischer Perspektive – für den baltischen Raum liegen zu dem einen oder anderen Aspekt Arbeiten vor – vor allem die Forschung zu den frühneuzeitlichen Hungerkrisen,⁴ doch fehlt es in vielen Bereichen an Grundlagenuntersuchungen, Überblicksdarstellungen, insbesondere an vergleichenden Analysen, die den baltischen Raum an die schnell wachsenden Forschungen und Ergebnisse der *food studies*, der Kultur- oder Umweltgeschichte anknüpfen.⁵

- 1 Die Anfertigung des Aufsatzes wurde unterstützt vom Estnischen Wissenschaftsfond: ETF4914.
- 2 Vgl. Selma Mathilde Ariko, Mirja v. Knorring: *Virtina kokaraamat. Toidud Eesti mõisate köökides* [Das Kochbuch der Wirtin. Speisen aus Estlands Gutshöfen], Tallinn 2009. Auf deutscher Seite gibt die Familie v. Wahl in Zusammenarbeit mit dem Archiv des Herder-Instituts, Marburg, das Kochbuch Henriette v. Wahls (1787–1810) heraus, das 2014 erscheinen wird. Bereits in den 1990er Jahren kann von einem gestiegenen Interesse an historischen und für den baltischen Raum relevanten Kochbüchern und deren Wiederauflage gesprochen werden. Vgl. etwa *Classic Russian Cooking. Elena Molokhovets' „A Gift to Young Housewives“*, übersetzt u. eingel. v. Joyce Toomre, Bloomington, IN 1992.
- 3 Vgl. hier die bahnbrechende Studie von Sidney W. Mintz: *Sweetness and Power: The Place of Sugar in Modern History*, New York, NY 1985.
- 4 Otto Liiv: *Suur näljaaeg Eestis 1695–1697* [Die große Hungersnot in Estland 1695–1697], Tallinn 1938; Marten Seppel: *Näljaabi Liivi- ja Eestimaal 17. sajandist 19. sajandi alguseni* [Die Hungerhilfe in Liv- und Estland vom 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts], Tartu 2008.
- 5 Ken Albala (Hrsg.): *Routledge International Handbook of Food Studies*, London u.a. 2013.

Ist Ernährung ein zu alltägliches Phänomen, um als Thema in der Geschichtsschreibung ernstgenommen zu werden? Tatsächlich wurde nahrungsgeschichtlichen Fragen in der baltischen Geschichtsschreibung des „politischen 20. Jahrhunderts“ nur wenig Bedeutung zugemessen. Wenn sie Aufmerksamkeit erlangten, geschah dies im Rahmen der Ethnologie, die im sowjet-estnischen Wissenschaftssystem gemeinsam mit der Archäologie in den Fachbereich Geschichte eingegliedert war. Ihr fehlte allerdings die historische Tiefe, beschränkte sie sich doch beinahe ausschließlich auf die Ethnologie der Esten oder Letten, wobei die deutsche, russische und schwedische Kulturgeschichte im Baltikum auf Kosten der historischen Kontextualisierung und der methodischen Dichte weitgehend ausgeklammert wurde. Untersuchungen des – trotz aller Stände- und nationaler Unterschiede – eng miteinander verflochtenen Miteinanders der Ethnien passten weder in das nationale noch in das sowjetische Forschungsparadigma des 20. Jahrhunderts. Bis heute gehört somit die historische Alltagskulturforschung, Kulturgeschichte oder kulturelle Anthropologie, zu der die Nahrungsgeschichte gezählt werden kann, zu den unterrepräsentierten Forschungsbereichen der baltischen Geschichtsforschung.

Dabei lässt sich ein interessanter Bruch erkennen: Während die Kulturgeschichte der Esten (und Letten) auf Untersuchungen der materiellen Kultur basiert und der Ethnografie zugeordnet wird, dominieren in der Erforschung der deutschbaltischen Kultur geistesgeschichtliche Ansätze. Zu einem vertieften Interesse an der alltäglichen materiellen Kultur der Deutschbalten, die lange Zeit weder in die Denkrahmen der nationalen Ethnografie noch in die vor allem auf die Hochkultur ausgerichtete Kunstgeschichte und auch nicht in die allgemeine Geschichtsforschung passte, kam es erst in jüngster Zeit durch eine gewisse Öffnung der Fächer untereinander und durch die zunehmende Bedeutung der Sachkulturforschung auch innerhalb der Geschichtsschreibung.⁶ Nahrungsgeschichte bildet eine Brücke zwischen Sach- und Geisteskultur, hat sie sich doch sowohl mit den materiellen Grundlagen, den Nahrungsprodukten, Nährstoffen, Kalorien und Mangelerscheinungen, als auch mit der geistesgeschichtlichen Bedeutung von Nahrung, mit Fastenregelungen, Tabus, geschlechtsspezifischen Ernährungsgewohnheiten und Vorschriften sowie mit der Auseinandersetzung mit dem Körper und der Leiblichkeit insgesamt zu beschäftigen. Nahrungsgeschichte ist ohne enge Anbindung an die Medizingeschichte, ohne Erforschung der Sinnes- und Geschmacksbildung und ohne Einbeziehung der Körpergeschichte nicht zu denken.⁷

Zur Stärkung dieses weit verzweigten Themenkomplexes wurde 2012 ein von der estnischen Forschungsförderung für die Laufzeit von vier Jahren finanziertes Projekt zur Er-

6 Die materielle Kultur der Deutschbalten wurde in Estland erstmals unter methodischer Hinsicht auf der Konferenz zum 25. Jubiläum der Gesellschaft für deutschbaltische Kultur in Estland am 6.12.2013 behandelt. Vgl. Paula Findlen (Hrsg.): *Early Modern Things. Objects and their Histories. 1500–1800*, London u.a. 2013; Anu Kannike, Patrick Laviolette (Hrsg.): *Things in Culture, Culture in Things. Approaches to Culture Theory 3*, CECT, Tartu 2013; <http://www.ut.ee/CECT/work/publications.html> [letzter Zugriff: 20.2.2014].

7 Dietrich v. Engelhardt, Rainer Wild (Hrsg.): *Geschmackskulturen. Vom Dialog der Sinne beim Essen und Trinken*, Frankfurt a.M. u.a. 2005; Alois Wierlacher, Regina Bendix (Hrsg.): *Kulinaristik: Forschung – Lehre – Praxis*, Berlin 2008; Ulrike Plath: *Sinneslandschaften. Die Bedeutung der Sinne bei der Beschreibung des Baltikums und der estnischen Kultur (1750–1850)*, in: Liina Lukas, Kadri Tüür u.a. (Hrsg.): *Umweltphilosophie und Naturdenken im baltischen Kulturraum / Environmental Philosophy and Landscape Thinking*, Tallinn 2011, S. 74–110.

forschung der historischen Nahrungskultur im Baltikum ins Leben gerufen.⁸ Angesiedelt am Under- und Tuglas-Literaturzentrum der estnischen Akademie der Wissenschaften hat es einen außeruniversitären Sitz. Dies erleichtert die Zusammenarbeit von Forscherinnen und Forschern aus Tartu und Tallinn. Darüber hinaus ist das Literaturzentrum seit Jahren führend im Bereich der (trans)nationalen Kultur(transfer)forschung, was der Reflexion über die Bedeutung der Nahrung in der Kulturgeschichte Estlands eine theoretische Tiefe gibt.

In der Forschungsgruppe zur baltischen Nahrungskultur wird die nationale mit einer dezidiert transnationalen Perspektive in Verbindung gebracht, wodurch die unterschiedlichen Aspekte des Kulturtransfers in der Formierung der baltischen Nahrungskulturen Beachtung finden. Zudem wurde als gedanklicher Rahmen der in der baltischen Geschichtsschreibung ebenso neue Ansatz der Umweltgeschichte gewählt, um die Bezogenheit der Nahrungskultur auf ihre materiellen Grundlagen zu untermauern und die Wechselwirkungen zwischen Natur und Kultur kritischer hinterfragen zu können. Neben der Atmung und dem Sonnenlicht gibt es doch nur wenig Faktoren, die den Menschen so essenziell an die Umwelt binden wie die Nahrung: „Environmental history begins in the belly“, so einer der führenden Umwelthistoriker unserer Tage, Donald Worster.⁹

Die materiellen und kulturellen Metabolismen der Nahrungsaufnahme werden im Rahmen des Forschungsprojekts in vier einander überlappenden thematischen Teilbereichen untersucht. Sie ergaben sich vor allem aus der Zusammensetzung der Forschungsgruppe, in der neben Mittelalter- und FrühneuzeitHistorikerInnen, EthnologInnen, SoziologInnen auch SemiotikerInnen, EthnobotanikerInnen und ArchäobotanikerInnen zu finden sind:

- 1) Die ethnologische, soziologische und ethnomedizinische Erforschung der estnischen Nahrungskultur des 19. bis 21. Jahrhunderts blickt auf die längsten Forschungstraditionen zurück und hat sich von daher auch kritisch mit ihrer eigenen Geschichte auseinandergesetzt. Die Aufgabe dieser Forschungsgruppe besteht des Weiteren darin, neuere Zugänge aus dem Bereich der schnell wachsenden *food studies* auf das Baltikum zu übertragen und zugleich baltische Themen in die internationale Forschungslandschaft einzubringen. Zu den im Forschungsprojekt behandelten Themen gehören die Verwendung von Beeren in der estnischen Volkskultur, die touristische Vermarktung traditioneller Nahrungsmittel im heutigen Estland,¹⁰ Pop-up-Restaurants und Hausforschung¹¹

8 „Geschichte der Nahrungskultur des Baltikums: Produktion, Konsum und Kultur aus umweltschichtlicher Perspektive“, Projekt des estnischen Wissenschaftsfonds (ETF 9419), Laufzeit 2012–2015, Projektleitung Ulrike Plath. Vgl. <https://www.etis.ee/portaal/projektiAndmed.aspx?VID=ceb2c6af-25f2-499b-9a89-de6af434c23e&PersonVID=56808&lang=&FromUrl0=isikuProjektid.aspx>, [letzter Zugriff: 20.2.2014].

9 Nicolaas Mink: It Begins in the Belly, in: *Environmental History* 14 (2009), S. 312-322; Robert N. Chester III, Nicolaas Mink: Having Our Cake and Eating It Too: Food's Place in Environmental History, A Forum, in: Ebenda, S. 309-311.

10 Ester Bardone: Strawberry Fields forever? Foraging for the Changing Meaning of Wild Berries in Estonian Food Culture, in: *Ethnologia Europaea* 43 (2013), Nr. 2, S. 30-46; dies., Helen Sooväli-Sepping: Smoking Out Local Traditions? Identity and Heritage Production in South East Estonian Rural Tourism Enterprises, in: *Folklore. Electronic Journal of Folklore* 51 (2012), S. 77-108.

11 Anu Kannike: Domesticating Social Change. Estonian Home in Transition, in: *Ethnologia Fennica. Finnish Studies in Ethnology* 39 (2012), S. 62-80; dies.: Nostalgia at Home: Time as a Cultural Resource in Contemporary Estonia, in: *Journal of Baltic Studies* 44 (2013), S. 153-176.

sowie die Übertragung des „Wild-Food“-Konzepts auf die estnische Nahrungsgeschichte.¹²

- 2) Die historische Erforschung der deutschbaltischen Nahrungskultur vom 13. bis 20. Jahrhundert bildet einen wesentlichen Baustein zum Verständnis der estnischen und lettischen Nahrungsgeschichte. Hier gilt es, durch Grundlagenforschung die in Zeit und Region unterschiedlichen Nahrungskulturen der deutschbaltischen Gesellschaft des Baltikums zu beleuchten,¹³ die im Zuge häufig komplexer und keineswegs geradliniger Formen des Kulturtransfers ein Scharnier zwischen estnischer bzw. lettischer Nahrungsgeschichte und dem übrigen europäischen Raum darstellen. Zu den archiva-lischen Quellen, die für das Mittelalter von besonderer Bedeutung sind, kommen in der Frühen Neuzeit gedruckte Schriften als wesentliche Quellen hinzu, die ab dem 20. Jahrhundert von mündlichen Quellen ergänzt werden. Bezogen auf den gesamten Zeitraum müssen die historischen Dimensionen der Nahrung nicht nur aufgrund von Erinnerungen und Regelungen, von Importlisten und Küchenezetteln, sondern auch anhand ihrer Darstellung in Kunst¹⁴ und Literatur.¹⁵
- 3) Die Erforschung des Kulturtransfers zwischen den Ethnien des Baltikums basiert auf im Entstehen begriffenen Einzeluntersuchungen und stellt zugleich ihren zentralen methodischen Teil dar. Ist der Apfel im Garten des lettischen Bauern Ende des 18. Jahr-hunderts ein lettischer, russischer oder deutscher Apfel? Gehört die gesäuerte Grütze auf dem Gutshof zur estnischen oder deutschbaltischen Nahrungskultur? Und welcher Kultur können Kaffeesurrogate und die aus fermentierten Champignons hergestell-te Sojasauce zugeschrieben werden, die im langen 19. Jahrhundert von der deutsch-baltischen Oberschicht zubereitet und gegessen wurden? Hier geht es vor allem

12 Renata Sõukand, Raivo Kalle: Eesti looduslikud toidutaimed. Kasutamine 18. sajandist tänapäevani [Wildwachsende Nahrungspflanzen in Estland], Tallinn 2013; dies.: The Use of Teetaimed in Estonia, 1880s–1990s, in: *Appetite* 59 (2012), Nr. 2, S. 523-530; dies.: Historical-Ethnobotanical Review of Wild Edible Plants of Estonia, 1770s–1960s, in: *Acta Societatis Botanicorum Poloniae* 81 (2012), S. 271-281.

13 Inna Jürjo-Põltsam: Söömine-joomine keskaegses Tallinnas [Essen und Trinken im mittelalterli-chen Reval], Tallinn 2002; dies.: „Hääleib“, „saajaleib“, „iseleib“ – Eesti leivakultuurist 13.–16. sajandil [„Hääleib“, „saajaleib“, „iseleib“ – zur Brottradition Estlands im 13. bis 16. Jahrhundert], in: *Tuna* (2012), Nr. 4, S. 14-28; dies.: Söök-jook keskaja Lihulas [Essen-Trinken im mittelalterli-chen Lihula], in: Mati Mandel (Hrsg.): *Vana-Läänemaa ajaloo radadel*, Tallinn 2012, S. 54-67; dies.: *Pidusöögist näljahädani. Söömine-joomine keskaja Tallinnas* [Vom Festessen zur Hungers-not. Essen und Trinken im mittelalterlichen Tallinn], Tallinn 2013.

14 Tiina-Mall Kreem, Anu Allikvee u.a. (Hrsg.): *Vinum et Panis. Veini ja leiva motiiv 16.–20. sajandi kunstis / The Wine and Bread Motif in 16th–20th Century Art*, Tallinn 2011; John Varriano: *Tastes and Temptations. Food and Art in Renaissance Italy*, Berkeley, CA u.a. 2009.

15 Ronald D. LeBlanc: *Slavic Sins of the Flesh. Food, Sex, and Carnal Appetite in Nineteenth-Century Russian Fiction*, Hanover u.a. 2009; Ann Vileisis: *Kitchen Literacy. How We Lost Knowledge of Where Food Comes from and Why We Need to Get it Back*, Washington, DC u.a. 2008; Ulrike Plath: *Sinneslandschaften* (wie Anm. 7); dies.: *Näljast ja näljapsühholoogist* A.H. Tammsaare romaanis „Ma armastasin sakslast“ [Hunger und die Psychologie des Hungers in A.H. Tammsaares Roman „Ich liebte eine Deutsche“], in: Mirjam Hinrikus, Jaan Undusk (Hrsg.): *Armastus ja sotsioloogia: A. H. Tammsaare romaan „Ma armastasin sakslast“*, Tallinn 2013, S. 50-71. und ihrer Bedeutung in der Religion untersucht werden.

darum, komplexe Prozesse wie die Verbreitung des Gartenbaus, die Modernisierung der Küche oder Veränderungen in Haushaltung und Konsum zu erkennen und zu beschreiben.¹⁶

- 4) Die Bedeutung der nahrungshistorischen Austauschprozesse in einem weiteren umweltgeschichtlichen und systemtheoretischen Rahmen zu analysieren, gehört zu den anspruchsvollsten Aufgaben des Projekts. Hierfür ist interdisziplinäre Zusammenarbeit und enger Austausch über die eigenen Fachgrenzen ebenso unerlässlich wie das Denken in komplexen Systemen. Wie kann über den offensichtlichen Zusammenhang zwischen der Kleinen Eiszeit, dem Großen Hunger (1695–1697), dem Nordischen Krieg (1700–1710/21) und der Pest (1710/11) bei der Entstehung der größten demografischen Katastrophe der baltischen Geschichte reflektiert werden? Welche Bedeutung haben Hunger, Mangelernährung und Überbelastung in der Kindheit auf die Arbeitskraft im Erwachsenenalter und die Gesundheit der nächsten Generation?¹⁷ Und wie gelang es der Gesellschaft, den Kreislauf von Hunger und Mangelernährung zu durchbrechen? Dies muss vor dem Hintergrund der allgemeinen Resilienzforschung in vergleichender Perspektive analysiert werden, wobei ein bereits abgeschlossenes Projekt über die Prozesse des Landschaftswandels im Zuge der neolithischen Revolution rund um das chinesische Meer als Vorlage dient.¹⁸

Das im Herbst 2011 neu gegründete Zentrum für Umweltgeschichte (KAJAK) am Historischen Institut der Universität Tallinn,¹⁹ das hauptsächlich vom oben erwähnten Nahrungsprojekt finanziert wird, trägt maßgeblich zur Verdichtung des interdisziplinären Austauschs und der Entwicklung komplexer Fragen bei. Seine Arbeit wird großzügig seitens des weltweit größten Zentrums für Umwelt und Gesellschaft, des Rachel Carson Centers (RCC) in München, und der European Society for Environmental History (ESEH) unterstützt. Darüber hinaus ist das Projekt in einem von Jahr zu Jahr dichter werdenden internationalen Netzwerk eingebettet, dessen Wachstum die Dynamik der nahrungs- und umweltgeschichtlichen Forschung widerspiegelt.

Mit dem Herder-Institut in Marburg und dem Collegium Carolinum in München wurde eine Konferenzserie ins Leben gerufen, in der – gemeinsam mit der neu gegründeten Professur für Kultur und Geschichte der Deutschen in der baltischen Region an der Uni-

16 Martin Mulow: Konsumtheorie und Kulturtransfer. Einige Perspektiven für die Forschung zum 16. Jahrhundert, in: Wolfgang Schmale (Hrsg.): Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert, Innsbruck 2003, S. 131-143; Jan De Vries: The Industrious Revolution: Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present, New York, NY 2008; Ulrike Plath: Baltic Asparagus: Transnational Perspectives on Gardening and Food Culture (17th–19th cc.), in: Beata Paškevica (Hrsg.): Tulkojums ar garšu. Ēdiena valodnieciskie un starpkultūru aspekti [Übersetzung mit Geschmack. Sprachliche und interkulturelle Aspekte des Essens], Valmiera 2012, S. 40-64.

17 Roderick Floud u.a.: The Changing Body. Health, Nutrition, and Human Development in the Western World since 1700, Cambridge 2011.

18 Junzo Uchiyama, Kati Lindström: Investigating Landscape Neolithisation in Japan, China, Korea and the Russian Far East, in: Journal of World Prehistory (im Druck).

19 Ulrike Plath: Environmental History in Estonia, in: Environment and History 18 (2012), Nr. 2, S. 1-4; dies.: Neue Wege der baltischen Geschichtswissenschaft. Zur Gründung des Zentrums für Umweltgeschichte (KAJAK), in: Forschungen zur baltischen Geschichte 7 (2012), S. 177-180.

versität Tallinn – umwelt- und nahrungsspezifische Themen in der Region Ostmitteleuropa aufgegriffen werden.²⁰

Nahrungs- und Umweltgeschichte verbinden die Forschungsgruppe weiterhin eng mit der Universität Turku sowie mit einem Kreis von assoziierten Forschern in Helsinki, Riga, Vilnius, Kaunas und New York, in Schweden und Deutschland. Als besonders fruchtbar hat sich die Zusammenarbeit mit den litauischen und den lettischen Sozialwissenschaften erwiesen: In Zusammenarbeit mit Diana Mincyte, der führenden Vertreterin der neueren litauischen Nahrungsforschung,²¹ wird eine Sondernummer des *Journal of Baltic Studies* herausgegeben, die der baltischen Nahrungskultur des 20. Jahrhunderts gewidmet ist und in der Forscher aus über fünf Staaten und mehr als sechs Disziplinen zusammengebracht werden.²² Mit Timo Myllyntaus von der Universität Turku konnten gemeinsame Lehrveranstaltungen zur baltischen Nahrungsgeschichte veranstaltet und Panels auf größeren Konferenzen organisiert werden.²³

Die Voraussetzung für interdisziplinäre Zusammenarbeit wird durch den Standort des Zentrums für Umweltgeschichte unterstrichen. Das Historische Institut der Universität Tallinn hat als ehemaliges Institut der sowjet-estnischen Akademie der Wissenschaften die in der Lehre notwendigen Fachgrenzen schon früh überwunden. Mit Aliise Moora (1900–1996) arbeitete hier von 1952 bis 1978 die Begründerin der estnischen Nahrungsgeschichte alter Schule. Mit ihrem monumentalen Werk „Die ältere Nahrung des estnischen Bauernvolks“ hat sie die historisch orientierte ethnologische Nahrungsforschung maßgeblich geprägt.²⁴ Mit Inna Jürjo-Pölsam²⁵ und Anu Mänd²⁶ haben zwei herausragende Mediävistinnen die historische Nahrungsforschung in Estland zu Beginn des 20. Jahrhunderts neu begründet. Durch die ebenfalls am Historischen Institut vorhandene Forschung zur Archäobotanik, Archäozoologie und physischen Anthropologie (basierend auf der größten Sammlung menschlicher und tierischer Knochenfunde in Estland) ist die Grundlage für einen inspirierenden transdisziplinären Gedankenaustausch gegeben. Welche Tiere und Pflanzen wurden im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in welchen Bereichen des Landes vom Menschen gehalten

20 Vgl. Die Homepage von KAJAK <http://www.tlu.ee/et/ajaloo-instituut/KAJAK/Konverentsid> [letzter Zugriff: 19.03.2014].

21 Diana Mincyte: *Raw Milk Underground: Social Status, Autonomy, and Plenitude in Alternative Agro-Food Networks in Brooklyn, New York and Lithuania*, in: Juliet Shor, Craig Thompson (Hrsg.): *Practicing Plenitude: Social Innovation for Sustainable Lifestyles*. New Haven, CT [im Druck]; dies.: *How Milk Does the World Good: Vernacular Sustainability and Alternative Food Systems in Post-socialist Europe*, in: *Agriculture and Human Values* 29 (2012), Nr. 1, S. 41-52.

22 Diana Mincyte, Ulrike Plath (Hrsg.): „Food Culture in the Baltic Region“, Sondernummer der Zeitschrift *Journal of Baltic Studies*, voraussichtliches Erscheinen 2014/15.

23 Vgl. die Vorlesungsreihe „Historiaa lautasella. Ruoka menneisyyden tulkkina“ (History on the plate. Food as an interpreter of the past) an der Universität Turku, Wintersemester 2013 und die entsprechenden Panels auf CBSE 2013, ESEH 2013, ASEH 2014 und der 2nd World Conference of Environmental History 2014.

24 Aliise Moora: *Eesti talurahva vanem toit* [Die ältere Nahrung des estnischen Bauernvolks], 1. Bd.: *Tähtsamad toiduviljad, teraroad ja rüüped* [Die wichtigsten Getreide, Getreidespeise und Getränke], Tallinn 1980; 2. Bd.: *Joogid, leib ja leivakõrvane* [Getränke, Brot und Beilagen], Tallinn 1991; Neuauf. Tartu 2007.

25 Vgl. Anmerkung 13.

26 Anu Mänd: *Pidustused keskaegse Liivimaa linnades* [Feste in den Städten des mittelalterlichen Livland], Tallinn 2004.

bzw. angebaut und verzehrt? Welche Auswirkungen hatte dies auf die Gesundheit und den Knochenbau des Menschen? Die mittelalterliche Stadtarchäologie unter Erki Russow verfügt darüber hinaus über vielfältiges Material zur Alltagskultur, das auf eine vertiefte Einbettung in nahrungshistorischem Kontext wartet. Wenn in Deutschland im Bereich der Nahrungsforschung gerne über einen gewissen Mangel an aussagekräftigen Quellen geklagt wird, steht die baltische Nahrungsforschung vor einer großen Menge an bislang nur unzureichend bearbeitetem Quellenmaterial unterschiedlichster Art.

Die ersten zwei Jahre der Projektarbeit haben die baltische Nahrungsgeschichte als interdisziplinäre und international verankerte Forschungsrichtung etabliert. Dabei übersteigt das in- und ausländische Interesse an den Ergebnissen der Gruppe ihre Forschungskapazitäten bei Weitem. Die baltische Nahrungsgeschichte hat den Sprung in die Lehrpläne der Universitäten in Tallinn, Tartu und Turku geschafft und ist dabei, auch in die Curricula der Schulen aufgenommen zu werden; sie hat das Kadriorg Kunstmuseum und die Kunstgeschichte erobert, wird von Spitzenköchen und Gastronomen verfolgt und in Buchform schafft sie Bestseller.²⁷ Baltische Nahrungsgeschichte hat trotz oder gerade wegen aller Probleme der interdisziplinären Zusammenarbeit Aufwind, bildet sie doch eine Zukunftweisende Brücke zwischen den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften, zwischen nationaler und transnationaler, disziplinärer und transdisziplinärer Wissenschaft, zwischen dem privaten Garten und der globalen Welt.

27 Vgl. Jürjo-Pölsam, *Pidusöögist näljahädani* (wie Anm. 13); Sõukand, Kalle, *Eesti looduslikud toidutaimed* (wie Anm. 12).

REZENSIONEN

Cornelius Hasselblatt: Estnische Literatur in deutscher Übersetzung. Eine Rezeptionsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, Wiesbaden: Harrassowitz 2011, 476 S., zahlr. Abb.

Seit über zwei Jahrzehnten ist es das Ziel des Groninger Finnougristen und Estonisten Cornelius Hasselblatt, den Bekanntheitsgrad der estnischen Literatur im deutschen Sprachraum zu steigern. Nachdem er mit seiner 2009 erschienenen, monumentalen „estnischen Literaturgeschichte“ dem deutschen Leser die Fülle des estnischen literarischen und literaturwissenschaftlichen Schaffens von Anbeginn bis in das 21. Jahrhundert vor Augen geführt hat,¹ gibt er ihm nun mit seiner Rezeptionsgeschichte einen Überblick der auf Deutsch vorliegenden estnischen Literatur an die Hand. Eine deutlichere Aufforderung zum Selberlesen, einen pädagogisch besseren Einstieg in eine im deutschen Sprachraum nach wie vor weitgehend unbekannte Literatur, ein deutlicheres Credo an das Buch kann es kaum geben.

In 23-jähriger Spürarbeit nach „Rezeptionsbefunden“ hat der Verfasser den Umfang seiner erstmals 1988 und abermals 2004 vorgelegten Bibliografie der estnischen Literatur in deutscher Sprache deutlich vermehrt.² Dies liegt nicht nur an der Quantität der neuen Belege, sondern auch an der Fülle ausführlicher Zitate, die sich teils spannend, teils ermüdend lesen. Die Rezeption einer „kleinen“ Literatur in einer „großen“ ist ein innovatives Unterfangen und so konnte die chronologisch geordnete Monografie auch bei einem der führenden Verlagshäuser Deutschlands exklusiv angesiedelt werden.

Innovation auf quellengesättigtem Gebiet, geschrieben von Meisterhand – welche Probleme kann der kritische Geist da angesichts des Buches finden? Kurz zusammengefasst lassen sich die Probleme mit zwei Schlagwörtern umreißen: die Rezeption und die Leserschaft. Bei beiden Aspekten macht es sich der Autor leicht, indem er mit sicherer Hand ihre Abgründe umschiffet. Ob dies dem Buch gut getan hat, ist Geschmackssache.

Liebt man es tiefgründig, bietet die Rezeptionsgeschichte ein dankbares Feld, ist es doch nur schwer festzumachen, ab wann von ihr die Rede sein kann und was genau mit ihr bezeichnet wird. Hasselblatt definiert sein Untersuchungsfeld rasch und logisch. Es geht ihm im vorliegenden Buch, wie bereits der Titel besagt, ausschließlich um Übersetzungen estnischer Literatur ins Deutsche, wobei er neben Büchern und Monografien, auch kleinere Werke und sogar mit Einschränkungen Sekundärliteratur mit einbezieht. Ungenannt bleiben somit alle anderen Formen der Rezeption, die die vorliegende Übersetzungsgeschichte mit Sicherheit sinnvoll flankiert hätten. Doch liegt das Hauptaugenmerk eben nicht auf der Rezeption an sich, sondern auf der Übersetzung und das in einem breiten Umfang, der die Frage nach dem hier zu Grunde liegenden Literaturbegriff aufkommen lässt. Statt die Tiefe und Komplexität der Rezeption hervorzuheben, wird hier die Breite der Übersetzungsleistung

- 1 Cornelius Hasselblatt: Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin u.a. 2006.
- 2 Cornelius Hasselblatt: Estnische Literatur in deutscher Sprache 1802–1985. Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur, Hamburg 1988; ders.: Estnische Literatur in deutscher Sprache 1784–2003. Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur, Bremen 2004.

vor Augen geführt; statt einer Analyse geht es um die Beschreibung eines Feldes. Und so erscheint die Rezeption estnischer Literatur im 21. Jahrhundert in der mit Metaphern gesättigten Sprache des Verfassers folgerichtig als „holpriger Acker [...], auf dem recht unterschiedliche Pflänzchen vereinzelt hervorsprossen“ (S. 407). Das vorliegende Buch gleicht also einem Herbarium, in dem Hasselblatt die teils seltenen Exemplare dieser nur unter ganz speziellen Umständen im Zusammenspiel von Übersetzer, Verlag und Rezipient gedeihenden Pflanzenwelt der estnischen Übersetzungen ins Deutsche zusammengetragen hat. Auf knapp 500 Seiten legt er dem deutschen Leser seine teils abwegig anmutenden „Rezeptionsbefunde“ vor und erzählt dabei in gewohnt salopper Weise von einer deutsch-estnischen literarischen Beziehungsgeschichte, in der er die gängigen Kräfteverhältnisse von Groß und Klein, von Qualität und Quantität aus den Angeln hebt. Und hier offenbart sich die politische Dimension des vorliegenden Literaturverständnisses.

Konsequent entwickelt der Verfasser die bereits der „estnischen Literaturgeschichte“ zugrunde liegende quantitative Bewertung von Literatur weiter, indem er hinter der angeblich „gehobenen Qualität“ weltweit bekannter Autoren, wie Shakespeare und Goethe, das Diktat der Quantität großer Literaturen über die kleineren und damit eine reine Machtfrage zu erkennen meint (S. 11). Von hier aus erklärt sich auch das Bemühen, Buch um Buch, die „kleine“ estnische Literatur „groß“ zu schreiben und ihr, im vorliegenden Fall innerhalb der großen deutschen Literaturlandschaft, quantitativ Raum zu verschaffen; von hier aus erklärt sich zudem die Abwendung von der Tiefenanalyse der Rezeption und die quantitative Darlegung des literarischen Feldes der übersetzten Literatur. Aufgespannt ist seine Erzählung vom Umgang der Großen mit den Kleinen zwischen den Extremen der Exotisierung und Normalisierung des estnischen literarischen Schaffens auf dem deutschen Buchmarkt. Dieser Erzählstruktur folgend, kam es in der fast 200 Jahre alten Übersetzungsgeschichte nur kurzfristig mit der Rezeption des schriftstellerischen Schaffens von Jaan Kross während des politischen Umbruchs der frühen 1990er Jahre zu einer Rezeption der estnischen Literatur auf Augenhöhe. In diesem Fall handelte es sich um eine Rezeption, die vom Potential des Künstlers selbst, nicht aber von einem Interesse an Estland, seiner Geschichte und Kultur getragen wurde. In der Regel öffnete sich der literarische Markt Deutschlands der kleineren estnischen Literatur gegenüber nur während politisch relevanter Umbruchssituationen. Neben der Erlangung der Unabhängigkeit 1991 zählt Hasselblatt hierzu die Entstehung der estnischen Kulturnation, auf die mit der Übersetzung estnischer Märchen, Sagen und des Nationalepos in das Deutsche reagiert wurde. Weitere Zäsuren stellen die Entstehung der Eigenstaatlichkeit 1918 sowie die Eingliederung in die Sowjetunion dar. Ihnen folgte jeweils eine Welle von Übersetzungen, wobei aufgrund der allgemein geringen Rezeption als signifikanter Anstieg bereits eine Übersetzung weniger Werke pro Jahr gelten kann. Die Rezeption estnischer Literatur, jedenfalls in ihrer Deutung als Übersetzungsgeschichte, war also weitgehend politisch motiviert und erfolgte zu Zeiten, da der kleine Partner Estland vor dem Hintergrund der Zeitgeschehenisse in den Augen des großen an Bedeutung gewann.

Diese Interpretation der Rezeptionsgeschichte, so schlagend sie für den Untersuchungszeitraum des 20. und 21. Jahrhunderts ist, kann schwerlich als Maßstab für die Rezeption in der Zeit vor 1939 dienen, in der die transnationale und multilinguale baltische Lebenswelt noch Bestand hatte. Während des jahrhundertelangen transkulturellen und plurilingualen Miteinanders waren Übersetzungen für das alltägliche Verständnis über weite Strecken und für einen Großteil der Deutschen im Baltikum nicht nötig, reichte das Sprachvermögen

doch für eine direkte Rezeption aus. Für diese Zeit stimmen denn auch die anfänglich gegebenen Definitionen dessen nicht, was unter „Rezeption estnischer Literatur in deutscher Übersetzung“ verstanden werden soll. Nicht jede deutsche Variante eines estnischen Textes kann als Zeichen dafür gelten, dass besagter Text auch wirklich im deutschen Kulturraum rezipiert wurde. Um diese Besonderheiten des baltischen Kulturraums beschreiben zu können, wählt der Verfasser den Begriff „Pseudorezeption“, der ausgehend vom 20. Jahrhundert zutreffend ist, sich als Analysebegriff für das 19. oder gar 18. Jahrhundert aber erst beweisen muss. Hier, in der Beschreibung und Analyse der baltischen plurilingualen Vormoderne, zeigt das Buch Schwächen, die unter anderem darin liegen, dass die Forschungsergebnisse zur Rezeption estnischer Literatur in der deutschen im „langen 19. Jahrhundert“, in jüngster Zeit maßgeblich vorangetrieben von den Arbeiten der estnischen Literaturwissenschaftlerin Liina Lukas, unberücksichtigt bleiben.³ Durch ihre Arbeiten wurde deutlich, in welchem Ausmaß Topoi der estnischen Volkskultur nicht nur von Deutschen im Baltikum, sondern auch in Deutschland selbst, etwa in den Sammlungen der Gebrüder Grimm, rezipiert wurden. Im Licht dieser Ergebnisse scheint es angebracht, den Rezeptionsbegriff für die Zeit vor dem 20. Jahrhundert zu erweitern, auch wenn Volksüberlieferungen zu dieser Zeit nicht schriftlich vorlagen, die Frage nach der gegenseitigen Rezeption offen ist und von einer Übersetzung ins Deutsche nicht gesprochen werden kann (S. 23). Ohne Frage ist die Analyse der frühen Rezeption schwierig. Sie aus dem Blick des 20. und 21. Jahrhunderts zu reduzieren – „[s]olange die Esten deutscherseits als Urheber von Literatur überhaupt nicht in Betracht gezogen wurden, konnte es eine Rezeption estnischer Literatur im herkömmlichen Sinne nicht geben“ (S. 17) – beschneidet die Rezeptionsgeschichte jedoch um wertvolle Dimensionen, die für die baltische Lebenswelt von grundsätzlicher Bedeutung sind. Sicherlich, der Verfasser ist vor allem an der Rezeption in Deutschland interessiert, zu der die Deutschbalten im 20. und 21. Jahrhundert (soweit man von ihnen zu dieser Zeit noch sprechen kann) kaum beigetragen haben (S. 241). Dennoch sollte anerkannt werden, dass es bereits vor der allgemeinen Anerkennung der Esten als Kulturnation eine deutsch(baltisch)e Rezeption gab, die sich in deutschen Texten niederschlug und möglicherweise weit mehr darstellte als „frühe Streubelege“.

Doch wenden wir uns dem Leser zu: Wer ein Interesse an der estnischen Literatur hat, aber kein Estnisch zu lesen vermag, kann mit der vorliegenden Monografie endlich den passenden Zugriff finden: Von der „hohen“ Literatur und Lyrik, über das Kinderbuch bis hin zum Phantasieroman bietet die übersetzte estnische Literatur für jeden Geschmack das Passende. Ist die estnische Literatur damit endgültig in Deutschland angekommen? Das hängt allein vom Leser ab. Und hier komme ich zum zweiten Schwachpunkt des Buches, das über die tatsächliche Rezeption der ins Deutsche übersetzten estnischen Literatur keine Aussage trifft. Sicherlich ist diese weitaus schwieriger zu rekonstruieren, als es die Existenz von Übersetzungen ist. Doch ist es inhaltlich notwendig, sich weiterführende Gedanken

3 Liina Lukas: Ortssagen als Balladenquelle in der deutschbaltischen Literatur, in: *Interlitteraria* 14 (2009), S. 104-128; dies.: Wandernde Seen. Estnische und lettische Natursagen in der deutschbaltischen Dichtung, in: Liina Lukas, Ulrike Plath u.a. (Hrsg.): *Umweltphilosophie und Landschaftsdenken im baltischen Kulturraum – Environmental Philosophy and Landscape Thinking*, Tallinn 2011, S. 236-259; dies.: Estonian Folklore as a Source of Baltic-German Poetry, in: *Journal of Baltic Studies* 42 (2011), No. 4, S. 491-510.

zu machen. Denn erst, wenn wirklich gelesen wird, wenn der Kreis der Lesenden den der Übersetzer deutlich überschreitet, kann von einer Rezeption gesprochen werden. Weiter stellt sich die Frage, für wen der Autor seine Rezeptionsgeschichte eigentlich geschrieben haben mag? Erinnern wir uns: Die frappierendste Aussage des Buches ist, dass es zu einer regen Rezeption ausschließlich in Krisenzeiten gekommen sei. Eine „normale“ Rezeption in einer – wenn man so will – stabilen politischen Landschaft führt also genau dorthin, wo sich die Rezeption der estnischen Literatur augenblicklich zu befinden scheint, nämlich im Niedergang. Zwar finden sich genügend estnische Bücher, die eine Übersetzung ins Deutsche verdienen würden, auch gibt es hoch qualifizierte Übersetzer, doch fehlt es an Rezipienten und an den institutionalisierten Mittlern der Übersetzungen, wie den großen Verlagen und ihren Mitarbeitern, die sich bereitwillig der estnischen Literatur annehmen würden. Wenn also heute lediglich von einer geringen Rezeption gesprochen werden muss, wer sind dann die potentiellen Leser der Rezeptionsgeschichte? Es könnten estnische sowie deutsche Literaturwissenschaftler sein, die sich diesem peripheren Gebiet im Rahmen ihrer Forschung zuwenden.

Doch bleibt die Hoffnung, dass die Monografie mit ihren Abbildungen und Zitaten den einen oder anderen Neuleser für die estnische Literatur zu gewinnen vermag, von Estland-Begeisterten das ein oder andere Buch gekauft oder verschenkt und auf diese Weise möglich wird, was bisher unmöglich war, nämlich das Interesse an der Literatur Estlands vom politischen Geschehen abzukoppeln. Folgt man dieser Logik, wird Rezeption, wird das Lesen zu einem gesellschaftspolitischen Akt, der die gängigen Regeln außer Kraft setzt. Damit das Lesen diese Kraft entfalten kann, braucht es freilich die entsprechenden Texte, die zu berühren vermögen und dem Leser Wichtiges, Spezifisches wie Allgemeinmenschliches aus einem anderen Lebensumfeld zu sagen haben.

Und daran knüpft sich die zentrale Kritik an der Monografie: Das Fehlen einer qualitativen Bewertung der literarischen Texte, so schwierig sie auch zu bewerkstelligen ist. Einer Rezeptionsgeschichte, die als Leseaufforderung verstanden werden will, hätte der Verweis auf die Qualität einiger weniger Texte und die Konzentration auf dieselben gut getan.

Ulrike Plath, Tallinn

Heinrich Detering, Torsten Hoffmann u.a. (Hrsg.): Nationalepen zwischen Fakten und Fiktionen. Beiträge zum komparatistischen Symposium 6.–8. Mai 2010 Tartu, Tartu: University Press 2011, 321 S.

In dem Maße, in dem die einst selbstverständlichen Gewissheiten nationaler Selbst- und Weltansichten sich im Zuge von Migration, Globalisierung und veränderten politischen sowie gesellschaftlichen Herausforderungen aufzulösen beginnen, werden die einstigen nationalen Programmatiken durch die Wissenschaft einer neuen, in der Regel dekonstruktiven Lektüre unterzogen. Die allgemein gewordene Einsicht, dass Nationen nur „vorgestellte Gemeinschaften“ (Benedict Anderson) sind, richtet das Interesse dabei besonders auf die Generatoren dieser Gemeinschafts-Vorstellungen – und das waren in erster Linie einst weit verbreitete poetische Texte, die den Menschen Vorstellungsbilder jenes nationalen Ganzen vermittelten, von dem sie selbst ein Teil sein wollten. Nationalismusforschung wird dadurch zu einem neuen Schwerpunktthema ausgerechnet der Literaturwissenschaften, die in der Ver-

gangenheit als Nationalphilologien an der Konstruktion nationaler Selbstbilder entscheidend mitgewirkt hatten – sie arbeiten nun ihre eigene Vor- und Begründungsgeschichte auf.

In diese europaweit zu beobachtende – und auch in der Zeitschrift *Nordost-Archiv* bereits mit einer Schwerpunkt-Ausgabe vertretenen¹ – Tendenz passt sich der hier zu besprechende gewichtige Band ein. Er widmet sich systematisch einer spezifischen Form nationalpoetischer Texte, den so genannten „Nationalepen“, die aufgrund einer entsprechenden Formulierung Herders im Zuge der nationalen Bewegungen als Zeugnis der kulturellen Vollwertigkeit einer Nation galten: Eine „vorgestellte Gemeinschaft“, die vor sich und den anderen „vorgestellten Gemeinschaften“ als gleichwertige Nation akzeptiert sein wollte, musste über ein Nationalepos verfügen, das als im „Volk“ durch anonyme Überlieferung entstandener, kollektiver Ausdruck des nationalen „Wesens“ gelten konnte. Das „Poetische“ oder auch von jeder Wirklichkeit abweichende Ver-Rückte an diesem Konzept, das wird in vielen der Beiträge, aber auch in der zusammenfassenden Einleitung der Herausgeber und im eröffnenden Haupt- und Großbeitrag von Thomas Taterka überdeutlich, bestand darin, genau betrachtet, keine einzige nachantike europäische Nation über ein solches, in ferne Geschichtstiefen, in ein „Ursprüngliches“ hinab- und zurückreichendes Nationalepos verfügte. Die antiken Vorbilder, auf die man sich mit dieser Forderung gerne berief, waren zudem entweder nie als Nationalepen gedacht (*Ilias* und *Odyssee*) oder entworfen und geschrieben zur Verherrlichung eines Herrschaftsgefüges, des *Imperium Romanum* und des Prinzipats des „erhabenen“ („augustus“) Octavian (Vergils „*Aeneis*“), die wirklich nicht als „national“ bezeichnet werden können. Außerhalb der Theorie gab es so gar keine Nationalepen. Dies aber trübte den gemeinsamen Willen der miteinander konkurrierenden europäischen Nationen zu einem jeweils eigenen Nationalepos nicht.

Die logische Folge waren nachträgliche Versuche, irgendwie doch noch zu einem solchen Nationalepos zu kommen – sei es durch Kumulation älterer Texte, die als „Fragmente“ eines verlorenen und nun nur wieder herzustellenden Nationalepos betrachtet wurden, sei es durch abenteuerliche Interpretation (so wurde das *Nibelungenlied* zur „deutschen *Ilias*“), sei es durch direkte Fälschung. Die Beiträge des Bandes widmen sich vor diesem Hintergrund verschiedenen Versuchen, ein Nationalepos für die jeweilige „vorgestellte Gemeinschaft“ zu erlangen und zu etablieren. Sie betrachten diese teils unter den Bedingungen der Entstehungszeit der einzelnen Texte, teils hinsichtlich späterer Rezeptionszeugnisse, die zeigen, wie diese Nationaltexte in die jeweilige „vorgestellte Gemeinschaft“ eingesickert sind und das kollektive Vorstellungsvermögen beschäftigten. Einzelne Momente solcher Texte konnten z.B. auf eine angeblich gemeinte Referenz-Landschaft abgebildet werden, die dann durch Denkmäler überschrieben und oft sogar in ihrer konkreten Gestalt nach und nach dem jeweiligen Text angeglichen wurden wie die Hohle Gasse bei Küsnacht am Rigi in der Schweiz Schillers *Wilhelm Tell* (so Silke Pasewalck, S. 141); die Adaption nationalepischer Vorstellungen konnte aber auch zu Versuchen führen, die Epen im Sinne jeweils einzelner innergesellschaftlicher (und häufig wiederum ihrerseits vorgestellter) Sub-Kollektive umzudeuten (etwa aus weiblicher Perspektive wie Esbjörn Nyström am Beispiel von Selma Lagerlöf zeigt), was wiederum offenbart, wie inkohärent die „vorgestellten Gemeinschaften“ tatsächlich waren.

1 Jürgen Joachimsthaler, Hans-Christian Trepte (Hrsg.): *National-Texturen. National-Dichtung als literarisches Konzept in Nordosteuropa*, *Nordost-Archiv* XVI (2007).

Die Herausgeber haben die durchweg überzeugenden Beiträge nicht einfach chronologisch nach Entstehungszeit der entsprechenden Nationalepen angeordnet, sondern so, dass der Leser, der den Band von Anfang bis Ende liest, quasi assoziativ am Faden miteinander korrespondierender Problem- und Motivkomplexe durch die nationalepischen Textwelten und ihre Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen hindurchgeführt wird. Der Eindruck der dichten Vernetzung dieser Textwelten miteinander wird noch dadurch erhöht, dass die Herausgeber in einzelne Beiträge immer wieder Hinweise auf andere Beiträge eingebaut haben, wenn über den Band verstreute einzelne Stellen einander ergänzen. Über Länder- und Epochengrenzen hinweg wird der Leser dadurch in sich überlagernde Problembereiche so eingeführt, dass er gewissermaßen von Verdichtungspunkt zu Verdichtungspunkt weiterlesen und -„reisen“ kann.

Es ist hier leider nicht möglich, auf alle Beiträge in der ihnen eigentlich gebührenden Genauigkeit einzugehen, ich kann hier nur herausgreifen, was zur besonderen Prägnanz des Bandes beiträgt: An erster Stelle hervorzuheben ist der Beitrag von Thomas Taterka „Die Nation erzählt sich selbst. Zum europäischen Nationalepos des 19. Jahrhunderts“, der das Konzept der Nationalepik zu seinen philologischen Wurzeln zurückverfolgt. Es waren ja durchweg Gelehrte, die diese Epen produzierten und sie – wie die Brüder Grimm – programmatisch begründeten. Taterkas analytisch feine Darstellung führt mit durchaus humoristischem Sinn für die Paradoxien und Widersinnigkeiten nationaler Konstruktionen zu der Frage, welchen Zweck diese Nationalepen eigentlich weiter haben sollten, als den, vorhanden und Epos, Nationalepos eben, zu sein. Seine Antwort ist ernüchternd und befreiend – und hat als „Taterkas Gesetz“ erkennbar die gesamte Tagung geprägt; in der pointierenden Zusammenfassung der Herausgeber liest dieses „Gesetz“ sich so: Nationalepen „sind vor allem dazu da, da zu sein.“ (S. 13) Sie werden nicht unbedingt gelesen – das zeigen etliche der weiteren Beiträge deutlich –, aber dringend benötigt als ein Zeichen nationaler Größe, die man durch ihre bloße Existenz beweisen kann. Schön gemachte Luxusausgaben stehen in den Bücherschränken, Namen und zentrale Motive aus ihnen sind im kulturellen Diskurs weit verbreitet – und umso beliebiger und vielfältiger verwendbar, je weniger der freie Umgang mit ihnen durch Textkenntnis beeinträchtigt wird.

Hans Graubner stellt im Anschluss an Taterka Herders Epenkonzept vor, ehe Barbara Schaff sich den von James McPherson publizierten (angeblichen) Gesängen von Ossian zuwendet und damit jenem Text, der eine europaweite Mode auslöste, ohne die die in diesem Band behandelten weiteren Texte womöglich nie entstanden wären. Auch Herder war begeistert davon und hätte ohne diese Inspiration womöglich seine gesamte Volks- und Epenkonzeption niemals so entwickelt, wie sie dann wirkungsmächtig wurde.

Mit den beiden folgenden Texten erweitern Heinrich Detering und Silke Pasewalck den Bereich dessen, was als „Nationalepik“ verstanden werden kann, indem sie Texte behandeln, die zwar keine Epen sind, in der Rezeption aber genau so gehandhabt und genutzt werden, wie dies von erfolgreichen Nationalepen zu erwarten wäre. Detering macht dies am Beispiel der Märchen der Brüder Grimm deutlich, die durch ihre Entstehung und Überformung zu „Volksmärchen“ in vielen Punkten durchaus dem entsprechen, was die Grimms sich unter Nationalepen vorstellten. Nicht umsonst ließen schon die Grimms sich dazu verführen, ihre Märchensammlung und die Angaben über deren Herkunft in einer Weise zu stilisieren, die einer Verfälschung gleichkommt. Pasewalck geht in der Öffnung des Epenbegriffs noch einen Schritt weiter, wenn sie die Rezeption von Schillers Drama „Wilhelm Tell“ in

der Schweiz betrachtet. Das Stück wurde – im Prinzip sogar gegen dessen Autor – an die Stelle eines zentralen Textes der Schweizer Nationalkonstruktion gerückt und geriet so in die absurde Situation, als Drama die Funktion eines Nationalepos erfüllen zu müssen.

Die beiden folgenden Texte von Karin Hoff und Esbjörn Nyström behandeln skandinavische Beispiele, die Isländersagas und die Frithiofssaga, letztere vor allem durch die Brille ihrer Rezeption durch Selma Lagerlöf; Zuzana Stolz-Hladká widmet sich tschechischen Identitätskonstruktionen, genauer: den Auswirkungen der berühmten Handschriftenfälschungen von 1817/18 auf die unter nationalen Vorzeichen neu sich aufstellende tschechische nationale Literatur und insbesondere auf Božena Němcová's „Babička“. Christian Niedling setzt dann Elias Lönnrots finnische „Kalevala“ und das Nibelungenlied bzw. deren Rezeption als Nationalepen vergleichend nebeneinander, ehe Torsten Hoffmann sich Heiner Müllers an den Nibelungen vollzogener Mythendekonstruktion in den „Germania“-Dramen zuwendet. Die letzten drei Beiträge widmen sich dem estnischen „Kalevipoeg“, seinem Autor Kreutzwald und seiner Rezeption bis in die Gegenwart herein.

Allein die bloße Aufzählung zeigt schon, dass der Band ein weites Panorama bietet und eine in dieser Form bisher seltene Zusammenschau vieler Nationalepen und ihrer Entstehungsbedingungen ermöglicht. Er überzeugt durch die vielen Bezüge und Analogien, die er sichtbar macht.

Kein Sammelband kann alles erhalten und es wäre ein müßiges Spiel, aufzuzählen, was sonst noch vorkommen könnte an Nationalepen. Wenn ich dennoch kurz über die Grenzen dieses Bandes hinausdenke, so ist dies nicht als Kritik zu verstehen, sondern als Zeugnis der Anregungen, die er gibt, und der Horizonte, die er eröffnet, aber auch der Fragen, an die sich heranwagen muss, wer nach diesem Band noch weiter an der Thematik „Nationalepen“ arbeiten will: Nimmt man in diesem Band nicht mit herangezogene Texte wie Andrejs Pumpurs' „Lāčplēsis“, Kristijonas Donelaitis' „Metai“ oder Adam Mickiewiczs mit dem Anruf Litauens beginnenden „Pan Tadeusz“ mit in den Blick, so fällt auf, dass offensichtlich der finnisch-baltische Raum (incl. Litauens) besonders produktiv gewesen zu sein scheint in der Produktion von Nationalepen. Bei Finnen, Esten und Letten lässt sich dies aufgrund ihrer Situation als erst spät „erwachende“ Nationen leicht erklären. Donelaitis und Mickiewicz aber stehen für „andere“ Nationalepen, die auch Taterkas Gesetz zumindest partiell widersprechen: Sie behaupten nicht uralte zu sein, bewegen sich inhaltlich auf Höhe der sozialen bzw. politischen Probleme ihrer Zeit, interessieren ihre Leser deshalb tatsächlich inhaltlich und wurden zu Nationalepen nur dadurch. Wenn auch nicht unbedingt explizit als „Nationalepen“ geschrieben, waren sie doch so verfasst, dass sie problemlos als solche rezipiert werden können und von sich aus solcher Rezeption eigentlich weit weniger Widerstand entgegensetzen als die brüchigen, mit viel Aufwand zurechtgebogenen Überlieferungsreste, um die James MacPherson und Elias Lönnrot und all die Konstrukteure der in diesem Band behandelten Nationalepen mühsam ihre Epen konstruierten. Nimmt man schließlich noch Johann Wolfgang von Goethes „Hermann und Dorothea“ (und dessen Rezeption) hinzu, zeigt sich, dass das Bedürfnis nach nationalen Epen nicht nur Fälschungen angeblich uralter Texte hervorbrachte, sondern auch Werke hervorbringen konnte, die in traditioneller Form aktuelle Probleme behandelten. Wie aber diese beiden Arten von Nationalepen, hier Goethe, Donelaitis und Mickiewicz, dort Lönnrot, Kreutzwald und Pumpurs, zusammenpassen mögen – das ist eine Frage, die dieser

Band zwar nicht stellt, die ohne ihn aber auch nicht stellbar wäre. Er erst öffnet die Augen dafür. Für weitere Forschungen in dieser Richtung ist er ebenso anregend wie unverzichtbar.

Jürgen Joachimsthaler, Marburg

Gunnar Prause, Urve Venesaar (Hrsg.): University-Business Cooperation Tallinn 2011, Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2011, 276 S.

Universitäten und Fachhochschulen bzw. Colleges mit einem wirtschaftswissenschaftlichen Schwerpunkt nehmen im akademischen Wettbewerb um Studierende und Fördermittel *per definitionem* eine gewisse Sonderstellung ein: Marktliche und quasi-marktliche hochschulische Steuerungen basieren auf ökonomischen Leitideen und Ansätzen, die einen Kern der Forschung und Lehre dieser Hochschulen darstellen und mit denen sie entsprechend vertraut sind. Gleichzeitig ist der Wettbewerb hier womöglich besonders stark, da die Ergebnisse von Lehre und (anwendungsbezogener) Forschung vergleichsweise objektiv ökonomisch bewertet werden können. Die akademische Wettbewerbssituation ist wiederum in den baltischen Staaten aufgrund der überaus heterogenen Hochschullandschaft, der demografischen Entwicklung (Rückgang der Studierendenzahlen) und dem großen Anteil privater Studienfinanzierungen besonders ausgeprägt. Vor diesem Hintergrund ist es ausgesprochen rational, dass die „Tallinn School of Economics and Business Administration“ (TSEBA) der Technischen Universität Tallinn im Februar 2011 ein „University-Business Forum“ organisierte und die Tagungsbeiträge in einem Sammelband veröffentlichte. Über die Diskussion und Publikation entsprechender Aktivitäten und Projekte – seien es Unternehmensausgründungen, Auftragsforschungen für Firmen oder die Förderung des „Unternehmergeistes“ in der Lehre – ist es der Hochschule schließlich möglich, potentiellen Studierenden und unternehmerischen Kooperationspartnern die eigenen Wettbewerbsvorteile zu verdeutlichen. Ziel von Tagung und Publikation ist es dabei, einen regionalen Schwerpunkt auf den Ostseeraum und hier insbesondere die baltischen Staaten zu setzen. Die Tagungskooperation mit der Hochschule Wismar und die finanzielle Förderung durch das Baltisch-Deutsche Hochschulkontor verdeutlichen in organisatorischer Hinsicht diesen räumlichen Fokus.

Der Tagungsband gliedert sich in drei Teile: Während der Name des ersten Teils – „University-Business Cooperation“ – identisch ist mit dem Titel der gesamten Publikation, widmet sich Teil II eher der unternehmerischen Lehre („Entrepreneurial Education“), bevor in Teil III verschiedene allgemein wirtschaftswissenschaftliche Forschungsarbeiten zusammengefasst werden („Business Research“). Die insgesamt 16 Beiträge sind somit inhaltlich ausgesprochen heterogen. Leider unternimmt die sehr knappe Einleitung der beiden Herausgeber, Gunnar Prause (Wismar/Tallinn) und Urve Venesaar (Tallinn), keinen Versuch, die drei Teile und deren Beiträge zueinander in Beziehung zu setzen und den konzeptionellen Rahmen des Tagungsbandes so systematisch abzustecken.

„University-Business Cooperation“ (UBC), Kooperationen zwischen Hochschulen und Unternehmen, werden im ersten Teil anhand verschiedener Fallbeispiele dargestellt, in die die Autoren der jeweiligen Beiträge meist direkt oder indirekt involviert waren. Ausgangspunkt ist dabei vielfach die Annahme, solche Kooperationen seien eine Aufgabe von Hochschulen, die in ihrer Relevanz gleichberechtigt neben Forschung und Lehre anzusehen sei.

Der Wissenstransfer aus den Universitäten wird in der aktuellen Hochschulforschung häufig unter dem Stichwort „third task“ diskutiert. Die fast vollständig fehlende Anbindung an diese Diskussion erscheint vor diesem Hintergrund als deutlicher Mangel der Beiträge des ersten Teils des Tagungsbandes. Dies trifft insbesondere auf den Aufsatz Gunnar Prauses und Joachim Winklers („Universities' Third Task: On the Way towards the Entrepreneurial University: A German Case Study“) zu, dessen expliziter Schwerpunkt der akademische Innovationstransfer ist. Die ersten vier Beiträge pendeln zudem zwischen dem Charakter eines Ratgebers für die Praxis und dem Anspruch auf wissenschaftliche Exaktheit. Leider führt dies häufig dazu, dass die praxisbezogenen Aussagen zu allgemein sind, die theoretischen Fundierungen und methodischen Ausführungen hingegen eher oberflächlich wirken. Letztlich erscheinen die Beiträge als Skizzierungen von UBC-Projekten, die an verschiedenen Hochschulen des Ostseeraums (in Deutschland, Norwegen, Finnland und Estland) stattfanden. Von den Fallbeispielen abstrahierende, allgemeinere wissenschaftliche Aussagen zu UBC sind jedoch rar und methodisch kaum abgesichert zu erzielen. Der fünfte und letzte Beitrag dieses ersten Teils von Karen Voolaid und Urve Venesaar („A Validation Study of the Dimensions of the Learning Organisation Questionnaire in the Business School Context“) erscheint als Fragebogenforschung methodisch zwar elaborierter. Er ist jedoch erstens mit seinem Fokus auf der Umsetzung des aus der Organisationstheorie stammenden Konzeptes der „Lernenden Organisation“ an zwei estnischen Hochschulen (eine staatliche und eine private „Business School“) thematisch eher im zweiten Teil des Tagungsbandes einzuordnen. Zweitens kommt der Aufsatz im Fazit zu dem methodisch zumindest fragwürdigen Schluss, dass aus den ähnlichen Ergebnissen für die beiden untersuchten Hochschulen heraus zu erkennen sei, „that the learning rate at universities as learning organisations does not depend much on the ownership form“ (S. 80 f.).

Die Beiträge von Jost W. Kramer und Katja Wilhelm (Hochschule Wismar) sowie von Hannes Ling, Anu Leppiman und Urve Venesaar (TSEBA Tallinn) nutzen im zweiten Teil des Tagungsbandes bereits entwickelte und in der Forschung etablierte Fragebögen, um die Studierenden an ihren Hochschulen zu unternehmerischen Aktivitäten bzw. zur Entwicklung eines metakognitiven Bewusstseins während des Studiums zu befragen. Beide Auswertungen der Befragungen leisten wichtige, wenngleich nicht unbedingt innovative Impulse zur Erforschung der „Entrepreneurial Education“. Die weiteren Beiträge sind allerdings zum Teil nur einfache Zusammenfassungen verschiedener Studien, so z.B. zu Unternehmensausgründungen in Deutschland (Steffi Groth, Sebastian Tierock). Sie weisen zudem einige methodische Mängel auf. So wirken die aus drei Tiefeninterviews gewonnenen Erkenntnisse Renate Åkerhielms zu den Erfolgsbedingungen interkultureller Projekte v.a. bezüglich der Aussagen zu verschiedenen nationalen „Projektkulturen“ als zu vorschnell verallgemeinernd (S. 152-157).

Der dritte Teil des Tagungsbandes ist, wie der allgemeine Titel „Business Research“ bereits vermuten lässt, ausgesprochen heterogen. Thematisiert wird u.a. der Kosmopolitismus estnischer Konsumenten (Oliver Parts, Irena Vida und Ann Vihalem) und die Entwicklung der unternehmerischen Fähigkeiten im Google-Konzern (!) (Mait Rungi und Alar Kolk). Letztere wird u.a. anhand einer Analyse der Google-Pressemitteilungen vorgenommen. Die Autoren der Aufsätze sind fast ausschließlich Wissenschaftler der TSEBA. Lediglich der erste Beitrag stammt von den belarussischen Ökonomen Aliaksandr Ivashutsin und Andrey Temichev, die eine allgemeine betriebswirtschaftliche Analyse der Besonderheiten kleiner

Unternehmen vornehmen. Leider geht der von den Herausgebern angestrebte regionale Bezug zum Ostseeraum/baltischen Raum hier mitunter ebenso verloren wie (noch deutlich gravierender!) der Bezug zum Tagungsthema. Abgesehen von der Tatsache, dass an einer Universität angestellte Wissenschaftler mit ihren Untersuchungen von Unternehmen in gewisser Hinsicht per definitionem UBC durchführen, findet eine systematische Diskussion des Verhältnisses von Universität und Unternehmertum hier kaum statt. Unabhängig von dieser Kritik liefern einige Beiträge interessante Forschungsergebnisse. So erbringt die vergleichende qualitative Untersuchung der Nutzung von E-Government-Angeboten durch kleine und mittelständische Unternehmen in verschiedenen Ostseeraum-Staaten von Valter Ritso und Urve Venesaar interessante Forschungsergebnisse (S. 185-194).

Der Tagungsband enthält zusammenfassend einige spannende und aktuelle Beiträge, die durchaus im o.g. Sinne als Wettbewerbsbotschaften der beteiligten wirtschaftswissenschaftlichen Hochschulen verstanden werden können. Die Publikation weist jedoch leider eine Reihe von Druckfehlern wie doppelten Absätzen (S. 151), unvollständigen Sätzen (z.B. S. 148) und Grafiken (S. 165, 170) oder Fußnoten ohne Text (S. 16-19) auf. Mit Bezug auf das Tagungsthema können aus den Aufsätzen insgesamt nur wenige systematische Aussagen zum Verhältnis der Hochschulen und der Wirtschaft sowie dem Wissenstransfer aus den Universitäten in die Gesellschaften des Ostseeraums gewonnen werden.

Stefan Ewert, Greifswald

Heike Müns: Adeliges Privatleben vom Kaiserreich bis zur Revolution 1918. Die Tagebücher und Memoiren des Oldenburger Kammerherrn und Generalintendanten von Radetzky-Mikulicz und seiner Familie (Riga – Berlin – Oldenburg), Oldenburg: Isensee Verlag 2012, 404 S., Abb.

Als Kammerherr der Oldenburger Großherzöge und Generalintendant des dortigen Hoftheaters ist Léon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz (1851–1934) in die Oldenburger Landesgeschichte eingegangen. Weniger bekannt ist hingegen die Verbindung Radetzky-Mikulicz' mit der Ostseeprovinz Livland, wo er seine frühe Kindheit verbrachte. Hier in Riga diente sein Vater als Kammerherr und Staatsrat dem Fürsten und Generalgouverneur der Ostseeprovinzen Aleksandr Suvorov. Wenig erforscht ist ebenfalls die Verbindung zum Zarenhaus, die sich zunächst aus der beruflichen Stellung des Vaters (später als kaiserlich russischer Konsul) und in seiner Funktion als Kammerherr des Oldenburger Großherzogs Friedrich August ergab.

Während R.-M. vornehmlich in der Oldenburger Kulturgeschichte rezipiert wurde, insbesondere seine Bedeutung für das Theater weitestgehend erforscht ist, reichen die von Müns edierten autobiografischen Dokumente weiter. Sie beschränken sich in ihrem Aussagegehalt nicht nur auf Fragen der Regionalgeschichte, sondern sind weit mehr als Quellen adliger Kulturgeschichte zu lesen.

Insgesamt gelingt es der Verfasserin verschiedene, z.T. nicht verzeichnete Quellen zu der Familie R.-M. ediert und kommentiert vorzulegen: vier bislang unbekannte Tagebücher und Autobiografien des Oldenburger Generalintendanten und Kammerherrn Léon v. Radetzky-Mikulicz, zwei Tagebücher seiner Ehefrau Antonie (1864–1939), zwei Berichte der Töchter sowie ein größerer schriftlicher Nachlass mit Briefen, Gedichten und Fotos.

R.-M. schrieb seine Tagebücher zu Lebenserinnerungen in Rostock um, wo sich die Familie nach der Abdankung des letzten Oldenburger Großherzogs Friedrich August auf das Familiengut zurückzog. Verfasst wurden sie „als Dokument adligen Lebens“ für seine vier Töchter, wobei er seine beruflichen Stationen zu Gliederungspunkten seiner Aufzeichnungen machte (S. 8): Heft I: Lebenserinnerungen, Heft II,1: Coburg und Karlsruhe, Heft II,2: Oldenburg, Heft III: Petersburg und London, Heft IV: Kriegsjahr 1914. Darüber hinaus liegen nunmehr in gedruckter Form die Aufzeichnungen der Tochter Marie, verh. v. Bissing (1891–1975), drei Schriften von Elisabeth, verh. Harm (1901–2000), sowie die Korrespondenzen zu den geplanten Heiratsallianzen der ältesten Tochter Editha vor.

Gezielt bettet Müns auch die zeitgeschichtlichen Dokumente der jüngeren Töchter in ihre Sammlung mit ein, um einen adligen Habitus und die Auseinandersetzung der Familie mit ihrer Adeligkeit in veränderten politischen und sozialen Gesellschaftsformen nach 1945 nachzuzeichnen.

Die nach dem Tod des Kammerherrn abgefassten Beiträge der Töchter sind, anders als die von R.-M. selbst, unkommentiert gedruckt. („Durch die familiäre Nähe muss der Schwerpunkt der Herausgabe mehr auf der Dokumentation als auf der Analyse liegen“, S. 8) Sie werden sozusagen als Appendix wiedergegeben. Auf diesem Weg versucht die bis 2008 als Mitarbeiterin im Oldenburger Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa tätige Volkskundlerin Müns, ihre persönlich-familiären Bezüge zur Familie Radetzky zu umgehen.

Grundsätzlich folgt Müns einem editorischen Anspruch, der nur wenige Eingriffe in die Quellen zulässt. Auch wird auf Verweise im Fußnotenapparat zu Gunsten einer vorangestellten genealogischen Übersicht weitestgehend verzichtet; (leider nicht nachvollziehbare) Veränderungen im Text betreffen demnach allein die Interpunktion. Der eigentliche Quellenkommentar in Form von Erörterungen und zeitgenössischer Kontextualisierung erfolgt in der Regel in einem vorangestellten Textabschnitt.

Was die Publikation ausmacht, ist die komprimierte Zusammenstellung der zentralen Dokumente, die wiederum in den Kontext weiterer Quellenbestände eingebunden werden. So werden beispielsweise die Lebenserinnerungen von R.-M. nicht isoliert wiedergegeben, sondern um andere Quellenfunde schriftlicher wie auch bildlicher Art ergänzt, wie u.a. Auszüge aus Kirchenbüchern, Geburts- und Taufdokumente. In der Drucklegung werden diese Texte kursiv sichtbar vom Begleittext bzw. Kommentar abgehoben.

„Ein Anliegen Radetzkys war es nicht, ein historisches Schulbuch zu schreiben, sondern seine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen während der Monarchie seinen Nachkommen zu vermitteln.“ Diese Charakterisierung der Lebenserinnerungen lässt sich bereits in Heft I der Aufzeichnungen von 1925, direkt im an die Töchter adressierten Vorwort belegen. In diesen einleitenden Zeilen gibt der über 70-Jährige seine Motivation preis, die als Appell an seine Töchter gerichtet ist. Er spricht von seiner „Vaterlandsliebe“, die er an seine Töchter weiterreichen möchte und mit der er das Engagement für Adel und Monarchie verbindet. Drei Jahre später beendete R.-M. Heft II. Sind es im ersten Teil seiner Aufzeichnungen insbesondere Aspekte zu seiner militärischen Laufbahn (Berliner Alexander-Regiment), so sind es im zweiten die Arbeit und das kulturelle Leben am Hof (Coburg, Karlsruhe, Oldenburg), von denen die Faszination der Schriften ausgeht. Der letzten beruflichen Station als Kammerherr am Oldenburger Hof widmet Müns die größte Aufmerksamkeit, ist hier

doch die regionalgeschichtliche Forschungsleistung am meisten vorangeschritten. In diesem Heft ist es gerade der Arbeitsalltag, v.a. die Büroarbeit, die Müns mit Hilfe weiterer Quellenbestände (aus Theaterakten, Beständen des Großherzoglichen Hauses, dem Etat der Großherzoglichen Hofkasse u.a.) zu veranschaulichen vermag. Die Erinnerungen an seine Dienstreisen nach Russland und England hielt R.-M. in einem dritten Heft fest. 1902 unternahm Großherzog Friedrich August in Begleitung seines Kammerherrn die erste Reise an den Zarenhof. Das gesellschaftliche Leben unter Nikolaus II. gab R.-M. mit Begeisterung wieder, aber auch seine persönliche Einschätzung des Zaren bei seinem zweiten Besuch in 1909 wird dargelegt, wobei er erstaunlicherweise zur politisch instabilen Lage Russlands kein Wort verlor. Mit einem dritten Bericht über die ein Jahr später unternommene Reise an den englischen Hof anlässlich der Beisetzung von Eduard VII. endet das Heft.

Die persönlichen Aufzeichnungen zu den Ereignissen des Ersten Weltkriegs sind verschollen, die zeitliche Lücke schließt Müns mit dem Tagebuch der Ehefrau Antonie bzw. den ab 1915 einsetzenden Aufzeichnungen der ältesten Tochter Editha. Auch diese Schriften bettet Müns in ein Konglomerat von Dokumenten zu Mutter und Tochter. Besonders das Haushaltsbuch wird hier erwähnt, in dem nicht nur den Spuren einer wohlhabenden adligen Lebensführung nachgegangen wird, es finden sich auch die gesellschaftlichen Anforderungen und die Familienpflichten der weiblichen Familienvorsteherinnen thematisiert. Darüber hinaus bieten die Tagebucheinträge Einblicke in die inzwischen in der Forschung vielfach diskutierte Frage nach veränderten Handlungsoptionen und -räumen für Frauen in Zeiten des Krieges. Näheres über die Handlungsräume von Frauen im Rahmen adliger Familienpolitik findet sich auch in den edierten Briefen zu den Heiratsabsichten der ältesten Tochter.

„Adliges Privatleben“ ist ein aus verschiedener Hinsicht bemerkenswerter Band. Er bedient die Interessen der regionalgeschichtlichen Forschung in gleichem Maße wie die der an adliger Kulturgeschichte Interessierten. Besonders hervorzuheben ist der Aspekt des hier erlebten Verlustes, des Verlustes einer ständischen Gesellschaft, der jedoch an keiner Stelle und von keinem Familienmitglied als Verlust einer Orientierungsgröße interpretiert wird. Als kulturelles Muster bleibt das Konzept der Adeligkeit dennoch in der Familie Radetzky-Mikulicz über die Generationen hinweg bestehen.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Ilse von zur Mühlen (Hrsg.): Glanz und Elend. Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung des Ostpreußischen Landesmuseums und der Carl-Schirren-Gesellschaft e.V. (1. Dezember 2012 bis 14. April 2013), Lindenberg i. Allgäu 2012, 279 S., Abb.

Der zu besprechende Katalog stellt die Begleitpublikation der gleichnamigen Ausstellung im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg dar, wo mit der Präsentation erstmalig die Erweiterung des Museums auf die Geschichte der Deutschen im baltischen Raum „anschaulich“ gemacht wird. Herausgeberin des Katalogs ist die Münchener Kunsthistorikerin Ilse von zur Mühlen.

Eine Zielrichtung von Ausstellung und Katalog soll sein, „mit modernen Fragestellungen exemplarisch das enge gemeinsame [zwischen Deutschbalten, Esten und Letten; A.W.]

Leben auf den Gütern zu erarbeiten“ (Vorwort, S. 7). Dabei sollen die „vielfältigen Aspekte“ baltischer Gutsherrschaft dargestellt werden, von architektonischen und sozialen bis hin zu kulturellen und bildungsgeschichtlichen Fragestellungen (Einleitung, S. 9).

Der Anspruch, „multiperspektivisch“ deutschbaltische und estnische bzw. lettische Geschichte zu verknüpfen, wird durch die Wahl der Autoren, jedoch nicht durch die thematische Breite eingelöst. Wenngleich namhafte estnische, lettische und deutsch(baltisch)e Vertreter und Vertreterinnen aus Kunst- und Architekturgeschichte, Geschichte, Volkskunde, Germanistik und Archivwesen gewonnen werden konnten, lassen sich Aussagen zur Geschichte der Titularvölker oder gar zu einer gemeinsamen Geschichte nur passagenweise finden. Diese Kritik richtet sich – dies sei betont – nicht an die Projektbetreiber, sondern spiegelt das bisherige Forschungsinteresse wider, das eine komparatistische Herangehensweise von sozialgeschichtlichen Untersuchungen zu einer Sozialgeschichte des Gutslebens vermissen lässt. Die sich daraus ergebende deutliche Fokussierung auf die deutschbaltische Bevölkerung wird in der Gliederung des Bandes sichtbar, wenn zunächst die Gutsbesitzer, dann die Güter selbst und schließlich die Überlieferung und Tradierung der Gutsgeschichte in den Blick genommen werden.

Einen ersten strukturellen Überblick bietet unter dem Titel „Vasallen – Adel – Ritterschaften: Beobachtungen zum Entstehen des baltischen Herrenstandes und seiner Geschichte vom 13. bis 17. Jahrhundert“ der Marburger Archivar und Historiker Peter Wörster. In seiner Einführung in den „sozialen Stand“ der Ritterschaften folgt er in schnellen Schritten der Chronologie, beginnend mit der „Aufseglung“ über die Entstehung der Ritterschaften bis hin zum *Privilegium Sigismundi Augusti*. Überaus anschaulich verdeutlicht Wörster die Initiativen der Vasallen, in den Besitz von vererbbarem Landeigentum und die Hoheit über landesrechtliche Vorrechte zu gelangen. Dieses im 13. Jahrhundert gewachsene „Selbstbewusstsein“ (S. 10) bildete – laut Wörster – die zentrale Voraussetzung für eine landesherrschaftliche Etablierung der deutschen Einwanderer.

Der Beitrag von Gert von Pistohlkors „Die Ritterschaften als Herrschaftsstand in den Ostseeprovinzen Russlands“ erweitert die Ausführungen Wörsters. Mit dem Fokus auf die russische Zeit zeichnet von Pistohlkors die ritterschaftliche Politik bis zur zwangsweisen Auflösung der Ritterschaften im Sommer 1920 nach. Nicht unerwähnt bleiben die Uneinigkeiten innerhalb der Ritterschaften, in denen der Autor die Gründe für Verzögerungen oder fehlende Umsetzungen von innenpolitischen Reformen sieht. Zugleich attestiert er der Ritterschaft eine große Portion Eigennutz, gepaart mit einer „Verteidigungsposition“ (S. 20), die einer Reformpolitik (insbesondere bei der Fronpacht) im Wege gestanden hätten.

Nach diesen beiden historischen Abrissen untersucht die Kunsthistorikerin und Herausgeberin des Kataloges, Ilse von zur Mühlen, in den zwei anschließenden Abhandlungen architektonische Gesichtspunkte der Gutshäuser: Zeitlich setzt ihre Architekturgeschichte mit der ersten überlieferten Abbildung (im Reisebericht Adam Olearius' von 1647) ein. Aspekte des Kulturtransfers – denn die bauliche Entwicklung des Herrenhauses erschließt sich nur mit dem Blick über die regionalen Grenzen hinaus – werden in diesem Beitrag anschaulich dargestellt: Einflüsse aus Ostpreußen, Schweden, Norddeutschland, später aus St. Petersburg überlagerten einander und prägten die Gutshofarchitektur(en). Nachvollziehbar wird, welchen unterschiedlichen „Moden“ die Bauherren und Gutsbesitzer folgten. Architektur als „gesellschaftliche Praxis“ zu verstehen – diesen aus der neueren Architektursozio-logie stammenden Ansatz greift von zur Mühlen auf, wenn sie auf die architektonische Gegensät-

ze zwischen Land- und Stadtbebauung eingeht.¹ So beantwortet sie die Frage, warum dem Jugendstil in der Stadtarchitektur (v.a. Rigas) im Gegensatz zur Gutsarchitektur eine derart große Popularität zukam, mit der nach 1905 verstärkten Rückbesinnung der Deutschbalten „nach Identifikationsmitteln [...] auch in der Architektur“ (S. 52).

Von zur Mühlen vertieft die Problematik in ihrem zweiten Beitrag „Zur Ausstattung des baltischen Herrenhauses“. Hier gibt die Verfasserin die Kunst- bzw. Dekorationsstile wieder: von den wenigen Funden vor dem Nordischen Krieg über den zunehmenden Wohlstand und der damit einhergehenden, aufwändiger werdenden Innenausstattung, über Neugotik, Renaissance bis hin zu den kaum vertretenen Strömungen des Art déco und des Jugendstils.

Auf die Gestaltung der gutseigenen Gärten und Parks konzentriert sich der estnische Architekturhistoriker Ants Hein. Obwohl auch in der Gartenarchitektur westeuropäischen Moden gefolgt worden sei, „bewahrten die Anlagen in Estland doch ihre Eigenart“ (S. 75). Diese Charakteristika hätten sich zum Teil durch Klima und Bodenbeschaffenheit ergeben, welche den Anbau auf bestimmte Pflanzenarten reduzierten: die typische Gartenflora mit ihren robusten Fichten, Erbsensträuchern und Berberitzen. Frostbeständigkeit hätte eine der Grundvoraussetzung für die Wahl der „Zierbepflanzung“ dargestellt. Einen kleinen Abstecher unternimmt Hein zur überaus bemerkenswerten Gewächshauskultur, der gerne – gerade aufgrund von deren Exklusivität – mehr Platz hätte eingeräumt werden können.

Dem ökonomischen Faktor der Güter widmet sich der estnische Agrarhistoriker Tiit Rosenberg in seinem Beitrag zu Estland. Seine eigentliche Untersuchung setzt mit dem Ausbau der Güterverteilung, des „Güternetzes“ ein (S. 85) und schließt mit dem Ende des 17. Jahrhunderts ab. Der Nordische Krieg wird auch von Rosenberg als die Zäsur für den ökonomischen Einbruch und die daran anschließende Phase des Aufschwungs benannt. Für den Entwicklungsprozess von Natural- zu Geldwirtschaft veranschlagt er den langen Zeitraum von 1760 bis 1860. Wie eng ökonomischer Erfolg und Misserfolg von der bestehenden Sozialstruktur abhängen, belegt Rosenberg am Verhältnis zwischen Gutsbesitzer und Bauer. So bestimmte die Wirtschaftslage der Bauern immer auch über die Effektivität des Frondienstes, der wiederum die ökonomische Leistung des Gutsbetriebes maßgeblich regulierte. Dass darüber hinaus auch Einfuhr- und Ausfuhrbestimmungen wesentlichen Anteil am Anbau und der Verarbeitung einzelner Naturalien hatten, wie am Beispiel der Schnapsproduktion einleuchtend beschrieben, wird ebenso erwähnt wie die Faktoren: Nachfrage am Markt, Innovationen in Herstellungsprozessen, steuerlich-fiskale Eingriffe sowie der Ausbau der Infrastruktur (S. 87). Anders als in vielen Studien bezieht der Verfasser die Bauernbefreiung von 1816/19 nicht als Impuls für die „agrotechnische Wende“ mit ein, diese verortet Rosenberg erst nach den 1830er Jahren, als die Fronarbeit von wenigen nicht von „Trägheit“ geprägt agierenden Gutsherren als unzeitgemäß betrachtet und abgeschafft worden sei (S. 91). Interessant ist auch die von Rosenberg an vielen Stellen vorgenommene regionale Differenzierung Estlands, wenn u.a. zu lesen ist, dass sich noch im Ersten Weltkrieg in Nordestland „ein Viertel der Bauernhöfe als Pachtöfe im Besitz der Gutsherren“ befanden und demnach der Frondienst dort für sehr viel längere Zeit die Bewirtschaftung der Güter bestimmte (S. 93).

1 Vgl. u.a. jüngst: Anita Aigner (Hrsg.): Vernakulare Moderne. Grenzüberschreitungen in der Architektur um 1900. Das Bauernhaus und seine Aneignung, Bielefeld 2010.

Imants Lancmanis, Museumsdirektor des Schlosses Rundāle/Ruhenthal, liefert den Beitrag zur Alltagsgeschichte „Das Leben auf den Gütern über die Jahrhunderte“. Die Dominanz der Gutshausstruktur kommt in diesem Artikel stark zum Ausdruck: „die ländliche Kulturlandschaft Lettlands war im Moment des Unterganges 1914 so perfekt, wie sie es noch niemals gewesen war und auch in der Zukunft nie mehr sein kann“ (S. 102). Auf autobiografisches Material zurückgreifend, gewährt der Verfasser einen kleinen Einblick in die Sozial- und Alltagsgeschichte.

In einem zweiten Beitrag von Tiit Rosenberg wird die Zeit zwischen 1918 und 1939 „Die Zeit der Restgüter“ in Estland aufgefangen. Bemerkenswert ist dieser Artikel insbesondere deshalb, weil Rosenberg hier die Agrarreform bis 1924 als eine nicht linear verlaufende Enteignung von Gutsbesitz und Gutsbesitzern darstellt und zugleich mentale Faktoren, wie u.a. durch die Kulturautonomie ausgelöste Haushaltsvergrößerungen, mit einbezieht. Dainis Bruģis (nicht „Bruģis“!) nimmt eben diese Zeit bis zur Sowjetherrschaft für Lettland in seine Untersuchung auf. Anders als im vorhergehenden Beitrag stehen hier die kulturellen Auswirkungen, die Zerstörung der Herrenhäuser und ihres Interieurs im Zentrum. Nicht allein die Umverteilung von Besitz, sondern auch die Zerstörungsmacht der Weltkriege und die Umstrukturierung in „rote Güter“ (Kolchosbewirtschaftung) werden hier benannt.

Eher pessimistisch geht der Architekturhistoriker Jānis Zilgalvis auf die heutige Situation, d.h. auf die staatliche und private Restaurierungspolitik, ein. Dabei habe das Bestreben, Geschichte wiederaufleben zu lassen nur in Einzelfällen so weit geführt, dass historische Rekonstruktionen von Gutshäusern wie das Münchhausen-Museum (sic!) im neu errichteten Herrenhaus von Ruthern/Duntes nach Plänen entstehen konnten (Vgl. S. 155). Die beiden letzten Beiträge sind der Erinnerungskultur der Esten (Mari-Ann Remmel) und der Deutschbalten (Maris Saagpakk) gewidmet. Sie beenden, neben einem archivalischen Überblick von Manfred von Boetticher, den Abhandlungsteil. Insbesondere die von Remmel und Saagpakk aufgezeigten Gegenperspektiven der deutschen Angestellten oder der estnischen bzw. lettischen Arbeitenden tragen zur Klärung des Mikrokosmos „Herrenhaus“ bei. In beiden Beiträgen kommt darüber hinaus verstärkt das Zusammenleben der ländlichen Bevölkerungsschichten zu Ausdruck. Wenn hier auch die Tradierung des Gewesenen im Zentrum steht, lässt sich doch anhand der Überlieferungen ein Stück Sozialgeschichte rekonstruieren. Saagpakk und Remmel belegen in ihren Untersuchungen die These, dass eine gemeinsam geteilte Erinnerung von Esten und Letten sowie Deutschbalten noch zu formen ist als eine Erinnerung, die alle Perspektiven mit einbezieht.

Ein großes Lob und zwei kleine Anmerkungen an die Redaktion seien abschließend in aller Kürze erwähnt. Zunächst muss die ansprechende Gestaltung des Katalogs hervorgehoben werden. Insbesondere im ersten Teil, dem Textteil, bereichern die zahlreichen Illustrationen, die v.a. aus der umfangreichen Sammlung des Bildarchivs des Herder-Archivs in Marburg stammen, die Abhandlungen.

Zu kritisieren ist hingegen die uneinheitliche Verwendung von Zitationsverfahren, die der wissenschaftlichen Verwertbarkeit der einzelnen Texte eine (zudem überflüssige) unterschiedliche Gewichtung verleiht. Disparat erscheint auch die Wiedergabe von Ortsnamen. Gerade hier wäre eine durchgängige Nennung des heutigen Ortsnamens überaus wichtig, wenn er denn auf einer aktuellen Karte – deren Ergänzung sicherlich Sinn gemacht hätte – gefunden werden soll.

Was bleibt, ist die Frage nach dem Exzeptionellen der deutschbaltischen Herrenhäuser. Allein die Tatsache, dass der Transfer von Kunst und Architektur auch das Baltikum erreichte, kann nicht die Antwort sein. Der Katalog lässt die Frage offen. Vielleicht ist es das Zusammenspiel aller angesprochenen Faktoren – kunstgeschichtlich, architektonisch, wirtschaftlich, sozialstrukturell – und in hohem Maße der „Symbolwert“ des Vergangenen und Neuentdeckten, das zur „Mythologisierung“ der Herrenhäuser im Baltikum beigetragen hat (S. 181).

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Ewa Szymani (Hrsg.): Deutsche und Polen in der Aufklärung und in der Romantik. Verweigerung eines Transfers?, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2011, 228 S., 12 Abb.

Die deutsch-polnische Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte erstreckt sich gerade in Aufklärung und Romantik, also etwa zwischen 1750 und 1848, über das gesamte nördliche Ostmitteleuropa und umfasst schichtenübergreifend Adel, Bürgertum, aber auch bereits ansatzweise breitere Schichten. Durch die Bedeutung der „Sattelzeit“ (Reinhart Koselleck) für die deutschen sowie polnischen nationalen Diskurse als auch für die Literatur- und Kulturgeschichte ist sie über weite Strecken bis heute in Deutschland und Polen gegenwärtig und prägend. Das sind gute Gründe, sich aus einer deutsch-polnischen Perspektive mit dieser Epoche und den Transferleistungen und -hindernissen zu beschäftigen.

Der vorliegende, weitgehend von Breslauer Germanisten und Kulturwissenschaftlern gestaltete Sammelband kann allerdings – soviel sei vorweg angemerkt – diese Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte nur selten einholen, produktiv machen und wissenschaftlich vertiefen. Er besteht aus 13 ungleich langen Beiträgen, die in vier regionale oder inhaltliche Themenkreise gegliedert sind.

Themenkreis 1 „Schlesien als Schnittpunkt der preußischen und polnischen Kulturzone“ enthält zunächst eine Studie von Dorota Sidorowicz-Mulak über den Ideentransfer von Johann Wilhelm von Archenholtz und dessen Zeitschriftenprojekten zu dem polnischen Aufklärer Piotr Świtkowski (S. 17-28), wobei allerdings unklar ist, was den Beitrag mit Schlesien verbindet. Die Autorin kann zeigen, dass Świtkowski in seinen Zeitschriften wiederholt ohne Quellennennung Beiträge aus Archenholtz' Journalen übernimmt oder paraphrasiert. Ein Teil der prussophilen und Friedrich II. sehr positiv zeichnenden Beiträge stammt aus der Quelle Archenholtz – der Beitrag wirft deshalb Licht auf wenig bekannte Rezeptionskanäle.

Lucyna Harc stellt eher essayistisch einige weniger bekannte Breslauer publizistische Stimmen (Christian Hederich, Samuel Klose und Carl Werdermann) zu den polnisch-preußischen Beziehungen vor (S. 29-38). Sichtbar wird, dass die Breslauer historische Publizistik seit den 1760er Jahren versuchte, die Annexion Schlesiens zu rechtfertigen und polnische Bezüge minimierte.

Die folgenden Beiträge von Joanna Jendrych zur Lage der Juden in Schlesien (S. 39-46) und von Łukasz Bieniasz zum Oberschlesien-Diskurs in der preußischen Aufklärungsdiskussion (S. 47-54), beide anhand von Reiseberichten und Zeitungsausschnitten untersucht, können den jeweiligen Forschungshorizont bestenfalls anreißen: In beiden Fällen wird nicht deutlich, wie repräsentativ die vorgestellten Presseauschnitte sind, in welchem Verhältnis

sie zum behördlichen Handeln und zur umfangreichen archivalischen Überlieferung stehen und welche Funktion die tradierten Klischees (auch Vorwürfe von Hostienschändung und manifestem Aberglauben) erfüllen. Schließlich wird auf die umfangreiche Literatur zu beiden Themenkomplexen nicht eingegangen. Wojciech Kunickis Beitrag zu Samuel Gottlieb Bürde (1753–1831) hat einen landeshistorischen Anspruch und beschreibt das Werk des weitgehend vergessenen Literaten (S. 55-71) aus einer sensualistischen und das Phänomen der Neuentdeckung der schlesischen Landschaft in den Mittelpunkt rückenden Perspektive.

Unter der wenig aussagekräftigen Überschrift „Mäander des Kulturtransfers“ sind Beiträge von Krzysztof Żarski zu Friedrich August Ludwig von der Marwitz' Bemerkungen über Polen (S. 73-93) und von Marcin Cieński zu Übersetzungen aus dem Deutschen ins Polnische im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert (S. 95-103) versammelt. Beide Beiträge haben einen sehr unterschiedlichen Anspruch: Żarski nähert sich von der Marwitz und dessen Wahrnehmung Polens an – allerdings ohne die neuere deutsche Literatur zu der Person zu überblicken. Zu von der Marwitz liegt die neuere Monografie von Ewald Frie¹ vor, die keinen Polenschwerpunkt besitzt, sehr wohl aber etwas zur Umformung politischer Gedanken bei von der Marwitz sowie zur Quellenproblematik aussagt. Deutlich weiterführender sind Żarskis Anmerkungen zur Wiederaufnahme des sehr kritischen Polenbildes bei von der Marwitz durch die das „Preußentum“ als positiven Wertekanon neu beschwörenden Autoren der konservativen Revolution um Friedrich Schinkel und Harald von Koenigswald. Einen eher synthetisierenden Charakter haben Cieńskis Überlegungen zu Übersetzungen aus dem Deutschen und zum Kulturtransfer zwischen 1770 und 1830: Der Autor plädiert mit guten Gründen dafür, hier auch das Französische als Vermittlungssprache einzubeziehen, da vielfach Übersetzungen über das Französische erfolgten. Auch verweist er auf den populären Charakter vieler übersetzter Werke (etwa Kotzebue, Vulpius' „Rinaldo Rinaldini“, Campes Kinder- und Jugendliteratur sowie Alexander von Oppeln-Bronikowskis romantischen Erzählungen). Hier gäbe es deutliche Forschungsdefizite, insbesondere müsse die breite polnische Rezeption näher untersucht werden.

Themenkreis 3 behandelt „Religiöse Differenzen“ und benennt in allen drei Beiträgen zudem Transfer- und Rezeptionsprobleme, die aus der Verschiedenheit von protestantischen deutschen und katholischen polnischen Eliten resultierten: Gerade die katholische Aufklärung verlief in den deutschen und polnischen Eliten oft ohne intensiveren Kontakt, wie Aleksandra Chylewska ausführt (S. 107-118). Marta Kopij (S. 119-159) vergleicht die poetologischen Konzepte in der deutschen Frühromantik und der polnischen Romantik und kommt zu dem Ergebnis, dass auch der konfessionelle Unterschied zwischen protestantischen deutschen Frühromantikern und katholischen polnischen Romantikern eine Transferbarriere dargestellt habe. Die polnische romantische Religiosität bei Adam Mickiewicz wird von Ewa Szymani vorgestellt (S. 161-193).

Im letzten Themenkreis finden sich unter der Überschrift „Porträts“ Studien zu Ignacy Krasicki von Jan Pacholski (S. 197-203), zu Christian von Haugwitz von Jörg-Ulrich Fechner (S. 205-217) und – das Thema des Bandes gänzlich verlassend – zu Adolph Menzel und dessen Aufnahme des Rokoko durch Anna Jezierska (S. 219-226). Der am ehesten zum Thema des Sammelbandes passende Beitrag zu Krasicki ist leider indiskutabel, denn er geht auf

1 Ewald Frie: Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777–1837. Biographie eines Preußen, Paderborn 2001.

die bereits in der Volksrepublik Polen umfangreichen Forschungskontroversen zu Krasicki überhaupt nicht ein, blendet die neuere Literatur völlig aus und hantiert unverantwortlich mit Begriffen wie „Hochverrat“ und „friderizianische Kolonisierung des Ermlandes“.

Die Lektüre der einzelnen Beiträge wird insgesamt leider durch die sprachliche, formale und redaktionelle Gestaltung der Beiträge deutlich erschwert. So wird in mehreren Beiträgen in Wortwahl und Grammatik sichtbar, dass sie nicht von einem deutschen Muttersprachler redigiert wurden (etwa S. 35-37, 47-50, 197-203). In einem Beitrag (S. 75-93) sind der Titel sowie weitgehend auch die polnischen Sonderzeichen verloren gegangen. Grundsätzlich fehlt ein Personen- und Ortsregister, das die Beiträge, die sich in einigen Aspekten auch überschneiden, erschließen könnte und leichter benutzbar machte. Dies hätte auch dazu beitragen können, überflüssige Fehler (der polnische Philosoph S. 134 heißt nicht „Terenowski“, sondern Bronisław Trentowski) und im Deutschen unverständliche Personennamen („Kasimir Jagielloner“ – S. 35) zu vermeiden.

Aus der Sicht des Rezensenten ist allerdings noch schwerwiegender, dass der Lese- und Diskussionshorizont der einzelnen Beiträge erstaunlich begrenzt bleibt. So wird mehrmals das teilweise abwertende Polenbild der deutschen aufgeklärten Eliten thematisiert, ohne die zentralen Publikationen von Hubert Orłowski oder Izabela Surynt dazu zu beachten.² Zu den deutsch-polnischen Kulturkontakten des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts gibt es die ausgezeichnete Bibliografie von Andreas Lawaty³, die aber offensichtlich nicht benutzt wurde. Gleiches gilt für den von Alfred Gall und anderen herausgegeben Band zu Romantik und Geschichte, der ebenfalls nicht herangezogen wurde.⁴ Diese nur kursorischen Anmerkungen zu der nicht berücksichtigten relevanten Forschungsliteratur könnte man weiter fortsetzen.

Eine abschließende Bemerkung sei gestattet: Es ist aus der Sicht des Rezensenten sehr sinnvoll, wenn die polnische Germanistik ihre kulturwissenschaftlichen Ergebnisse auch in deutschen Verlagsreihen einem interdisziplinären deutschsprachigen Publikum präsentiert. Hierbei müssen aber einige Mindeststandards eingehalten werden, sonst schaden sich die Autoren selbst. Dazu gehören Einholung des internationalen Forschungshorizontes, einheitliche Aufbereitung der Texte und Durchsicht durch deutsche Muttersprachler sowie schließlich eine sorgfältigere redaktionelle Betreuung.

Hans-Jürgen Bömelburg, Gießen

2 U.a.: Hubert Orłowski: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit, Wiesbaden 1996; ders.: Die Lesbarkeit von Stereotypen. Der deutsche Polendiskurs im Blick. Historische Stereotypenforschung und Semantik, Wrocław 2004; Izabela Surynt, Marek Zybura (Hrsg.): Narrative des Nationalen. Deutsche und polnische Nationsdiskurse im 19. und 20. Jahrhundert, Osnabrück 2010.

3 Andreas Lawaty, Wiesław Mincer (Hrsg.): Deutsch-polnische Beziehungen in Geschichte und Gegenwart. Bibliographie 1900–1998, 4 Bde., Wiesbaden 2000.

4 Alfred Gall, Thomas Grob u.a. (Hrsg.): Romantik und Geschichte. Polnisches Paradigma, europäischer Kontext, deutsch-polnische Perspektive, Wiesbaden 2007.

Kaspars Zellis: *Ilūziju un baiļu mašīnērja. Propaganda nacistu okupētajā Latvijā: vara, mediji un sabiedrība (1941–1945)* [Die Maschinerie der Illusionen und Ängste. Propaganda im nationalsozialistisch besetzten Lettland: Macht, Medien und Gesellschaft (1941–1945)], Rīga: Mansards 2012, 365 S.

Die Geschichte Lettlands unter deutscher Besetzung (1941–1945) hat in den zurückliegenden Jahren einen wahren Forschungsboom erlebt. Dies gilt mit den Arbeiten von Björn Felder, Sven Jüngerkees und Katrin Reichelt für die deutsche Historiografie ebenso wie für die lettische Forschung. Insbesondere in der lettischen Gesellschaft ist diese Zeit eine noch immer sehr umstrittene Epoche, was nicht zuletzt auf langlebige Geschichtsmythen zurückzuführen ist. Dass diese Mythen zum großen Teil ihre Herkunft in der Propaganda der beiden Okkupationsregime während des Zweiten Weltkrieges haben, veranlasst Kaspars Zellis zu der in der Tat überraschenden Feststellung, dass trotz des fortgeschrittenen Forschungsstandes bisher keine umfangreiche Studie zur Propaganda selbst vorliegt. Dieses Desiderat für die deutsche Propaganda zu schließen, macht Zellis sich mit seiner 2012 erschienenen Dissertationsschrift zur Aufgabe. Dabei ist der Autor innerhalb der lettischen Geschichtswissenschaft kein Unbekannter. Er gehört zu einer aktiven jüngeren Generation, welche die lettische Forschung jenseits der Arbeiten etablierter Wissenschaftler durch innovative Veröffentlichungen maßgeblich bereichert hat.¹

Die vorliegende Arbeit ist also als erster Überblick zur deutschen Propaganda in den Jahren 1941–1945 zu verstehen. Sie stützt sich auf eine äußerst solide und der Aufgabe angemessene Quellenbasis. Neben den zahlreichen Propagandamedien selbst, von denen ein Schwerpunkt auf der Presse liegt, berücksichtigt Zellis zudem umfangreiche Archivmaterialien deutscher und sowjetischer Provenienz aus sowohl deutschen als auch lettischen Archiven. Zu der gründlichen Quellenbasis treten ein überzeugendes Konzept und eine stringente Gliederung der Arbeit. Nach einer Einleitung, in der Zellis u.a. den Propagandabegriff hinreichend problematisiert, folgen im Hauptteil drei sinnvoll einander ergänzende Kapitel. Einer Darstellung zur institutionellen Organisation der deutschen Propaganda folgt eine Aufzählung der verschiedenen Medien bis schließlich im wichtigsten und interessantesten Abschnitt der Inhalt der Propaganda einer Analyse unterzogen wird.

Was die institutionelle Struktur der deutschen Propaganda betrifft, so identifiziert Zellis vier Phasen: Zunächst oblag die Organisation der Propaganda im ersten halben Jahr der Besetzung der Wehrmacht, um anschließend von der Zivilverwaltung unter der Leitung des Ostministeriums übernommen zu werden. Bemerkenswerterweise erfolgte 1943 parallel zu der allgemeinen Schwäche des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete innerhalb der nationalsozialistischen Machtstruktur ein Wechsel der Zuständigkeit an Goebbels und sein Propagandaministerium. Zur Zeit des „Kurlandkessels“, also zum Ende der deutschen Be-

1 Siehe beispielsweise: Nils Muižnieks u.a. (Hrsg.): *Karojošā piemiņa, 16. marts un 9. Maijs* [Das kämpfende Gedenken, 16. März und 9. Mai], Rīga 2011; Jānis Keruss u.a. (Hrsg.): *Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā. Personības, struktūras, idejas* [Die Geschichte der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Lettlands zur sowjetischen Zeit], Rīga 2010; Kaspars Zellis (Hrsg.): *Mīti Latvijas vēsturē* [Mythen in der Geschichte Lettlands], Rīga 2006.

satzungszeit, übernahmen wiederum die Wehrmacht und die Polizei die Verantwortung über die Propagandaleitung. Trotz dieser Wechsel auf höherer Ebene der nationalsozialistischen Herrschaftsstruktur beeinflussten diese Diskontinuitäten nicht die relativ hohe Beständigkeit des Personals und des Inhalts der Propaganda in Lettland selbst.

Streckenweise ist der Schreibstil dieses Abschnitts recht trocken geraten, da eine große Zahl von genannten Personen im Einzelnen recht blass bleibt. Interessant sind die Äußerungen zum lettischen Anteil am Propagandaapparat. Beispielsweise legt Zellis dar, dass lettische Autoren aus drei ideologischen Lagern stammten – erstens konservative Kräfte, die schon unter Ulmanis ihrer Arbeit nachgegangen waren, zweitens neue radikale nationalistische und antisemitische Autoren aus dem Milieu der „Donnerkreuzler“ (Pērkoņkrusts) und schließlich Personen, die den deutschen Nationalsozialisten sehr nahe standen und in der Regel mit den Deutschen ins Land kamen, nachdem sie zusammen mit der zweiten Welle der Umsiedlung der Deutschbalten erst wenig zuvor das Land verlassen hatten. Weiterhin weist Zellis auf die Frage der Schulung lettischer Kräfte zu Beginn der deutschen Herrschaft hin, ohne dieses Thema gründlicher zu verfolgen. Überhaupt hätte nach Meinung des Rezensenten das Problembewusstsein der lettischen Beteiligung und Unterstützung des deutschen Propagandaapparates etwas ausgeprägter ausfallen können, beispielsweise was die Rolle der lettischen so genannten Landeseigenen Verwaltung betrifft.

Ähnlich wie in den Ausführungen zum institutionellen Rahmen der deutschen Propaganda ist Zellis auch im Kapitel zu den verschiedenen Kanälen der deutschen Propaganda stellenweise zu sehr um Vollständigkeit bemüht, und daher ist der Abschnitt nicht immer spannend zu lesen. Doch bekommt man hier einen präzisen Überblick sämtlicher Medien, wie u.a. auch der Radiosendungen und Filme. Zudem verweist Zellis auf das Phänomen der Flüsterpropaganda, deren Existenz allerdings nur schwer in den Quellen nachweisbar ist. Übereinstimmend mit dem schon im ersten Kapitel Konstatierten wird auch hier deutlich, dass die Presselandschaft trotz des häufigen Wechsels der Zuständigkeiten und des für Deutschland nachteilhaft verlaufenden Krieges verhältnismäßig stabil blieb und anscheinend auch das wirkungskräftigste Medium war, da zwar das Radio von den Nationalsozialisten sehr hoch eingeschätzt wurde, dieses aber aufgrund der nur schwachen Verbreitung von Radioapparaten und der Gefahr des Hörens von „Feindsendern“ einen kontraproduktiven Effekt aus Sicht der Deutschen ausüben konnte. Ein wichtiges Medium hingegen stellten nach Ansicht Zellis' Plakate sowie die „Ostlandwoche“ dar, welche vor den Filmvorführungen gezeigt wurde. In diesem Zusammenhang ist die reichhaltige Bebilderung des Buches mit Propagandaplakaten ausgesprochen positiv zu vermerken.

Der mit Abstand umfangreichste, interessanteste und sicherlich auch streitbarste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit dem eigentlichen Inhalt der deutschen Propaganda. Um die schiere Menge der zuvor in ihrer Struktur dargestellten Propaganda systematisch zu fassen, wählt Zellis einen auf den Ideen von Garth Jowett und Victoria O'Donnell basierenden Ansatz, nach dem er zwischen einer langfristig und einer kurzfristig orientierten Propaganda unterscheidet und letztlich in einem Dreischritt vorgeht.² Zunächst untersucht er die nationalsozialistischen Versuche, das Weltbild der Letten entlang nationalsozialistischer Ideale zu beeinflussen und umzuformen. Anschließend beschäftigt sich Zellis mit

2 Garth S. Jowett, Victoria O'Donnell: Propaganda and Persuasion, London 1992.

den zu diesem Zweck konstruierten Feindbildern und schließlich fragt er nach der auf eine bestimmte gesellschaftliche Handlungsweise abzielenden Propaganda, worunter vor allem einzelne kurzfristige Propagandaaktionen mit konkretem Ziel zu verstehen sind.

Was die Implementierung nationalsozialistischer Leitgedanken in der lettischen Öffentlichkeit betrifft, so rückt Zellis zunächst das Motiv der Befreiung Lettlands durch die Deutschen als zentrales Element der deutschen Propaganda in den Vordergrund. Die Subtilität oder die Herausforderung der Propaganda lag darin begründet, die Idee der Letten von Freiheit in eine Idee der Befreiung vom Bolschewismus durch Deutschland umzudeuten. Zu diesem Zweck sollte der Tag der deutschen Eroberung Rigas (1. Juli) allmählich den lettischen Nationalfeiertag (18. November) verdrängen, was aber nicht gelang. Im Gegenteil – mit zunehmenden militärischen Misserfolgen sahen sich die Deutschen gezwungen, lettische nationale Symbolik und Feierlichkeiten am 18. November zuzulassen. Vergleichbar große Schwierigkeiten bereitete der deutschen Propaganda der Versuch, die traditionell feindliche Sicht auf Deutsche durch eine positive Sicht zu ersetzen. Ein instruktives Beispiel ist der 23. Juni, welcher in allen anderen besetzten Gebieten der Sowjetunion problemlos als Feiertag begangen werden konnte, doch in Estland und Lettland seit der Zwischenkriegszeit als Tag des Sieges gegen die Deutschen in der Schlacht von Wenden (Cēsis) von 1919 begangen wurde und daher als Feiertag nicht mehr in Frage kam.

Eine wichtige von Zellis herausgearbeitete Funktion der deutschen Propaganda besaß die Konstruktion von Feindbildern im Inneren sowie im Äußeren. Eine zentrale Rolle in diesem Zusammenhang spielten gemäß der nationalsozialistischen Ideologie die Juden. Während die Formel vom „Jüdischen Bolschewismus“ noch vergleichsweise problemlos der lettischen Bevölkerung vermittelt werden konnte, hatten die Deutschen größere Mühe, die westlichen Alliierten als von „jüdischen Plutokraten“ durchdrungen darzustellen. Eine anglophile Haltung der lettischen Bevölkerung stellte bis zum Ende der deutschen Besatzungszeit eine große Herausforderung für die deutsche Propaganda dar. Die Gleichsetzung von Juden und Kommunisten war auch für das innere Feindbild in Lettland zentral und spielte eine entscheidende Rolle bei den deutschen Versuchen, die lettische Bevölkerung in die Ermordung der jüdischen Bevölkerung mit einzubinden. Bei diesem kontroversen Thema weist Zellis auf spezifisch nationalsozialistische Züge des Antisemitismus in der lettischen Presse in Abgrenzung zu anderen Formen des lokalen lettischen Antisemitismus hin. Anhand einer empirischen Kleinstudie verdeutlicht er zudem die phasenweise und in einer Grundtendenz abnehmende Einwirkung der antisemitischen Propaganda. Instrukтив sind auch die Bemerkungen zu den anderen inneren Feinden, wie zum Beispiel der russischen Bevölkerung, welche allerdings nach den ersten deutschen Niederlagen weniger pejorativ dargestellt wurde. Schließlich verurteilten die Medien noch so genannte Bummelanten und Drückeberger, welche nach Ansicht der Presse nicht im ausreichenden Maße die deutschen Kriegsanstrengungen unterstützten.

Mit diesem Feindbild leitet Zellis zum letzten Kapitel der Analyse des Inhalts der Propaganda über – zu den einzelnen Propagandaaktionen, welche das kurzfristige Ziel einer Mobilisierung der lettischen Bevölkerung oder nur ein bestimmtes Sozialverhalten zum Ziel hatten. Eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang spielen die Versuche, Arbeitskräfte für die deutsche Kriegswirtschaft zu gewinnen und die Arbeitsmoral in Lettland zu steigern. Leider findet sich trotz mehrfacher beiläufiger Erwähnung vergleichsweise wenig zu den Arbeitskräfterekrutierungen im Rahmen des Arbeitsdienstes.

Neben der Arbeitskraftmobilisierung geht Zellis zum Schluss auf das wichtige Thema der militärischen Mobilisierung ein und unterscheidet die Werbemaßnahmen zum Eintritt in Polizeieinheiten im Jahre 1942, wobei er auch auf die einschlägigen Studien von Kārlis Kangeris verweist, und die seit dem Frühjahr 1943 durchgeführten – die Propaganda für den Eintritt in die SS-Einheiten. Bei beiden Aktionen spielte das „Jahr des Grauens“ – also das Jahr der sowjetischen Okkupation 1940/41 – eine zentrale Rolle. Während die potentiellen Rekruten bis 1942 aber ermahnt wurden, aus „Dankbarkeit für die Befreiung“ sich freiwillig zu melden, verlagerte sich das Argument ab 1943 eher in eine Drohung vor einer eventuellen Rückkehr der sowjetischen Herrschaft als Schreckensszenario.

Eine grundsätzliche Problematik der Arbeit besteht in der Frage der Wirksamkeit der jeweiligen Propagandamaßnahmen. Zellis kommt nicht umhin, dieses wichtige Thema immer wieder anzusprechen, letztendlich kommt er zu dem Fazit, dass die deutsche Propaganda einerseits nicht vollends erfolgreich war, da weiterhin auch Terrormaßnahmen nötig waren und sich die lettische Gesellschaft in einigen Punkten, wie der anglophilen Haltung, nicht beirren ließ. Auf der anderen Seite sei die deutsche Propaganda aber so weit erfolgreich gewesen, dass die lettische Gesellschaft weitgehend unter der Kontrolle der deutschen Besatzer gestanden habe, was hauptsächlich auf das Motiv der Drohung einer sowjetischen Rückkehr zurückzuführen sei. Zwar leuchtet ein derartiges Fazit durchaus ein, doch ist der empirische Befund nur schwer zu erbringen. Zellis stützt sich im Einzelnen, wenn er die Effektivität der deutschen Propaganda thematisiert, zumeist auf lokale Polizeiberichte.³ Doch stellt sich die Frage nach den Kriterien, nach denen diese Fälle ausgewählt wurden. Abschließend bleibt aber festzuhalten, dass die Effektivität von Propaganda eine nur sehr schwer messbare Größe ist und in Anbetracht der Breite des hier behandelten Themas eine vollständige Klärung solcher Fragen nicht zu erwarten ist. Insgesamt liefert die Arbeit einen detaillierten Aufriss der Strukturen und Medienorgane der deutschen Propaganda und vermittelt einen ersten, durchaus ausgewogenen Blick auf die Inhalte der deutschen Propaganda und deren Wirksamkeit. Weitere Studien mit einer stärkeren Fokussierung wären in Zukunft wünschenswert.

Tilman Plath, Greifswald

3 Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs [Lettlands Historisches Staatsarchiv], P-252, ap. 1, l. 43 u. 44.

Viktor Krieger: Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft. Historische Schlüsselerfahrungen und kollektives Gedächtnis, Berlin: LIT Verlag 2013, 272 S.

Der Lehrbeauftragte am Seminar für Osteuropäische Geschichte an der Universität Heidelberg Viktor Krieger hat in dem anzuzeigenden Werk um die 20 Veröffentlichungen zusammengefasst, die er vorwiegend im vergangenen Jahrzehnt in Blättern der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland vorgelegt hat. Die Neuveröffentlichung hat er vielfach zur Überarbeitung der Beiträge und zur Ergänzung von Quellenangaben genutzt. Das Themenspektrum von Kriegers Texten ist weit: Es reicht bisweilen weit in die sowjetische und russländische Geschichte hinein.

Die Beiträge wurden in vier Abschnitte eingeteilt. Der erste ist dem Thema „Verfolgung, Verbannung und Zwangsarbeit“ gewidmet. Er umfasst vor allem die Jahre von 1930

bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, führt aber in Teilen in die Nachkriegszeit hinein. Den Schwerpunkt bilden die Deportationen der Jahre 1941/42 und die für viele Betroffene sich anschließende Zwangsarbeit. Im zweiten Abschnitt wird „Nonkonformes Verhalten der Russlanddeutschen im Sowjetstaat“ von der Staatsgründung bis in die Nachkriegszeit behandelt. Im dritten sind fünf Beiträge über „Politische, geistige und sprachlich-kulturelle Tendenzen“ zu finden, von der Germanophobie im Russischen über erzwungene intellektuelle Regression der Russlanddeutschen bis zu ihrer sprachlichen Situation in der jüngsten Vergangenheit. Der vierte Abschnitt ist „Historische[n] Hintergründe[n] und aktuelle[r] Lage der deutschen Minderheit“ gewidmet. In ihm wird vor allem die von Krieger durchgesehene und überarbeitete Gedenkschrift „Keiner ist vergessen“ aus dem Jahre 2011 vorgestellt.¹ Im Anhang liefert der Verfasser neben einem umfänglichen Glossar sowie Orts- und Namensregistern eine „Chronologie der antideutschen Maßnahmen im Russischen Reich bzw. in der UdSSR neben der Opferbilanz“.

Kriegers Arbeiten sind geeignet, den Leser in einen irritierenden Zwiespalt zu stürzen: Hier der Respekt vor dem überaus kenntnisreichen, mit der Geschichte der Russlanddeutschen auf das innigste vertrauten Wissenschaftler, dort die Begegnung mit einem politisch und menschlich engagierten und mitfühlenden Autor, dessen Arbeit durch seine persönliche Geschichte (1959 als Angehöriger einer russlanddeutschen Familie in Kasachstan geboren, bis 1992 in der Sowjetunion bzw. in der eben unabhängig gewordenen Republik Kasachstan ansässig, zuletzt als Wirtschaftswissenschaftler tätig) geprägt ist. Das ergibt eine informationsgesättigte Melange, die einerseits Verständnis und Empathie, andererseits eine Reihe kritischer Nachfragen, auch vereinzelt Widerspruch auslöst.

Einleitend liefert der Verfasser eine Definition der Russlanddeutschen. Er versteht darunter hauptsächlich die handwerklich-bäuerlichen Auswanderer aus den deutschen Kleinstaaten, die im 18. und 19. Jahrhundert nach Russland eingeladen wurden, um die Besiedlung und Erschließung der dünn bewohnten Gebiete, schwerpunktmäßig im unteren Wolga-Raum und im Schwarzmeergebiet, zu befördern. Mit den höchst unterschiedlichen im Gebrauch befindlichen engeren oder weiteren Definitionen (etwa §4 der Satzung der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland: „Russland-Deutscher ist ein Deutscher, der in Russland in den Grenzen der UdSSR von 1937 geboren ist“)² setzt sich Krieger nicht auseinander.

Ganz fraglos zählt Krieger zu den Russlanddeutschen auch „deutsche Sowjetbürger“ (S. 3), ohne im einzelnen auf die zum Teil recht diffizilen Fragen der Staatsangehörigkeit und den auf deutsche Kolonisten ebenso wie auf Emigranten ausgeübten Einbürgerungsdruck (und die entsprechende Zögerlichkeit gegenüber Anträgen auf Entlassung aus der Sowjetbürgerschaft) einzugehen. Probleme also, die mindestens bis zu den Zeiten des „Stalinschen Großen Terrors“ für das Schicksal der Verfolgten eine existentielle Bedeutung haben konnten. Es scheint, als ob Krieger die hunderttausende Deutschstämmigen, die „in ihrer russischen Heimat“ zurückblieben und „nie an eine Auswanderung dachten“, höher schätzt als die „einige[n] tausend ehemalige[n] Kolonisten aus der Ukraine und dem Wolgagebiet“, die nach dem Ersten Weltkrieg in das Deutsche Reich flüchteten (S. 176).

1 Viktor Krieger: Keiner ist vergessen. Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Deportation der Deutschen in der Sowjetunion, Stuttgart 2011.

2 Siehe <http://lmdr.de/bundesverband/satzung>, [letzter Zugriff: 16.12.2013].

Angesichts der Millionenzahl der Opfer Stalins mag man mit Krieger nicht darüber urteilen, ob sein Fazit (S. 4) so sicher ist, wie er annimmt: dass unter allen Völkern und Minderheiten der einstigen UdSSR die Russlanddeutschen die meisten Opfer zu bringen hatten. Es mag genügen, auf die überaus zahlreichen ukrainischen und polnischen Opfer hinzuweisen.

Der Verfasser geht nur in der Einleitung – und auch hier in knappen Worten – auf die Situation der ca. 2,5 Mio. Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft ein. Der Titel des Bandes führt insofern in die Irre: Krieger geht es vor allem um das Schicksal der Russlanddeutschen (und das ihrer Vorfahren) in der ehemaligen Sowjetunion bzw. dem Russländischen Reich. Den Verlauf der Übersiedlung Russlanddeutscher nach Deutschland und ihr Einleben in die bundesdeutsche Gesellschaft nennt er ausdrücklich nur einen „Ausschnitt“. Ihm geht es um „die Prozesse der Entrechtung und Ausgrenzung, ihre Erfahrungen im Zwangsarbeitslager und in den Deportationsgebieten“, um „die Problematik einer latenten oder auch völlig offenen Germanophobie“ (S. 181). Für die heutigen Bundesbürger wünscht er sich, dass die Vergangenheit und das kulturelle Erbe angemessen aufbewahrt, erforscht und in der breiten Öffentlichkeit würdig repräsentiert werden.

Immer wieder betont Krieger die Loyalität der deutschen Zuwanderer gegenüber ihrer neuen Heimat, dies gelte ebenso für die Zarenzeit wie für die Sowjetzeit. Die sowjetische Sicht der Wolgadeutschen Republik als erstem deutschen sozialistischen Staatsgebilde mit „glücklichen“ und „gleichberechtigten“ Einwohnern sowie „wahren Patrioten“ ihrer sowjetischen Heimat stellt er nicht in Frage. Umso weniger Verständnis bringt Krieger für die Tatsache auf, dass die Russlanddeutschen „stellvertretend für die Verbrechen des Dritten Reiches büßen und sich deutschfeindliches Benehmen der Behörden und Nachbarn gefallen lassen“ mussten (S. 96). „Der von NS-Deutschland begonnene Krieg“, so Krieger, „lieferte bekanntlich den Vorwand für Ausraubung, Deportation und Unterdrückung“ der deutschen Minderheit (S. 230). Er beklagt Stimmungsmache gegen „die Deutschen“, die „nicht etwa gegen den Feind oder die Faschisten“ gerichtet war (S. 37 f.).

Solche Betrachtungsweise ist nachvollziehbar, wenn man von Krieger eher beiläufig erfährt, dass sein Großvater als sowjetischer Soldat und Mitglied der Arbeitsarmee, Kinder „dem sowjetischen Sieg geopfert“ und dafür noch bis 1955 unter Sonderregime gestanden hat. Aber man vermisst doch einen Blick auf das ungeheure Leid, das Wehrmacht, SS und Einsatzgruppen – kaum allesamt kurzerhand unter „Faschisten“ zu fassen – der Sowjetunion und den Menschen in Russland und in der Ukraine angetan haben. Dieser Blickwinkel rechtfertigt das der deutschen Minderheit zugefügte Unrecht ganz gewiss nicht, macht es aber doch um einiges begreiflicher. Auch den vom Verfasser mit Empörung erwähnten, deutschfeindlichen Propaganda-Publikationen in der Sowjetunion ließen sich ebenso unsägliche Veröffentlichungen der Antikomintern-Propaganda aus dem Nibelungen Verlag gegenüberstellen (S. 156).

Zweifel wird man an der Annahme des Verfassers haben dürfen, dass die Teilnahme Russlanddeutscher an den Auswanderungs-Demonstrationen in Moskau im Jahre 1929 „bereits den vordergründigen Anlass für eine Verhaftung und die darauf folgende Verurteilung“ zur Zeit des „Großen Terrors“ 1937/38 lieferte (S. 107). Nikita Ochotin und Arsenij Roginskij, auf die Krieger verweist, begründen eingehend mit ihrem 2001 erschienenen Aufsatz über die Geschichte der „Deutschen Operation“ des NKWD 1937/38, dass das Ausmaß der Repressalien mit der Tatsache zusammenhing, dass sich Betriebe der Rüstungsindustrie in

von Deutschen bewohnten Gebieten befunden hätten.³ Dagegen sei die Operation in anderen Regionen mit hohem Anteil an Deutschen gerade dort sehr schleppend verlaufen, wo die deutsche Bevölkerung mehrheitlich auf dem Land ansässig war und keine administrativ-territorialen Institutionen vorhanden gewesen waren.

Solche kritischen Einwände mindern keineswegs den Wert der facetten- wie kenntnisreichen Beiträge, die von einer intimen Vertrautheit mit dem Deutschtum in Russland und in der Sowjetunion zeugen. Deshalb ist es höchst erfreulich, auf Kriegers Aufsätze, die wegen ihres Erscheinens in Verbandspublikationen für viele bisher nur mit etlichem Aufwand zugänglich waren, nun an einer Stelle versammelt zugreifen zu können. Ebenso erfreulich ist, dass die Beiträge von umfangreichem, sehr illustrativem Bildmaterial begleitet sind.

Etwas getrübt wird die Freude an dem Buch durch das ungenaue Lektorat. So fallen sprachliche Unsauberkeiten an mehreren Stellen auf (z.B. S. 126 „vereinzelnde“ statt „vereinzelte“; S. 134 „ungelernte und gelernte“ statt „ungelernten und gelernten“; S. 136 „Vereinigte Nationen“ statt „Vereinte Nationen; S. 161 „Bundespartner“ statt „Bündnispartner“).

Alles in allem handelt es sich um ein Buch, das uns einen vielfältigen und tiefen Einblick in die Geschichte der Russlanddeutschen gibt, der in dieser Konzentration bisher kaum zur Verfügung stand.

Wilhelm Mensing, Bonn

3 Nikita Ochotin, Arseni Roginski: Zur Geschichte der „Deutschen Operation“ des NKWD 1937–1938, in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung (2000/2001), S. 89-125.

Peter Haslinger (Hrsg.): Schutzvereine in Ostmitteleuropa. Vereinswesen, Sprachkonflikte und Dynamiken nationaler Mobilisierung 1860–1939, Marburg: Verlag Herder-Institut 2009, VI, 274 S.

Der vorliegende Band des Herder-Instituts umfasst 16 Beiträge und geht, um weitere Aufsätze ergänzt, im Kern auf eine Tagung des Jahres 2006 zurück. Mit der Publikation wurden erstmals Forschungen zusammengeführt, welche sich mit einem spezifisch ostmitteleuropäischen Vereinsphänomen beschäftigen, das man unter dem Terminus Schutzverein fassbar machen kann.

Mit der Frage „Wen und wovor schützen Schutzvereine?“ leitet Peter Haslinger den Band ein (S. 1-6). Er entwirft unter Verweis auf die Beiträge des Bandes ein schlüssiges Handwerkszeug für die Arbeit mit Schutzvereinen als Analysekategorie. Haslinger gelingt es, ein Grundgerüst an Definitionsmerkmalen herauszuarbeiten, welches zahlreiche Gemeinsamkeiten ostmitteleuropäischer Vereinsbewegungen im Zeitalter der nationalistischen Massenmobilisierung erkennen lässt. Schutzverein ist dabei eine zeitgenössische Selbstzuschreibung von im cisleithanischen Teil des Habsburgerreichs wirkenden deutschnationalen Vereinen. Der Begriff ist deshalb attraktiv, weil er den defensiven Charakter im Namen trägt, der für die subjektive Handlungsmotivation dieser Vereine kennzeichnend war. Die wichtigsten, von Haslinger herausgearbeiteten Merkmale seien im Folgenden umrissen: Schutzvereine wirkten in regional begrenzten, national nicht eindeutigen Gebieten. Neu an ihnen war, dass nicht Konfession, Weltanschauung oder soziale Schicht als Kriterium zählte, sondern

die geglaubte, ethnisch verstandene, nationale Zusammengehörigkeit. Diese galt es, vor den Fängen einer Konkurrenznationalität zu schützen. Für die Durchsetzung ihrer Ziele entwickelten diese Vereine ein vielfältiges Wirkungsfeld, das alle Lebensbereiche der eigenen Nationalität erreichen sollte. Schutzvereine traten in dem Moment auf, als das bürgerliche Selbstbewusstsein so groß geworden war, dass es das Fehlen staatlicher Impulse zum „Schutz“ der eigenen Nation nicht mehr akzeptierte und dieses kompensieren wollte.

Die Stärke des Sammelbandes ist die Zusammenführung herausragender Experten für ostmitteleuropäische Nationalisierungsprozesse. Pieter M. Judson beispielsweise hat wichtige Forschungsarbeit zum Verständnis der Handlungsträger in Schutzvereinen geleistet.¹ Er führt in seinem Beitrag aus, dass die Vereine die Nation vielfach nicht „schützten“, sondern diese schlechterdings erst erfanden (S. 7-27). Sie seien nach außen scheinbar wohlgeordnete und effektive Gemeinschaften gewesen, in denen „volle gesellschaftliche Gleichheit aller sozialer Schichten“ herrschte (S. 8). Nach innen waren sie jedoch meist fragile Gruppen mit hoher Fluktuation, in welchen derselbe Bildungshintergrund und Wertehorizont dominierte. Sie teilten meist dieselbe Erfahrung einer modernen, schnelllebig gewordenen Lebenswelt. Dieser neuen sozialen Schichtung boten die Schutzvereine das Artikulationsinstrument, so Judson. Oft konkurrierten verschiedenationale Schutzvereine wiederum um dieselben Menschen in dem von ihnen imaginierten nationalen Grenzland. Gerade in sprachlich gemischten ländlichen Gegenden konnten national indifferente, zweisprachige Familien problemlos beiden Nationalitäten angehören.

Rudolf Jaworski behandelt das polnische Vereinswesen in Preußen und erreicht mit seinem kurzen und prägnanten Abriss (S. 20-27) eine einleuchtende Verknüpfung mit dem Terminus Schutzverein. So formuliert er, dass diese Vereine „im weitesten Sinne der kollektiven Selbsterhaltung des polnischen Bevölkerungselements in Preußen“ gedient hätten (S. 22). Anders als das Habsburgerreich war Deutschland ein Nationalstaat, welcher seiner polnischen Minderheit zunehmend mehr Entfaltungsmöglichkeiten raubte und die Deutschsprachigen gezielt stützte. So habe sich eine sich wechselseitig radikalisierende Dreieckskonstellation zwischen preußischem Staat, seiner nationalstaatlich gesinnten deutschsprachigen Bevölkerung und seinen polnischen Untertanen entwickelt. Während die deutschen Vereine zu Sekundanten der Behörden des Reiches wurden (S. 25), füllten polnische Vereine den vom deutschen Staat verlassenen bzw. ignorierten Raum und schufen so eine eigene polnische Öffentlichkeit.

Jörg Hackmann² geht in seinem Beitrag der Frage nach der Rolle der Deutschen Vereine in den drei baltischen Provinzen des russischen Zarenreichs (Estland, Livland, Kurland), in den Jahren 1905–1914, nach (S. 53-78). Hackmann schildert, wie die deutschsprachige Bevölkerung erst dann in national konnotierten Vereinen zusammenfand, als die Russische Revolution von 1905 ihre längst schon vollzogene gesellschaftliche Marginalisierung schmerzlich offenbarte. Die Vereinsgründungen seien eine unmittelbare Reaktion auf den Schock der Revolutionsphase gewesen, als es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen mit Letten und Esten gekommen war. In kurzer Zeit seien in allen drei Provinzen explizit „deutsche Verei-

1 Pieter M. Judson: *Guardians of the nation. Activists on the language frontiers of imperial Austria*, Cambridge, MA 2006.

2 Hier sei zusätzlich auf Jörg Hackmann (Hrsg.): *Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge*, Wien 2012, hingewiesen.

ne“ gegründet worden. Zunächst firmierten sie als so genannte Schul- und Hilfsvereine. Mit dem Fokus auf muttersprachliche Bildung und wirtschaftliche Selbsthilfe widmeten sie sich den Kernfeldern von Schutzvereinsarbeit. Die Vereine hatten schon bald enormen Zuspruch und zählten ein Viertel der deutschsprachigen Bevölkerung in ihren Reihen. Jedoch lösten sie sich bei Kriegsbeginn 1914 endgültig auf. Dass die Hinwendung zur Nationalität im Fall der Deutschbalten mehr eine „Strategie des gesellschaftlichen Obenbleibens“ war, denn eine nachhaltige Hinwendung zur ethnisch deutsch verstandenen Nationalität, ist die bereits im Titel des Aufsatzes geäußerte, einleuchtende These des Autors (S. 53).

Julia Schmidts Forschung³ kann als Erweiterung von Roger Chickering's klassischer Studie über den Alldeutschen Verband „We men who feel most German“⁴ um die austro-cisleithanische Perspektive gelesen werden. In ihrem Beitrag geht sie auf „die deutschnationale Erfahrungsgemeinschaft zwischen Österreich und Deutschem Reich zwischen 1890 und 1914“ ein (S. 28-41). Eindrücklich wird die dezidiert alldeutsche Perspektive der deutschnationalen Schutzvereine im Habsburgerreich mit ihren vielfältigen Kontakten zu Gleichgesinnten im Deutschen Kaiserreich damit belegt, dass es auch dort zu einer Welle der Bismarckverehrung kam.

Die Schutzvereine Österreichs sind das Thema von zwei weiteren Beiträgen des Bandes. Laurent Dedryvère hinterfragt den ideologischen Hintergrund der beiden größten Schutzvereine im Land: der Deutsche Schulverein und der Verein Südmark (S. 42-52). Beeindruckend legt Dedryvère dar, mit welchem Repertoire die Vereine vorgegangen sind und mittels „Wandernden Bühnen“ sowie „Volksbibliotheken“ prägend wirkten. Seinen Ausführungen nach wollten die Schutzvereine die nationale Identität der Deutschsprachigen vor allem in den sprachlichen Mischgebieten stärken und festigen, indem sie einen dezidierten Regionalismus förderten und diesen ideologisch mit einer gesamtdeutschen Nationalideologie untermauerten. Heidrun Zettelbauer hat wiederum die Rolle der Frau in diesen, von völkischen Vorstellungen durchdrungenen Verbänden untersucht.⁵ In ihrem Beitrag erweitert Zettelbauer die Schutzverein-Analyse um die Perspektive der Gender-Forschung (S. 79-110). Laut Zettelbauer habe die Moderne eine Politisierung des öffentlichen Raumes mit sich gebracht. Gleichzeitig hätten die damaligen Rollenbilder Frauen in die Privatheit verbannt und die Öffentlichkeit zur Männerdomäne erklärt. Zettelbauer gelingt es, dies auch für die Schutzvereine selbst schlüssig zu dekonstruieren: Am Beispiel des Vereins Südmark zeigt sie, dass es dort schon sehr früh Frauen- und Mädchengruppen gegeben hat. Als zentrale Frauenaufgabe habe man dabei die der Mutter definiert, die den „Kern der Nation“ gebildet habe (S. 97). Meist waren ganze Familien im völkischen Vereinsnetzwerk integriert. Frauen seien sehr präsent in der Schutzvereins-Öffentlichkeit und während des Ersten Weltkriegs maßgeblich an patriotischen Sammel- und Hilfsaktionen beteiligt gewesen.

Den Ländern der Böhmisches Krone widmen sich die meisten der im Sammelband vertretenen Beiträge. Während Jitka Balcarová in ihrem Beitrag über die deutschen nationalen

3 Julia Schmid: Kampf um das Deutschtum. Radikaler Nationalismus in Österreich und dem Deutschen Reich 1890–1914, Frankfurt a.M. 2009.

4 Roger Chickering: We men who feel most German. A cultural study of the Pan-German League 1886–1914, Boston, MA u.a. 1984.

5 Heidrun Zettelbauer: „Die Liebe sei Euer Heldentum.“ Geschlecht und Nation in völkischen Vereinen der Habsburgermonarchie, Frankfurt a.M. 2005.

Schutzvereine in den Jahren 1880–1945 einen fundierten Überblick liefert (S. 111-142), hat Rudolf Jaworski mit seinem – auf 12 Postkartenabbildungen gestützten – zweiten Aufsatz die über dieses zeitgenössisch hochmoderne Medium transportierten nationalen Botschaften von tschechischen und deutschen Schutzvereinsaktivisten im Blickfeld (S. 142-157).⁶ Tara Zahra beschreibt wiederum die Entstehung eines modernen Sozialfürsorgewesens zwischen 1900–1918 durch die Schutzvereine im Angesicht des Streits um die Nationalität der heranwachsenden Generation.⁷ Das Unvermögen des Habsburgerstaats, diese Aufgabe „neutral“ zu regeln, führte nach Zahra zu einer massiven Verstärkung der nationalen Desintegration von tschechisch- und deutschsprachigen Böhmen und Mähren (S. 192-207). Schließlich nimmt der Herausgeber Peter Haslinger in seinem Beitrag, welcher sich ebenfalls auf eine aktuelle Forschung stützt,⁸ die Rolle der tschechischen Schutzvereine in der Zwischenkriegszeit unter die Lupe, indem er ihr Verhältnis zum offiziellen Staat und ihre Verankerung in der tschechischen Minderheitenbevölkerung zwischen Staats- und Sprachgrenze untersucht (S. 208-234).

Insgesamt entsteht so ein vielseitiges und breitgefächertes Bild der Schutzvereine auf dem Territorium der heutigen Tschechischen Republik. Tschechische und deutsche Schutzvereine scheinen dabei eine parallele Entwicklung durchlaufen zu haben. Zu jedem deutschen Verein gab es auch ein tschechisches Pendant. Meist wurden solche Vereine nur kurze Zeit hintereinander ins Leben gerufen, nachdem durch die wirtschaftliche Krise der 1870er Jahre der Liberalismus an Halt in der Bevölkerung verloren hatte und es deshalb in den Böhmisches Ländern zum Schul- und Sprachenstreit gekommen war. Aufschlussreich sind Balcarovás und Haslingers Ausführungen zur Zwischenkriegszeit. Nach der kriegsbedingten Krise der deutschen Schutzvereine hätten diese sich an die neuen staatlichen Rahmenbedingungen angepasst. Sie seien unter der nunmehr sudetendeutschen Bevölkerung eine feststehende Größe geworden. Hier wird die Parallelität zu den tschechischen Pendants besonders deutlich, wenn Haslinger die tiefe Verwurzelung in der tschechischen Minderheitenbevölkerung erklärt.

Kai Struve berichtet über die galizischen Bildungsvereine als dortige Schutzvereinsvariante und über deren Schwierigkeit, gegen die vornationalen Identifikationsmuster der bäuerlichen Bevölkerung anzukommen (S. 170-191).⁹ Noch 1880 hatte Galizien einen Anteil an Analphabeten von 81%. Bis 1914 vollzog sich jedoch ein gewaltiger Bildungsschritt, der den miteinander konkurrierenden ukrainischen und polnischen Vereinigungen zu verdanken sei. Traditionell war die griechisch-katholische Bevölkerung „ruthenisch“. Die „Polen“ waren in vornationaler Zeit wiederum immer nur „die Herren“ gewesen, von welchen sich katholische und ruthenische Bauern abgrenzten. Struve legt dar, dass sich die Ruthenen erst einmal zwischen russophil und ukrainophil entscheiden mussten und im zweiten Schritt be-

6 Vom Autor liegt hierzu weiterhin vor: Rudolf Jaworski: Deutsche und tschechische Ansichten. Kollektive Identifikationsangebote auf Bildpostkarten in der späten Habsburgermonarchie, Innsbruck 2006.

7 Tara Zahra: Kidnapped souls. National indifference and the battle for children in the Bohemian Lands, 1900–1948, Ithaca, NY 2008.

8 Peter Haslinger: Nation und Territorium im tschechischen politischen Diskurs: 1880–1938, München 2010.

9 Kai Struve: Bauern und Nation in Galizien. Über Zugehörigkeit und soziale Emanzipation im 19. Jahrhundert, Göttingen 2005.

müht waren, eine eigene ukrainische Intelligenzschicht auszubilden. Die polnischen Vereine hätten wiederum die polnische Identität der katholischen Bauern gestärkt.

Joachim v. Puttkamer thematisiert die magyarischen Schutzvereine in Siebenbürgen (EMKE) und Oberungarn (FEMKE) im Ungarn der Ausgleichsperiode (S. 158-169).¹⁰ Er beschreibt sie als „Speerspitzen einer aggressiven Sprachpolitik“ (S. 158). Beide Vereine entstanden nahezu zeitgleich, als man sich aufgrund der ersten Sprachstatistik 1880 in Ungarn vor Panslawismus und Darkoromanismus zu fürchten begann. Als Vorbild habe man sich den 1881 gegründeten Deutschen Schulverein genommen. Die Vereine fühlten sich – so v. Puttkamer – als „autonome Verlängerung des Staates“ (S. 165) und hatten ein „nationales“ Territorium als Ziel. Aufgrund der unterschiedlichen regionalen Begebenheiten verfolgten sie jedoch differierende Politiken zum Erreichen dieses Ziels. Während die EMKE Siebenbürgen für die Ungarn erhalten wollte und die Anpassung der ungarischen Szekler an ihr rumänisches Umfeld aufzuhalten suchte, betrieb die FEMKE unter den Slowaken eine aktive Assimilierungspolitik.

Mit der Slowakei in der Zwischenkriegszeit beschäftigen sich Angela Gröber, Elena Mannová sowie Róbert Letz. Gröbers Artikel behandelt die nationale Mobilisierung der in einigen Dörfern der Karpatoukraine verstreut siedelnden deutschen Bauernfamilien (S. 235-244). Sie beschreibt, wie die vornationale lokale Bevölkerung im neuen gemeinsamen Staat von der bündischen Jugend der Sudetendeutschen entdeckt und zu einem „Vorposten“ der deutschen „Volksgemeinschaft“ gemacht wurde. Erst hierdurch wurde sie in ihrer örtlich begrenzten Heimat zu einer nationalen Minderheit, zu Gästen und Fremdlingen im nationalen Kontext. Mannová (S. 245-268) und Letz (S. 269-274) beschreiben in ihren Artikeln die Geschichte der slowakischen Schutzvereinsbewegung.¹¹ Diese war zu ungarischer Zeit unterbunden, weshalb der wichtigste slowakische Verband, die Slovenská Liga, von ausgewanderten Slowaken in den USA gegründet wurde. Dort entwarfen, wie Letz berichtet, ihre Vertreter zusammen mit den Tschechen während des Ersten Weltkriegs die tschechoslowakische Staatsidee. Obwohl zwei Drittel der Ortsgruppen der slowakischen Schutzvereine in der mehrheitlich von Ungarn bewohnten Südslowakei agierten, hatten sie große Probleme, in der lokalen Bevölkerung Rückhalt zu finden. Hier habe sich die tschechoslowakische Staatlichkeit nur sehr langsam durchgesetzt, da auch ethnische Slowaken in ihrer Mehrheit proungarisch eingestellt gewesen seien: Während diese weiterhin das gewohnte magyarische Presse- und Sportvereinswesen nutzten und rezipierten, so Mannová, konnten sich vergleichbare slowakische Institutionen kaum etablieren. Dies änderte sich erst in den 1930er Jahren durch die große Stabilität der Tschechoslowakei und endete 1938 abrupt durch den Zweiten Münchner Schiedsspruch.

Der Sammelband bietet mit diesem Panorama einen facettenreichen Überblick über das Schutzvereinswesen in Ostmitteleuropa in der Zeit vom Beginn des ethnisch ausschließenden Nationalismus bis zum Scheitern der Minderheitenschutzordnung des Völkerbunds, also von ungefähr 1860 bis 1939. Wenn es auch in Teilen für die Stringenz des Sammelbandes

10 Hierzu sei ebenfalls erwähnt: Joachim v. Puttkamer: Schulalltag und nationale Integration in Ungarn. Slowaken, Rumänen und Siebenbürger Sachsen in der Auseinandersetzung mit der ungarischen Staatsidee 1867–1914, München 2003.

11 Die Forschungsarbeit des Autors in slowakischer Sprache lautet: Róbert Letz: Dejiny Slovenskej ligy na Slovensku: 1920–1948 [Die Geschichte der Slowakischen Liga in der Slowakei], Martin 2000.

hilfreich gewesen wäre, die aus mündlichen Tagungsbeiträgen entstandenen Aufsätze etwas besser aufeinander abzustimmen, werden mit der Publikation wichtige Analyseinstrumente für die Vereins- und Nationalismusforschung zur Verfügung gestellt.

Stefan Thierfelder, Berlin

Svetlana Korzun: Heinrich von Huysen (1666–1739). Prinzenerzieher, Diplomat und Publizist in den Diensten Zar Peters I., des Großen, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2013, IX, 268 S.

Im Mittelpunkt der Studie von Svetlana Korzun, einer überarbeiteten Fassung ihrer 2011 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Stuttgart angenommenen Dissertation, befindet sich eine markante Figur der petrinischen Epoche: Heinrich v. Huysen war Mitstreiter und Berater des Zaren, hoher Funktionär, dem im Laufe seiner Dienstjahre viele wichtige Aufgaben übertragen wurden. Dass sein Wirken in Russland in verschiedenen geschichtlichen Darstellungen immer wieder thematisiert wird, ist nicht verwunderlich, indes war eine umfassende Biografie Huysens bisher zweifelsohne ein Desideratum. Durchaus begrüßenswert ist daher, dass ihm nun begegnet wird, umso mehr, das die Verfasserin sich auf die „Ermittlung und Auswertung zahlreicher, in mehreren europäischen Staaten überlieferter Archivalien, Drucke und Korrespondenzen“ stützen kann (S. 220).

Den Schwerpunkt der Untersuchung bilden Huysens „russische“ Jahre, d.h. seine Tätigkeit im Dienst Peters I. zwischen 1702 und 1725; Huysens vorheriger Lebensabschnitt sowie sein Werdegang als Diplomat werden einleitend skizziert. U.a. dank einem erhalten gebliebenen handschriftlichen Fragment der Autobiografie Huysens, das derzeit in einem privaten Archiv aufbewahrt wird, kann die Verfasserin wertvolle Einblicke in die „Lehr- und Wanderjahre“ des Diplomaten gewinnen und die Umstände, in welchen sein Eintritt in russische Dienste stattfand, nachvollziehbar darstellen. Nachfolgend wird die Biografie Huysens nicht streng chronologisch, sondern vielmehr thematisch aufgebaut, indem einzelne Wirkungsbereiche des Akteurs beleuchtet werden.

In den ersten Teilen ihrer Arbeit behandelt die Autorin die bisher eher wenig bekannte Tätigkeit Huysens als Hofmeister des Sohnes Peters I., Aleksej, der bis 1718 als Thronfolger galt, sowie die publizistischen Aktivitäten Huysens als „gelehrt-literarischen Agenten der russischen Regierung“ (so nannte ihn der russische Historiker des 19. Jahrhunderts Petr Pekarskij).¹ Unter Heranziehung eines umfangreichen und bisher nur schwer zugänglichen Quellenbestands, der hier akribisch zusammengestellt wurde, wird gezeigt, in welchem Umfang das recht subtile Vorgehen Huysens, der diverse prominente – sowohl wissenschaftliche als auch politische – Kontakte in Europa unterhielt, zur Verbreitung eines neuen, positiven Images von Russland wie zur Würdigung „des Reformwerks des von [Huysen] verehrten Zaren“ beitrug (S. 220).

Weitere Facetten von Huysens Tätigkeit betreffen vor allem die Bereiche der Wissenschaftsförderung, Diplomatie und Historiografie. Die Verfasserin rekonstruiert beispiels-

1 Vgl. Petr Pekarskij: Baron Gjusen [Huysen], učeno-literarnyj agent russkago pravitelstva v načale XVIII stoletija [Baron Huysson, gelehrt-literarischer Agent der russischen Regierung am Anfang des 18. Jahrhunderts], in: Otečestvennye zapiski 22 (1860), 3, S. 49-72.

weise die Rolle HuysSENS bei der Aufnahme in die Berliner Sozietät der Wissenschaften Dimitrie Cantemirs, geht auf HuysSENS Wirken am Wiener Hof ein, wo er die aktuelle politische Machtverteilung mitverfolgte und im Sinne von Peter I. zu beeinflussen suchte, und bietet einen Überblick über die Tätigkeit HuysSENS als Autor und Herausgeber historischer Schriften. Insbesondere widmet sie ihre Aufmerksamkeit dem von HuysSENS zwar 1715 zum Druck vorbereiteten, jedoch erst 1787/88 in russischer Sprache veröffentlichten „Journal des Herrschers Peter I.“ – einem Werk zur Geschichte des Großen Nordischen Krieges, dessen Bedeutung sich nicht zuletzt darin zeige, „dass es selbst zur Quelle für weitere Kriegsbeschreibungen wurde“ (S. 178). Die im Auftrag des Zaren von HuysSENS betriebene Anwerbung ausländischer Fachkräfte wird in der Arbeit anhand von einigen rekonstruierten Fällen anschaulich gemacht. So wird Heinrich von HuysSENS als Akteur seiner Epoche allmählich sichtbar, seine Involvierung in die politischen und kulturellen Prozesse der Zeit – historisch greifbar.

Durch die von der Verfasserin geleistete gründliche Quellenarbeit wird eine ganze Reihe neuer historischer Informationen geliefert, die nicht nur im Rahmen der Biografie HuysSENS von Bedeutung sind. Aufschlussreich ist beispielsweise die Schilderung des Kontaktes zu Leibniz. Mithilfe der in der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek-Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover aufgefundenen Briefe HuysSENS an den Philosophen lässt sich klären, dass die Begegnung von Peter I. mit Leibniz erst dank der langjährigen Bemühungen HuysSENS möglich wurde. In einem neuen Licht erscheinen überdies der Charakter und die Intensität der wissenschaftlichen und kulturellen Kontakte Petersburgs nach Deutschland, die durch die Vermittlung von HuysSENS noch vor der Gründung der Akademie der Wissenschaften stattfanden.

So sehr jedoch die Sorgfalt der Verfasserin bei der Auswahl der Quellen sowie ihre Akribie bei deren Auswertung überzeugen, so wenig haltbar erscheint das in der Arbeit deklarierte methodische Vorgehen, bei dem die Untersuchung in die Zwänge des Kulturtransfer- bzw. des Kulturaustausch-Konzeptes eingebettet wird. Die der Studie vorausgeschickte Intention, HuysSENS als „interkulturellen Vermittler“ zu betrachten, „an dessen Beispiel sich die verschiedenen Austauschprozesse und kulturüberschreitenden Entwicklungen der Zeit exemplarisch aufzeigen lassen“ (S. 7), verliert sich erwartungsgemäß in den tatsächlich wahrnehmbaren Zusammenhängen der HuysSENS'schen Biografie und erweist sich als unproduktiv, in ihrer immer wieder bemühten Formelhaftigkeit gar als störend. Das historische Material, mit dem hier gearbeitet wird, scheint sich gegen ein solches methodisches Vorgehen zu wehren. Unklar bleibt, warum die Verfasserin diesen auf die Beschreibung von durchaus spezifischen kulturhistorischen Phänomenen abgestimmten Ansatz verwendet. Es besteht keine Notwendigkeit, den Kulturaustausch dort zu postulieren, wo es um den Austausch von gemeinnützigen Kenntnissen und die Schaffung von wissenschaftlichen Netzwerken jenseits aller Vorstellungen von deren Prägung durch eine lokale, geschweige nationalsprachlich verankerte Kultur geht.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die in der Arbeit vertretene Verweiskultur. Zum einen wird in den Fußnoten im Übermaß auf die Literatur verwiesen, auf die der Haupttext keinerlei Bezug nimmt. Diese ein- oder weiterführenden Lektüreempfehlungen tragen leider dazu bei, dass der ohnehin wegen der vielen Namen, Daten und seitenlangen Wiedergabe diverser Schrifteninhalte nicht gerade einfach aufzunehmende Text noch weniger lesbar wird. Zum anderen fehlen jedoch an einigen Stellen der Studie explizite Verweise auf die

Leistungen der „alten“ historischen Forschung zu Huysen, die zum Teil aus denselben Quellen schöpfte. So verzichtet die Verfasserin leider auf eine Auseinandersetzung mit den Huysen-Studien von Petr Pekarskij aus den Jahren 1860 und 1862, obgleich sie im Quellen- und Literaturverzeichnis aufgeführt sind und die Untersuchung zur Einflussnahme Huysens auf die deutsche periodische Presse ganz offensichtlich darauf aufbaut. Dieser Umstand erscheint umso bedauerlicher, da der Leser nicht erfährt, ob der Verfasserin etwas über den Verbleib der von Pekarskij benutzten russischen Handschrift bekannt ist, auf welcher die 1776 erschienenen „Nachrichten von dem Baron von Huysen“ Peter v. Havens beruhen.

Die obigen kritischen Anmerkungen sollen natürlich keinesfalls in Frage stellen, dass Svetlana Korzun mit ihrer Studie über Heinrich v. Huysen ein grundsolides Werk gelungen ist, das eine Lücke in der biografischen Forschung zur petrinischen Epoche schließt und somit einen wertvollen Beitrag zu deren Verständnis leistet.

Alla Keuten, Bremen

Rudolf A. Mark: Krieg an fernen Fronten. Die Deutschen in Zentralasien und am Hindukusch 1914–1924, Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh Verlag 2013, 285 S.

Schon seit geraumer Zeit und erst recht im „Jubiläumjahr“ richtet sich das Forschungsinteresse zum Ersten Weltkrieg nicht mehr nur auf die Westfront. Die Ost-, die Süd- und Südostfront sowie die Vorgänge im Osmanischen Reich und damit auch in Palästina wurden zunehmend erforscht. Ähnliches ist von den Kolonien und Ozeanen zu vermelden. Mit der Lupe müssen allerdings Studien zu Zentralasien oder gar Afghanistan gesucht werden. Dabei ist das Problem selbst uralte: Wer als Krieg führende Partei den überlegenen Gegner nicht direkt besiegen kann, der versucht es auf indirektem Weg durch Entfesselung von Aufständen und Destabilisierungsaktionen im Hinterland. Dies tat im Ersten Weltkrieg der legendäre Lawrence von Arabien für die Entente, dies unternahmen die Mittelmächte durch Unterstützung des Irischen Osteraufstandes 1916, durch die Einschleusung Lenins in das zarische Russland oder aber im vorliegenden Fall durch den bayerischen Offizier und Geografen Oskar Ritter v. Niedermayer in Asien. Das Zarenreich sowie das Britische Empire hatten Millionen muslimischer Untertanen, die zu einem antikolonialen Kampf aufgewiegelt werden sollten. Eine nicht unwichtige Rolle spielten bei diesen Überlegungen die in Zentralasien lebenden Deutschen sowie später die deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen.

Rudolf A. Mark hat sich nun aufgemacht, diese weißen Flecken zu kartografieren und zu kolorieren. Er gliedert sein Buch in fünf Kapitel: „Turkestan und die deutsche Kriegszielpolitik 1914–1916“ (S. 13-47), „Der Krieg und die Deutschen in Russisch-Turkestan“ (S. 49-128), „Revolution und Kriegsende im Osten“ (S. 129-168), „Kriegsende und Kriegsgefangenschaft“ (S. 169-191) sowie „Deutsche Turkestaninteressen bis zur Gründung der UdSSR“ (S. 193-211).

Mark hat bei seinem Unterfangen mit einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich aus der Thematik selbst ergeben. Der Titel „Krieg an fernen Fronten“ ist etwas missverständlich, denn es handelte sich in erster Linie um diplomatische Versuche, um Expeditionen sowie um Aktionen des Kleinen Krieges und dieser kennt eines gerade nicht: feste Fronten. Wo diese aber letztlich nicht vorhanden sind, sondern unterschiedlichste Ak-

teure aus verschiedensten Motiven viele kleine und größere Stör- und Sabotageunternehmen ausführen, können auch keine Fronten beschrieben oder gar analysiert werden. Hinzu kommt, dass größere Unternehmungen zwar konzeptioniert und geplant, aber nur begrenzt ausgeführt wurden. Schließlich liegen auch noch Quellen aus sieben Archiven vor, davon drei im Ausland, deren Informationen zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich ergiebig sprudeln. Dies alles ergibt viele bunte Steine, aus denen Mark ein Mosaik zusammensetzt, welches in Teilen fragmentarisch bleibt, ja bleiben muss. Dies ist weniger dem Autor als vielmehr dem schwierigen Thema anzulasten, nicht von ungefähr findet sich mehrfach der Satz „Das kann heute nicht mehr genau überprüft werden“ in diversen Spielarten (u.a. S. 47, 112, 118, 127, 152 und 195).

Mark geht sein Thema chronologisch an und stellt zu Recht fest, dass es den deutschen Zentralasien- sowie Afghanistan-Unternehmungen an der notwendigen Strategie und Planung, an den notwendigen Hilfsmitteln und an der notwendigen Koordinierung der Kriegsziele der Mittelmächte gebrach. Er beleuchtet zunächst Turkestan und die deutsche Kriegszielpolitik in den Jahren 1914 bis 1916 und geht dabei intensiv auf die 1914 geschaffene Nachrichtenstelle für den Orient ein, die einerseits Informationen sammelte und andererseits in der Heimat sowie vor Ort propagandistisch tätig war. Die zunehmenden Verluste der russischen Armee führten zu einer Ausdehnung der Kriegsdienstpflicht auf vorher davon ausgenommene Provinzen bzw. Untertanen. Dagegen wehrte sich 1916 die Einwohnerschaft Turkestans gewaltsam, woraus die deutschen Stellen den Schluss zogen, hier tätig werden zu können.

Mark stellt in seinem Abschnitt über den Krieg und die Deutschen in Russisch-Turkestan zunächst fest, dass dort bis Kriegsbeginn etwa 10 000 Deutsche lebten, vornehmlich in den Städten. Sie waren u.a. im Baumwollhandel tätig. Während des Krieges wurden die Deutschen diskriminiert, auch wurden Kriegsgefangenenlager eingerichtet, in denen die Unterbringung miserabel war, durch die aber die Zahl der Deutschen und Österreicher vor Ort um mehrere Zehntausende anstieg. Mark geht auf die vielfältigen, zumeist unkoordinierten und mit geringen Mitteln ausgestatteten deutschen Kleinkriegsaktivitäten in 1916 ein. Sie reichten von Mesopotamien über Persien bis nach Afghanistan, mit dem sogar ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen wurde. Allerdings sah dieser umfangreiche Vorleistungen des Deutschen Reiches vor, die nur begrenzt zu erfüllen waren. Letztlich hatte er keine allzu großen Auswirkungen. Der deutschen Delegation fehlte es an interkultureller Kompetenz.

In seinem Abschnitt über Revolution und Kriegsende im Osten arbeitet der Autor heraus, dass 1917/18 die Region noch einmal in den deutschen Blick geriet. Die zwei Revolutionen in Russland 1917 bewirkten Unabhängigkeitsforderungen in vielen Provinzen, woraufhin die deutsche Seite nun ihr „Randstaatenkonzept“ erarbeitete. Angesichts des deutschen Eisenbahnvormarschs, der Präsenz in Palästina, des Friedens von Brest-Litovsk und der Revolutionswirren standen die Chancen hierfür nicht schlecht. Neben Turkestan waren nun vor allem Chiwa und Buchara von Interesse. Die allgemeine Situation der Mittelmächte und die mangelnde Koordination ihrer Aktionen machten derlei Vorstellungen jedoch zunichte. Mark geht in seinem Abschnitt über Kriegsende und Kriegsgefangenschaft auf die Situation von 1918 ein. Damals befanden sich etwa 35 000 Kriegsgefangene in Turkestan, die meisten waren Österreicher. Die Verbindungen in die Heimat waren revolutionsbedingt unterbrochen; einige Gefangene versuchten, auf eigene Faust die Linien der Mittelmächte zu erreichen, andere kämpften im Bürgerkrieg, vornehmlich auf Seite der Roten (von insgesamt

100 000 Kriegsgefangenen in der Roten Armee zwischen 1917 und 1921 waren 2 500 in Turkestan). In einigen Einheiten machte ihr Anteil bis zu 20% aus. An der Eroberung Bucharas durch die Rote Armee 1920 waren sie maßgeblich beteiligt. 1920 gab es in Turkestan immer noch 30 000 Kriegsgefangene, davon waren 3 000 bei der Roten Armee. Sie kehrten im Laufe des Jahres heim. Im Schlusskapitel zu den deutschen Interessen in Turkestan bis zur Gründung der UdSSR betont Mark, dass Deutschland, nun keine Kolonialmacht mehr, in der muslimischen Welt einen guten Ruf hatte. Die Kontakte zu führenden osmanischen Militärs im Exil seien ausgezeichnet gewesen; die deutschen Orientveteranen hätten sich um General v. Seeckt geschart. Nach wie vor habe es Handelsinteressen in Richtung Turkestan, Buchara und Chiwa gegeben. In seinen Schlussbetrachtungen stellt Mark heraus, dass es sicher nicht das Ziel des Deutschen Reiches gewesen sei, „ein orientalisches Reich zur Förderung deutscher Weltbeherrschungspläne zu erobern“. Es sei allenfalls um Aufruhr und Beunruhigung gegangen. Die deutschen Aktionen seien wenig planvoll, unkoordiniert, mit wenig Sachkenntnis der Verhältnisse vor Ort und zudem mit zu geringen Mitteln erfolgt.

Kleinere Ungenauigkeiten sind weniger dem Autor als dem Lektorat anzulasten: Es handelt sich um Manfred Freiherr v. Richthofen nicht um Manfred v. Richthofen, Weddigen war nicht nur „U-Bootfahrer“, sondern U-Boot-Kommandant (S. 8), eine „Luftwaffe“ gab es auf deutscher Seite nicht und bei dem „Ballon“, aus dem angeblich Bomben abgeworfen wurden, dürfte es sich um eine seltsame Übersetzung bzw. Eindeutschung handeln; vermutlich ist ein Luftschiff gemeint (S. 70).

Dies trübt aber keineswegs Marks Verdienst, die Kärnerarbeit *in puncto* verstreuter Quellen sowie Literatur und komplexester Situation geleistet und dieses noch weitgehend unbekanntes, aber hochinteressante Kapitel der Vergessenheit entrissen zu haben.

Harald Potempa, Potsdam

Julia Eichenberg: Kämpfen für Frieden und Fürsorge. Polnische Veteranen des Ersten Weltkriegs und ihre internationalen Kontakte, 1918–1939, München: Oldenbourg Verlag 2011, 259 S.

Der Erste Weltkrieg kann ohnehin nicht als untererforscht gelten und mit den zahlreichen Publikationen zum 100. Jahrestag des Kriegsausbruchs 2014 trifft diese Feststellung noch mehr zu. Richtet man den Blick stärker nach Osten, stellt sich die Situation allerdings anders dar. In den meisten Ländern Osteuropas – mit der Ausnahme Ungarns – spielt das Gedenken an den Ersten Weltkrieg eine weitaus geringere Rolle als im Westen des Kontinents und hier ist die historische Literatur spärlicher. Insbesondere der vergleichsweise wenig prominente Platz des Ersten Weltkrieges im dominierenden polnischen historischen Narrativ ist erklärungsbedürftig. Wie kaum ein anderes europäisches Land wurde Polen durch den Ersten Weltkrieg geprägt – mit massiven Verlusten an Menschen, Gebäuden und Infrastruktur, aber selbstredend auch durch die Wiedergründung des polnischen Staates. Prägungen, die nur durch den militärischen Zusammenbruch Russlands und dem Eingreifen der Mittelmächte möglich wurden.

Julia Eichenberg wählt mit Ihrer Dissertation zu polnischen Veteranen des Ersten Weltkriegs eine Sonde, die die Spezifik der polnischen Erfahrung des Großen Krieges facettenreich und tiefgehend zu erkunden vermag. Mit dem zeitlichen Fokus, der vom Ersten

Weltkrieg bis in die späten 30er Jahre reicht, kann Eichenberg deutlich machen, warum die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Polen nicht erst durch die noch weitaus einschneidendere Erfahrung des Zweiten Weltkriegs verblasste, sondern schon lange zuvor problematisch war. Eichenberg zeigt zudem, dass die tiefgreifenden Brüche der polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts historische Einsichten zu politischer Nationalität und nationaler Orientierung erlauben, die weit über Polen hinaus relevant sind.

Eichenbergs Untersuchung der polnischen Veteranen zielt auf drei, in jeweils eigenen Kapiteln abgehandelte, Dimensionen des Problems, die, nicht immer frei von Wiederholungen, den Fall Polens an das europäische Problem der Kriegsveteranen anschließen. Zunächst behandelt Eichenberg die Veteranen im Spannungsfeld von Nation und Internationalität. Hier kann sie herausarbeiten, wie sehr die Frage des Veteranenstatus abhängig von Definitionen und damit von der Nachkriegsaktualität war. Deutlich wird, wie die Teilnahme an den Grenzkriegen, mit denen der neue polnische Staat sein Territorium festigte und ausdehnte, immer stärker zum Maßstab wurde. Während sich hier die bis zu einem gewissen Maße unabhängig von den Mittelmächten agierenden polnischen Einheiten (Legionen) bzw. die auf französischer Seite kämpfenden Polen anschließen konnten, gerieten die große Zahl der ca. 1,5 Mio. polnischen Weltkriegsteilnehmer in den Armeen der Teilungsmächte ins Hintertreffen.

Diese aus der Logik der polnischen Staatsgründung 1918 heraus verständliche Orientierung spiegelt sich auch in der Kultur der Weltkriegserinnerung und in der Mitarbeit in den internationalen Veteranenverbänden. Frankreich diente hier, anschließend an die polnische Sicherheitspolitik nach 1918, als direkter Bezugspunkt. Persönliche, noch aus der Kriegszeit datierende Kontakte mit den französischen „ancien combattants“ spielten hierbei eine wesentliche Rolle. Die polnische Weltkriegserinnerung übernahm oftmals direkt im Westen etablierte Muster – etwa in der Ausgestaltung der Feiern zum 11. November.

Eichenberg kann zeigen, wie sich auch die polnischen Veteranen in ihrer Mitarbeit in den internationalen Veteranenverbänden – auf denen hier der Fokus liegt – immer stärker auch eine übernationale Agenda zu eigen machten. Eichenbergs Erkenntnisse sind dort besonders interessant, wo sie zeigen, wie die aus einer spezifischen Logik operierenden Veteranenverbände vom nach dem Ersten Weltkrieg aufkommenden institutionalisierten Internationalismus profitieren konnten. Dies äußerte sich etwa in der von beiden Seiten forcierten Zusammenarbeit zwischen Veteranen und Völkerbund bzw. der International Labour Organization. Dabei war das symbolische Kapital des Internationalismus für die polnischen Veteranen vergleichsweise wichtiger als für diejenigen in Großbritannien und Frankreich, die sich auf gut etablierte nationale Diskurse berufen konnten. Aufschlussreich ist, dass nicht nur die spezifische Erfahrung des Weltkriegs in den Streitmächten Russlands, Deutschlands und Österreich-Ungarns bzw. der polnischen Legionen und der im französischen Heer kämpfenden Polen bestimmend war, sondern auch die mangelnde gemeinsame Vorkriegserfahrung. So fehlte sowohl die republikanische Tradition der französischen Veteranen als auch die massive Ablehnung der Politik nach 1918, die viele ältere, noch dem Kaiserreich anhängende deutsche Veteranen zusammenschweißte. Erst in der Repräsentation nach außen wurden die polnischen Veteranen der Armeen der Teilungsmächte zu polnischen Veteranen.

Das zweite Kapitel widmet sich der Versorgung der Veteranen und damit der praktischen Bedeutung der Veteranenverbände. Eichenberg veranschaulicht über diese Frage das sehr viel breitere Phänomen, dass eine kriegszermürbte Bevölkerung den Staat in einer tiefen

Bringschuld sah. Die besondere Herausforderung im Fall Polens lag nicht nur darin, dass der neue polnische Staat wirtschaftlich zerrüttet und zu substantieller Hilfe kaum in der Lage war. Vielmehr war nach 1918 weder deutlich, wer anspruchsberechtigt war, noch an welchen Staat man sich wenden sollte und konnte. Zudem musste sich der neue polnische Staat an den alten Teilungsmächten messen lassen, während gleichzeitig die Teilungsmächte für das Leid der Soldaten verantwortlich gemacht wurden. Um Ansprüche zwischen „moralischer Pflicht und internationalem Recht“ durchzusetzen, erwies sich die internationale Zusammenarbeit und der Verweis auf westliche Vorbilder für die polnischen Veteranen als besonders zielführend. Öffentlichkeit, hergestellt nicht zuletzt durch zahlreiche Verbandspublikationen, spielte hier eine wesentliche Rolle.

Eichenberg veranschaulicht zudem, wie eng die Veteranenproblematik mit innenpolitischen Entwicklungen verbunden war – etwa in der engen Verbindung des 1928 gegründeten Veteranendachverbandes mit dem Sanacja-Regime. Dies gilt auch für die Haltung gegenüber den Veteranen, die für die ehemaligen Teilungsmächte gekämpft hatten, und für die Minderheitenproblematik. Mit der zunehmend aggressiven deutschen Politik nach 1933 gelangten, wie Eichenberg im dritten Kapitel über den Pazifismus der Veteranen und deren Stellung zur Abrüstungsfrage herausarbeitet, die Themen Sicherheit und Frieden noch prominenter auf die politische Agenda. Andererseits endete die kurze Phase internationaler Zusammenarbeit unter aktiver Mitwirkung der deutschen Veteranen.

Eichenberg zeichnet trotz schwieriger Quellenlage und einer lange stark normativ und emotional aufgeladenen Diskussion ein nuanciertes Bild. Polnische Soldaten kämpften, entgegen früherer Überzeugungen, ganz überwiegend loyal in der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee. Ihr Anteil unter Kriegsgefangenen und Deserteuren lag kaum höher als die Norm. Eichenberg nennt sogar Fälle, in denen polnische Soldaten in englischen Kriegsgefangenenlagern darauf bestanden, als deutsche Soldaten behandelt zu werden. Zu zeigen, wie der neue polnische Staat mit dieser Herausforderung umging und sich als Produkt des Krieges die Gefolgschaft oder zumindest Akzeptanz derjenigen sicherte, die in diesem Krieg mit ganz heterogenen Zielen gekämpft hatten, ist eine wesentliche Leistung des Bandes.

Durch die umsichtige Untersuchung und kluge Interpretation eines geschickt gewählten Beispiels gibt Eichenberg eine nuancierte Antwort auf das scheinbare Paradoxon der großen Bedeutung des Ersten Weltkrieges für Polen und einer doch gleichzeitig im europäischen Vergleich kaum ausgeprägten Erinnerung. Mit ihrer Studie erschließt Eichenberg ein Thema, dessen Bedeutung weit über den eigentlichen Gegenstand der polnischen Veteranen hinausweist. Eichenberg hat hierfür zahlreiche neue Quellen in polnischen und internationalen Archiven erschlossen und in überzeugender Weise den öffentlichen Diskurs und die Verbandspolitik der Veteranen miteinander verbunden. Die Studie liefert damit einen wichtigen Beitrag nicht nur zum Verständnis der zweiten polnischen Republik und zur Geschichte der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, sondern auch zur internationalen Zusammenarbeit in der Zwischenkriegszeit. Mit der transnationalen Gemeinschaft der Weltkriegsveteranen rückt ein Gegenstand in den Mittelpunkt, der West- und Osteuropäische Geschichte erkenntnisreich miteinander verbindet.

Martin Kohlrausch, Leuven

Arno Menzel-Reuters, Klaus Neitmann (Hrsg): Preussen und Livland im Zeichen der Reformation, Osnabrück: fibre Verlag 2014, 367 S.

Der vorliegende Aufsatzband geht auf eine gemeinsame Tagung der Baltischen Historischen Kommission und der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung zurück, die im Mai 2013 in Göttingen stattfand. Jeweils fünf Beiträge behandeln hier die Reformation und Erscheinungen ihrer Zeit in den einander benachbarten Gebieten Preußen und Livland. Im Geleitwort der Herausgeber werden die grundlegende Bedeutung des Übergangs zum lutherischen Bekenntnis für beide Territorien und das Sinnvolle einer gleichzeitigen Betrachtung des Geschehens in Preußen und Livland vor Augen geführt. Neben Gemeinsamkeiten, zu denen eine besonders frühe Begegnung mit dem Luthertum gehört, gab es in den beiden Ländern Unterschiede im Entwicklungsverlauf. Durch den Vergleich, den das Sammelwerk ermöglicht, wird dies deutlicher erkennbar als bisher.

Der Band ist dem Berliner Historiker Stefan Hartmann zum 70. Geburtstag gewidmet. Dabei handelt es sich zweifellos um eine sehr verdiente Ehrung, wie das eindrucksvolle Verzeichnis der Publikationen des Jubilars am Ende des Bandes bestätigt. Dass Hartmann dieses Sammelwerk gewidmet wurde, ist besonders passend, da er sowohl zur preußischen als auch zur livländischen Geschichte publiziert hat. Mit der Herausgabe des vielbändigen Regestenwerkes „Herzog Albrecht von Preußen und Livland“ hat er die Erforschung gerade von Fragen des Reformationszeitalters sehr weit gehend auf eine neue Basis gestellt.

Im ersten, seiner Art nach grundlegenden Beitrag behandelt Bernhart Jähnig „Die Anfänge der evangelischen Landeskirche im Herzogtum Preußen zur Zeit von Herzog Albrecht“. Bekanntlich war Albrecht von Brandenburg der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen gewesen, ehe er sich 1525 vom polnischen König mit dem bisherigen Ordensgebiet als Herzog belehnen ließ. Damit war der vom König tolerierte Übergang des Landes zum Protestantismus verbunden. Jähnig nimmt darauf Bezug, dass Albrecht bereits 1522, während eines längeren Auslandsaufenthalts, für die Reformation gewonnen worden war. Im Weiteren geht der Verfasser aber nicht näher auf theologische Fragen ein, sondern konzentriert sich auf die Entwicklung der preußischen Landeskirche als Institution. Jähnig hebt es als einmalig hervor, dass die beiden Bischöfe des preußischen Ordensgebiets, die Oberhirten von Samland und von Pomesanien, bereits vor dem politischen Umbruch von 1525 zur Einführung der Reformation übergegangen waren. Mit ihnen zusammen gründete Albrecht die erste protestantische Landeskirche, die es überhaupt gab. Zu den hier behandelten Aspekten ihres Ausbaus gehören u.a. Synoden und Visitationen, die Versorgung mit Pfarrern und die Übersetzung gottesdienstlicher Bücher in die Sprachen der preußischen, polnischen und litauischen Untertanen des Herzogs. Als Ausbildungsstätte vor allem für angehende Pfarrer wurde 1544 in Königsberg die nach Marburg zweite evangelische Landesuniversität gegründet. Zeitlich reicht die Perspektive des souverän ausgeführten Beitrages bis zur Gründung von Konsistorien kurz nach Albrechts Tod (1568).

Anschließend untersucht Dariusz MakiŃa die Kirchenordnungen aus der Regierungszeit Herzog Albrechts von Preußen. Diese stammen aus den Jahren 1525, 1543, 1558 und 1568 und enthalten Verfügungen über kirchliche Zeremonien, den Ablauf des Gottesdienstes und die christliche Lebensführung. MakiŃa betont, dass die Kirchenpolitik Albrechts der Stabilisierung seiner Herrschaft diene; der Verfasser erkennt jedoch zugleich, dass sich in ihr „die landesväterliche Fürsorge des Fürsten um sein Land und die Bevölkerung zeigte“ (S. 76).

Danach spricht Jacek Wijaczka über „Herzog Albrecht und die Hexen. Hexenprozesse im Herzogtum Preußen im Reformationszeitalter“. Hier geht es um die Verbreitung von Zauberei und Wahrsagerei in Preußen, und es wird als höchst wahrscheinlich dargelegt, dass Albrecht an Hexerei glaubte. Der Beitrag geht auf eine Reihe von Hexenprozessen ein, die während der Regierungszeit des Herzogs vor Stadtgerichten durchgeführt wurden. Der Autor konstatiert aber, dass eine stärkere Verfolgung von Hexen erst für die Zeit nach Albrecht erkennbar ist.

Unter dem Titel „Wehrhafte Reformation? Die ältere Kriegsordnung Herzog Albrechts von Preußen“ widmet sich Marie-Luise Heckmann einem 2010 von der Berliner Staatsbibliothek erworbenen Manuskript. Dabei handelt es sich um einen Teil einer Kriegsordnung, für den die Fortsetzung in der Londoner British Library erhalten ist. Heckmann legt dar, dass dieser Text eine 1552 fertig gestellte Vorstufe zu der bereits bekannten Kriegsordnung Herzog Albrechts von 1555 darstellt. Die frühere Ordnung will christliche Herrscher darüber belehren, wie im Vertrauen auf Gott redlich Krieg zu führen sei, wobei als Kriegsziel die Abwehr der Türken genannt wird. In dem Aufsatz wird der Entstehungshintergrund dieses Textes gezeigt, er wird in den Zusammenhang der zeitgenössischen Kriegsbücher eingeordnet und in ihm wird das Verhältnis zu Albrechts jüngerer Kriegsordnung charakterisiert. Im Anschluss an beigefügte Text- und Bildwiedergaben aus dem älteren Manuskript bietet Mats Homann als gesonderten Beitrag Erschließungshilfen zur älteren Kriegsordnung. Den Hauptteil bilden hier tabellarische Aufschlüsselungen des Inhalts dieser Schrift.

Die Gruppe der livländischen Themen eröffnet Stefan Donecker mit der programmatischen Studie „Die Reformation im städtischen Raum. *Spatial Turn* und *Urban Anthropology* als Anregungen für die livländische Reformationsgeschichte“. In dem Artikel wird das Geschehen in Riga, Reval und Dorpat während der 1520er Jahre betrachtet und dabei immer wieder dessen räumliche Dimensionen verdeutlicht. Zu dem Dargestellten passt mitunter recht gut die von Donecker betonte Ansicht, dass der Raum ein soziales Produkt und nicht nur Schauplatz des Geschehens sei. Dies gilt beispielsweise für die Umgestaltung von Kirchenräumen durch die Bilderstürme von 1524–1526. Insgesamt hat der Rezensent den Eindruck, dass bei der Orientierung am *Spatial Turn* im Falle dieses Themas am Geschehensverlauf vieles in neuem Licht erscheint, aber hinsichtlich der bewegenden Kräfte nichts grundsätzlich Neues erwartet werden kann. Von dem klug und eindrucksvoll formulierenden Autor möchte man mehr lesen.

Der folgende Beitrag von Juhan Kreem über „Die Religionsfrage auf den livländischen Ständeversammlungen 1522–1558“ ist schon insofern beachtenswert, als in ihm bisher unveröffentlichte Landtagsrezesse ausgewertet werden und in die bisher wenig bekannte Entwicklung seit den 1530er Jahren vorgedrungen wird. Auf den Landtagen, einem Forum der Landesherren und Stände, wurde nach Kreems Darstellung immer wieder über die Konfessionsfrage verhandelt, ohne dass der *Status quo* – die Nebeneinanderexistenz des alten und des neuen Glaubens – ernsthaft in Frage gestellt wurde. Der livländische Ordensmeister Hermann von Brüggenei und der Rigaer Erzbischof Wilhelm von Brandenburg unternahmen zwar Versuche zur Einführung der Reformation, aber die Stellung der Landesherren war in Livland zu schwach und ihre Rivalität war zu virulent, als dass sie Erfolg hätten haben können. Als Anfang 1558 der Livländische Krieg ausbrach, der zum Untergang der livländischen Konföderation führte, gab es also noch keine livländische Landeskirche, obwohl

neben den Städten zum Schluss offenbar auch der landsässige Adel durchweg protestantisch geworden war.

Inna Pöltsam-Jürjo geht auf die Reformation in Neu-Pernau ein, über die anders als im Falle der weiteren livländischen Kleinstädte genügend Quellenmaterial erhalten ist, das von der Autorin sorgfältig erfasst und überzeugend interpretiert wird. Aufgrund der Verbindungen dieser Hansestadt zum Westen und des dortigen Studiums von Bürgersöhnen regte sich auch in Neu-Pernau früh Kritik an der Papstkirche; der katholische Gottesdienst hielt sich hier aber relativ lange. Ein großer Brand vom 26. August 1524, der die Städter schwer traf, wurde jedoch zum Auslöser für starke Kritik der Bürger an kirchlichen Geldforderungen. Im folgenden Jahr übernahm dann der Rat unter dem Einfluss reformatorischer Ideen die Verwaltung des kirchlichen Vermögens. Nach einem Bildersturm vom 15. März 1526, an dem Deutsche und Esten beteiligt waren, kam es schließlich zur Etablierung der evangelischen Kirche, die bemerkenswerterweise von Seiten des Deutschen Ordens gefördert wurde.

Besonders wichtig für den raschen Erfolg der Reformation in den großen Städten Livlands war das Geschehen in Riga, dem Thomas Lange einen fundierten Beitrag widmet: „Zwischen Unterwerfung und Konfrontation. Riga im Spannungsfeld zwischen der Stadt und ihren Herren.“ Die ungewöhnliche Tatsache, dass die größte Kommune des Baltikums mit dem Rigaer Erzbischof und dem livländischen Ordensmeister zwei Stadtherren hatte, führte im Verlauf der Reformation zu einem Mit- und Gegeneinander, das sich zu Gunsten der Durchsetzung der neuen Lehre auswirkte. Der entschiedenste Gegner des Luthertums war Johannes Blankenfeld, Erzbischof von Riga 1524–1527, dessen Haltung aber so rigoros und teilweise auch gegen den Orden gerichtet war, dass er sich isolierte. In anderer Weise wurde der Ordensmeister Wolter von Plettenberg zu einem Glücksfall für die Rigaer. Er stimmte einer Verringerung der Macht der reformationsfeindlichen Erzbischöfe zu, da diese auch Gegner des Ordens waren, und darüber hinaus wirkte sich die grundsätzliche Ausgleichspolitik des besonnenen Ordensmeisters zu Gunsten der Lutheraner aus.

Der letzte und umfangreichste Beitrag, der den Titel „Erzbischof Wilhelm von Riga und die Reformation in Livland 1535–1563“ trägt, stammt von Ulrich Müller. Von der historischen Forschung wurde Wilhelm von Brandenburg, ein Bruder Herzog Albrechts von Preußen, bisher stark vernachlässigt. Nun aber erscheint gleichzeitig mit dem vorliegenden Aufsatz eine Hamburger Dissertation, verfasst von Thomas Lange, über den Erzbischof.¹ Im Gegensatz zu Lange stützt sich Müller weitestgehend nur auf den – freilich sehr intensiven – Briefwechsel zwischen Wilhelm und Albrecht, auch zieht er weniger Forschungsliteratur heran (vom Autor überzeugend entschuldigt mit der raschen Abfassung des Beitrages für diesen Band). Gleichwohl ist dieser quellennahe Aufsatz sehr beachtenswert. Die an der Biografie Wilhelms orientierte, gut lesbare Darstellung des allmählichen Fortgangs der Reformation ist ausgesprochen informativ und anregend. Entgegen der bisher üblichen Auffassung, dass Wilhelm bereits evangelisch gesonnen und entsprechend engagiert war, als er 1529 Koadjutor des damaligen Rigaer Erzbischofs wurde, zeigt Müller, an vielen Stellen auf dieses Thema zurückkommend, dass die Entscheidung des Erzbischofs für das Luthertum kaum früher als 1543/44 fiel. Erwähnenswert ist u.a. auch sein Eindruck, dass die Verbin-

1 Thomas Lange: Zwischen Reformation und Untergang Alt-Livlands. Der Rigaer Erzbischof Wilhelm von Brandenburg im Beziehungsgeflecht der livländischen Konföderation und ihrer Nachbarländer, T. I u. II, Hamburg 2014.

ding zwischen Kaiser und Reich einerseits und Livland andererseits nicht übermäßig stark, aber stärker war, als man es in der Literatur dargestellt finden kann.

Wie wohl deutlich geworden ist, haben wir es insgesamt mit einem sehr gehaltvollen Band zu tun, an dem auch die Beteiligung von ausländischen Partnern bzw. Mitgliedern der herausgebenden Kommissionen erfreulich ist. Leider hat die extreme Eile, in der das Buch wegen terminlicher Vorgaben des Geldgebers veröffentlicht werden musste, vereinzelt zu äußerlichen Mängeln geführt. Im Beitrag von Dariusz Makija gibt es unvollständige Sätze, und im Autorenverzeichnis vermisst man Mats Homann. Dies sind jedoch nur Marginalien.

Norbert Angermann, Buchholz i.d. Nordheide

Jörg Hackmann (Hrsg.): Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge / Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regional Features and the European Context, Wien u.a.: Böhlau Verlag 2012, 778 S.

Schon wenn es darum geht, die Beiträge einer einzelnen Konferenz in einem Sammelband stringent zu präsentieren, ist oft genug eine große Heterogenität im Stil und in der Gesamtaussage die Folge – was nicht unbedingt etwas Schlechtes sein muss. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes jedoch unternimmt es, gleich die Ergebnisse aus drei Tagungen in einem Sammelband zusammenzubinden: zum einen die Erträge eines Symposiums in Tallinn aus dem Jahre 2004, Vorträge des 59. Baltischen Historikertreffens in Göttingen von 2006 und des 15. Baltischen Seminars der Lüneburger Carl-Schirren-Gesellschaft (2003).

Das Resultat kann sich nicht nur in quantitativer Hinsicht sehen lassen (der Band umfasst fast 800 Seiten), sondern überzeugt auch in qualitativer Hinsicht. Anhand einer großen Materialfülle wird „der Verein“ als ein gesellschaftliches Phänomen auf seine Bedeutung für eine Vielzahl von Prozessen befragt: nicht nur für Prozesse der Nationsbildung, wie sie beispielsweise in den estnischen und lettischen Geschichtsnarrativen zentral verhandelt werden, sondern auch für Fragen wie die nach der Entstehung zivilgesellschaftlicher Strukturen, den regionalen oder überregionalen Verbindungen und den Ausdifferenzierungsprozessen innerhalb lokaler, städtischer oder regionaler Gesellschaften. Die Überlegungen des Herausgebers gehen dabei vor allem in zwei Richtungen. Zum einen geht es ihm um den Zusammenhang zwischen Vereinskultur und Zivilgesellschaft und zum anderen darum, inwiefern Forschungen zur Vereinskultur dazu beitragen können, Spezifika für den bis dato recht unklaren Begriff „Nordosteuropa“ zu finden oder möglicherweise auf neue Weise zu definieren und wie der Terminus als Geschichtsregion gefasst werden kann.

Dabei liegt es bei dem Untersuchungsgegenstand nahe, dass der Erkenntnisgewinn nicht nur von übergreifenden, allgemeinen Überlegungen, sondern auch von Detailuntersuchungen abhängt, die wiederum naturgemäß auf einen engen regionalen und zeitlichen Punkt fokussieren, so dass die Relevanz nicht immer und sofort zu erkennen ist. Auch dass die Beiträge teilweise ein knappes Jahrzehnt bis zur Drucklegung gelegen haben, ist vor diesem Hintergrund leicht verständlich: Teilweise handelt es sich um Mikrostudien zu spezifischen Forschungsgegenständen, wie zu einem bislang nicht erforschten Verein.

Die 31 (!) Beiträge des Bandes werden durch einen einführenden Artikel des Herausgebers verbunden und vier Hauptgruppen zugeordnet. Im Zentrum stehen 13 Beiträge zum Abschnitt „Das Jahrhundert der Vereine“ (gemeint ist hier ganz offensichtlich das 19. Jahrhundert) und weitere fünf zum Oberthema „Verein, Zivilgesellschaft und Staat im 20. Jahrhundert“. Eine für die Konzeption wichtige Funktion erfüllen auch die Artikel zum Abschnitt „Wechselwirkungen und Vergleiche“. In den beiden Beiträgen des ersten Teils „Vormoderne Formen der Vergemeinschaftung und ihre Traditionen“ werden spätmittelalterliche Gilden untersucht, während die drei letzten Abhandlungen unter dem Titel „Schlussbetrachtungen“ zusammengefasst sind.

Sieht man sich die Beiträge zum 19. und 20. Jahrhundert an, also zu den beiden Kapiteln, die allein quantitativ im Mittelpunkt des Bandes stehen, so fällt auf, dass die Beiträge zum 19. Jahrhundert ausschließlich gesellschaftliche Prozesse in den Ostseeprovinzen Russlands zum Inhalt haben. Die Beiträge zum 20. Jahrhundert erweitern diesen geografischen Raum um die skandinavischen Staaten, während andere Regionen, wie etwa das südliche Baltikum (Litauen), preußische und polnische Gebiete oder noch weiter entfernte Städte wie Lübeck oder gar die Slowakei erst im Teil „Wechselwirkungen und Vergleiche“ behandelt werden. Dies gibt Aufschluss über die Perspektive, aus welcher die Zusammenstellung erfolgt ist. Darüber hinaus lassen sich anhand der Auswahl die einleitenden Ausführungen des Herausgebers konkreter fassen: Während in der Einleitung der im Blickpunkt stehende Raum sehr offen mit dem Begriff „Nordosteuropa“ bezeichnet wird, lässt sich angesichts der Anlage des Bandes doch deutlich erkennen, dass es um die Vermessung desjenigen Gebietes geht, auf dem sich die heutigen Staaten Estland und Lettland befinden. Die Vielzahl der Beiträge verdeutlicht, mit welchem weiten geografischen Blick dieser Grundgedanke verbunden ist. Auch werden Querverbindungen sichtbar, die sonst im Verborgenen verbleiben würden. Bezeichnend sind Einzelheiten: Etwa wenn sich ein in Riga gegründeter Gesangsverein mit dem Namen „Bajan“ als erster Gesangsverein im Russischen Reich bezeichnete (S. 32) und damit Orientierungen deutlich werden, die sich eben nicht an ethnischen Kategorien oder an Postulaten des *nation-building*, sondern an anderen, offensichtlich wirksameren politischen Strukturen der damaligen Zeit ausrichten lassen. Mit der Erforschung der gesellschaftlichen Funktion von Vereinen wird ein gesellschaftlicher Teilbereich auf sein Potential bei der Mobilisierung von Sozialkapital hervorgehoben. In der betrachteten Region ist dabei vor allem interessant, welche Rolle Vereinskultur in den nicht demokratisch verfassten Staaten des 19. Jahrhunderts hatte. Es lässt sich beispielsweise im vorrevolutionären Frankreich des 18. Jahrhunderts beobachten, dass Musikvereinigungen eine Art von Laboratorien bildeten, in denen im Rahmen des Kunstdiskurses die gesamtgesellschaftliche Mobilisierung vorgebildet wurde, die später zur Französischen Revolution führen sollte.¹ Möglicherweise fungierten Vereine also als Mikrokosmen, in denen die größeren gesamtgesellschaftlichen Diskurse in kleinerem Maßstab ausprobiert wurden. Vor diesem Hintergrund ist die Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Vereinen und repressiven Gesellschaftsstrukturen von wichtiger Bedeutung.

Das hier vorgeschlagene theoretische Instrumentarium ähnelt dem, das in der „klassischen“ Forschung zu Prozessen des *nation-building* angewendet wird, wobei der Heraus-

1 Vgl. Jane F. Fulcher: The Concert as Political Propaganda in France and the Control of „Performative Context“, in: *The Musical Quarterly* 82 (1998), No. 1, pp. 41-67.

geber stark auf politikwissenschaftliche Ansätze abhebt (etwa Tocqueville, Putnam oder Taylor). Das bedeutet aber noch nicht, dass die Erforschung der gesellschaftlichen Funktion von Vereinen zugleich bereits etwas über Nationenbildungsprozesse innerhalb der untersuchten Gesellschaft aussagt. Forschung über Vereinskultur wird hier als noch etwas wesentlich anderes begriffen als lediglich ein weiterer Versuch, die Anatomie der untersuchten Gesellschaften aus einer anderen Perspektive zu beschreiben. In dem Band werden weiterführende Fragen angeregt: So wäre es interessant, einen Zusammenhang zwischen den Modernisierungsprozessen und der Ausbildung von zivilgesellschaftlichen Strukturen nachzugehen, der sich auch in der Vereinskultur zeigt. So weist der Herausgeber auf die Beobachtung von Vadim Volkov hin, der „verlorengegangene“ zivilgesellschaftliche Strukturen im vorrevolutionären Russland konstatiert (S. 33). Ist die Konsolidierung einer Vereinskultur sozusagen ein Durchgangsstadium auf dem Weg hin zu einer Zivilgesellschaft, wie sie in Folge der Modernisierungsprozesse im 19. und im 20. Jahrhundert entstanden ist?

Eine weitere Frage ist, ob es in der Vereinskultur Erscheinungen gibt, die auf die Idee eines Nordosteuropas, eines baltischen oder Ostseeraums, in irgendeiner Weise Bezug nehmen, oder ob sich hier in den ausbildenden Vereinen möglicherweise so starke strukturelle Ähnlichkeiten nachweisen lassen, dass sich eine Gemeinsamkeit der Geschichtsregion aufweisen lässt.

Die Beiträge des Bandes zeigen, dass die Wirklichkeit erheblich komplexer ist als derlei relativ simple Klassifizierungsversuche. Am wenigsten überzeugen daher die „globalisierenden“ Betrachtungen des Schlusses, deren vergleichende Anlagen letztlich an dieser Komplexität scheitern. Überzeugender sind vielmehr die Detailuntersuchungen, in denen anhand von Beispielen belegt werden kann, dass Vereinskultur ganz offensichtlich ein gesellschaftlicher Teilbereich ist, in dem sich Identitäten und Alteritäten entlang eigener Grenzlinien ausbilden. Die Forschung ist, wie der Herausgeber am Anfang explizit herausstellt, noch nicht weit genug, um diese Grenzlinien in ihrer Feinheit zu beschreiben; wohl aber bietet dieser Sammelband mit seiner Fülle an Material die solide Faktenbasis, um die Suche nach der Grenzlinie weiter voran zu treiben.

Rüdiger Ritter, Bremerhaven

Vladas Sirutavičius, Darius Staliūnas u.a. (Hrsg): Lietuvos Žydai. Istorinė Studija [Die Juden Litauens. Eine historische Studie], Vilnius: Baltos Lankos 2012, 568 S., 108 Abb.

Die Geschichte der litauischen Juden ist in den Jahrzehnten seit der Wiedererlangung der Unabhängigkeit 1989/91 mehrmals erzählt worden. Erwähnt seien nur die Arbeiten von Salomonas Atamukas, Masha Greenbaum oder Dov Levin. Der vorliegende Band stellt sich bewusst in diese Reihenfolge – und doch unterscheidet er sich schon dadurch, dass ein jüdisch-litauisches Autorenkollektiv die Kapitel dieses Bandes geschrieben hat. Zudem geht es den Autoren auch darum, die jüdische Geschichte im Rahmen der gesamten litauischen Historie zu erzählen und nicht als isolierte, unverbundene Entwicklungslinie, weswegen zu Recht von einer synthetischen Studie gesprochen wird. Der wichtigste neue Ansatz ist der Versuch, die „innere“ jüdische Geschichte mit der „äußeren“ Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte zu verbinden. Davon ausgehend steht im Mittelpunkt der Arbeit das Selbstverständnis der jüdischen Bevölkerung. Verstand man sich als „in Litauen lebende

Juden“ oder als „litauische Juden“ (S. 11), so lautet die zentrale Frage, der die Herausgeber auf den kommenden 500 Seiten nachgehen wollen.

Die Herausgeber stellen die jüdische Geschichte in fünf chronologisch angeordneten Hauptkapiteln vor: Dem jüdischen Leben im Großfürstentum Litauen folgt die Zeit der zarischen Herrschaft in Litauen, die – für deutsche Leser ungewohnt – unter der Überschrift „im Reich der Romanovs“ vorgestellt wird. Dem 20. Jahrhundert ist knapp die Hälfte des Buches gewidmet, wobei die Zwischenkriegszeit und der Holocaust im Mittelpunkt stehen, während dem letzten Hauptteil „Die jüdische Gemeinde nach dem Holocaust“ nur zwei Aufsätze gewidmet sind.

Beginnen wir mit dem Großfürstentum Litauen, dessen Darstellung von der Mitherausgeberin Jurgita Šiaučiunaitė-Verbickienė geschrieben wurde. Besonders hervorzuheben ist, dass die Autorin immer wieder verdeutlicht, welche Unterschiede zwischen den litauischen und den polnischen Juden erkennbar sind. Deutlich wird zudem, dass die Sonderstellung der jüdischen Bevölkerung sich vor allem aus ihrer Konfession ergab. Der Verwaltungsapparat des Großfürstentums akzeptierte die Juden, ohne dass in der Analyse von Šiaučiunaitė-Verbickienė ein allzu idyllisches Bild der Beziehungen gezeichnet wird. Ihre kritische Analyse ist schon allein deswegen hervorzuheben, weil dem mittelalterlichen Fürstentum im heutigen litauischen Diskurs eine teilweise fast hagiografisch verklärte Aura der Toleranz zugesprochen wird. Für die spätere Entwicklung besitzen viele Grundzüge dieser Zeit eine weit reichende Bedeutung, von denen u.a. auf die Dichte der jüdischen Gemeinden in Städten und Städtchen oder auf die besondere Besteuerung der Juden hinzuweisen ist.

Im imperialen Kontext des zarischen Russland wird die jüdische Geschichte von einer Vielzahl ausgewiesener Autoren untersucht. Vladimir Levin gibt einen Überblick über die sozialen, ökonomischen, demografischen und geografischen Grundzüge, während Darius Staliūnas, einer der Herausgeber, die „jüdische Frage“ im 19. Jahrhundert untersucht. Der innerjüdischen Entwicklung widmen sich die Beiträge von Mordechai Zalkin zur jüdischen Aufklärungsbewegung Haskala und dem orthodoxen Judentum, von Larisa Lempertienė zur jüdischen Presse und Literatur und von Shaul Stampfer zum jüdischen Bildungs- und Schulsystem am Vorabend des Ersten Weltkrieges. David E. Fishman informiert den Leser über die politischen jüdischen Vereinigungen in Litauen, als deren bekannteste natürlich der „Algemeyne yidisher arbeter bund in lite, poylin und russland“, kurz: „Bund“, anzusehen ist. Diesen Hauptteil beendend, beschäftigt sich Darius Staliūnas mit der litauisch-jüdischen politischen Zusammenarbeit und einer ersten antisemitischen Welle am Beginn des 20. Jahrhunderts.

Auch die Zeit der ersten unabhängigen litauischen Republik der Neuzeit wird von verschiedenen Autoren beschrieben. Mordechai Zalkin schildert die nationale Autonomie in Litauen und widmet sich den kulturgeschichtlichen Entwicklungen der jüdischen Gemeinden. Gemeinsam mit Saulius Kaubrys stellt er die jüdischen Bildungseinrichtungen vor. Vladas Sirutavičius beschäftigt sich neben der litauischen Politik gegenüber der jüdischen Minderheit mit dem vor allem in den 1930er Jahren stärker werdenden Antisemitismus. Hervorzuheben ist der Beitrag von Jurgita Šiaučiunaitė-Verbickienė zur jüdisch-litauischen Kommunikation, in dem insbesondere die litauischsprachige jüdische Zeitschrift „Apžvalga“ vorgestellt wird, deren erste Nummer am 16. Juni 1935 erschien. Im Editorial „Unsere Ziele“ („Mūsų tikslai“) heißt es: „Wir sind eine jüdische Zeitung, die in der Staatssprache erscheint. Diese Zeitung wendet sich zuallererst an die litauischen Juden, die in Litauen

oder außerhalb leben, Litauisch sprechen und die litauische Sprache und Kultur lieben [...] Unser Credo ist klar und einfach: wir sind Bürger Litauens, die seit Jahrhunderten mit der litauischen Erde verbunden sind und deren Schicksal sich mit dem litauischen Volk verbunden hat.“¹ Aufsätze zur wirtschaftlichen Entwicklung (Gediminas Vaskela) und zum jüdischen Leben im Memelgebiet (Ruth Leiserowitz) runden den gelungenen Abschnitt zur Zwischenkriegszeit ab.

Arūnas Bubnys ist zweifellos einer der bekanntesten und profiliertesten litauischen Historiker des Zweiten Weltkrieges, seine Monografie zur deutschen Besatzung Litauens 1941–1944 erschien bereits in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre. Insofern lag es nahe, dass er als alleiniger Autor den Massenmord an den litauischen Juden thematisiert. In drei Kapiteln untersucht er die Situation der litauischen Juden während der einjährigen sowjetischen Besatzung von Juni 1940 bis Juni 1941, den Holocaust in Litauen 1941 bis 1944 und schließlich den jüdischen Widerstand.

Das Auslöschen der jüdischen Gemeinden während der deutschen Besatzung und die damit verbundene grundstürzende Zäsur der Geschichte der litauischen Juden symbolisiert in gewisser Weise auch der letzte Hauptteil des Buches, der eher als Epilog zu verstehen ist. In zwei Aufsätzen wird auf die jüdische Minderheit in der litauischen Sowjetrepublik nach 1945 (Samuel Barnai) und schließlich auf die Position der litauischen Juden beim Kampf um die Unabhängigkeit in den Jahren 1989–1991 eingegangen (Vladas Sirutavičius).

Insgesamt ist ein eindeutig positives Fazit zu ziehen. Ohne Übertreibung bleibt festzustellen, dass das vorliegende Buch geradezu als Handbuch anzusehen ist. Für den litauischen Leser bietet es in konziser, und doch abwägender, wissenschaftlich fundierter Form einen Einblick in die Geschichte der litauischen Juden, der zudem mit mehr als 100 Fotos und Faksimiles sowie vielen Tabellen angereichert ist. Man kann daher den Herausgebern nur beipflichten, wenn sie in ihrem Vorwort festhalten, dass in den vergangenen zwei Jahrzehnten die jüdische Geschichte zu einem vollständigen Teil der litauischen Historiografie geworden sei. Das vorliegende Buch stellt den eindrucksvollen Beweis dieser Aussage dar.

Joachim Tauber, Lüneburg

1 www.epaveldas.lt, Suchwort apžvalga Nr. 1, 16. Juni 1935, S. 1: „Mes esame žydų laikraštis, kuris išeina valstybinė kalba. Šis laikraštis visų pirma skiriamas Lietuvos žydams, kurie gyvena Lietuvoje ar užsieny, kalba lietuviskiai ir myli lietuvių kalbą ir jų kultūrą [...] Mūsų kredo yra aiškus ir paprastas, mes esame Lietuvos piliečiai, kurie per šimtmečius suaugo su Lietuvos žemė ir kurios likimas sujungė su lietuvių tauta.“

Ēriks Jēkabsons, Valters Ščerbinskis (Hrsg.): Apvērsums. 1934. gada 15. maija notikumi pētījums un avotos [Der Umsturz. Die Ereignisse des 15. Mai 1934 in Forschungen und Quellen], Rīga: Latvijas Nacionālais arhīvs, Latvijas Arhīvistu biedrība 2012, 575 S.

Im März dieses Jahres jährte sich zum 80. Mal ein Ereignis in der Geschichte Lettlands, das bis heute für Kontroversen sowohl in der lettischen Öffentlichkeit als auch in der lettischen Geschichtswissenschaft sorgt. In der Nacht vom 15. auf den 16. Mai 1934 ließ der damalige amtierende Ministerpräsident Kārlis Ulmanis die Demokratie gewaltsam ausschalten und

durch ein autoritäres Regime ersetzen. Die Ansichten über den Staatsstreich vom 15. Mai 1934 und das Ulmanis-Regime sind in Lettland nach wie vor geteilt. Nicht von ungefähr trug aus diesem Anlass ein Artikel in der lettischen Illustrierten „Sestdiena“ den Titel „Retter der Nation oder Verbrecher?“¹. Ein Teil der Einwohner Lettlands verbindet mit jenen Jahren die „gute alte Zeit“ – nicht zuletzt im Vergleich zur den nachfolgenden über 40 Jahren der Zugehörigkeit Lettlands zur Sowjetunion – ein anderer Teil wirft Ulmanis die Zerstörung der Demokratie und das Versagen angesichts der drohenden Besetzung Lettlands im Jahre 1940 vor.

So unterschiedlich wie die Bewertung des 1934 errichteten Regimes sind auch die Meinungen der Historiker über die Ursachen, die zum Staatsstreich führten. So werden sowohl außen- als auch innenpolitische Gründe – etwa die Bedrohung durch radikale politische Kräfte von links sowie auch von rechts –, aber auch Ulmanis' eigener politischer Ehrgeiz als Gründe angeführt. Umso verdienstvoller erscheint daher die Arbeit von Valters Ščerbinskis und Ēriks Jēkabsons, die 2012 einen umfassenden Quellenband zum Staatsstreich vom 15. Mai 1934 vorgelegt haben, mit dem es erstmals möglich sein wird, die damaligen Ereignisse genauer zu beleuchten.

Das Buch ist in zwei Abschnitte geteilt. Der erste Abschnitt umfasst einen Beitrag von Ščerbinskis über die Ursachen, den Verlauf und die Folgen des Staatsstreichs, Jēkabsons schreibt über die Reaktionen des Auslandes und Inesis Feldmanis über „Die Welle des Autoritarismus in Europa nach dem 1. Weltkrieg“. Ilgvars Butulis schließlich untersucht das ideologische Verhältnis des Ulmanis-Regimes zu den nationalen Minderheiten in Lettland und zu den politischen Entwicklungen in Europa.

Der zweite Abschnitt stellt die eigentliche Quellenedition dar. Eingeleitet wird er mit Erinnerungen von Zeugen und Teilnehmern des Staatsstreichs. Es folgen Dokumente zur Vorgeschichte und zum Verlauf der Ereignisse des 15. Mai 1934 sowie zu den Entwicklungen in den unmittelbar folgenden Tagen. Die letzten beiden Kapitel der Edition widmen sich den Reaktionen des Auslandes. Hier werden neben Berichten ausländischer Diplomaten auch Mitteilungen lettischer Diplomaten an das Rigaer Außenministerium wiedergegeben, die u.a. Zusammenfassungen der Äußerungen verschiedener europäischer Zeitungen zum Staatsstreich in Lettland liefern. Zudem enthält die Quellenedition den genauen Wortlaut der 1919 erlassenen Verordnung über den Kriegszustand in Lettland, also jener Verordnung, auf die sich Ulmanis 1934 berief, und eine vollständige Liste mit den Namen der nach dem Putsch im Konzentrationslager Libau (Liepāja) inhaftierten Personen.²

Die Edition endet mit einer Übersicht über die hier enthaltenen Dokumente, einem umfassenden Personenregister und kurzen englischsprachigen Zusammenfassungen der einleitenden Abhandlungen.

Zu den interessantesten Abschnitten des Buches zählt zweifellos der Beitrag von Valters Ščerbinskis. Zuerst analysiert er die verschiedenen Faktoren, die zum gewaltsamen Umsturz geführt haben könnten, etwa die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, Konflikte mit der

1 Egīls Zirnīs: Nācijas glābējs vai noziedznieks? [Retter der Nation oder Verbrecher], in: Sestdiena, 9. Mai 2014, S. 32-37.

2 Die offizielle Bezeichnung des Lagers lautete „Liepājas koncentrācijas nometne“ [Konzentrationslager Libau]. Das Lager bestand von Mai 1934 bis März 1935, vgl. hierzu Valters Ščerbinskis: Liepājas koncentrācijas nometne un tās režīms. 1934. gada maijs – 1935. gada marts [Konzentrationslager Liepāja und seine Ordnung. Mai 1934 – März 1935], in: Latvijas Arhīvi (2009), Nr. 1, S. 67-88.

deutschbaltischen Minderheit, die Rolle des Militärs im Staat oder auch außenpolitische Faktoren. Detailliert beschreibt Ščerbinskis, wie sich um Ulmanis ein Kreis von Verschwörern bildete, wie der Staatsstreich mit Hilfe der Armee und der paramilitärischen Aizsargi-Miliz umgesetzt wurde und wie das Regime in der Folgezeit seine Macht festigte. Dabei kommt Ščerbinskis zu dem Schluss, dass zwar mehrere Umstände zur Destabilisierung der demokratischen Staatsordnung in Lettland beitrugen, der letztlich entscheidende Faktor hingegen Ulmanis selbst gewesen sei. Dies vor allem vor dem Hintergrund, dass sich sowohl seine eigene Popularität als auch die seiner Partei, der Latviešu Zemnieku Savienība (Lettischer Bauernverband), im Sinken befunden habe.³

Daneben untersucht Ščerbinskis auch die theoretische Möglichkeit eines Putsches durch andere politische Gruppierungen. Ausführlich geht er dabei auf die lettische Sozialdemokratie und die faschistische Pērkonkrusts-Partei ein. Ščerbinskis zufolge hegten beide Parteien aber keine Putschpläne. Besonderes Interesse verdient in diesem Kontext die Feststellung des Autors, dass sich die Latviešu Zemnieku Savienība, einschließlich ihres Vorsitzenden Ulmanis, im Vorfeld des Staatsstreichs vom 15. Mai 1934 gegenüber den Anhängern der Pērkonkrusts-Partei äußerst wohlwollend verhielt. Ulmanis sah in ihr anfangs sogar einen möglichen Unterstützer für seine Pläne und zeigte sich unangenehm überrascht, als er von dieser Seite Ablehnung erfuhr. Damit kann Ščerbinskis die von einigen Historikern geäußerte Vermutung widerlegen, der Staatsstreich vom 15. Mai 1934 sei eine Präventivmaßnahme gegen den Faschismus in Lettland, d.h. vor allem gegen die Aktivitäten der Pērkonkrusts-Partei, gewesen.⁴

Leider ist die von Ščerbinskis in diesem Zusammenhang angeführte Rede Ulmanis' vom 11. Dezember 1933 in dem Quellenband nicht enthalten. Überhaupt wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Autoren der Beiträge in ihren Fußnoten angegeben hätten, welche der von ihnen verwendeten Dokumente im Band ediert wurden und auf welcher Seite diese gegebenenfalls zu finden sind. Vereinzelt lassen sich sogar unkommentierte Widersprüche zwischen den Abhandlungen und den hier abgedruckten Quellen finden. So ordnet Ščerbinskis den Journalisten und Politiker Arveds Bergs mit in den Kreis der Verschwörer ein, während Bergs in dem Tagebuchauszug, der im Quellenband enthalten ist, selbst schreibt, dass er in der Nacht zum 16. Mai von den Ereignissen überrascht worden sei.

Fehlende Verweise fallen auch in dem ansonsten sehr aufschlussreichen Beitrag von Jēkabsons über „Die Reaktionen des Auslandes auf den Staatsstreich in Lettland am 15. Mai 1934“ auf, bezieht sich doch dessen Thematik, neben jener von Ščerbinskis' Beitrag, mit am deutlichsten auf die Auswahl und Anordnung der Dokumente in der Quellenedition.

3 Diese These lässt sich durch die Hinzuziehung einer ebenfalls 2012 erschienenen Studie zur Ideologie und Propaganda des Ulmanis-Regimes erhärten. Die Autoren machen hier die Beobachtung, dass über die tatsächlichen Ursachen des Staatsstreichs in der Bevölkerung zunächst wilde Gerüchte kursierten und dass die neue Regierung es anfangs schwer hatte, zur begründen, wovor sie das Land nun eigentlich „gerettet“ habe. Vgl. Deniss Hanovs, Valdis Tēraudkalns: Laiks, Telpa, Vadonis: autoritārisma kultūra Latvijā 1934–1940 [Zeit, Raum, Führer: Autoritäre Kultur in Lettland 1934–1940], Rīga 2012, S. 33–43.

4 Vgl. hierzu u.a. die Diskussionen in: Inesis Feldmanis: Umgestaltungsprozesse im Rahmen des Ulmanis-Regimes in Lettland 1934–1940, in: Erwin Oberländer (Hrsg.): Autoritäre Regime in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1944, Paderborn u.a. 2001, S. 215–248, hier S. 221 f.

Etwas farblos nimmt sich gegenüber den anderen Beiträgen derjenige von Feldmanis aus. Der Autor fasst hier bereits bekannte Literatur zusammen und vergleicht kurz die verschiedenen europäischen Regime. Der Text ist so allgemein gehalten, dass er im Prinzip auch in jeder anderen Veröffentlichung zu einem ähnlichen Thema stehen könnte. Hier hätte es sich zumindest angeboten, das Ulmanis-Regime, auf das der Autor mit keinem Wort eingeht, in den Vergleich mit einzubeziehen.

Butulis zeigt in seinem Beitrag, wie die ideologischen Unterstützer des Ulmanis-Regimes, u.a. Margers Skujenieks, Alfreds Bērziņš, Ernests Blanks und Edvarts Virza, die von nationalistischen lettischen Kreisen erhobene Forderung nach einem „lettischen Lettland“, d.h. nach Zurückdrängung des politischen und wirtschaftlichen Einflusses der ethnischen Minderheiten, zur Legitimierung des Ulmanis-Regimes nutzten. Gleichzeitig registrierten jene Ideologen aufmerksam autoritäre Entwicklungen in anderen europäischen Ländern und sahen besonders im faschistischen Italien ein leuchtendes Vorbild. Gerade letzteres, so Butulis, stand im Widerspruch zu der von der Propaganda des Ulmanis-Regimes selbst geäußerten Behauptung, wonach das 1934 in Lettland errichtete Regime keinen Beispielen aus anderen europäischen Ländern folge. An dieser Stelle wäre ein direkter Vergleich mit der Politik anderer autoritärer Regime in Europa, namentlich mit derjenigen in Estland, Litauen und Polen, wo ähnliche Legitimationsmuster angeführt wurden, naheliegend gewesen.⁵ Dies allerdings hätte wohl den vorgesehenen Umfang des Beitrages gesprengt. Außerdem wäre es an dieser Stelle denkbar gewesen, neben den Quellen, die über die Reaktion des Auslands Aufschluss geben, dem Band auch Dokumente über die Reaktionen seitens der nationalen Minderheiten Lettlands, etwa von deutschbaltischer Seite, hinzuzufügen.

Trotz einzelner kritischer Anmerkungen bleibt festzuhalten, dass es den Herausgebern gelungen ist, eine stattliche Menge hochinteressanter und bisher wohl kaum bekannter Dokumente zum Staatsstreich in Lettland am 15. Mai 1934 zusammenzustellen, die es dem Leser ermöglichen, einen Eindruck über die politische Stimmung in Lettland im Vorfeld des Staatsstreichs und insbesondere in dessen Verlauf zu gewinnen. Damit ist der Band nicht nur die bisher umfassendste Veröffentlichung zu jenem Thema, sondern zugleich als ein nützliches Handbuch für weitere Forschungen zu bewerten.

Ron Hellfritzsch, Jena

5 Vgl. u.a. Erwin Oberländer: Die Präsidialdikaturen in Ostmitteleuropa – „Gelenkte Demokratie“?, in: Ders. (Hrsg.), *Autoritäre Regime* (wie Anm. 3), S. 3-18, hier S. 4-6.

Timo Vihavainen, Andrei N. Saharov (Hrsg.): Suomi ja Venäjä 1808–1809. Suomalais-venäläisissä historianitutkijoiden symposiumeissa Moskovassa vuonna 2007 ja Haminaassa vuonna 2009 pidetyt esitelmät [Finnland und Russland 1808–1809. Die auf den finnisch-russischen Historikersymposien in Moskau 2007 und in Hamina 2009 gehaltenen Vorträge], Helsinki 2010, 412 S.

Der hier besprochene Sammelband umfasst die zu Aufsätzen ausgearbeiteten Vorträge von zwei finnisch-russischen Historikertagungen, welche 2007 sowie 2009 stattfanden. Die erste, in Moskau ausgerichtete Tagung behandelte das Thema „1808–1809: Ein europäischer Krieg im Norden“. Das zweite Symposium wurde aus Anlass des 200-jährigen Jubiläums des

schwedisch-russischen Friedens von 1809 in Hamina (schwed.: Fredrikshamn), der Stadt des Friedensschlusses, abgehalten; seine Teilnehmer befassten sich sowohl mit der Vereinigung Finnlands mit dem Zarenreich als auch mit der Trennung Finnlands von Russland. Ebenso wie die Ausrichtung der Tagung des Jahres 2009 wurde auch der Druck des vorliegenden Bandes mit Mitteln der finnischen Regierung unterstützt.

Der Band ist entsprechend den genannten Themenstellungen in drei Teile untergliedert. Der erste Teil, der sich mit dem Krieg von 1808 und 1809 und seinen Folgen für die internationale Politik jener Zeit auseinandersetzt, wird mit einem ausführlichen Überblick von Jyrki Paaskoksi (Helsinki) über die finnische und über die schwedische Geschichtsschreibung zum schwedisch-russischen Krieg der Jahre 1808/09 eröffnet. Aus seinen Ausführungen wird ersichtlich, dass das Thema in der neueren schwedischen Forschung – ungeachtet seiner Relevanz für die schwedische Geschichte – eher stiefmütterlich behandelt wurde. In ihrem Beitrag über die sowjetische und russische Historiografie bezeichnet Irina Takala (Petrozavodsk) den Krieg von 1808/09 als eine für die russische Forschung weitgehend „unbekannte Größe“; neuere einschlägige Arbeiten russischer Historiker seien in erster Linie in Sammelwerken zur Kriegsgeschichte erschienen.

Jussi Lappalainen (Turku) beleuchtet die entscheidenden Etappen und Wendepunkte des schwedisch-russischen Krieges in einer kurzen Zusammenfassung, wobei er dabei bedauerlicherweise auf Literaturangaben verzichtet. Ali Pylkkänen (Turku) liefert im Anschluss daran eine aufschlussreiche, wenn auch etwas sparsam annotierte Analyse im Hinblick auf die Besonderheiten des finnischen Kriegsschauplatzes – d.h. hinsichtlich der topografischen und der klimatischen Gegebenheiten – und weist auch auf die besondere Lage Finnlands als eines konfessionellen Grenzlandes zwischen West und Ost hin. In seinem Überblick über die Aktivitäten der britischen Flotte in der Ostsee zwischen 1808 bis 1813 beschreibt Ilkka Seppinen (Helsinki) – leider ebenfalls ohne Anmerkungen –, in welchem Umfang Großbritannien der politischen Annäherung zwischen den einstigen Kriegsgegnern Russland und Schweden den Weg bereitete. Daran anschließend untersucht F.J. Efremov (Moskau) abermals den Kriegsverlauf, wobei er vor allem die militärische Stärke der russischen Truppen und die schweren Fehler des schwedischen Oberkommandos im Jahre 1808 als kriegsentcheidend herausstellt.

Osmo Jussila (Helsinki) beleuchtet in einem grundlegenden Beitrag sodann die Hintergründe für die Entstehung der Autonomie Finnlands im Zuge der russischen Eroberung. Dabei relativiert er einerseits – im Einklang mit seinen eigenen Forschungsarbeiten zum Thema – die Bedeutung des von März bis Juli 1809 in Porvoo (schwed.: Borgå) abgehaltenen finnischen Landtages. Er macht deutlich, dass die dort ausgesprochene Garantie der „Grundgesetze“, Rechte und Privilegien Finnlands aus russischer Sicht eine unverbindliche Absichtserklärung darstellte und in dieser Form den seit dem frühen 18. Jahrhundert angewandten Methoden der russischen Expansion im Westen folgte; es wurde als Loyalitätsbekenntnis der Stände des unterworfenen Landes verstanden, und als Loyalitätsbekenntnis der Stände des unterworfenen Landes verstanden wurde, im Austausch gegen die Zusage, dass dessen Rechte bestehen bleiben sollten. Als wegweisend für das Zustandekommen der finnischen Autonomie nennt Jussila demgegenüber einerseits das Wirken von Gustaf Mauritz Armfelt, dem ersten Vorsitzenden des „Komitees für finnische Angelegenheiten“, andererseits die Aufgeschlossenheit des russischen Staatssekretärs Michail Speranskij gegenüber der schwedischen Rechts- und Verwaltungskultur. Darüber hinaus beleuchtet er das poli-

tisch geschickte Wirken des „Komitees für finnische Angelegenheiten“ als einer zeitweiligen *de facto*-Regierung für das Großfürstentum. Schließlich erläutert er die spezielle Funktion des dem Komitee nach seiner Auflösung 1826 nachfolgenden Finnland-Staatssekretärs mit seiner – zeitweise nahezu monopolartigen – Schlüsselkompetenz in der Frage, ob russische Gesetze mit dem in Finnland geltenden Recht vereinbar seien.

Ein Beitrag von Andrej N. Sacharov (Moskau) leitet den zweiten Teil des Bandes über die Angliederung Finnlands an das Petersburger Imperium ein. Er ist mit der Überschrift „Das Jahr 1809 in der Geschichte Russlands und Finnlands (der russische Blickwinkel)“ [„Vuosi 1809 Venäjän ja Suomen historiassa (venäläinen näkökulma)“] betitelt, wartet jedoch auch mit einem – überraschend langen – Überblick über die russisch-finnischen Beziehungen vom Mittelalter bis zur Zeit Peters des Großen auf und enthält mehrere Unschärfen und Verallgemeinerungen. Das eigentliche Kernthema betreffend, konstatiert der Autor, es sei das Ziel Alexanders I. und Speranskis gewesen, in Finnland einen „konstitutionellen Musterstaat“ im Rahmen des Imperiums zu errichten. Als wesentliche Etappen für die Entstehung der finnischen Autonomie bezeichnet Sacharov zum einen den Landtag von Porvoo, zum anderen aber den Ukas über die Vereinigung des „Alten Finnland“ – der bereits 1721 bzw. 1743 russisch gewordenen südostfinnischen Gebiete – mit dem Großfürstentum, da dessen eigenständige Rechts- und Verwaltungsstruktur damit erneut bestätigt wurde.

Matti Klinge (Helsinki) beschreibt in seinem insgesamt lesenswerten – leider aber auf jegliche Anmerkungen verzichtenden – Beitrag das internationale politische Umfeld im Zeitalter Napoleons, in welchem sich die Angliederung Finnlands an das Zarenreich vollzog. In aufschlussreicher, jedoch letztlich spekulativer Form führt Klinge aus, Alexander I. könne noch im Jahre 1809 erwogen haben, Finnland bei einer eventuellen europäischen Friedensregelung als Verhandlungsmasse zu gebrauchen.

Mit seinem Artikel „Der Friede von Fredrikshamn oder der Landtag von Porvoo?“ [„Haminan rauha vai Porvoon valtiopäivät?“] legt Osmo Jussila (Helsinki) einen der wichtigsten Beiträge des gesamten Bandes vor. Er unterzieht darin die beiden „Ecksteine“ für die Entstehung der finnischen Sonderstellung im Zarenreich – die Versammlung der finnischen Stände und den schwedisch-russischen Friedensschluss – einer vergleichenden Bewertung und stellt die darauf fußenden Sichtweisen der zeitgenössischen sowie nachgeborenen finnischen und russischen Protagonisten dar. Jussila hält fest, dass die Angliederung Finnlands an Russland sowohl durch den („nach innen“ gerichteten) Landtag als auch durch den („völkerrechtlichen“) Friedensvertrag verdeutlicht und besiegelt worden sei. Die Finnen – weniger allerdings die unmittelbaren Zeitgenossen – erblickten in erster Linie im Landtag den Gründungsakt für eine russisch-finnische Personalunion auf der Grundlage des dabei bestätigten schwedischen Staats- und Verfassungsrechts. Demgegenüber hoben die russischen Staatsrechtler des 19. Jahrhunderts in erster Linie auf den Friedensvertrag von Fredrikshamn ab, den der Zar als Sieger im Krieg unterzeichnete, und bewerteten die finnische Ständeversammlung vor diesem Hintergrund als nebensächlich. Dies werde, verdeutlicht Jussila, auch vor dem Hintergrund der Eröffnungsansprache Alexanders I. von Porvoo deutlich, mittels derer der Zar den Zweck des Landtages definierte: Er beabsichtige hiermit, die dem Sieger „vom Kriegsglück zugewiesenen Rechte“ durch diejenigen zu ergänzen, welche „seinem Herzen und seinen Prinzipien näherstünden“.

Dass es an einer maßgeblichen, offiziellen Interpretation der Landtagsereignisse von russischer Seite fehlte, habe, führt Jussila aus, später andererseits das Entstehen einer dominan-

ten finnischen Interpretation ermöglicht, derzufolge sich der Zar anlässlich des Landtages verbindlich auf die Kontinuität und die Einhaltung der „Grundgesetze“ aus der Schwedenzeit verbindlich verpflichtet habe.

Auch dem Artikel Jyrki Paaskoskis (Helsinki) über die Vereinigung des „Alten Finnland“ mit dem Großfürstentum zur Jahreswende 1811/12 kommt im Kontext des vorliegenden Sammelbandes eine wichtige Bedeutung zu. Paaskoski rückt im Einklang mit früheren eigenen Forschungsarbeiten das traditionell düstere Bild von den administrativen und ökonomischen Zuständen im „Alten Finnland“ vor 1811 gerade. Er zeichnet die maßgebliche Rolle Gustaf Mauritz Armfelts, des Vorsitzenden des „Komitees für finnische Angelegenheiten“, für den Erfolg des Vereinigungsprojektes nach – eines Projektes, das von Anfang an auch von Speranskij unterstützt wurde, obgleich Armfelt diesem gegenüber abgrundtiefes Misstrauen hegte. Wie der Autor verdeutlicht, verfolgte Armfelt mit seinem Einsatz für die Vereinigung des „Alten Finnland“ mit dem Großfürstentum nicht zuletzt das Ziel, die Sonderstellung Finnlands im Zarenreich zu stärken, da die in Finnland geltende Rechts- und Verfassungsordnung in diesem Zusammenhang erneut vom Zaren bestätigt wurde.

Im Beitrag von Vadim Roginski (Moskau), der die „Vereinigung beider Finnlande“ aus russischer Sicht – bedauerlicherweise fast ohne Anmerkungen – behandelt, wird die damit verbundene, auch für die finnischen Zeitgenossen überraschende territoriale Neuordnung im Kontext der internationalen Lage untersucht. Die Vereinigung des „Alten Finnland“ mit dem Großfürstentum wird in Roginskis Beitrag als ein wesentlicher Baustein bei der gegen Napoleon gerichteten Umorientierung der russischen Politik herausgestellt.

Seppo Tiihonen (Helsinki) analysiert im Anschluss daran sehr eingehend die Frage, inwieweit die ab 1808 entstandene finnische Zentralverwaltung von russischen und schwedischen Elementen geprägt worden sei. Der Autor beschreibt das schließlich zustande gekommene Verwaltungsgefüge als ein Mischsystem, in welchem das Amt des Generalgouverneurs russischen Vorbildern gefolgt sei, der „Regierungsconseil“ bzw. Senat (so genannt ab 1816) jedoch die schwedische Kollegialtradition verkörpert habe; letztere habe das gesamte System im Ganzen stärker charakterisiert. Wie Tiihonen ausführt, erleichterte es der russischen Seite, die streng monarchische, neo-absolutistische Haltung der „alten Gustavianer“ um Armfelt der russischen Seite, die administrative Kontinuität zur Schwedenzeit zu akzeptieren.

Auf Tiihönens Beitrag folgt mit der Untersuchung von Robert Schweitzer (Lübeck) über die politische Tätigkeit und Bedeutung von Alexander Armfelt – des Sohnes von Gustaf Mauritz Armfelt –, der als langjähriger Finnland-Staatssekretär fungierte, einer der wichtigsten und ergiebigsten Artikel des gesamten Bandes. Schweitzer – dessen Ausführungen ebenso wie diejenigen des (2009 verstorbenen) John E.O. Screen (s.u.) im Unterschied zu allen anderen Beiträgen nicht auf Finnisch, sondern auf Englisch abgefasst sind – präsentiert mit seinen Darlegungen Ergebnisse aus seiner in den letzten Jahren verfolgten Forschungstätigkeit zur politischen Biografie Alexander Armfelts, der bisher zu Unrecht ein wenig im Schatten der Geschichtsschreibung zur finnischen Autonomie stand.

Überzeugend würdigt Schweitzer Alexander Armfelts Bedeutung für die Festigung von Finnlands Sonderstellung im Imperium. Armfelt sei beispielsweise als treibende Kraft für die reguläre Einberufung von finnischen Landtagen ab 1863 und für die Einführung der Mark als eigener finnischer Währung in Erscheinung eingetreten. Allerdings, hält der Autor fest, sei Armfelt in seinem Bestreben gescheitert, eine verbindliche Kodifizierung des *de facto* gegebenen politischen und rechtlichen Status von Finnland zu erwirken. Andererseits sei er

mit Erfolg den Versuchen der Petersburger Reichszentrale entgegengetreten, das finnische Staats- und Verfassungsrecht im Rahmen der Kodifikationsbemühungen für das Gesamtreich zu überprüfen – in der Ära der großen Reformen unter Alexander II. eine gewiss schwierige Gratwanderung.

Schweitzer führt aus, dass Armfelt einen fundamentalen Punkt sehr klar verstanden habe: Zu enge russisch-finnische Kontakte auf der Ebene von Politik und Verwaltung bzw. ein zu großes entsprechendes Interesse der russischen Politiker an Finnland könnten der Sonderstellung des Landes im Reich – und auch den wirtschaftlichen Vorteilen aus seiner Zugehörigkeit zu Russland – auf Dauer gefährlich werden. Finnlands Autonomie durfte demzufolge nie zu einer prinzipiellen Frage zwischen Finnen und Russen gemacht werden. Armfelt fasste diesen Sachverhalt einmal in das Bonmot, die Autonomie seines Landes gleiche dem unehelichen Verhältnis eines verheirateten Mannes, von dem alle wüssten und das allgemein toleriert werde; je weniger man aber davon spreche, um so glücklicher lebten alle Beteiligten miteinander.

Ganz im Einklang damit sei es, so Schweitzer, für die politischen und wirtschaftlichen Eliten Finnlands bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts lebensnotwendig gewesen, in kritischen Momenten für die russische Autokratie – wie nach der Niederlage im Krimkrieg oder während des polnischen Aufstandes – unbedingte Loyalität zu zeigen.

Nach den Ausführungen Schweitzers zu Alexander Armfelt befasst sich Kristiina Kalleinen (Helsinki) in aufschlussreicher Weise mit dem Wirken des langjährigen Senators Lars Gabriel v. Haartman. Gestützt auf ihre umfangreichen Forschungen zu diesem Protagonisten der finnischen Eigenständigkeit im Zarenreich, stellt die Verfasserin nicht zuletzt Haartmans Hinwirken auf eine geistige Ablösung Finnlands von Schweden heraus.

Eine informative Untersuchung von John E.O. Screen (London) über das finnische Kadettenkorps und seine wechselvolle Geschichte – jeweils im Zusammenhang mit der Politik der Petersburger Regierung gegenüber Finnland – leitet eine Reihe von Beiträgen ein, in denen die Laufbahn von Finnen im kaiserlich-russischen Dienst nachgezeichnet wird. So schildert V.N. Pleškov (St. Petersburg) die Biografie von Hauptmann Adolf Etholén und seinem Sohn Alexander, während sich Marina Vituchnovskaja (Helsinki) sehr erhellend mit dem Wirken des Generals und Staatsmannes Carl Enckell und seines Sohnes Oscar auseinandersetzt. Oskar Enckell, der Bruder des nachmaligen finnischen Außenministers, war nach einer langen Offizierskarriere im russischen Heer schließlich als Industrieller tätig. Aleksej Škvarov (Helsinki) befasst sich mit den Truppenteilen, die von Carl Gustaf Emil Mannerheim während seiner Karriere als Offizier und späterer Generalmajor der zarischen Armee kommandiert wurden. Jaana Gluschkoff (Helsinki) vermittelt schließlich einen allgemeinen Überblick über diejenigen Berufsgruppen „imperial orientierter“ Finnen, welche – wie Offiziere, technische Spezialisten und Ingenieure – im russischen Imperium Karriere machten.

Mit dem Beitrag Timo Vihavainens (Helsinki) über die finnische Historiografie zur Unabhängigkeit Finnlands wird der dritte Teil des Buches über die Loslösung des Landes von Russland eingeleitet. Die Geschichtsschreibung der Zwischenkriegszeit, so Vihavainens, sei vom „Volkskrieg“-Paradigma der siegreichen Weißen beherrscht gewesen, dem die sozialdemokratische Linke freilich entgegengesetzte, dass auch sie die Unabhängigkeit Finnlands angestrebt habe. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, so der Autor weiter, hätten sich die finnischen Historiker einen stärker „imperialen“ Blick auf die internationalen Zusammenhänge angeeignet; ab den 1950er und 1960er Jahren habe man sich die Archive anderer Länder

in nennenswertem Maße systematisch zu Nutze gemacht. Darüber hinaus sei in den 1960er und 1970er Jahren klar der politische Einfluss Präsident Kekkonens spürbar gewesen, was sich in (durchaus nicht sowjetfeindlichen) Studien zur Rolle Lenins niedergeschlagen habe. Seien die 1980er Jahre von Debatten über das Schlüsseljahr 1918 geprägt gewesen – zum Beispiel über die Intervention der Deutschen –, so erkenne man seit den 1990er Jahren die große Komplexität des gesamten Prozesses an, der schließlich zur Unabhängigkeit Finnlands führte, und zeige sich bestrebt, sich vor allzu monokausalen Blickwinkeln zu hüten. Il’ja Solomešć (Petrozavodsk) liefert einen kurzen Überblick über die russische historische Forschung zur Unabhängigkeit Finnlands. Er stellt dabei fest, die Sowjethistoriografie habe sich in erster Linie auf Lenins „Zugeständnis“ der finnischen Selbstständigkeit konzentriert; erst in der postsowjetischen Historiografie habe man begonnen, die Ablösung Finnlands von Russland in einem breiteren Zusammenhang zu sehen – etwa im Hinblick auf die Ignoranz der Provisorischen Regierung gegenüber dem Nationalitätenproblem oder im Hinblick auf die Rolle Deutschlands im Jahre 1918.

Ohto Manninen (Helsinki) behandelt in einem grundlegenden, zum Teil auf bislang kaum beachteten Quellen fußenden Artikel sodann die Einflussnahme der bolschewistischen Regierung auf die inneren Verhältnisse Finnlands zur Zeit des Bürgerkrieges. Er schildert die Instrumente sowjetischer Einmischung – in erster Linie das von Stalin begründete Komitee „zur Regelung der beiderseitigen Verhältnisse“ – und beschreibt die Entwicklung der bolschewistischen Einwirkung auf die finnischen Vorgänge. Hätten die Bolschewiki, so Manninen, den finnischen Verhältnissen gegenüber zunächst noch Zurückhaltung geübt, hätten sie später die Haltung entwickelt, man müsse der „weißen Konterrevolution“ in Finnland aktiv entgegengetreten und eine „revolutionäre Regierung“ in Finnland unterstützen: Dabei hätten sie jedoch dafür Sorge tragen müssen, nicht in einen Konflikt mit Deutschland verwickelt zu werden.

Der erkenntnisreiche Beitrag von Irina Novikova (St. Petersburg) ist der Frage gewidmet, welche Rolle Deutschland bei Finnlands Unabhängigkeit gespielt habe, bzw. welches Gewicht Finnland in den deutschen geopolitischen Vorstellungen zugekommen sei. Die Autorin führt aus, Finnland habe für die Ordnungsvorstellungen der kaiserlichen Regierung im Kriege zunächst keine erstrangige Bedeutung erlangt, vor allem nicht in den Jahren bis 1916, als man auf deutscher Seite noch Überlegungen darüber anstellte, ob ein Separatfrieden mit Russland geschlossen werden könne. Deutschland habe jedoch ab 1917, die „finnische Karte“ entschlossen gespielt – als Mittel zum Sieg über Russland. Dies lasse sich einerseits anhand der deutschen Intervention im finnischen Bürgerkrieg ersehen, die dessen Ausgang maßgeblich mitentschieden habe, andererseits anhand der Bestrebungen der Reichsregierung, eine Monarchie mit einem aus Deutschland stammenden König in Finnland zu etablieren.

Aleksandr Rapasov (St. Petersburg) beleuchtet in seinem Artikel die Moskauer Außenpolitik im Verhältnis zu Finnland während der 1920er und 1930er Jahre. Er bewertet diese als grundsätzlich widersprüchlich, da sie zum einen Lenins „Garantie der Unabhängigkeit“ hochgehalten, zum anderen aber die Ausbreitung der Weltrevolution auf den „Frontstaat Finnland“ ins Auge gefasst habe. In der Praxis hätten, erläutert Rapasov, die Sowjetdiplomaten dem finnischen Drängen auf vertragliche Absicherung in vielen nebensächlichen Kleinigkeiten entsprochen; andererseits hätten sie beispielsweise eine wesentliche Angelegenheit wie die genaue Demarkation der Grenze bis zum Jahre 1938 verschleppt. In den

folgenden Darlegungen von Aleksej Komarov (Moskau) wird das Verhalten der Sowjetunion in der Åland-Frage nachgezeichnet. Der Verfasser führt aus, dass die schließlich gefundene Lösung der Demilitarisierung den Interessen der sowjetischen Außenpolitik entsprochen habe. Wie wichtig die Åland-Inseln für das strategische Kalkül der Sowjetunion blieben, verdeutlicht der Autor vor dem Hintergrund von Überlegungen am Ende des Zweiten Weltkrieges, Åland unter sowjetische Kontrolle zu bringen oder wenigstens Militärstützpunkte auf den Inseln zu fordern.

Eine gewisse Kontinuität der sowjetischen Außenpolitik – nicht zuletzt der Außenwirtschaftspolitik – im Verhältnis zu Finnland postuliert Tat'jana Androsova (Moskau) in ihrer Darstellung der Grundkonstanten der sowjetischen Finnland-Politik: Wie sich beispielsweise anhand der sowjetischen Haltung gegenüber der finnischen Mitgliedschaft in der EFTA zeigen lasse, sei die Sowjetunion immer wieder zu Konzessionen und zur Gewährung von Spielräumen bereit gewesen, sofern die Ausrichtung der finnischen Außenpolitik den geopolitischen Grundinteressen der Sowjetunion Rechnung getragen habe. Pekka Nevalainen (Joensuu) vermittelt einen Überblick über die Emigration aus Russland nach Finnland sowie über die – numerisch weit geringere – Auswanderung aus Finnland nach Russland in den Jahren 1918 bis 1922. Aus seinen Darlegungen wird unter anderem deutlich, wie groß die Zahl der in Finnland aufgenommenen Flüchtlinge im Verhältnis zur gesamten Einwohnerzahl des Landes war. Anschaulich erläutert der Autor auch die Anpassungsschwierigkeiten in der Gesellschaft und in der Arbeitswelt, denen selbst finnisch- bzw. karelichsprachige Flüchtlinge in Finnland gegenüberstanden.

Ein Beitrag des Petersburger Forschers Nikolaj Smirnov behandelt den „finnischen Faktor“ in den Beziehungen zwischen Frankreich und seinem Kriegsalliierten Russland. Er stellt das Spannungsfeld zwischen Sympathie für die finnischen Anliegen und der Bündnisraison gegenüber der Provisorischen Regierung dar, in welchem die französische Diplomatie zu agieren hatte: Im Laufe des Jahres 1917 sei auf französischer Seite schließlich die Bereitschaft gewachsen, die finnischen Unabhängigkeitsbestrebungen zu unterstützen – dies allerdings unter dem Vorbehalt eines zuvor gewonnenen Krieges. Auf Smirnovs Ausführungen folgt die kompakte Untersuchung von Elena Dubrovskaja (Petrozavodsk) über das Verhältnis zwischen der finnischen Bevölkerung und den im Lande stationierten russischen Soldaten während des Ersten Weltkrieges. Die Autorin macht dabei anschaulich, in welchem Umfang die stark anwachsende Zahl russischer Truppen zur Entstehung von Stereotypen auf finnischer Seite und – bereits vor Revolution und Bürgerkrieg – zu Spannungen mit der einheimischen Bevölkerung führte. Ebenso verdeutlicht sie die schwierige Lage, in der sich die russischen Soldaten – nicht zuletzt die Seeleute – zwischen den Interessen der russischen Regierung und den finnischen Eigenständigkeitsbestrebungen ab Frühjahr und Sommer 1917 befanden.

Nach einem Überblick von Mikko Ylikangas (Helsinki) über finnische Flieger im Dienste der Roten Armee zwischen 1917 und 1921 behandelt Kari Ketola (Helsinki) die Stellung der russischen Sprache in Finnland vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Mit Blick auf den eigentlichen historischen Betrachtungszeitraum des vorliegenden Buches – die Zeit der Zugehörigkeit Finnlands zum Zarenreich – vermag Ketola zu erklären, warum die zumindest bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von russischer sowie teilweise auch von finnischer Seite betriebene Förderung des Russischen niemals befriedigende Resultate erbrachte: Dies habe einerseits an der seit 1808 bestehenden Trennung zwischen finnischer Verwaltung und Reichsadministration gelegen, andererseits an der Tatsache, dass während

der Autonomieperiode nur sehr wenige Russen in Finnland ansässig waren. Darüber hinaus sei 1872 das Russische nach vorheriger „Freiwilligkeit“ vor allem deshalb als Pflichtsprache für Beamte eingeführt worden, um ein Interesse der russischen Behörden an den finnischen Besonderheiten und Eigenwilligkeiten gar nicht erst zu wecken. Den Darlegungen Ketolas schließt sich ein weiterer, ausführlich annotierter und mit vielen Literaturverweisen versehener Beitrag Irina Takalas (Petrozavodsk) an, die die Stellung der finnischen Sprache in Russland vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart betrachtet – sowohl im Hinblick auf die in Nordwestrussland lebenden Finnen als auch auf die Ingermanländer und Ostkarelier. Konnte man bis zur Revolution von einer gewachsenen muttersprachlichen Identität der erwähnten Nichtrussen ausgehen – und erfuhr das Finnische wie die kleineren ostseefinnischen Sprachen in der frühen Sowjetzeit sogar eine gewisse offizielle Förderung –, schrumpfte laut Takala die muttersprachliche Kompetenz spätestens seit der Nachkriegszeit rapide. Dies betraf auch die Karelische ASSR (zeitweilig gar: Finno-Karelische SSR), wo das Finnische einen offiziellen Status innehatte.

Am Ende des Sammelbandes stehen drei Beiträge, die auf die Archivsituation und künftige Forschungsanliegen verweisen. Vasilij Christoforov (Moskau) betrachtet die Materiallage zu den Jahren 1808 und 1809 in den russischen Archiven – wobei seine Ausführungen bedauerlicherweise keine Anmerkungen enthalten. Dies trifft fast gänzlich auch auf den Artikel von Ljudmila Kolodnikova (Moskau) zu – den letzten Beitrag des Buches –, dessen Autorin unter Berücksichtigung der vorhandenen Archivbestände die bisherige Zusammenarbeit zwischen finnischen und russischen Historikern resümiert und künftige gemeinsame Forschungsperspektiven skizziert. Davor steht eine aufschlussreiche, auf der Grundlage veröffentlichter russischer Archivquellen erstellte Betrachtung der Moskauer Historikerin Tat'jana Bušueva über die Vorgeschichte des Winterkrieges ab dem Sommer 1939 – ein Thema freilich, das über den Horizont des dem gesamten Buch zu Grunde liegenden Rahmenthemas der Zugehörigkeit Finnlands zum Zarenreich hinausweist.

Unterzieht man den vorliegenden Band und seine insgesamt 36 Beiträge einer Gesamtbewertung, so lässt sich sagen, dass darin alle wesentlichen politischen und inhaltlichen Aspekte eines Jahrhunderts des finnisch-russischen Miteinanders behandelt werden. Eine ganze Reihe von Artikeln fußt auf bislang kaum beachtetem Quellenmaterial: Hier werden Ergebnisse aktueller, neuerer Forschung bzw. neue Blickwinkel der wissenschaftlichen Auseinandersetzung präsentiert – zum Beispiel in den Beiträgen Schweitzers, Jussilas, Paaskoskis, Tiihonens und Manninens. Allein sie lohnen die Lektüre des gesamten Bandes, selbst wenn andere Artikel nur sehr kurz sind, bedauerlicherweise keinerlei oder so gut wie keinen wissenschaftlichen Apparat enthalten oder ihr Gegenstand über das Rahmenthema des Buches hinausgeht. Auch einige formale Schwächen bedürfen der Erwähnung – beispielsweise die zahlreichen, nicht nachvollziehbaren Textunterstreichungen im Artikel Pykkänens oder die Tatsache, dass die im Inhaltsverzeichnis angegebenen Überschriften einiger Artikel nicht in derselben Zeile stehen wie die entsprechenden Seitenzahlen.

Ungeachtet solcher Defizite enthält der hier besprochene Sammelband freilich so viele ergiebige Beiträge, dass er im Ganzen einen wertvollen Beitrag zur Forschung darstellt. Er sei daher all denjenigen empfohlen, welche an den Voraussetzungen, den Strukturen, den Besonderheiten und den Auswirkungen der finnischen Autonomie im Zarenreich ein forschersches Interesse haben.

Frank Neseemann, Speyer

Matthias Stadelmann: Großfürst Konstantin Nikolaevič. Der persönliche Faktor und die Kultur des Wandels in der russischen Autokratie, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2012, 470 S., 52 Abb.

Der Bruder des russischen Kaisers Alexander II., Großfürst Konstantin Nikolaevič, steht wie andere Angehörige der Zarendynastie historiografisch betrachtet eher im Schatten des Thrones. Ihn aus diesem zu holen, ist das Anliegen des Erlanger Historikers Stadelmann, der sich mit der vorliegenden Arbeit an der mittelfränkischen Universität habilitiert hat. Zwar weist er in seiner *Introductio* auf die bis dato zu Person und politischer Wirksamkeit des Großfürsten vorliegenden Studien hin, charakterisiert sie aber zugleich als Produkte „einer soliden Politikgeschichte im traditionellen Sinne“ (S. 6), d.h. nicht ohne Erkenntniswert, jedoch der historischen Bedeutung der politischen Figur des Romanov-Spröbblings nicht in jeder Hinsicht angemessen. Daher verfolgt Stadelmann mit seiner Studie andere Ziele. Ausgehend von der Überzeugung, dass Geschichte von Menschen gemacht wird, rückt er den persönlichen Faktor als entscheidend für die „Kultur des Wandels“ in der Autokratie des Russländischen Reiches seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ins Zentrum seines Interesses. Er will damit den vermeintlich aus dem Blickfeld der Historiker geratenen Ansatz der individuellen Bedeutung erneuern, ohne dabei einer unkritischen Verherrlichung von „großen Männern“ und ihrem „Machtstaat“ (S. 7) zu verfallen. Der Großfürst soll daher in seiner Geschichtlichkeit beleuchtet werden, die „Handlungsmächtigkeit“ des historischen Individuums in der „Interdependenz von strukturellen Zwängen und individuellen Entfaltungsmöglichkeiten“ (S. 9) analysiert werden. Konkret geht es um die Bedeutung Konstantins in der Reformpolitik und um den Reform-Diskurs in der Phase zwischen 1850 und 1880.

Gegliedert ist die Untersuchung in fünf große Kapitel. Das erste macht den Leser mit der Person des zweitgeborenen Sohns Nikolaus I. bekannt, der der zarischen Marine vorstand und zudem in die Annalen als Statthalter in Polen in kritischer Zeit eingegangen ist. Schon mit sechs Jahren erhielt der kleine Konstantin den von Peter I. eingeführten Rang eines General-Admirals und den deutschstämmigen Kapitän zur See Friedrich Benjamin Lütke (Litke) als Erzieher. Im Weiteren werden Ausbildung und Werdegang Konstantins skizziert, dem 1855 nach dem verlorenen Krim-Krieg die Flottenleitung übertragen wurde. Dieser Akt stellte eine Novität dar und leitete einen grundlegenden Wechsel im Marine-Ressort ein. Der sowohl akademisch als auch seemännisch hervorragend geschulte Kaiserbruder führte einen neuen Führungsstil ein und nahm grundlegende Reformen des verknöcherten Verwaltungsapparates in Angriff – nicht immer zur Freude der ihrer Positionen enthobenen früheren Amtsinhaber. Qualität statt Quantität wurde zur neuen Parole, die Konstantin durch partizipative Kommunikationsformen im Ministerium, mit einem neu zusammengestellten Marinestatut und einer Bildungs- und Informationspolitik zu erreichen strebte. Die Marinezeitschrift „*Morskoj Sbornik*“ spielte dabei eine herausragende Rolle, weil sie nicht nur zur Weiterbildung der Marineangehörigen beitrug, sondern durch ihre innovativen, progressiven und weit über technische Fragen hinausreichenden Artikel zu einer der „bemerkenstwertesten Erscheinungen“ der zeitgenössischen russischen Literatur wurde, wie etwa der Literat und Kritiker Nikolaj G. Černyševskij urteilte. Andererseits stieß der General-Admiral mit vielen Modernisierungsprojekten auf Widerstände und Ablehnung, wobei auch Konstantins oft sehr arrogante, jähzornige und grobe Verhaltensweisen für Irritationen und Ablehnung sorgten. An vielen Beispielen wird dies in Stadelmanns Studie deutlich.

„Der Großfürst und die Bauernbefreiung in Russland“ lautet die Überschrift des zweiten Kapitels, in dem Konstantins entscheidender Beitrag zur Abschaffung des Leibeigenschaft-Systems analysiert und erörtert wird. Wie der Verf. anhand zahlreicher Episoden und Beobachtungen herausarbeitet, waren die Großen Reformen unter Alexander II. keine zwangsläufige Folge der verheerenden Erfahrungen im Krim-Krieg, sondern ein Ergebnis einer „auf Veränderung ausgelegten[n] Erwartungshaltung“ (S. 115), die ganz wesentlich von den konkreten Reformansätzen im Marine-Ministerium unter dem General-Admiral gespeist zur allgemeinen Aufbruchsstimmung in der Gesellschaft beigetragen hat. Weder der Kaiser noch das von ihm berufene Komitee, machen Stadelmanns Ausführungen deutlich, hätten den Impetus und den konkreten Gestaltungswillen besessen, die Bauernbefreiung auf den Weg zu bringen. Schließlich war es die „Überrumpelungstaktik“ Konstantin Nikolaevičs, die es dem Kaiser ermöglichte, sich bei der Verkündung des Emanzipationsaktes gegen alle Widerstände auf den Initiativwillen des Adels zu berufen und so die Bauernbefreiung als Konsens zwischen Thron und Gesellschaft erscheinen zu lassen. Dass der Großfürst dabei von ihm ergebenen Mitarbeitern wie Nikolaj A. Miljutin, Aleksandr V. Golovnin, aber auch dem Innenminister Landskoj unterstützt wurde, trug zu diesem Erfolg bei. Diese „antiadelige Politik“ mit all ihren Facetten im Kontext von Autokratie und aristokratischer Obstruktion herauszuarbeiten und dem Leser vor Augen zu führen, ist Stadelmann auf sehr überzeugende Weise gelungen. Daher ist seinem Fazit nur zuzustimmen, dass unter dem Einfluss seiner aufgeklärten Mitarbeiter und als Ergebnis seiner im Marineministerium betriebenen Politik Konstantin Nikolaevič „mit seinem Handeln und Auftreten nicht nur für den entscheidenden frischen Wind in der Bauernfrage gesorgt, sondern auch Grenzen tradierter politischer Kultur“ überschritten hat (S. 179).

Im dritten Kapitel sind die dynastische Stellung des Großfürsten und seine außergewöhnliche Persönlichkeit Gegenstand der Betrachtung. Sie werden als Ausgangspunkt für dessen historische Bedeutung angesehen, wobei seine augenfälligen charakterlichen Besonderheiten und seine besondere dynastische Position und Beziehung zum Kaiser im Zentrum stehen. Zur exceptionellen Erscheinung unter den Romanovs machten ihn seine Unbeherrschbarkeit, d.h. die von ihm begangenen Verletzungen „habituellem Konventionen“ der politischen Kultur der Autokratie sowie sein kaum zu bremsender Ehrgeiz, von ihm als notwendig erachtete Reformprojekte rücksichtslos durchzusetzen. Die Indolenz und Ahnungslosigkeit des gutmütigen Kaisers Alexander boten dafür oftmals die Voraussetzung. Daher hatte Konstantin wohl tatsächlich mehr Möglichkeiten, Einfluss auf die Selbstherrschaft seines Bruders auszuüben als jeder andere Großfürst vor ihm, wie Stadelmann unterstreicht. Dessen ungeachtet wurden ihm und seinen Handlungen durchaus auch Grenzen gesetzt, wenn etwa die Anweisungen Alexanders zu offenkundig missachtet und die konventionellen Umgangsformen verletzt wurden. Es machte allerdings die Besonderheit des brüderlichen Verhältnisses aus, dass es emotional sowie in seiner dienstlich-hierarchischen Dimension immer von einem tiefen gegenseitigen Vertrauen getragen wurde, das auch Konfliktsituationen und Beziehungskrisen rasch zu überwinden half. Stadelmann spricht in diesem Zusammenhang gleichzeitig von einem anspruchsvollen Verhältnis, das er mit der fast paradox erscheinenden Formel beschreibt, Konstantin habe immer dann „am selbstständigsten und wirkungsmächtigsten handeln“ können, wenn sein kaiserlicher Bruder vom Gegenteil überzeugt war (S. 292). So konnte der Großfürst zum „mächtigsten Minister“ des Zaren werden, dann aber auch wieder tief fallen.

„Das polnische Fiasko des Konstantin Nikolaevič“ ist das vierte Kapitel überschrieben. Hier wird die Zeit seiner Statthalterschaft im russischen Teilungsgebiet Polens aus der Perspektive des Großfürsten beschrieben. Kongresspolen durchlebte zu Beginn der 1860er Jahre eine schwierige Zeit wieder aufflammender Unruhen, die von den nach Ivan Paškevičs Tod amtierenden Statthaltern weder kontrolliert noch eingedämmt werden konnten. Daher sollte die Autorität eines Großfürsten den Sonderstatus Polens hervorheben, aber gleichzeitig die zu Eigenmächtigkeiten neigende polnische Verwaltung unter Aleksander Wielopolski kaiserlicher Hoheit unterstellen. Für Konstantin bot die Statthalterschaft die Gelegenheit, Herrscherfunktionen auszuüben und dabei einen Teil seiner liberalen Vorstellungen zur Anwendung kommen lassen. Er scheiterte jedoch an der Unversöhnlichkeit der Positionen von Polen und russischer Teilungsmacht. Die nach Nikolaus I. Tod von neuen Hoffnungen getragene polnische Opposition wollte sich mit Gnadenerweisen nicht abfinden, und die zarische Regierung verweigerte nach den ersten Protestaktionen und Unruhen jegliches Entgegenkommen. Dies bedeutete keine wirkliche Bereitschaft zur Versöhnung, keine Autonomierechte und anderes mehr. In St. Petersburg bestimmten zusehends mehr die nationalistischen Kräfte die öffentliche Meinung, die nicht nur jede Art von politischem Entgegenkommen in Polen als Verrat geißelten, sondern auch Konstantin selbst als Verräter und Schwächling apostrophierten. Ihm wurde der „Henker von Wilna“, General Michail N. Murav'ev, entgegengehalten, dessen blutiges Vorgehen gegen die Aufständischen in Litauen und Weißrussland als Vorbild dienen sollte.

Dem politischen Wirken Konstantins nach 1863 ist das letzte Kapitel gewidmet. Stadelmann zeichnet hier die Wiederaufnahme von Reformbemühungen des Großfürsten diesmal in seinem Amt als Vorsitzender des Staatsrates nach. Im Spannungsfeld zwischen einem vom liberalisierenden Reformkurs abgekommenen Kaiser und der konservativ, rückwärts-gewandten Politik Petr Šuvalovs versuchte Konstantin, auf die von ihm wahrgenommenen Defizite des autokratischen Regimes zu reagieren und Lösungen zu suchen. Sein Dilemma, so Stadelmann zu Recht, bestand in dem Widerspruch, einerseits die Autokratie bewahren und sie gleichzeitig reformieren zu wollen. Vorsichtige Versuche, den Staatsrat durch die Hinzuziehung von Zemstva-Vertretern zu ergänzen und so in Ansätzen die gesellschaftliche Partizipation zu erweitern, scheiterten 1881 am Thronwechsel von Alexander II. zu Alexander III. sowie an der Obstruktion von Würdenträgern und persönlichen Gegnern des Großfürsten.

In seiner Conclusio zieht der Verfasser den Schluss, dass Konstantin Nikolaevič die eher stiefmütterliche Behandlung in der bisherigen Historiografie nicht verdient habe, weil die wichtige Reformepoche des Russländischen Reiches unter Alexander II. von ihm viel maßgebender und wirkmächtiger bestimmt wurde als vom Kaiser selbst. Stadelmanns Analyse belegt diese Erkenntnisse in jeder Passage seiner Studie. In ihr gelingt es ihm auch, einerseits die komplexe Persönlichkeit des Zarensohns mit ihren vielfältigen, auch widersprüchlichen Facetten lebendig werden zu lassen und diese gleichzeitig in ihrer Wirkmächtigkeit unter den Bedingungen von Autokratie und verkrusteten Staatsstrukturen zu zeigen. Darüber hinaus liefert die Arbeit auch interessante Einblicke in die Funktionsweise und inhärenten Widersprüche des autokratischen Regierens sowie den entscheidenden Zusammenhang von Macht und Person. Wenn die Historiker wieder entdecken, was die Politikwissenschaftler schon länger wissen, dass nämlich Strukturen das eine sind, aber die Persönlichkeit der Mächtigen die Definition eines Problems und damit die Entscheidung stärker bestimmen als die der

weniger Mächtigen (Jürgen Hartmann), so hat Stadelmann dazu einen wichtigen Beitrag geleistet. Sein Buch kann man nur uneingeschränkt empfehlen. Es bereichert unsere Kenntnis der politischen Geschichte des Zarenreichs im 19. Jahrhunderts auf beachtliche Weise.

Rudolf A. Mark, Lüneburg u. Hamburg

Andreas Fülberth: Riga. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a.: Böhlau Verlag 2014, 307 S., Abb.

Nach Vilnius (2009) und Tallinn (2011) trug Riga (2014) als letzte der drei Hauptstädte der baltischen Staaten den Titel einer „Kulturhauptstadt Europas“ und gab damit dem Böhlau Verlag in Köln Anlass, nach zwei früheren Veröffentlichungen über die Hauptstädte Estlands und Litauens¹ auch der einzigen Metropole des Baltikums eine „Kleine Geschichte der Stadt“ zu widmen. Mit Andreas Fülberth, Lehrbeauftragter an der Abteilung für Osteuropäische Geschichte der Universität Kiel, gewann der Verlag dabei einen Autor, der sich bereits in anderen Veröffentlichungen sowohl als Reiseschriftsteller als auch als Fachhistoriker mit der baltischen Region beschäftigt hat.²

Fülberth teilt die Geschichte der Stadt seit ihrer vermuteten Gründung im Jahre 1201 in fünf sinnvolle Perioden ein: das „mittelalterliche Riga“ (beginnend mit frühgeschichtlichen älteren Livensiedlungen an der Stelle des späteren Riga und dem Auftreten Bischof Meinhardts ab 1184 bis zum Vorabend der Reformation in Riga ab 1521), das „Riga des 16. und 17. Jahrhunderts“ (beginnend mit der Reformation 1521 bis zum Nordischen Krieg und zur Eroberung Rigas durch Peter I. im Jahre 1710), das „Riga unter der Herrschaft der Zaren (1710–1917/18)“, das „Riga in der Zeit der unabhängigen Republik Lettland (1918–1940) sowie während des Zweiten Weltkriegs“ und schließlich die Zeit „von der Nachkriegszeit unter sowjetischer Herrschaft (1945–1991) bis zur Gegenwart in einem wieder unabhängigen Staat“ (bis 2014). Er wählt dabei ein bewusst breit gehaltenes Themenspektrum: von der Geschichte einzelner Gebäude (Kirchen, Schloss, Rathaus, Türme, Brücken usw.) und öffentlicher Orte (z.B. Häfen und Parkanlagen) und ihren Funktionen über den allmählichen Ausbau der Stadt bis hin zu einer sowjetischen Großstadt im 20. Jahrhundert; von biografischen Begebenheiten bedeutender Rigenser (z.B. der Erzbischöfe, Ratsherren, Stadthäupter und Bürgermeister) bis hin zu den Institutionen, die die Geschicke der Stadt bestimmten (Stadtrat, Gilden, Kirche, Gouvernementsverwaltung, Regierung); von Kriegen und Herrschaftswechseln bis hin zu kontinuierlichen Entwicklungen in Handel und städtischer Wirtschaft. Auch den Veränderungen in der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung, insbesondere seit Mitte des 19. Jahrhunderts, gehört sein Augenmerk. Dabei

1 Joachim Tauber, Ralph Tuchtenhagen: Vilnius. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a. 2008; Karsten Brüggemann, Ralph Tuchtenhagen: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a. 2011; weitere Stadtgeschichten in ähnlicher Ausstattung legte der Böhlau Verlag u.a. zu Hermannstadt (Sibiu, Kulturhauptstadt 2007), Fünfkirchen/Pécs (Kulturhauptstadt 2010), Maribor/Marburg an der Drau (Kulturhauptstadt 2012) und Kronstadt in Siebenbürgen (Cluj, Bewerbung Kulturhauptstadt Europas 2021) vor.

2 U.a. Andreas Fülberth: Tallinn – Riga – Kaunas. Ihr Ausbau zu modernen Hauptstädten (1920–1940), Köln u.a. 2005; ders.: Tallinn/Reval: Ein kunstgeschichtlicher Rundgang durch die Stadt am Baltischen Meer, Regensburg 2011.

wird Stadtgeschichte – anekdotisch bis strukturell – jeweils in den Kontext der Regionalgeschichte oder gesamteuropäischer Entwicklungen gestellt, sodass Fülberth insgesamt auf etwa 260 Textseiten eine umfassende und facettenreiche Einführung in die Geschichte Rigas gelingt. Den Schwerpunkt bilden dabei die Topografie, die politische Geschichte, die Architekturgeschichte und teilweise die Kulturgeschichte; größere Beachtung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, vor allem im 19. und 20. Jahrhundert, und ein Ausblick auf die Zukunftsfähigkeit der Hauptstadt eines Landes mit erheblichen demografischen Verlusten seit 1991³ bleiben Wünsche des Rezensenten.

Fülberth ergänzt seine Ausführungen durch eine Reihe von Textkästen, die eine Episode, einen Zusammenhang oder eine Forschungskontroverse vertiefend erläutern, etwa „über den Aussagewert einiger mittelalterlicher Rigaer Straßennamen“ (S. 32-34), „ein Stadtbrand und seine angeblichen Verursacher“ (S. 85), „die Rigaer Rolandsfigur“ (S. 149) oder „das Riga der Sowjetzeit als Film-Stadt“ (S. 242-243). Eine Chronologie der Stadtgeschichte (S. 271-282), ein – allerdings recht kurzer – Überblick über die bisherige „Fachliteratur zur Geschichte Rigas“ (S. 283-285)⁴ sowie ein Personen- und ein Orts-, ein Gebäude- und ein Straßenregister (mit Verweisen von deutschen Bezeichnungen auf die heute gängigen lettischsprachigen Bezeichnungen) runden den Band ab.

Sicherlich ist Fülberths Bemerkung, „dass seit Constantin Mettigs 460-seitiger ‚Geschichte der Stadt Riga‘⁵ von 1897 nicht nur auf Deutsch kein Überblickswerk ähnlichen Umfangs zur Geschichte Rigas mehr erschienen ist“ (S. 284) richtig, umso bedauerlicher bleibt aber, dass sich der Verlag nicht entschließen konnte, Lesern, die ihre Zeit einer über die durchschnittliche Reiseliteratur hinausgehenden Stadtgeschichtsdarstellung widmen, wenigstens eine Grundausstattung an weiterführenden Fußnoten anzubieten, von einer Auswahlbibliografie anstelle des oben erwähnten „Überblicks“ über die wichtigste Literatur, in der gerade einmal zwölf Titel und Zeitschriften konkret und auffindbar genannt werden, ganz zu schweigen. Besonders dort, wo Fülberth im Text auf Forschungskontroversen und Widersprüche hinweist – insbesondere gilt dies für das über nur wenige Quellen schwer erschließbare Mittelalter – fehlen dem interessierten Leser Hinweise auf die entsprechende

- 3 1989: 910 455 Einwohner, 2014 (1.7.): 701 977 Einwohner; Quelle für 1989: Latvijas statistiskās gadagrāmata [Statistisches Jahrbuch Lettlands] 1991. Rīga 1992, S. 70; Quelle für 2014: Latvijas Republikas Iekšlietu ministrijas Pilsonības un migrācijas lietu pārvalde. Latvijas iedzīvotāju skaits pašvaldībās [Verwaltung für Angelegenheiten der Staatsbürgerschaft und der Migration beim Innenministerium der Republik Lettland. Lettlands Einwohnerzahl der Kommunen, in: www.pmlp.gov.lv/lv/assets/images/statistika/iedzivotaju%20reg.statistika%2001072014/ISPV_Pasvaldibas_ie dzivotaju_skaits_pagasti.pdf, [letzter Zugriff: 1.9.2014].
- 4 Die Nennung der einzigen neueren lettischen (und insgesamt bisher umfangreichsten) Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte Rigas lässt allerdings den wichtigen zweiten Band vermissen: Feodālā Rīga [Das feudale Riga], Rīga 1978; Rīga 1860–1917, Rīga 1978; Rīga sociālisma laikmetā [Riga im Zeitalter des Sozialismus], Rīga 1980. Weitere wichtige Publikationen zur Stadtgeschichte: Benno Åbers: Rīgas vēsture [Geschichte Rigas], Rīga 1938; Wilhelm Lenz: Die Entwicklung Rigas zur Großstadt, Kitzingen a.M. 1954; Jānis Straubergs: Rīgas vēsture [Geschichte Rigas], Rīga 1954; Rīga. Apcērējumi par pilsētas vēsturi [Riga. Abhandlungen zur Stadtgeschichte], Rīga 1965; Erwin Oberländer, Kristine Wohlfart (Hrsg.): Riga. Portrait einer Vielvölkerstadt am Rande des Zarenreiches 1857–1914, Paderborn u.a. 2004; Ulrike v. Hirschhausen: Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860–1914, Göttingen 2006.
- 5 Constantin Mettig: Geschichte der Stadt Riga. Mit Absichten und Plänen, sowie Abbildungen im Text, Riga 1897.

Literatur. Das Desiderat einer modernen, aktuellen Stadtgeschichte Rigas, als einer Stadt mit Bedeutung für den gesamten Ostseeraum, die wissenschaftlichen Standards genügt, darf damit noch nicht als erfüllt gelten.

Detlef Henning, Lüneburg

Wojciech Kriegseisen: Die Protestanten in Polen-Litauen (1696–1763). Rechtliche Lage, Organisation und Beziehungen zwischen den evangelischen Glaubensgemeinschaften, Wiesbaden: Harrassowitz 2011, 350 S.

Selten genug finden Veröffentlichungen der polnischen Geschichtswissenschaft ihren Weg auf den deutschen Fachbuchmarkt. Mag dieses Urteil etwa mit dem Blick auf zeithistorische Publikationen einzuschränken sein, lässt sich in Bezug auf die Frühe Neuzeit von einer sehr weitgehenden Rezeptionsschranke polnischer Forschungssynthesen mangels Übersetzungen ins Deutsche sprechen.

Die anzuzeigende Veröffentlichung ist als Kooperation des Deutschen Historischen Instituts und unter Federführung Joachim Bahlckes mit der Jablonski-Arbeitsstelle in Stuttgart entstanden. Sie ist die leicht überarbeitete deutsche Version einer Gesamtdarstellung zur Lage der Evangelischen im Polen-Litauen der Sachsenzeit, die vor gut 15 Jahren in Warschau erschienen ist.¹

Der bedauernden Feststellung von Kriegseisens Einleitung, seit der Mitte der 1990er Jahre habe die polnische Reformationsforschung vor allem für das späte 17. und 18. Jahrhundert keine substantiellen neuen Ergebnisse hervorgebracht, kann man sich dabei anschließen. In Hinblick auf den deutschen Kontext scheint der Band Kriegseisens allerdings umso wichtiger, als in der hiesigen allgemeinen Reformationsforschung tendenziell noch gerne Gottfried Schramms mittlerweile überholtes Urteil aus dem Jahre 1965 vom faktischen Ende des polnischen Protestantismus zu Beginn des 17. Jahrhunderts rezipiert wird, trotz der auf Deutsch zugänglichen neueren Arbeiten von Edmund Kizik oder Maciej Ptaszyński einerseits und Michael G. Müller, Karin Friedrich oder Hans-Jürgen Bömelburg andererseits. Gerade angesichts von Studien der letztgenannten Autoren ist zu diskutieren, weshalb Kriegseisen in seiner Gesamtdarstellung bewusst das Königliche sowie das Herzogliche Preußen ausklammert. Impliziert dies doch unweigerlich, dass *nolens volens* ein veraltetes Bild von Preußen als einer deutschsprachig-lutherischen Enklave ohne tiefere Anbindung oder Bedeutung im Rahmen einer polnischen Nationalgeschichte, bzw. eine sehr traditionelle Konzeption von Polen-Litauen insgesamt, perpetuiert wird. Dies ist umso bedauerlicher als dass der Verfasser durchaus intensiv auf Querverbindungen und Austauschprozesse zwischen den evangelischen Gemeinschaften eingeht. So thematisiert er etwa die Beziehungen zwischen dem Herzogtum Preußen und der litauischen Brüderunität sowie den litauischen Reformierten oder den Finanzierungsmodellen der polnischen Gemeinden, die eng mit den Städten des Königlichen Preußen verknüpft waren.

¹ Ewangelicy polscy i litewscy w epoce saskiej (1696–1763). Sytuacja prawna, organizacja i stosunki międzywyznaniowe [Polnische und litauische Protestanten in der Sachsenzeit (1696–1763). Rechtliche Situation, Organisation und interkonfessionelle Beziehungen], Warszawa 1996.

Kriegseisen gliedert seinen Text in sieben Kapitel, die sich drei inhaltlichen Sinnabschnitten zuordnen lassen. Zunächst legt der Autor die Basis für seine Ausführungen mit einer Beschreibung der rechtlichen Situation, der personellen und geografischen Zusammensetzung der einzelnen evangelischen Bekenntnisse und ihrer Gemeinden sowie deren wirtschaftlicher Situation dar. In einem zweiten Schritt setzt er sich mit dem Verhältnis von Lutheranern zu den Reformierten und von Katholischer Kirche zu den Evangelischen auseinander. Im dritten Abschnitt beschäftigt sich Kriegseisen dann in zwei Kapiteln mit Adel und Protestantismus. Die methodische Ausrichtung erweist sich insgesamt als sozial- und politikgeschichtlich. An manchen Stellen hätte vielleicht die Chance ergriffen werden können, in der deutschen Überarbeitung zumindest auch originär theologiegeschichtlichen Aspekten mehr Platz einzuräumen.

Die Bedeutung von Kriegseisens Darstellung basiert nicht allein auf ihrem synthetischen Charakter, sondern zeigt sich auch in dem steten Bemühen um möglichst genaue Differenzierung. Auf diese Weise gelingt es dem Autor, teils bekannte Einzelerträge der Historiografie in einen Gesamtzusammenhang mit Erkenntnissen seiner originären Forschung zu stellen und damit eingefahrene Urteile zu revidieren. In Bezug auf die personellen und geografischen Strukturen der evangelischen Gemeinden etwa kann er nicht nur zeigen, dass es auch im 18. Jahrhundert in Großpolen noch geschlossene lutherische Siedlungszusammenhänge gab und knapp ein Drittel der Einwohner Großpolens lutherisch war oder der Brüderunität angehörte. Auch die erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte Neuansiedlung evangelischer Gemeinden in Masowien wird genauso herausgehoben wie der Umstand, dass sich auch in Litauen die Gemeinden allgemein eben nur zu einem geringeren Prozentsatz aus Adligen zusammensetzten.

Ähnliches gilt für den zusammenfassenden Überblick zur rechtlichen Situation. Hier unterstreicht Kriegseisen insbesondere die heterogenen Rechtsquellen, die die juristische Situation der Evangelischen in Polen-Litauen charakterisierten sowie den sich zunächst langsam vollziehenden Prozess, der das kanonische Recht letztlich zu einer unvoreilhaftigen Interpretationsgrundlage weltlicher Regelungen werden ließ. Es wäre sicherlich fruchtbar, solche Ergebnisse in den Kontext der seit einigen Jahren sehr aktiven deutschen Forschungsdiskussion zu Säkularisierungsprozessen zu stellen. Ein europäischer Vergleichskontext klingt dabei zumindest im Kapitel zur wirtschaftlichen Lage der evangelischen Gemeinden an. Hier bietet Kriegseisen Ansätze, die es sich auf jeden Fall zu vertiefen lohnte – nicht zuletzt in Hinblick auf die von ihm am Rande aufgebrachte komparatistische Perspektive zu den Hugenotten oder den reformierten Exulantengemeinden.

Klassische Felder der polnischen Reformationsforschung berühren demgegenüber die Überlegungen der Beziehungen unter den evangelischen Gemeinschaften sowie unter Katholiken und Evangelischen. In Bezug auf ersteres zeichnet Kriegseisen detailreich das Wechselspiel von institutioneller Annäherung auf der Ebene von Generalsynoden, dogmatischen Konflikten und der alltäglichen Kommunikation unter den Leitungen der Gemeinschaften nach. Ein ebenso differenziertes Bild ergibt sich im Anschluss auch aus seiner Analyse der katholischen Position. Hier zeigt Kriegseisen überzeugend, dass sich keine uniforme und ununterbrochene Verfolgungswelle über die Evangelischen ergoss – und dies trotz einiger einschneidender rechtlicher Verschlechterungen, polemischer Attacken der Publizistik und der immer stärker ausgreifenden Kompetenz der katholischen Kirchenstrukturen auf die evangelischen Gemeinden.

Abschließend wendet sich die Darstellung in zwei Kapiteln dem Problem von Adel und Konfession zu: Zunächst werden die Schwierigkeiten der Protestanten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschildert, ihren Anliegen im Rahmen des Sejms Gehör zu verschaffen. Einschränkend zeigt Kriegseisen zugleich die beständigen Versuche der evangelischen Eliten, nicht nur auf der Ständeversammlung, sondern auch am Königshof präsent zu bleiben sowie über hochadlige Protektion und ausländische Unterstützung (nicht nur russische und preußische, sondern auch niederländische!) die eigene Position zu verteidigen.

Problematisch erscheinen demgegenüber die weitgehenden Thesen des Schlusskapitels. Hier konstruiert der Autor die angebliche Existenz eines international vernetzten, über Standesschranken hinweg sehenden, gut ausgebildeten und intellektuell geprägten evangelischen Adels. Dieser habe sich als fortschrittliches Element und Speerspitze der Aufklärung von seinen zurückgeblieben-konservativen katholisch-sarmatischen Standesgenossen grundlegend unterschieden. Solch eine These dürfte sich leicht widerlegen lassen, wenn man nur einen genaueren analytischen Blick auf die Windmühlen des angeblich reaktionären katholischen Sarmatismus wirft, die Kriegseisen hier aufbaut, um anschließend auf sie loszureiten. Dies ist umso bedauerlicher als er hier genau solch mythisierende Konstrukte aufbietet, die er doch im Rest seiner lesenswerten Studie in Bezug auf die Evangelischen in Polen-Litauen so überzeugend dekonstruiert.

Abgerundet wird die Veröffentlichung von einem ausführlichen Personen- und Ortsverzeichnis, das den Band zu einem gut benutzbaren Grundlagenwerk macht. Alles in allem ist zu hoffen, dass diese wichtige Darstellung zur polnischen Reformationsgeschichte in ihrer souveränen deutschen Übersetzung schon möglichst viele interessierte deutsche Leser gefunden hat und finden wird.

Kolja Lichy, Gießen

Matthias Asche, Werner Buchholz u.a. (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, T. 4, Münster: Aschendorff Verlag 2012, 215 S.

Mit dem hier anzuzeigenden Heft endet innerhalb der inzwischen vielbändigen Reihe „Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung“ die vierteilige Folge zu den „baltischen Landen im konfessionellen Zeitalter“, aus der frühere Bände bereits in dieser Zeitschrift besprochen worden sind.¹ In Teil 4 werden (ähnlich wie in den vorhergehenden Teilen) Beiträge vornehmlich von Historikern und Kunsthistorikern der Universität Tübingen und lettischer und estnischer Wissenschaftseinrichtungen in Rīga und Tallinn vereinigt. Inhaltlich fehlt eine eindeutige Ausrichtung, stattdessen dient zur Abrundung des Gesamtwerkes ein Konglomerat verschiedenartiger Gegenstände und Fragestellungen, die recht unverbunden nebeneinander stehen. Zwei Themen stehen allein aufgrund ihres Umfangs im Mittelpunkt: livländische und kurländische Herrscherikonografien sowie die Darstellung der livländischen Reformation in den nationalen Historiografien Estlands und Lettlands

1 Vgl. Heinrich Wittram in Nordost-Archiv XIX (2010), S. 249-252 und 20 (2011), S. 331-334 zu den Teilen 1 und 2.

vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Der rote Faden ist – bei gutem Willen – in der wissenschaftlichen und populären sowie historischen und kunsthistorischen Rezeption der Reformation in der nachfolgenden Erinnerungskultur zu erkennen.

In dem knappen Vorwort (S. 7-14) wollen sich die drei Herausgeber (Matthias Asche, Werner Buchholz, Anton Schindling) „zu den Erträgen der Territorien-Reihe“ äußern, wie es der Untertitel ankündigt. Tatsächlich aber breiten sie nicht die zentralen Ergebnisse ihres in den einzelnen Aufsätzen der vorhergehenden Bände zusammengetragenen Stoffes aus und bewerten ihn, sondern sie begnügen sich damit, im Stil einer Einleitung nochmals ihren eigenen Ansatz gegenüber den älteren deutschbaltischen, national-estnischen und national-lettischen sowie sowjetischen Geschichtsschreibungen insgesamt etwas holzschnittartig darzulegen. Sie betonen dabei unter den Leitbegriffen der Konfessionsbildung und Konfessionalisierung die späte, erst in einem längeren Prozess vollzogene Trennung der Konfessionen und der Konfessionskulturen. Dabei übersehen sie in ihrer offenbar vorrangigen Polemik gegen die deutschbaltische „Meistererzählung“ und ihrem angeblich zur Traditionsstiftung konstruierten Stichwort von der „Einführung der Reformation“, dass die grundsätzlichen Entscheidungen für oder gegen die neue geistliche Lehre unabhängig von ihrer jeweiligen Richtung und von der Art ihrer Durchsetzung sehr früh fielen und dass sich die Parteien in Livland ebenso wie im Schwedischen Reich sehr früh gegenüberstanden, wenn auch ihre durch die Verfassungsstruktur des Landes bedingten Kräfteverhältnisse über drei Jahrzehnte hinweg noch zu keiner eindeutigen konfessionellen Klarheit führten.

Markus Gerstmeier (Tübingen) und Krista Kodres (Tallinn) erläutern (S. 15-25) eindringlich Gestalt und Programm des in der Mitte der 1690er Jahre von dem Bildschnitzer Christian Ackerman und dem Kunstmaler Ernst Wilhelm Londicer geschaffenen Hauptaltars des Revaler Domes, wobei von den Verfassern gegenüber der zentralen Verkündigung, der Feier von Christi Abendmahl und Christi Auferstehung, das allein im Monogramm König Karls XI. sichtbare Ineinanderverflochtensein der örtlichen Landesherrschaft, d.h. der schwedischen Krone und der evangelisch-lutherischen Landeskirche, allzu nachdrücklich herausgestellt wird. – Regentenlisten und Übersichten zu den höchsten geistlichen und weltlichen Amtsträgern in den baltischen Ländern 1500–1721 werden von Magnus v. Hirschheydt beige-steuert (S. 27-38).

Unter den Überschriften „Livländische Herrscherikonographie“ bzw. „Kurländische Herrscherikonographie“ (S. 39-97) werden bildliche Darstellungen der letzten Fürstbischöfe (Erzbischof Wilhelm von Riga und Bischof Magnus von Ösel und Kurland) sowie der Herzöge von Kurland aus dem Hause Kettler von dem Dynastiegründer Gotthard († 1587) bis zu Friedrich Wilhelm († 1711) im Kirchenfenster, Grabmal, Siegel, Wappen, Medaillon und in den Gemälden (in nicht begründeter und deshalb in ihrer Absicht unklarer Auswahl) beschrieben sowie deren Herkunft und Zweck soweit möglich erörtert. Die Schilderung und Interpretation der jeweiligen Objekte treten dabei zuweilen hinter der lexikonartigen Skizzierung der politischen Biografie des jeweiligen Fürsten stark zurück. Näher berührt sei hier nur die ausführlichste Darlegung, die von Markus Gerstmeier über das vom fränkischen Hohenzollern Markgraf Friedrich dem Älteren 1514/15 in der Nürnberger St. Sebalduskirche gestiftete und gefertigte „Markgrafenfenster“, auf dem der Stifter, seine (verstorbene) Gemahlin, die jagiellonische Königstochter Sofia, und ihre acht herangereiften Söhne, darunter der spätere Erzbischof Wilhelm von Riga, in Ganzkörperporträts dargestellt sind. Gerstmeier gefällt sich mehrfach in einer sachlich unzulänglichen Polemik gegen die von ihm so genann-

te kulturprotestantisch-borussische Meistererzählung, indem er merkwürdigerweise aus den im Fenster sichtbaren hohenzollernschen Traditionslinien, der Nähe zu den Habsburgern und der starken Präsenz in der Reichskirche, ohne weitere Begründung ableitet, es habe keinen durch die Reformation hervorgerufenen radikalen Bruch gegeben; die dargestellten Brüder entzögen sich einer eindeutigen konfessionellen Zuordnung. Ähnliche Bewertungsmuster verwenden Gerstmeier und der Rigaer Kunsthistoriker Ojārs Spārītis an späterer Stelle, an der sie den „deutschbaltische[n] Blick auf die Reformation: Die Glasfenster der Eckeschen Kapelle im nordöstlichen Seitenschiff des Rigaer Doms (1884)“ untersuchen (S. 163-170). Die während der Domrestaurierung von 1884 in der so genannten Eckeschen Kapelle eingearbeiteten „Reformationsfenster“ stellen zwei für die Rigaer Reformationsgeschichte zentrale Ereignisse dar: die Einräumung der freien Religionsausübung durch Ordensmeister Wolter von Plettenberg 1525 sowie die Annahme des schwedischen Königs Gustav II. Adolf als neuen Stadtherrn 1621 und seine Bestätigung der städtischen Privilegien. Die beiden Autoren erkennen in den Darstellungen nur „die bekannten Deutungsmuster des Kulturprotestantismus [...] in deutschbaltischer Reinkultur“ (S. 168), die es für sie offensichtlich, wie ihre wiederholt gebrauchten ironischen oder gar herabsetzenden Vokabeln verraten, zu überwinden gilt, ohne dabei beachten zu wollen, dass die landesherrliche Gewährung der Glaubensfreiheit im Umbruch zur Reformation bzw. nach der polnischen Gegenreformation der protestantischen Bürgerschaft Rechtssicherheit für ihren neuen Glauben gewährte und damit ihre neue religiöse und kirchliche Existenz auf eine dauerhafte Grundlage stellte. Statt die Bedeutung dieser Erinnerung herauszustellen, werden wir darüber belehrt, dass das zweite Fenster (zu 1621) „das Los der katholischen Einwohnerschaft verschweig“ (S. 168). Auf der beigegebenen Abbildung der beiden Fenster sind die Einzelheiten kaum erkennbar, so dass der Leser die Beschreibungen der Autoren nur eingeschränkt nachzuvollziehen vermag, wie überhaupt die Qualität der schwarz-weißen Abbildungen zuweilen zu wünschen übrig lässt.

Juhan Kreem, der Tallinner Stadtarchivar, liefert einen sehr konzentrierten, die wesentlichen Gesichtspunkte pointiert und treffend hervorhebenden Überblick über „die livländische Reformation im Spiegel der estnischen Geschichtswissenschaft“ (S. 99-121) von deren in der estnischen Nationalbewegung der 1860er Jahre angesiedelten Anfängen über ihre Kontinuitäten und Brüche in der ersten Estnischen Republik und der Sowjetzeit bis zur gegenwärtigen Forschungsdebatte im Zeichen von gedanklicher Offenheit und Internationalisierung. In der estnischen Historiografie vermochte die Reformation als eigenständiges Thema keine große Anziehungskraft zu entwickeln, da sie sich im Gegensatz zur hochmittelalterlichen Christianisierung und Eroberung des Landes sowie der frühneuzeitlichen Leibeigenschaft kaum in das vorherrschende nationale Narrativ einfügen ließ; größere Aufmerksamkeit erweckte sie allein durch ihre Bemühungen um Verbreitung von Schriftlichkeit und Bildung unter den Esten. – In ganz ähnlicher Weise analysiert Valda Kļava (Universität Rīga) „die livländische Reformation im Spiegel der lettischen Geschichtswissenschaft“ (S. 123-146): und zwar ihre Interpretationen von den ersten vor dem Ersten Weltkrieg erschienenen Werken zur Geschichte Lettlands und des lettischen Volkes bis hin zu den aktuellen Diskussionen der Gegenwart. Sie trägt gleichartige oder ähnliche Beobachtungen für die lettische wie Kreem für die estnische Geschichtswissenschaft vor: Die Reformationsgeschichte stellte kein eigenes Schwergewicht dar, weil sie in der vorherrschenden Sichtweise, die sich ganz und gar auf das lettische Volk konzentrierte, in erster Linie als Phänomen der deutschbaltischen

Oberschicht gedeutet und allenfalls wegen ihrer Auswirkungen auf Schriftsprache und kulturelle Bildung der Letten größere Aufmerksamkeit weckte, ohne dass dabei die religiösen Antriebe und Verhältnisse ausreichend gewürdigt und die Zusammenhänge mit den reformatorischen Entwicklungen in Deutschland und in Europa angemessen berücksichtigt worden wären. Kļava kritisiert mit unüberhörbarer Deutlichkeit, dass sich die lettische Historiografie des 20. Jahrhunderts „stark politisiert, ideologisiert und national engagiert“ zeigte und die Reformation „höchst vorurteilsvoll wahrgenommen und gedeutet“ wurde (S. 141). In der jüngeren und jüngsten Diskussion glaubt sie erste, noch schüchterne Ansätze zu einer Überwindung der bisherigen Leitlinien zu erkennen.

Der Tübinger Kunsthistoriker Sergiusz Michalski behandelt unter dem Obertitel „Hölzer wurden zu Menschen“ – ein zeitgenössisches Quellenzitat – „die reformatorischen Bilderstürme in den baltischen Landen zwischen 1524 und 1526“ (S. 147-162). Er erörtert die Bilderstürme und ihre Begleitumstände in Riga, Reval und Dorpat und die wechselnden Haltungen der damals maßgeblichen Theologen Sylvester Tegetmeier, Andreas Knopken und Melchior Hoffmann zum Ikonoklasmus; er sucht vor allem den theologischen Gehalt der bilderstürmerischen Maßnahmen im Ganzen und im Einzelnen zu erhellen, ohne jedoch Ursachen und Absichten der Vorgänge und ihre Träger überzeugend erklären zu können. Dass die bilderstürmischen Vorkommnisse „später bewusst verdrängt worden sind, weil sie dem lutherischen Charakter der Reformation zu widersprechen schienen“ (S. 160), tut freilich den letztlich sporadischen und wirkungslosen Geschehnissen, die sich in der reformatorischen Frühphase vor genauerer Klärung der in der Kirchenfrage einzuschlagenden Richtung abspielten, allzu viel Ehre an.

Der Band schließt mit einem umfangreichen „Gesamtregister“ (Personen- und Geografisches Register einschließlich ausgewählter Sachbegriffe) zu allen vier Teilen der „baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung“ (S. 173-215). Inwieweit die darin sichtbaren Bemühungen um neue Deutungen der baltischen Reformation, die in ihrer grundsätzlichen Richtung jedenfalls den Rezensenten nicht überzeugt haben, die Forschung zu stimulieren vermögen, wird die weitere Diskussion ergeben.

Klaus Neitmann, Potsdam

Thomas Lange: Zwischen Reformation und Untergang Alt-Livlands. Der Rigaer Erzbischof Wilhelm von Brandenburg im Beziehungsgeflecht der livländischen Konföderation und ihrer Nachbarländer, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2014, 2 Teilbände, 786 S.

Die umfangreiche Studie von Thomas Lange über die Politik des letzten mittelalterlichen (das Ende des livländischen Mittelalters wird in der Regel mit den ersten Jahren des Livländischen Krieges [1558–1583] verknüpft) Erzbischofs von Riga, Markgraf Wilhelm von Brandenburg-Ansbach (1498–1563, Erzbischof seit 1539), als Dissertation im Jahre 2013 verteidigt, schließt im Kontext der politischen Geschichte des mittelalterlichen Livlands eine Lücke: Handelt es sich doch um eine der wenigen Forschungen, in deren Mittelpunkt nicht der livländische Zweig des Deutschen Ordens steht, sondern sein Hauptkonkurrent auf der lokalen Ebene – der Erzbischof von Riga. Der aus dem Fürstengeschlecht stammende Markgraf Wilhelm, mit den Herrschern von Brandenburg, Polen und Preußen näher verwandt, ist zweifellos als eine Schlüsselfigur in den letzten Dekaden Livlands anzusehen.

Dennoch fehlt bis zum Erscheinen von Langes Werk eine vollständige Untersuchung über Wilhelms politische Tätigkeit. Obwohl ähnlich umfassende Arbeiten zu den ersten Jahren des Livländischen Krieges vorliegen, existiert keine Studie zu den Ereignissen, in der die Perspektive des Erzbistums mit einbezogen wird.

Der inhaltliche Teil des zweibändigen Werkes umfasst ungefähr 700 Seiten, danach folgen auf 80 Seiten Abkürzungs- und Siglenverzeichnis, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Konkordanz der Orts- und Landschaftsnamen. Das Werk ist trotz seines Umfangs nicht ausufernd, sondern gut strukturiert und in einem flüssigen Stil geschrieben. Es bietet den Lesern eine gute Übersicht über die politische Tätigkeit des Erzbischofs unter Betonung der ersten Jahre des Livländischen Krieges. Langes Arbeit beruht weitestgehend auf publizierten Quellen, denen größtenteils bislang kein tieferes Forschungsinteresse zu Teil wurde. Die unpublizierten Quellen, die Lange benutzt hat, stammen aus dem Historischen Staatsarchiv Lettlands.

Intensiv setzt sich der Autor auch mit der älteren (zumeist auf den Orden fokussierten) Geschichtsschreibung auseinander, die Wilhelm offenkundig keine positive Bedeutung beigemessen hat.

Wenn den Argumenten des Autors dennoch leider manchmal schwer zu folgen ist, liegt dies v.a. an den langen Erörterungen und Exkursen in den Fußnoten. Verkürzt hätten diese besser in den Haupttext eingebettet werden sollen. Auch lassen sich einige Irrtümer und Unsauberkeiten nachweisen: Ronneburg war im Mittelalter höchstwahrscheinlich keine Stadt (S. 36); der livländische Landtag von 1534 fand in Fellin, nicht in Wolmar statt (S. 136); Johann von der Pale war wohl Stiftsvogt von Treiden, doch gehörte er nicht gleichzeitig zum Domkapitel (S. 190 f.); während der Koadjutorenfehde von 1556 nahm der Orden am 30. Juni Wilhelm gefangen, nicht aber seinen Koadjutor (Helfer und Nachfolger) Herzog Christoph von Mecklenburg, der schon am Tag davor vom Orden verhaftet wurde (S. 209); die letzte größere Invasion der Russen vor dem Livländischen Krieg fand nicht 1481, sondern im Winter 1501/02 statt (S. 253); der Rigaer Domdekan Jakob Meck wurde spätestens 1552 Mitglied des Kapitels, nicht 1556 (S. 262); der künftige schwedische König Johan III. wurde zwei Mal (S. 292 u. 313) irrtümlich als Bruder des schwedischen Königs Gustav I. (eigentlich sein Vater) bezeichnet.

Ferner gibt es einige problematische Schreibweisen in der Orts- und Landschaftsnamenskonkordanz (S. 783-786): Brest – poln. Brześć, nicht Brzéc; Dünaburg – lett. Daugavpils, nicht Daugavapils; Dünamünde – lett. Daugavgrīva, nicht Daugavagrīva; Grobin – lett. Grobiņa, nicht Grobina; Kreutzberg – lett. Krustpils anstatt Krizberģi; Kulm – poln. Chełmno, nicht Chelm; Padis – estn. Padise, nicht Kloostri; Papendorf – lett. Rubene statt Rubenes; Pernigel – lett. Liepupe anstatt Liepupes; Schamaiten – lit. Žemaitija, nicht Žemaiten; Tarvast – estn. Tarvastu, nicht Tarvast.

Einige Unklarheiten resultieren auch aus der verwendeten Terminologie: Lange bezeichnet z.B. die so genannte Livländische Spätzeit als: „[...] im Allgemeinen recht gut erforscht“ (S. 12). Vermutlich hat er die Jahre um 1550 und den Anfang des Livländischen Krieges im Sinn, jedoch wird die Endphase der Periode spätestens mit dem Tod des livländischen Ordensmeisters Wolter von Plettenberg (1535) festgesetzt und die Jahre 1535–1555 sind kaum untersucht. Ferner spricht Lange von Landtagen, die innerhalb Livlands stattfanden, wie die Landtage des Rigaer Erzbistums (u.a. S. 40). Im Kontext Livlands wäre es sinnvoller, mit diesem Begriff nur die allgemeinen Zusammenkünfte zwischen allen livländischen

Herrschern und Ständen zu bezeichnen, die enger gehaltenen Sitzungen sollte man dagegen anders benennen (z.B. Ständetage), um Verwirrungen zu vermeiden. So sind auch Jahreszahlen nicht immer richtig wiedergegeben (S. 174 f.): 1552 trat nicht der gesamte Landtag zusammen, der das Luthertum und den Katholizismus als gleichwertig verkündete, sondern lediglich die Tagung der Livländischen Ritterschaften und die beiden Konfessionen wurden für ganz Livland erst auf dem (Gesamt-)Landtag 1554 gleichgestellt.

Am Anfang seiner Monografie beschreibt Lange kompetent das mittelalterliche Livland unter der besonderen Hervorhebung des Erzbistums Riga. Langes Aussage, dass der Orden im 16. Jahrhundert die stärkste Macht in Livland gewesen sei, jedoch seine Politik im Einklang mit der des Erzbischofs und der der anderen Bischöfe gestalten musste, kann man zustimmen. Auch der Erzbischof hätte keine Politik betreiben können, die seinen Ständen – dem Domkapitel und der Ritterschaft – entgegen gestanden hätte (S. 100). Darüber hinaus gelingt es dem Verfasser, Wilhelm in seinen jungen Jahren anschaulich zu beschreiben, und dessen Motive, nach Livland zu gehen, darzulegen. So sah Wilhelm in Livland die Möglichkeit gegeben, seine fürstliche Lebensweise fortzusetzen, wenngleich Wilhelms Ambitionen hier in Livland schwere Konflikte mit dem Orden und anderen Bischöfen nach sich zogen. U.a. die „Wieksche Fehde“, in der sich der Markgraf erfolglos bemühte, Bischof von Ösel-Wiek zu werden. Lange beschäftigt sich mit diesem Konflikt zwar nicht detailliert, doch verweist er auf die einschlägige Forschungsliteratur.

Ähnlich wie die gängige Geschichtsschreibung sieht Lange in Wilhelm seit dessen Ankunft in Livland im Jahre 1530 einen der wichtigsten Förderer der Reformation. Allerdings stellt der Autor keine Vermutungen an, wie sich Wilhelm dem Luthertum annähern konnte; vermutlich fehlen hier die direkten Quellen. Ulrich Müller, der die betreffenden Quellen ausgiebig erforscht hat, vermutet, dass Wilhelm zunächst kein Lutheraner, sondern eher eine schwankende oder eben eine pro-katholische Haltung vertrat. Wilhelm sei erst nach 1540 Protestant geworden.¹ Eine Forschungsdebatte zu diesem Thema steht noch aus.

Wilhelms Zeit als Erzbischof bis zum Beginn des Livländischen Krieges wird von Lange gut beleuchtet, wenn auch manche Fragen (z.B. die mannigfaltigen politischen Probleme in den 1540er Jahren) nur andiskutiert werden. Ausführlich wendet sich Lange der Bedeutung des Rezesses während des Wolmarer Landtags im Jahre 1546 zu (S. 161-163). Hier schlossen Orden und Erzbischof einen vorübergehenden Kompromiss, so dass der Erzbischof nach langen Bemühungen erneut neben dem Orden als Herr der Stadt Riga auftreten konnte. In langer Perspektive war der Wolmarer Rezess jedoch nützlicher für den Orden, außerdem schuf er die Voraussetzungen für einen neuen Konflikt, weil den Landesherrn von Livland ohne die Zustimmung aller anderen livländischen Stände nunmehr untersagt wurde, einen aus dem Fürstengeschlecht stammenden Koadjutor zu wählen. Genau das aber planten Wilhelm und seine Verbündete (Herzog Albrecht von Preußen, der polnische König Sigismund II. August und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg) in den 1550er Jahren. Lange vertritt die nicht überzeugende These, dass der Hauptinitiator dieser Politik nicht Wilhelms Bruder Herzog Albrecht gewesen sei, da dieser sich schon lange Zeit nicht

1 Ulrich Müller: Erzbischof Wilhelm von Riga und die Reformation in Livland 1535–1563, in: Arno Mentzel-Reuters, Klaus Neitmann (Hrsg.): Preussen und Livland im Zeichen der Reformation, Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung, Bd. 8, Osnabrück 2014, hier S. 241-343.

mehr an der livländischen Politik beteiligt habe (S. 173 f.). Unklar bliebe, wer von den drei Verbündeten der Hauptschöpfer des Plans war.

Das Abkommen zur Wahl des Koadjutors führte schließlich zum Waffenkonflikt zwischen Orden und Erzbischof – zur sog. Koadjutorfehde (1556/57), während der Wilhelm vom Orden für mehr als ein Jahr gefangen gehalten wurde. Am Ende der Fehde setzte Sigismund II. August die Freilassung des Erzbischofs durch, woraufhin in Livland der Einfluss des Königs stieg. Lange beschreibt in diesem Kontext Wilhelms Außenpolitik als zielorientiert und präzise: pro-polnisch und seit den 1550er Jahren an der Neutralisierung der aus dem Moskauer Zarenreich stammenden Gefahr ausgerichtet. Dagegen sieht der Autor die Politik des Ordens und anderer Livländer als „[...] schwankend und kurzfristig“ (S. 242) sowie „[...] orientierungslos“ an (S. 251). Ihre Ausrichtung habe dazu geführt, dass Livland nicht rechtzeitig Verbündete habe finden können.

Die ersten Jahre des Livländischen Krieges bilden den wichtigsten Untersuchungsgegenstand des Buches von Lange. Dabei stehen die Verhandlungen zwischen Livland und Polen-Litauen im Vordergrund. Lange zeigt auf, wie sich die Meinungen der Opponenten (Erzbischof Wilhelm und Ordensmeister Wilhelm von Fürstenberg) aus der Zeit der Koadjutorfehde bis Spätsommer 1559 annäherten: Beide glaubten jetzt, dass man außer von Seiten Polen-Litauens keine andere effektive Hilfe gegen Moskau erwarten könne und beide waren bereit, sich unter die Schutzherrschaft Polen-Litauens zu begeben. Dagegen fand Wilhelm mit dem neu eingesetzten Landmeister Gotthard Kettler keine gemeinsame Sprache, da dessen Forderungen weitreichender gewesen seien: So behauptet Lange, dass Kettler schon im Jahre 1559 den Zuspruch von Polen-Litauen verlangt und als Vasall von König Sigismund II. August den größeren Teil Livlands unter seine Verwaltung zu bekommen erhofft habe. Kettler wurde zum wichtigsten Kommunikationspartner mit Polen-Litauen und Wilhelm verlor an Einfluss. Dabei bewertet Lange die Person Kettler negativ, indem er ihn (im Gegensatz zu Wilhelm) nur egoistische Motive zuspricht (z.B. S. 365).

Gegenstand der Verhandlungen war die Stadt Riga als das wichtigste Handelszentrum in Livland. Riga lehnte Polen-Litauen als neue Macht ab. Lange betont, dass Kettler bereit gewesen sei, seinen Herrschaft über die Stadt an Polen-Litauen abzugeben. Dazu sei der Erzbischof aber nicht bereit gewesen, weil seine Machtbasis im Vergleich zu der des Landmeisters viel geringer war. Deshalb war für ihn der Verlust der Stadt sehr viel folgenreicher. Der Erzbischof hoffte im Gegenteil als alleiniger Herrscher, die Macht über die ganze Stadt erringen zu können. Doch Polen-Litauen war an solchen Plänen nicht interessiert, da es selbst auf die völlige Übernahme Rigas setzte. Dafür brauchte es dann doch immerhin 20 Jahre, erst 1581 kam Riga unter polnische Herrschaft.

Neben den Verhandlungen mit Polen-Litauen markiert Lange auch interessante Nebenthemen. Z.B. betont er, dass die Möglichkeiten der Livländer, aus dem Heiligen Römischen Reich Hilfe zu erhalten, viel größer gewesen seien als in der Historiografie behauptet werde. Sowohl der Orden als auch der Erzbischof hätten mindestens bis 1559 (letzterer vielleicht sogar bis 1561) auf eine solche Unterstützung gewartet. Im Reich habe die Frage der Hilfeleistung bis 1561 kursiert, bis die fehlende Bereitschaft der deutschen Fürsten für das fern liegende Livland bekannt geworden sei. Des Weiteren untersucht Lange sehr ausführlich die Beziehungen des Erzbischofs zu seinen preußischen Suffraganbischöfen: Insbesondere das Jahr 1560 steht hier im Mittelpunkt, als der Erzbischof dem katholischen Bischof von Kulm das Exkommunizieren der lutherischen Stadt Thorn verbot und auf diese Weise den

Protestantismus unterstützte. Lange urteilt, dass Wilhelm aus eigener Initiative in die preußischen Angelegenheiten eingegriffen habe, obgleich an dieser Stelle zu betonen wäre, dass der Bruder des Erzbischofs, Herzog Albrecht von Preußen, ihn zum Eingreifen ermutigte.

Als eine interessante Episode behandelt Lange den Einfluss von Herzog Magnus, des Bruders des dänischen Königs. Als der Konflikt zwischen Magnus (der Bischof von Ösel-Wiek, Kurland und Reval geworden war) und dem Landmeister Kettler im Sommer 1560 zu einem Krieg zu werden drohte, traten noch im August des Jahres Erzbischof Wilhelm und sein Koadjutor Christoph mit Erfolg vermittelnd auf. Lange betont hier wohl zu Recht die Bedeutung Wilhelms, der auf die innere Stabilität Livlands setzte. Allerdings unterschätzt Lange die Rolle von Magnus, wenn er den Standpunkt vertritt, dass nach dem Herbst 1560 „[...] Magnus zunächst keine beherrschende Rolle in Politik mehr spielte“ (S. 467). Dagegen argumentiert Andres Adamson in seiner Dissertation zu Herzog Magnus, dass die Rolle von Magnus in der livländischen Politik mindestens noch in den Jahren 1570 und 1577 bedeutend war.²

Weiterhin ist dem Verfasser zuzustimmen, dass nachdem sich der Landmeister und der Erzbischof im Herbst 1561 dem polnischen König unterwarfen, Landmeister Kettler zum Herzog von Kurland ernannt wurde und auch Erzbischof Wilhelm einen säkularen Macht-sicherung verzeichnen konnte: Das Erzbistum wurde nicht zu einem direkt untergeordneten livländischen, nunmehr polnischen Herzogtum (*Ducatus Ultradunensis*), sondern blieb als autonomes Gebiet erhalten. Außerdem erhielt der Erzbischof die Wahl, das Gebiet zu säkularisieren oder mit seiner religiösen Herrschaft zu verwalten. Der Erzbischof habe daraufhin versucht, seinen Besitz in einen säkularen protestantischen Fürstenstaat umzuwandeln. Lange vergleicht das Reformprojekt des Erzbischofs mit dem der kurländischen und preußischen Herzogtümer sowie mit dem autonomen königlichen (West-)Preußen und kommt zu dem Schluss, dass die Gründung eines autonomen Vasallenstaats möglich gewesen sei. Die Pläne des Erzbischofs seien jedoch aufgrund des Widerspruchs seiner Stände gescheitert, da diese den Verlust ihrer Privilegien gefürchtet hätten; zu Teilen sei der Versuch auch aufgrund der Reaktionen Polen-Litauens gescheitert, das keinerlei Interesse an einer größeren Autonomie des Erzbistums hatte. Die Situation habe sich durch einen Streit zwischen Wilhelm und dem Domkapitel zugespitzt, als im Jahre 1561 um die Besitzverhältnisse des Domkapitels verhandelt worden sei. Lange behauptet glaubhaft, Wilhelms Verhalten resultiere aus der durch den Krieg entstandenen wirtschaftlichen Misere, die seine Reformpläne zu Nichte machte. Andererseits ist dem Domdekan Meck ein positiveres Gewicht zuzumessen, denn sein Bemühen zielte auf den Schutz des Domkapitels ab. Wohingegen Lange die Interessen von Meck mit den persönlichen Ambitionen von Kettler gleichstellt.

Der Misserfolg des Erzbischofs wurde aber auch durch sein Alter und seinen schlechten Gesundheitszustand verursacht, er starb im Februar 1563.³ Obgleich Pläne für das Erzbistum existierten, wurde die Autonomie im Jahre 1566 aufgehoben und das Gebiet dem livländi-

2 Hertsog Magnus ja tema „Liivimaa kuningriik“ [Herzog Magnus und sein „Livländisches Königreich“], Tallinn 2009; <http://www.tlulib.ee/files/arts/93/adams32edcc1f3e3cb9aa78f60d29e91cee20.pdf>, [letzter Zugriff: 29.8.2014].

3 Hiermit sollte erwähnt werden, dass in der umfangreichen Bibliografie von Lange eine kürzlich erschienene Studie fehlt, die sich mit Wilhelms Grabplatte in Rigaer Dom beschäftigt: Markus Gerstmeier, Ojārs Sparitis: Livländische Herrscherikonographie: Die letzten Fürstbischöfe, in: Matthias Asche, Werner Buchholtz u.a. (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation

schen Herzogtum angegliedert. Wilhelms Politik hatte nicht zur gewünschten dauerhaften Autonomie des Erzbistums geführt. Es ist Lange zuzustimmen, wenn er dies mit dem im Vergleich zu Kettler engen Spielraum des Erzbischofs begründet.

Die im Schlusswort geäußerte Empfehlung, Wilhelm in der künftigen Forschung mehr Aufmerksamkeit (und auch eine positivere Wertung) zukommen zu lassen, ist zu unterstreichen. In der bisherigen Historiografie wurde die Person von Wilhelm überwiegend negativ bewertet, als die eines gescheiterten Menschen, eines Versagers, Verräters und als die einer Marionette seines Bruders. Lange hat im Gegensatz zu dieser traditionell ordenslastigen Geschichtsschreibung eine neue Perspektive aufgezeigt: Bei Lange wird Wilhelm als eine starke und selbstbewusste Persönlichkeit dargestellt, die fortschrittliche (d.h. moderne) Veränderungen durchzusetzen versuchte. Aber die herrschende, dem Mittelalter eigene Rückgewandtheit des übrigen Livlands habe seinen Ambitionen entgegen gestanden (s. besonders S. 699-706). Vermutlich werden sich nicht alle Livland-Historiker mit diesem Bild von Wilhelm bzw. von Livland in allen Aspekten einverstanden erklären können. Dass sich die Sympathie des Historikers für seinen Protagonisten durchsetzt, ist in den meisten Biografien nicht ungewöhnlich, bei Lange sind die politischen Konkurrenten des Erzbischofs (besonders Kettler und Meck) aber unverdient negativ behandelt worden.

Langes Werk stellt eine umfangreiche und sachliche Studie über die politische Tätigkeit des letzten Rigauer Erzbischofs dar. Die eingangs erwähnten Unklarheiten schmälern den Wert des Buches im Großen und Ganzen nicht. Die Studie besticht durch die Tatsache, dass Ereignisse beleuchtet werden, die in der traditionell ordenslastigen Historiografie bislang keine Aufmerksamkeit erhielten. Außerdem provoziert Lange neue Diskussionen, indem er weitere Interpretationsmöglichkeiten überzeugend darstellt. Somit erweitert das Buch das Bild der letzten Dekaden des mittelalterlichen Livlands.

Dennoch verdient die Politik des Erzbischofs Wilhelm weiter untersucht zu werden: Nach wie vor bestehen Desiderata zu innenpolitischen und in Teilen auch außenpolitischen Aktivitäten. Auch fehlen Untersuchungen zu einzelnen Aspekten von Verwaltung und Verfassung sowie von Wirtschaft,⁴ die aus der Perspektive von Mikro- und Mentalitätsgeschichte, auch der Religionswissenschaft usw. durchgeführt würden. Langes Buch motiviert dazu, der Livländischen Geschichte im 16. Jahrhundert mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Wünschenswert wäre zudem eine ähnliche (möglicherweise neutralere) Studie über Gotthard Kettler.

Madis Maasing, Tartu

und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Tl. 4, Münster, 2012, S. 39-65, hier S. 57-62.

4 Bis heute hat Klaus Neitmann zwei Aufsätze zur Verfassung und Wirtschaft veröffentlicht: Fürst und Räte vor der Herausforderung „guter Ökonomie und Haushaltung“. Aufbau und Unterhaltung der Hof- und Landesverwaltung des erzbischöflich rigischen Koadjutors Markgraf Wilhelm von Brandenburg 1529–1539, in: Gerhard Fouquet, Jan Hirschbiegel u.a. (Hrsg.): Hofwirtschaft. Ein ökonomischer Blick auf Hof und Residenz in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Ostfildern 2009, S. 77-122; Die Auswahl von Residenzorten. Methodische Bemerkungen zur spätmittelalterlichen geistlichen Residenzbildung, in: Hans-Dieter Heimann, Klaus Neitmann (Hrsg.): Spätmittelalterliche Residenzbildung in geistlichen Territorien Mittel- und Nordostdeutschlands, Göttingen 2008, S. 41-90.

Die Autoren der Abhandlungen

Prof. Dr. Karsten Brüggemann, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: karsten.bruggemann@tlu.ee

Geboren 1965 in Hamburg, studierte Geschichte und Slavistik (Dr. phil. 1999). Nach einer Gastdozentur am Narva Kolleg der Universität Tartu 2002–2005 und einem DFG-Stipendium 2006–2009 am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa in Lüneburg arbeitet er seit 2008 als Professor für estnische und allgemeine Geschichte am Historischen Institut der Universität Tallinn. Derzeit schließt er seine Habilitation zur Frage der Legitimationsstrategien russischer Herrschaft über die Ostseeprovinzen ab und bereitet gemeinsam mit Ralph Tuchtenhagen und dem IKG – Nordost-Institut in Lüneburg ein dreibändiges Handbuch zur baltischen Geschichte zur Publikation vor. Forschungsschwerpunkte: russische und sowjetische Geschichte mit Schwerpunkt auf der Vergangenheit der baltischen Staaten: Revolution und Staatsgründung 1917–1920, Kulturgeschichte des Stalinismus und der poststalinistischen UdSSR, Nationalhistoriografien, Erinnerungskulturen, Geschichte der Freizeit. Publikationen u.a.: zusammen mit Ralph Tuchtenhagen: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a. 2011; als Herausgeber zusammen mit Bradley D. Woodworth: Russland an der Ostsee: Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster, Köln u.a. 2012.

PhD Magnus Ilmjärv, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: magnus.ilmjarv@tlu.ee

Senior researcher at the Institute of History of the University of Tallinn, he graduated from the University of Tartu in 1988 and defended his PhD thesis at the University of Helsinki in 2004; from 2006–2011, Ilmjärv was the director of the Institute of History of Tallinn University. His main research-area: history and international relations of the Baltic states between the two World Wars. Main research-area: policy of the Baltic States between the two world wars, the international response to the Baltic question during the period 1941–1948, currently working on the research theme: The Baltic States, Baltic question and US. From Recognition to the Beginning of the Cold War 1922–1948. Publications a.o.: Silent Submission. Formation of Foreign Policy of Estonia, Latvia and Lithuania – Period from mid 1920-s to Annexation in 1940, in: Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Baltica Stockholmiensia, Stockholm 2004 (published in English, Estonian, Russian and will be published in Latvian); Bezmolvnaia kapituljacija. Vnešnjaja politika Estonii, Latvii i Litvy meždu dvumja vojnami i utrata nezavisimosti. Ot serediny 1920-ch godov do anneksii [Schweigende Kapitulation. Estlands, Lettlands und Litauens Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit und „Verlust“ der Unabhängigkeit. Von der Mitte der 1920er Jahre bis zur Annektierung], Moskva 2012.

PhD Aivar Jürgenson, Tallinna ülikooli Etnoloogia osakond, Narva mnt 25, 10120 Tallinn, Estland; e-mail: aivarj@tlu.ee

Geboren 1969, Studium der Geschichte und Ethnologie/Volkskunde an der Universität Tartu, 1993 Magister Artium in Geschichte und 1996 Magister Artium in Folkloristik, bis

2003 PhD-Studium der Kulturgeschichte an der Universität Tallinn, von 1995 bis 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Estnischen Nationalmuseum in Tartu, seit 1997 als Senior Researcher am Institut für Geschichte der Universität Tallinn tätig. Forschungsschwerpunkte: Estnische Diasporagemeinden in Sibirien, Süd-Amerika und im Kaukasus, Remigration nach Estland, Erinnerungen der ehemaligen Flüchtlinge/DPs, Ethnobotanik: Kulturgeschichte der Pilze. Publikationen u.a.: *Everlasting Desire for the Centre of the World: the Creation of Homeland. An Example of Siberian Estonians*, in: Ieva Garda Rozenberga, Mara Zirnite (Hrsg.): *Oral History: Migration and Local Identities*. Online proceedings of papers presented at the Conference at the University of Latvia, Riga 2011, S. 138-149.

Dr. Toomas Karjahärm, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: toomas.karjaharm@mail.ee

Geboren 1944, arbeitete nach dem Studium der Geschichte an der Universität Tartu, zwischen 1970–1975 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Geschichtsinstitut der Akademie der Wissenschaften der ESSR, 1974 folgte die Kandidatendissertation zum Thema „Der politische Kampf in Estland zu Beginn des 20. Jahrhunderts (bis 1907)“, 1975–1990 als Dozent, ab 1984 als Professor am Staatlichen Konservatorium von Tallinn tätig, 1983 Habilitation mit der Arbeit „Das estnische Bürgertum, die Zarenregierung und der Adel 1905–1917“, seit 1990 arbeitet er am Historischen Institut als wissenschaftlicher Mitarbeiter, Lehrkraft und Projektleiter. Forschungsschwerpunkte: Politische und Ideengeschichte, Sozialgeschichte und Kulturgeschichte Estlands, der baltischen Provinzen im 19.–20. Jahrhundert, Historiografie und Methodologie. Publikationen u.a.: *Unistus Euroopast [Der Traum von Europa]*, Tallinn 2003; zusammen mit Helle-Mai Luts: *Kultuurigenotsiid Eestis. Kunstnikud ja muusikud 1940–1953 [Der Kulturgenozid in Estland. Künstler und Musiker 1940–1953]*, Tallinn 2005; *Vene impeerium ja rahvuslus. Moderniseerimise strateegiad [Das Russische Imperium und die Nation und der Nationalismus. Strategien der Modernisierung]*, Tallinn 2012; 1905. aasta Eestis. Massiliikumine ja vägivald maal [Das Jahr 1905 in Estland. Massenbewegung und Gewalt auf dem Land], Tallinn 2013.

PhD Maie Pihlamägi, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: maie.pihlamagi@tlu.ee

Geboren 1950, 1975 Diplom im Fachbereich Geschichte an der Universität Tartu, 1986 PhD, 1975–1978 Leitung des Departments der Zentralarchive in Tallinn, 1978–1988 Junior Researcher, bis 1990 Senior Researcher, 1991 Leitung des Departments für Moderne Estnische Geschichte, 1992–1997 Wissenschaftliches Sekretariat am Institut für Geschichte und der Estnischen Akademie der Wissenschaften, 1997–2005 Senior Researcher und wissenschaftliches Sekretariat am Institut für Geschichte, Staatliches Forschungsinstitut, seit 2005 Senior Researcher und wissenschaftliches Sekretariat am Institut für Geschichte an der Universität Tallinn. Forschungsschwerpunkte: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Estlands im 19. und 20. Jahrhundert. Publikationen u.a.: *Eesti industrialiseerimine 1870–1940 [Industrialisierung Estlands 1870–1940]*, Tallinn 1999; *Väikeriik maailmuturul. Eesti väliskaubandus 1918–1940 [Ein kleines Land auf dem Weltmarkt: Estlands Außenhandel 1918–1940]*, Tallinn 2004.

Dr. Ulrike Plath, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: plath@tlu.ee

Studium der Geschichte, Volkskunde und Finnougristik an den Universitäten Hamburg und Tartu, 2006 Doktorandenstipendium der Universität Greifswald, Promotion an der Universität Mainz, seit 2007 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Under-und-Tuglas-Literaturzentrums der Estnischen Akademie der Wissenschaften in Tallinn, seit 2012 Stiftungsprofessur für Deutsche Kultur und Geschichte in der baltischen Region an der Universität Tallinn. Sie ist Leiterin des Estnischen Zentrums für Umweltgeschichte, Mitglied des Wissenschaftsbeirats der European Society for Environmental History, der European Association for the Study of Literature, Culture and Environment. Forschungsschwerpunkte: deutschbaltische Kultur- und Literaturgeschichte des 17. bis 19. Jahrhunderts, baltische Nahrungs- und Umweltgeschichte. Publikationen u.a.: Aistilised maastikud. Eesti talupojakultuur saksa reisijate meeltes (1750–1850) [Sinneslandschaften. Die estnische Bauernkultur in der sinnlichen Wahrnehmung deutscher Reisender (1750–1850)], in: Helen Sooväli-Sepping, Linda Kaljundi (Hrsg.): Maastik ja mälu: Eesti pärandiloome arenguhooni, Tallinn 2014, [im Druck]; Näljast ja näljapsühholoogias A.H. Tammsaare romaanis „Ma armastasin sakslast“ [Über Hunger und die Psychologie des Hungers in A.H. Tammsaares Roman „Ich liebte eine Deutsche“], in: Mirjam Hinrikus, Jaan Undusk (Hrsg.): Liebe und Soziologie: A.H. Tammsaares Roman „Ich liebte eine Deutsche“, Tallinn 2013, S. 50-71; Libertine Literatur und die Erotik der baltischen Aufklärung, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 7 (2012), S. 76-105.

Dr. Aivar Põldvee, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: aivarpoldvee@hotmail.ee

Geboren 1962, Abschluss an der Universität Tartu 1985, Promotion im Fach Geschichte 2010, Anstellungen als Lehrer für Geschichte, als höherer wissenschaftlicher Mitarbeiter im Museum von Harjumaa und als wissenschaftlicher Leiter im Estnischen Geschichtsmuseum folgten, jetzt als Senior Researcher am Institut für Geschichte an der Universität Tallinn und am Institut für estnische Sprache tätig. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der estnischen Bildung, Kultur und Sprache in der Frühen Neuzeit. Publikationen u.a.: Vanemuise süünd. Lisandusi eesti pseudomütoloogia ajaloolle [Die Geburt von Vanemuine. Ergänzungen zur Geschichte der estnischen Pseudo-Mythologie], in: Tuna 58 (2013), Nr. 1, S. 10-31; Aino Kallas: Põgenemine ajalukku ja ajaloo eest ajakirjaartikkel [Aino Kallas: Eine Flucht zu und von der Geschichte], in: Keel ja Kirjandus (2013), Nr. 8/9, S. 645-660.

Dr. Inna Põltsam-Jürjo, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: innapoltsam@hotmail.com

Geboren 1969, 2008 Promotion an der Universität Tallinn, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Institutes für Geschichte der Universität Tallinn. Forschungsschwerpunkte: Alltags- und Kulturgeschichte des mittelalterlichen Livland, Geschichte Neu-Pernaus und anderer kleinerer Städte Estlands (Mittelalter und 16. Jahrhundert). Publikationen u.a.: Pidusöögist näljahädani. Söömine-joomine keskaja Tallinnas [Vom Festmahl bis zur Hungersnot. Essen und Trinken im mittelalterlichen Tallinn/Reval], Tallinn 2013; Über die Reformation in der livländischen Kleinstadt Neu-Pernau, in: Arno Mentzel-Reuters, Klaus Neitmann (Hrsg.): Preußen und Livland im Zeichen der Reformation, Osnabrück 2014, S. 199-211; Leonid Ar-

busow als Erforscher der Kulturgeschichte Alt-Livlands, in: Ilgvars Misans, Klaus Neitmann (Hrsg.): Leonid Arbusow (1882–1951) und die Erforschung des mittelalterlichen Livland, Köln u.a. 2014, S. 135-149.

PhD Priit Raudkivi, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: priit.raudkiv@tlu.ee

Born in 1954, senior researcher at the Institute of History of Tallinn University, graduated from Tartu University in 1980, employed by the Institute of History in Tallinn since 1981, Cand.hist (PhD) 1987. Main research-area: social and political history of Old-Livonia, environmental history. Publications a.o.: Aated südames ja telliskivi pea all [Heart fulfilled with Ideals and Brick as a Pillow], in: Tuna 62 (2014), No. 2, pp 139-144; Paar seletust KAJAKu asjus [Some Comments regarding KAJAK], in: Tuna 60 (2012), No. 4, pp 141-143; and as scientific editor of the translation into Estonian by Mati Sirkel: Klaus Militzer: Saksa Ordu ajalugu [Die Geschichte des Deutschen Ordens], Tartu 2013.

PhD Väino Sirk, Tallinna ülikooli Ajaloo instituut, Rüütli 6, 10130 Tallinn, Estland; e-mail: vsirk@hotmail.ee

Geboren 1942, 1970 Abschluss des Studiums der Geschichte an der Universität Tartu, danach am Institut für Geschichte an der Estnischen Akademie der Wissenschaften und seit 2005 an der Universität Tallinn als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig, Promotion 1975. Forschungsschwerpunkte: Schul- und Bildungsgeschichte, Sozial- und Kulturgeschichte, insbesondere mit Bezug auf die geistige Elite und die Intellektuellen im 19. und 20. Jahrhundert. Publikationen u.a. zwei Monografien zur beruflichen Bildung in Estland; zusammen mit Toomas Karjahärm ein dreibändiges Werk über die Geschichte der estnischen Intelligenz 1850–1987 (1997, 2001, 2007); sowie als Autor bzw. Redakteur in den Sammelbänden: Eesti kooli ajalugu [Die Geschichte der estnischen Schule] (Bd. 1, 1989, Bd. 2, 2010); Gustav Adolfi Gümnaasium 375 [Das Gustav-Adolf-Gymnasium 375] (2006) und History of Education and Pedagogical Thought in the Baltic Countries up to 1940 (2009).

Das Thema des nächsten Heftes 2014:

**Historische Zäsur und biografische Erfahrung:
Das östliche Europa nach dem Zerfall der Imperien**

mit u.a. folgenden Beiträgen:

The academic elite at the newly created University of Latvia in the 1920s and 30s

Nach dem Imperium: Zur Entstehung (und zum Ende) des Wilnaer *sowjetoznawstwo* aus erfahrungsgeschichtlicher Perspektive

Die „Baltikumer“ – Deutsche Freikorps im Lettland des Jahres 1919 als besondere Schule der Gewalt

Evacuation without return: World War I and the Historians of the Warsaw Imperial University

Aus Petersburg nach Warschau:
Stanisława Adamowiczowa und die neue staatliche Schule für Hygiene

Gezeiten nationaler Identität: Joseph Unruh / Józef Unrug als führender Offizier der deutschen und polnischen Marine (1907–1918 bzw. 1919–1947)

Isaak Nachmann Steinberg: „Als ich Volkskommissar war“

Frauen erinnern Krieg und Revolution oder: des Bolschewiken „fanatische Augen“. Autobiografische Darstellungen von Umbruch und Aufbruch in Estland 1914–1920